This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

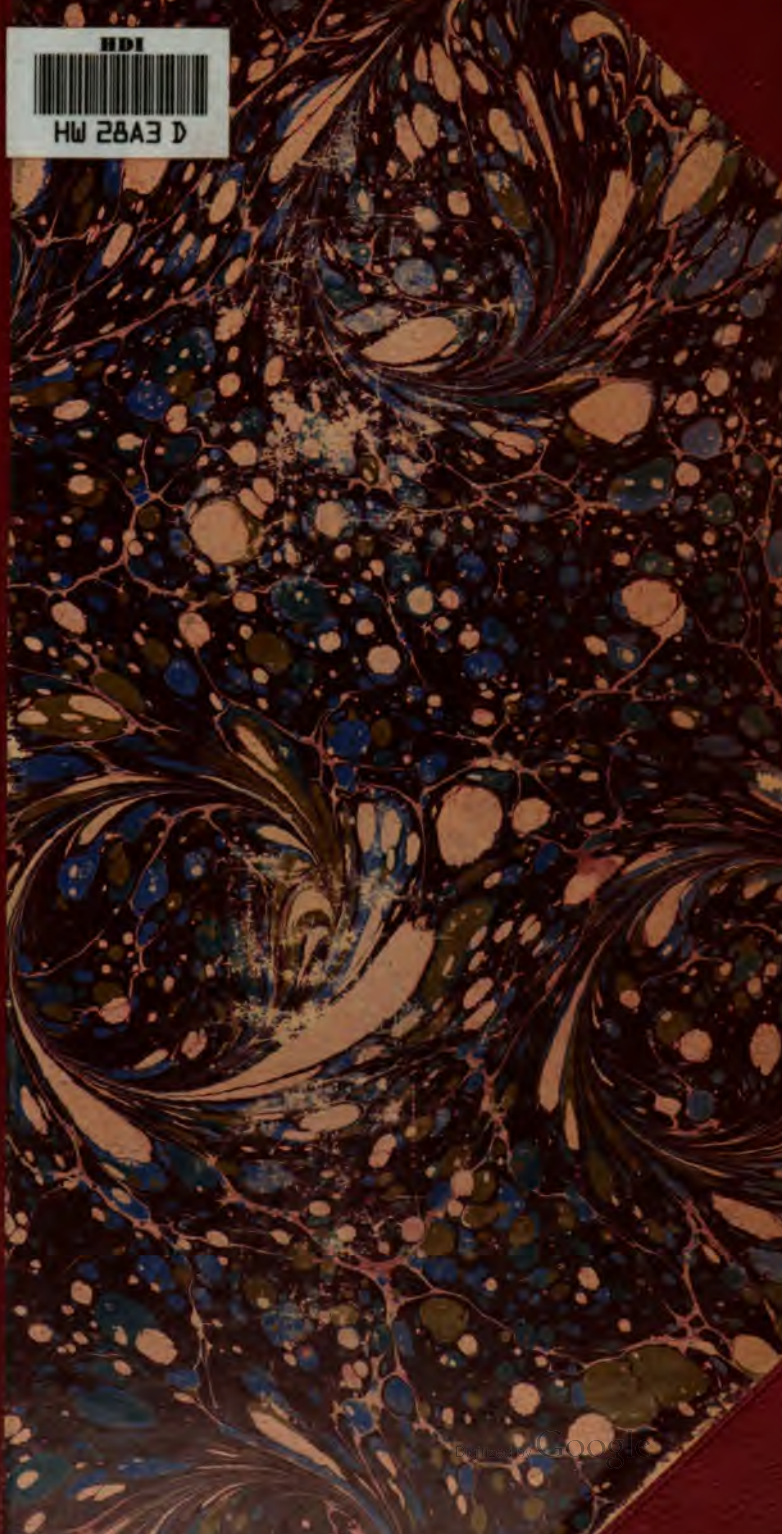
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

HDI
HW 28A3 D



Digitized by Google

~~P Gen. 457.1~~

KE794

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL

(Class of 1815)

The original fund was $20,000; of its income three quarters shall be spent for books and one quarter be added to the principal.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Fünfundfünfzigster Band.

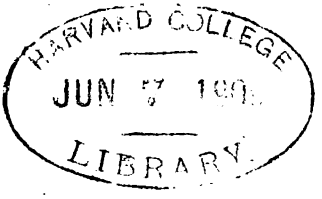
Berlin.

Verlag der Zukunft.

1906.

Digitized by Google

PGerm 457.1



Lowell fund

Digitized by Google

Inhalt.

Abschiedsbericht 169
Algesiras s. Mensur.
Amerikanisches Tagebuch 135
Anleihen, deutsche 110
Aetna, auf dem 58
Ausstellung s. Jahrhundert.
Babel und Balder 402
Bang, Hermann 298
Berliner Sezession 332
Besserwisser s. Doktor.
Bismarckdenkmal, das hamburger . 381
Bodenkredit 421
Böhmen s. Hofmusik.
Brachmond 427
Briefe von Ibsen 425
Briefe 183, 452
Briefe, drei 73
Briefformeln s. Briefe 73.
Budde s. Briefe 192.
Bülow s. Marginalien s. a. Praestigia.
Byzantine, The Empire I s. Notizbuch 270.
Chinese, der 208
Courtisanen 67
Curie 282
Danae 257
Deimling s. Halali s. a. Wien-Kubub.
Der Große 28
Deutsch-österreichischer Wirthschaftbund 449
Doktor Besserwisser 478
Dreibund s. Brachmond s. a. Marginalien.
Du und ich 448
Duma s. Gossudarstwennaja.
Dialog vom Marsyas 202
Enttäuschung, erste 302
Ethische Grundfragen 294
Eulenburg s. Marginalien.
Exaudi 271
Exportprämien 264
Fiorenza s. Briefe 75.
Fragmente 100
Germanische Kultur s. Vorposten.
Glück, das, des Schaffenden 243
Gossudarstwennaja Duma 233
Goethe auf dem Vesuv 104
Grundfragen s. Ethische.
Halali 387
Heimarbeiterschutz 329
s. a. Notizbuch 497.
Heine-Denkmal s. Briefe 183.
Hennig s. Notizbuch 267.
Hofmusik in Böhmen 176
von Holstein 455
s. a. Marginalien.
Humberts Tagebuch 95
Jahrhundert-Ausstellung 88
Japan s. Totenfeier.
Ibsen 309
s. a. Briefe von Ibsen.
Ibsen und Nietzsche 490

Digitized by Google

Jüdische Mystik, die 439
Kautschuk 305
Konfirmation 55
Kubub s. Wien-Kubub.
Lebensbrot 41
Liebe s. Stadien.
Mahnspruch 382
Marginalien 121
Marsyas s. Dialog.
Mensur, die 79
Moritz und Rina 1
Moskauer künstlerisches Theater s. Theater 114, 223.
Murri, der Fall 161
Mystik s. Jüdische.
Nachtasyl s. Theater 223.
Nationalität 17
Nervenleben und Weltanschauung . 361
Nietzsche s. Ibsen und Nietzsche.
Notizbuch 267, 495
„Onkel Wanja" s. Theater 223.
Opernhaus, das neue 77
Page, der 489
Partiturschrift, eine neue 207
Petroleum 37
Praestigia 193
Prospekte 157
Reichstag s. Brachmond.
Reinlichkeit oder Sittlichkeit 367
Renaissance, lateinische 383
Rokoko 27
Rußland in Noth 492
Salpeter 146
San Franzisko s. Briefe 187.
Scheherzads erste Geschichte 407
Schweninger s. Abschiedsbericht.
Schule, die, ohne Gott 341
Schulgesetz s. Briefe 185.
Selbstanzeigen . . . 151, 261, 378, 419
Sezession s. Berliner.
Sittlichkeit s. Reinlichkeit.
Spencers Autobiographie 286
Stadien, die, der Liebe 213
Stadtanleihen 343
Sternburg s. Marginalien.
Steuern s. Exaudi.
Streit, der, um die Volksschule . . . 50
Südwestafrika s. Wien-Kubub s. a. Halali s. a. Notizbuch 268.
Terrasse, auf der 219
Theater 114, 223
Totenfeier in Japan 129
Ultimo 467
Verse 72, 154
Versicherung 180
Volksfeind s. Theater 223.
Volksschule s. Streit.
Vorposten, ein, germanischer Kultur 220
Weltanschauung s. Nervenleben.
Wien-Kubub 347
Wirthschaftbund s. Deutsch-österreichischer.
Wissmann s. Briefe 452

Digitized by Google

Berlin, den 7. April 1906.

Moritz und Rina.

Kressin, am Bismarcktag 1906.

My prophetic soul!

Indem ich Dieses niederschreibe, sehe ich in my mind's eye den unverlierbaren Booth. Der mich sogar mit dem paulheysisch kandirten Vornamen Edwin ausgesöhnt hat. Den letzten Hamlet; und eigentlich auch den ersten. Die anderen hatten, wenns hoch kam (Rossi, mit Respekt zu vermelden), den Dämon im Leib und den Dampf der Hölle um sich. Himmelsdüfte und Sphärenmusik brachte nur dieser fabelhafte Amerikaner in Gertrudchens Spelunkenpalais. Hattest Dich, als er am Thron hockte, nicht schlecht über seinen verrunzelten Hals, der an Tante Melle erinnere, moquirt, aber die standesherrliche Speiseanstalt gleich geschlossen, als er die Augen aufthat. Augen vom Umfang besserer Dessertteller. Und der Ausdruck! Augen, denen Unsereins zutrauen konnte, daß sie Geister sehen. Dabei glaubwürdiger Kronprinz. Wir planschten in Wonne. Und das prophetic soul ist mir seitdem im Ohr geblieben. Heute kann ichs verwenden. Leider. Im Januar hoffte ich noch und fuhr fast aus der Jacke, als Euer Liebden, nach den fünf mit gräulicher Einkauferei verläpperten Tagen (nicht eine Stunde länger war Herr Adolf ja in der einst so geliebten Hauptstadt zu halten), auf dem Stettiner Bahnhof so zuversichtlich grinsten. Hast Recht gehabt; und die Schwester war wieder mal das gute alte Schaf ohne Schimmer von Ahnung. Suche Dir unter den Sechzehn von Jesaia bis Maleachi Einen aus: ich will Dich, um die Sünde abzubüßen, hinfüro so nennen. Klingt zu jüdisch? Blech. Israel jetzt ja très bien vu; wird auf Wunsch so-

Digitized by Google

gar, wenn das nöthige Kleingeld vorhanden, geadelt und zum Frühstück befohlen (was Dein Schwager ganz in der Ordnung findet). „Richte mich, Gott, und führe meine Sache wider das unheilige Volk und errette mich von den falschen und bösen Leuten!" Daß man am Sonntag Judika den dreiundvierzigsten Psalm lesen soll, weiß der Herr Atheiste natürlich nicht mehr. Mir begann der Morgen damit. Dann, wie sichs gehört, das achte Kapitel Johannis. Da packte michs. „So ich Euch aber die Wahrheit sage: warum glaubet Ihr mir nicht?" Begreifst, warum Deiner gedachte und stempelfrei in den Rang der großen Propheten erhob. Womit nicht gesagt sein soll, daß sonst vergessen worden wärest. Am ersten April! Mieze hat (zum unwiderruflich letzten Mal, wie es donnemals auf den Theaterzetteln hieß) schon die Eroika gespielt, mit mehr Wärme, schien mir, als sonst; und die weißen Kapseln leuchten aus dem Eis. Wie könnt' ich Dein vergessen! Zwanzigmal (mindestens) haben wir den Tag zusammen erlebt. Im Geist ja auch heute. Obs am Morgen hier Bibel, bei Dir Reisebriefe an Johanna, zu Mittag in der Hansabeletage Forster, hier Maibowle gab, macht für andächtige Herzen keinen Unterschied. Selbst Miezens Vater (der sich an diesem Tag überhaupt etwas manierlicher zu betragen pflegt) sprach bei Tisch viel von Dir. Und ich sah Dich, wie der Däne seinen Papa. Ein Bischen zu heiter. Mit einer Triumphatormiene, die, trotz langer Uebung, schlecht zu Gesicht steht. Hast auf der ganzen Linie Recht behalten. Zugegeben. Verdient eine Greisin, die außer den Resten ihrer Hoffnunglosigkeit bald nichts mehr haben wird, deshalb wirklich aber nur Hohn? Schließlich ist sie nach Lotka Dir doch auf Erden die Nächste: sollte es wenigstens sein. Hat in all dem Jammer den Rosinenlosen gebacken, das Osterlämmlein de rigueur ausgesucht und wird, wenn der Himmel gnädig ist, auch für Palmenkätzchen und Stechginster sorgen. Jeder hat seine Meriten, Vielgeliebter. Zwei Kinder anständig großzukriegen, ist, mit solchem Ehegefährten, keine Kleinigkeit. Alle Achtung vor Kassandra; aber ihre Napfkuchen hätten gewiß immer einen dicken Wasserstreifen gehabt.

Die Sonne scheint noch und die Glocke läutet zum Heulen schön. Konfirmandenstunde. Am Liebsten liefe ich hin und hörte das kleine Dorfvolk die heiligen Sätze aufsagen. Was hat man denn sonst? Die letzten Wochen waren bitterbös. Schnee, Sturm und Schmutz in lieblicher Abwechselung. Mit der Rumpelkutsche gar nicht durchzukommen. Also immer im Bau; und eingekachelt, was das Zeug hielt. Von den Hausgenossen nach Neune. Er gichtisch und doch wie ein wüthendes Lama, wenn kein Rothspohn auf dem Tisch; an schmerzfreien Tagen mit Ironie aus dem billigen Laden vollgestopft und selig, der durch brüderliche Verblendung in seinen Dunstkreis Gerathenen die Rechen-

Digitized by Google

fehler ihrer Landpommeranzenpolitik unter die Nase zu reiben. Kannst Dir ungefähr vorstellen, daß er mir keine Kotillontour ersparte. Und keinen Orden. Der neue Adel: „So mußte es kommen." Bethmann-Hollweg: „Weiße Salbe; das Einwickelpapier aus einem Philosophentraktätchen; nicht so unausstehlich wie Bülows Latwergen, aber kein Heilmittel gegen unseren Jammer." Reichs- und Landtag einfach zum Speien. Neue Männer neue Nieten. Und Algesiras! Wollte sich nimmer erschöpfen und leeren; so daß ich aufathmete, wenn das Zipperlein ihn still machte. Nie lange (leider?); auch die Steuerpläne und Kolonialgeschichten setzten das Zünglein in nette Bewegung. Sein Ideal jetzt Eduard von Baccarabien. Mehr wohl nicht nöthig. Und das Ziel seiner Sehnsucht, trotz dem Jungen: Krieg. „Das Einzige, was uns noch retten kann, selbst wenn schief geht; deshalb alles Kleinvieh natürlich für Frieden." So sah mein Winterfutter aus. Das Mädel kaum noch mit einem Fuß bei Muttern. Braut im Superlativ. Verweint, wenn die Epistel des Unvergleichlichen ausblieb, und im Normalzustand mit Fieberflecken unter viel zu dunklen Pupillen. Die rührendste Mühe, Unbefangenheit, Zärtlichkeit, Theilnahme am Häuslichen zu heucheln; für halbwegs vernünftige Aussprache aber nicht zu brauchen. Hohe Zeit, daß die Aussteuer fertig wird und der Marinemann das Aufgebot bestellt. Schleifte sie, wenn das Wetter irgend erlaubte, ins Freie. Russengaloschen, das Aelteste aus dem Kleiderspind: und in Reihen links schwenkt! Manchmal lohnte sichs; einem Bauernherzen wenigstens, nicht einem Weltstadtgourmet. Sahst anderthalb Ewigkeiten ja nicht die Erde aus dem Schlaf erwachen. Die paar kümmerlichen Krokus in Eurem Vorgärtchen machen noch keinen Frühling. Hier haben wir mehr Himmelsschlüssel als Petrus vor dem Großreinmachen an seinem Ring und, nicht ohne Nachhilfe freilich, eine Tulpenpracht, daß die Herrschaften in Budapest all ihre hochverrätherischen Nationalgefühle damit aufdonnern könnten. Ueberall weite Flächen. Wochen lang weiß wie frische Wäsche; und die grünen Spitzen wie Bändchen am Brautschatz. Die Schneeglocken hatten schon lange gebimmelt, so laut, daß die Hyazinthen neugierig wurden und den Kopf aus der kalten Decke reckten. Auch die Mätze fürchteten keine Heiserkeit und piepten durchs dichteste Gestöber dem Schöpfer ihren dankbaren Morgengruß. Nach und nach kam dann Alles. Sogar ein Stockwerk höher die ersten Triebe. Nur der Lenz Allerhöchstselbst wollte sich nicht zeigen; fand das Abenteuer zu riskant und blieb fern. Heute hat er uns endlich den ersten Blick gegönnt. Judika, Bismarcktag und Sonnenschein. Wer Das in der Heimath haben kann und neben der Puppenallee im Stuckpalazzo kleben bleibt, ist ein Herr, der in die Welt paßt.

Digitized by Google

Die nun ja wieder wolkenlos ist. Kein barometrisches Minimum mehr in der Kanalgegend. Was ich in den letzten Tagen gelesen habe, geht über die Hutschnur. Erfolg unserer Diplomatie. Anerkennung der Weltmachtstellung. Am Ziel der Wünsche. In einem berliner Blatt, das Patzke vorhin auf den Kaffeetisch legte, sogar, der „Altreichskanzler" (wenn ich das Wort höre, ist mir, als krabbelte eine Spinne über den Rücken) würde mit seinem Schüler in der Wilhelmstraße zufrieden sein. Hast Du Worte? Heute so was zu drucken! Auch wer nicht so nah war wie wir, müßte doch ahnen, wie Der dreinführe. Ueberhaupt: Schüler! Als Bismarck weggeschickt wurde, war Bülow bis nach Bukarest gekommen. Während des Berliner Kongresses und der Bulgarengeschichte hat er in die großen Sachen ja wohl hineingerochen; aber nur aus dem Souterrain. Schüler genau so wie Jeder, der damals irgendwo mitlief. Ob die Leute denn selbst glauben, was sie schreiben, oder einfach ins Blaue losquatschen? Verekeln Einem Alles. Geburtstagsartikel über den Einzigen ganz nett; kriegt aber auch der Jetzige seine Sauce mit Lorber, dann wünsche ich gesegnete Mahlzeit. Habe mich seit Januar ja nicht mehr abgeängstigt. Dafür hatten meine beiden Männer (wie der Junge, dieser Frechdachs, zu sagen pflegt) gesorgt. Der Eine: „Fauler Zauber!" Der Andere: „Kein Gedanke an ernsten Konflikt!" Mußte es schließlich glauben. Keine Furcht also; aber was man altmodisch Scham nannte. Nach den Zeitungen jeden dritten Tag anzunehmen, nun müsse es zum Klappen kommen. Kam aber nicht. „Dank der maßvollen und selbstlosen Versöhnlichkeit unserer Politik". Kinder! Als wir Drei nach 70 im Elsaß herumturnten, hätten wirs nicht gedacht; nicht für möglich gehalten, daß dieses zerfetzte Frankreich so bald wieder obenauf sein würde. Jetzt mit England, Rußland, Italien, Spanien intim und selbst von den Yankees verhätschelt. Alle gegen uns. Daß wir in Marokko nichts erreicht haben, mag hingehen (verstehe nichts davon und mache mir nichts draus); wäre unser Jammer nur nicht so lange bengalisch beleuchtet worden! Elf Wochen; schleierhaft, was eigentlich in der ganzen Zeit getrieben. Auf die Russen hatte wenigstens sicher gerechnet. Der Herr Witte wie ein gentilhomme behandelt. Polarstern und so weiter. Keine Spur; der ganze Einsatz auf die Trikolore. Obendrein noch ungezogen. Müssen wirs uns gefallen lassen? Müssen, sagt der Landwehrmajor; ihnen sogar noch einen Haufen Geld pumpen. Da schnappts für mich; nicht eine halbe Reichsmark. Und den geehrten Italienern dann zeigen, was 'ne Harke ist. Deren Benehmen, trotz Minghetti-Camporeale, wohl das tollste; auch bei Euch vermuthlich die bitterste Ueberraschung. Sind wir so weit, daß dagegen nichts zu machen, dann sollten wir uns nach Mauslöchern umsehen.

Digitized by Google

Oesterreich ist ein schlechter Trost. „Giebts ja gar nicht, Kaiserliche Hoheit.“ Die edlen Ungarn sind nicht zu halten; und was die Gesellschaft in Böhmen, in der Polakei und Slovakei für uns übrig hat, trägt Tutchens Bodenkatze auf dem Schwanz weg. Je viens d'en prendre. Die Mobilmachung könnte da luftig werden. Lieber solo als mit so unsicheren Kantonisten im Quartier.

Kuno hat wieder mal den Kreis beglückt. Kurz war der Schmerz. Hier nur ein Frühstück: dann saßen wir erst recht im Dunkel. Seit Hausorden natürlich auf höchster Höhe. Um so nöthiger, weil jetzt in Luftschiffahrt arbeitet. Nur Lebaudy (dessen lenkbarer Ballon nicht von Pappe sein soll) und deutsche Studiengesellschaft; als er Patriotismus der p. t. Kapitalisten rühmte, die sofort mit je zehntausend Mark eingestiegen seien, hatte ich genug und ließ die Omelette unberührt. Uebrigens den alten Stich ins Mysteriöse. Lage sei sehr schwierig gewesen, schwieriger, als öffentlich bekannt; alles Erreichbare jetzt erreicht und leidliches Verhältniß zu England so gut wie gesichert. Nächstens wahrscheinlich Begegnung mit dem King, der nur aufgehetzt, nun aber wieder zärtlicher Verwandter. (Meiner machte dazu Augen, daß sich das Mädel, sonst Trauerweide, das Lachen verbeißen mußte.) Als ihm mit Personalfragen auf den Flügelleib rückte, markirte er den Talleyrand. Keine akute Krisis. Durchlaucht volles Vertrauen Seiner Majestät. In kleinem Kreis allerdings ein Weilchen leiser Zweifel, ob nicht eine gewisse Einbuße an Kredit, die zum Wechsel in der Geschäftsleitung bestimmen könne (so redet der Kautschukmann jetzt: wie ein Getreidehändler; offenbar neuster Hofton); einstweilen aber erledigt. Wenig Auswahl. Keiner im Stande, einen besseren Kanzler vorzuschlagen. Hohenlohe, an den Manche dachten, zu jung und ohne parlamentarische Uebung. Sehr löblich, wie er sich mit der unbequemen Puttkamersache abgefunden habe; brauche aber noch Schonzeit. Wer um jeden Preis tadeln wolle, finde immer Stoff. Im Ganzen sei aber die Oeffentliche Meinung für die Fortsetzung der ruhigen, friedfertigen Politik Bülows, dessen geschickte Behandlung des Monarchen ein nicht zu unterschätzendes Moment sei. Wörtlich. Wie Oel, sage ich Dir. Der Hausherr wie der Komthur auf dem Sockel; geradezu großartig. Zwinkerte nur zu mir hinüber. „Wenn Die es schluckt, ist mirs Leberwurst.“ Schluckte es aber nicht. Plus fort que moi. Oeffentliche Meinung! Die macht Ihr ja; laßt sie nach Bedarf im Haus herstellen und bildet Euch dann ein, daß Jeder sie von da bezieht. Solltet mal die anständigen Leute im Land fragen, die nichts von Euch erwarten und wollen. Eine Stimme, daß so nicht weitergehen kann. Ganz schön, wenn für Luftpolizei sorgt, damit die Franzosen uns nicht Alles abgucken können; doch lange nicht das Wichtigste. Für Hohenlohes war

Digitized by Google

ein strammer Preuße nie. Alle nach Laodicaea zuständig. Der Neuste imponirt mir schon deshalb nicht, weil zu viel redet, nach links äugt und den Kameruner (dessen Frauenzimmerchosen ich wahrhaftig nicht vertheidige) ohne Grund schimpfiren ließ. Aber deshalb Bülow for ever? Undenkbar, daß kein Besserer aufzutreiben. Dann Ade, Du mein lieb Heimathland! Das Loblied auf die geschickte Behandlung kennen wir. Immer nachgeben, Konflikte vermeiden, Alles rosenroth anpinseln. Danke für solche Geschicklichkeit. Damit hätte der Kürassier sich bis an den letzten Tag seines Lebens gehalten. Einen tapferen Kerl brauchen wir, der gründlich aufräumt, zwei oder drei Dutzend Excellenzen ohne langes Gefackel zur Strecke bringt und S. M., in aller Ehrfurcht, versteht sich, mal zeigt, wie der Hase bisher gelaufen ist. Genie wird nicht verlangt; darf, als Rarität, nicht jeden Freitag verlangt werden, wie Birnen und Klöße mit Bouletten. Aber ein starker Wille und ein Herz, das bei dem Gedanken an den Abschied vom Amt nicht furchtsam gegen die Rippen schlägt. Und wenn das Kaliber nicht mehr zu haben wäre, könnten wir einpacken, Mylord Protektor. Hättest ihn sehen sollen. Als sei Paprika in der Schlagsahne gewesen. Dann überlegenes Lächeln und allerlei Süßes über den Idealismus der deutschen Frau (was ich, ganz gegen die Kleiderordnung, mit Meukow hinunterspülte). Er hoffe, bei dem nächsten Besuch mich durch unbestreitbare Thatsachen überzeugt zu finden, und empfehle vorläufig Lecture der ausländischen Presse, die mit anerkennenswerther Offenheit ausspreche, daß Deutschland seine Weltstellung verbessert und das Ziel seiner Wünsche erreicht habe. Worauf ich, weil nicht orientirt, die Antwort schuldig bleiben mußte. Zum Glück wurde der Wagen gemeldet und der Cousin konnte nicht mehr.

Warum aber bin ich nicht orientirt und muß mir von jeder gepflegten Vorderflosse mit einem Bonbon den Mund stopfen lassen? Weil brüderliche Liebe es also will. Viel erwartet man schon lange nicht mehr; abgebrüht bis auf die letzte Stoppel. Aber gar nichts? Lotte schrieb, seiest „furchtbar in Anspruch genommen". Das gute Herz! Doch nicht etwa als befestigter Grundbesitzer? Die Bürgermeister sagen ihr Sprüchlein in Deiner Abwesenheit eben so schön auf. Und Kythera für so (disons) reife Herren sonst eigentlich kein Klima. Scheint aber nie zu enden. In Anspruch genommen! Pechschwarz oder röthlich? Märchenhaftes Glück, daß die Deine noch immer auf jeden Köder beißt. Mich bekämst nicht an die Angel. Wagst wohl auch nicht, bei der Tochter Deines Vaters Müdigkeit vorzuschützen. Schweigst einfach. In einer Zeit, wo ein Igel sich auf sein Gemüth besinnen müßte. Wenn der Kleine nicht wäre, säße Madame auf dem Sand. Der läßt jeden zehnten Tag pünktlich was hören; er-

Digitized by Google

fährt in seinem Nest aber natürlich nichts aus der Hauptküche. Die ganze liebe Jugend enttäuscht, weil von Siegen geträumt hatte, und deshalb so zu Kritik geneigt, daß ich schon abwiegeln mußte. Unserer übrigens jetzt verdächtig solid und häuslich. Schreibt immer, welche Freude, in der warmen Bude zu sitzen und zu schmökern; und lügen hat er nicht gelernt. Seit Neujahr war auch kein Defizit mehr zu decken. Was dahinter steckt, fühlt ein Blinder mit dem Krückstock. Früher, als noch Familiensinn, hättest Dich auf die Lauer gelegt und das Mädchen angesehen, ehe die Sache offiziell wird. Tempi passati! Dabei ewiger Refrain des Jungen: Was sagt Onkel? Nichts, mein Söhnchen. Onkel „ist furchtbar in Anspruch genommen" und hat keine Zeit, sich um die Bewohner pommerscher Bauernhäuser zu kümmern. Haben wir etwa Rechte auf ihn? Auf unsere Wruken. Große Propheten gehören der Menschheit.

Nicht in Form für die Abendfeier. Der Tag darf aber nicht verhageln. Rechts von meinem wackeligen Cylinderbureau (Danke; für meine paar Herbstmonate reichts noch) wird der Himmel schon roth, Lise kommt mit der Lampe und meldet, der Herr und das Fräulein seien so weit, und durch den Thürspalt riecht meine Nase den Braten. Höchste Zeit, sich zusammenzureißen. Denkst Du daran? Lotte hat den Tag nicht vergessen, wo er sie aus dem kleinen Salon (mit dem Bilde des alten Herrn) zu Tisch führte. Sonst war ich nie neidisch auf sie. Gieb ihr so viele Küsse, wie sie verdient, lies die Briefe an Johanna und lerne endlich mal draus, daß auch ein Großer für seine Sippe was übrig haben kann. Gute Nacht, eisgrauer Sünder. Quand même immer Deine

Rina.

Berlin, Ambrosius 1906.

My gracious silence!

Diese Anrede ist, nach dem dankenswerth ausführlichen Judikabrief, nicht etwa ironisch gemeint; eben so wenig wie das prophetische Gemüth, das treue Schwesterliebe mir nachsagt. Die Lieblichste bleibts, auch wenn sie das Schweigen bricht (was sie, am Rande bemerkt, nicht öfter thut als der Ergebenste; doch davon später.) Und Ambrosius, der einem Kaiser die Kirchenthür sperrte, ist, trotz der Bischofsmütze, ganz der Mann Deines tapferen Herzens. Hoffe also, als Respondent gute Stimmung zu finden. Oder gar als Delinquent? Bin mir nie unschuldiger vorgekommen. Nicht einmal die kleinste Uebertretung. Erstens in den letzten Wochen wirklich stark beschäftigt (womit, könnte Adolfus berichten, dessen Hypothekensache beinahe im Reinen). Zweitens Rapport doch nicht vor Quartalschluß fällig. Und drittens unwissend wie

Digitized by Google

ein Neugeborenes. Der Wahn, hier sitze man am Webstuhl der Zeit, gucke in alle Töpfe und höre das Gras wachsen, scheint unausrodbar. Wie die freundliche Vorstellung meines Paschalebens; zu der dann natürlich die Martyrgestalt der arglos vertrauenden Gattin gehört. Tu parles, hieß es anno Weltmesse in Paris. Lotka ist eine Perle (daher alljährlicher Werthzuwachs, bis auf Weiteres noch unbesteuert); gegen ihre Spürnase kommt aber selbst Euer berühmter Männe nicht auf. Wenn Die Witterung hat, hilft kein Dickicht und keine mimicry. Ausprobirt; da nicht im Kolonialdienst, brauchte ja nicht den Joseph zu mimen. Jetzt zu Dach promenaden schon lange weder Kraft noch Stoff. Lassen wir längst von Anderen machen, sagte unser Fontane, noch ehe er in meine Jahre kam. Eine hübsche Frau ärgert auch alte Augen nicht; in Klingsbergwerke wird aber nicht geklettert. Bist Deiner Sache auch, trotz dem Abgesang, ganz sicher. Lächerlichkeit mir immer der Schrecken schrecklichster. Auf die Postille gebückt; was die nie welkende Reinette sich natürlich nicht denken kann. Wenn ich sie nur vor meinem Ableben noch überzeugen könnte, daß hier nicht mehr dans le mouvement als Ihr auf der angestammten Scholle. Habt bessere Luft, mehr Primeln und einen anständigeren Horizont. Nicht wenig, scheint mir. Subtrahire Konzerte, Theater und Museen (in die man nur mit Gästen geht): und wir sind so ziemlich blank. Staatsgeheimnisse werden nicht verabreicht; höchstens Klatschhistörchen. Auch wer in Escarpins mitläuft, weiß nichts, was der Rede werth wäre; vielleicht, weil das Genre bei uns nicht mehr geführt wird.

Deine Epistel zeigt ja auf jeder Seite, daß nicht in Pontoswildniß geschrieben. Bis über die Puppen informirt. Dafür sorgt schon der Unvergleichliche neben Dir. Mit Dem, bis auf ein paar Punkte, wieder ganz einig. Nicht in Sachen Bethmann. Die Rede hatte kein Schwert, Kants Name war unnützlich geführt (Naturwissenschaft, die bessere Argumente geliefert hätte, leider der ganzen Generation noch ein Buch mit sieben Siegeln) und die Grundmauer etwas hastig vermörtelt. Ahnte nicht, daß gegen Rousseau und einen der Königlichen Staatsregirung viel heiligeren „Gleichmacher" sprach, und irrte, wie mich dünkt, auch im Rezept. Bin nicht im Verdacht, fürs allgemeine Wahlrecht zu schwärmen; aber wir habens nun einmal. Gefahr? Im Reichstag sind die Liberalen, weil von links bedrängt, viel lenksamer als im Landtag; und die Sozialdemokraten keine irgendwie noch ernst zu nehmende Opposition. Schimpfen (besonders auf Industrielle und Offiziere, das Beste, was wir haben) ohne Sach- und Personalkenntniß, leisten manchmal auf ihrem eigensten Gebiet eine werthvolle Kritik, hindern aber nichts und sichern gegen die Bildung einer Republikanerpartei, die doch auf der Entwickelunglinie läge. Wenn ich (Gott verzeihe mir

Digitized by Google

die Hochmuthssünde!) Minister wäre, ließe ich sie in alle staatlichen und städtischen Parlamente. Sollten sich austoben und würden sehr bald beweisen, daß auch von ihren Leuten zwölf aufs Dutzend gehen. Um so schneller wäre der Nimbus dahin. Jetzt können sie ihre Triarier an einer Stelle sammeln und geistig reicher scheinen, als sie sind. Auf die Dauer kann Preußen sich außerdem doch nicht gegen das gleiche Stimmrecht sträuben; und ich war schon als Manöverhäuptling dafür, unhaltbare Positionen zu räumen, bevor demüthigender Abzug erzwungen wird. In praxi also Gegner Bethmanns. Trotzdem von seiner Rede sehr angenehm überrascht. Wir sind ja nicht verwöhnt. Lies mal die Antworten. Selbst in Wien die Wahlreformdebatte auf uns unerreichbarer Höhe. Das war großer Parlamentsstil. Neben den Feudalen, die da gegen Gautsch loslegten, sehen unsere armen Ritter zum Erbarmen blaß aus. Bethmann und Adickes (im Herrenhaus über soziale Stellung, Verantwortlichkeit und Amtswürde des Richters) das Einzige seit einer kleinen Ewigkeit. Zwei nach Weltanschauung Liberale, die von veralteten Schlagwörtern frei werden möchten. Deux âmes en danger, die fühlen, daß auf der Heerstraße nichts mehr zu pflücken ist. Auch wenn Beide in ihrem Verwaltungfach nicht so obenauf wären, bliebe das Symptom wichtig. Denn wir marschiren nächstens mit unfehlbarer Sicherheit in eine liberale Aera. Und zum ersten Mal ist nun ausgesprochen worden, daß der Liberalismus nicht bei Gneist, Lasker und Virchow zu halten braucht, sondern zu moderner Vernunft kommen kann. Nur diese ersten Schwalben nicht wegscheuchen! Bis in Preußen die Einrichtungen dem Bedürfniß angepaßt sind, ist nur leider noch mehr aus dem Weg zu räumen als die Dogmen von der natürlichen Gleichheit der Menschenrechte und vom Segen getheilter Verantwortlichkeit.

Bist des trocknen Tones wahrscheinlich schon satt. Kommt aber noch schlimmer; und darfst Dich, nach so heftigen Excitatorien, über ausführlichste Sachlichkeit nicht laut beklagen. Mit aufregender Neuigkeit kann nicht dienen. Nur mit einer Meinung, halten zu Gnaden. Die Keinem aufgedrängt wird, Keinen überreden will und, wenn das stärkste Preußenherz sie ablehnt, den Weg aller Makulatur gehen mag. Billig, Kleine, und schmutzt nicht.

Gegen Zeitungen solltest allmählich abgehärtet sein. Damit wirds doch seit Jahren gemacht. Und diesmal wurde in manchen immerhin deutlich geredet. Die fürstliche Apotheke hat ja für alle Fälle Vorrath. Der Bravste bekommt einen Orden und die Hoffnung auf die höhere Klasse. Einem noch nicht ganz so Zuverlässigen wird gesagt, nach seinen Artikeln greife der Kanzler stets zuerst, denn von solchem Gegner (der Herr Doktor wars nie) sei mehr zu lernen als von unselbständigen Freunden; und diese Sprache! Auch Ihre Durchlaucht mit

Digitized by Google

ihrem feinen künstlerischen Gefühl ganz entzückt. Ist das Püppchen geknetet, dann folgt, wenn die Sache es will und die Auflage des Blattes groß genug ist, die Einladung in den „kleinen Kreis". Offene Aussprache unter Gentlemen. Von dem Leim kommt Keiner je wieder los. Das sind die Leute, die mit den „öffentlich nicht zu erörternden Schwierigkeiten" hausiren. Unsinn, doch menschlich; daß ein Kanzler vor ihrem Auge des Busens Tiefe entblößen werde, ward ihnen nicht an der Wiege gesungen. Der Haufe wird mit Nachrichten gefüttert. Unter Bismarck galt es als Makel, offiziös zu sein; heute ists höchste und einträglichste Ehre. Kein Wunder, daß gewöhnlich Alles klappt. Während der Konferenzkomoedie wurden freilich Dummheiten gemacht. Die ärgste mit der Lancirung, Frankreich sei vereinsamt; da mußte Nelidow sich die Beschwichtigungnote aus Petersburg bestellen, die hier dann so alberne Wuth erregte. Zu diesem Nachtmanöver waren ja aber auch Botschafter alarmirt, Elitemänner wie Metternich und Speck; also kein Grund, auf die Presse einzuhauen. Warte mal den verehrlichen Reichstag ab. Bis in die Schützenlinie der Demokratie wirds Lobsprüche regnen. Vielleicht nicht mit so dröhnender Wucht wie sonst. Doch ich wette darauf, daß an der Cour sich sogar Leute betheiligen, die vor acht Tagen noch laut gestöhnt haben: Olmütz!

Wir haben jetzt ganz andere Hunde zu peitschen. Die Borussin wüthet gegen Moskau und Rom. Gieb Dich drein! Sie konnten nicht anders. Beide auf Frankreich angewiesen. Der Dreibund Bismarcks größte Hypnotiseurleistung; vielleicht nur mit dem corsaire Crispi als Medium möglich. Jetzt schon lange ein anderes Bild. Seit der Versöhnung mit Frankreich hat das Land sich erholt und sacht seine Staatsrente von uns zurückgekauft. Seit frankobritischer Entente doppelte Versicherung gegen Rückfall in Dreibundgefühle. Italien hat von uns nichts zu holen und wäre politisch und wirthschaftlich geliefert, wenn es auch nur Miene machte, sich von England und Frankreich zu trennen. Das mußte ein Kind einsehen. Der verantwortliche Reichsprokurist aber sprach neckisch von einer „Extratour", die klugen Ehemännern nicht das Blut zu Kopf treiben dürfe, und machte sich persönlich zum Bürgen des treuen Schwiegerlandes. Das kannte er doch wie Keiner. In Rom Botschafter gewesen, italienische Frau, sämmtliche Tittonis in der Westentasche. Immer dieselbe Täuschung über den eigenen Liebreiz, der, wenn wirklich hier nicht zu hoch eingeschätzt, gegen handgreifliche Interessen nichts vermöchte. Den Italienern bleibt keine Wahl, ihr Handeln war aufs Haar vorauszuberechnen und wir haben kein Recht, ihr Konto zu belasten. Unsere Thorheit war, sie in eine Lage zu bringen, in der sie Farbe bekennen mußten. Und wir machten ihnen

Digitized by Google

die Sache noch dadurch leicht, daß wir eine Frage stellten, deren Beantwortung die Zahl der Mittelmeerinteressenten vergrößern konnte. Fast genau so lag der Kasus für die Russen. Die psychologisch falsche Behandlung Nikolais und Wittes brauchte man gar nicht zu erwähnen, wenn nicht den alten unheilvollen Irrglauben an die Wirksamkeit von Bezaubererkünsten verriethe, die zu Haus manchmal ganz nützlich, für den Export aber nicht zu empfehlen sind. Entscheidend war die Geldfrage. Rußland braucht so ungefähr zwei Milliarden Francs. Wir haben sie nicht. In Frankreich genügt der gute Wille des Bankiers nicht, wenn die Regirung die cote versagt. In diesem kritischen Augenblick zwingen wir die Russen, zwischen Deutschland und Frankreich zu optiren, und sind enttäuscht und beleidigt, weil die Leute antworten, wie sie in ihrer Noth müssen. Klagen wieder mal über Undank; als wäre nicht die Pflicht jedes Staates, so undankbar zu sein, wie die Verhältnisse irgend erlauben. Während des mandschurischen Krieges war ja Zeit, die Russen an unser Interesse zu binden; namentlich, als französische Treulosigkeit sie die Flotte gekostet hatte. Machen wir nicht; viel zu edel, um fremde Nothlage auszunützen. Schon im Burenkrieg glorreich bewiesen. Da war England zu kapern oder, unter dem Jubel der Welt, für ein Jahrhundert zu schwächen. Doch wir sind bekanntlich selbstlos; und versäumen stolzen Sinnes jede Gelegenheit.

Oesterreich ist ein Kapitel für sich. Furchtbar naiv, es den Italienern als Muster vorzuhalten. Oesterreich riskirte ja nichts; ist nur für den Fall eines russisch-deutschen Krieges verpflichtet, mit dem für eine hübsche Weile nicht zu rechnen. Warum also nicht kleine Gefälligkeiten wie die, tattenbachische Kompromißvorschläge mit dem Namen Welsersheimb zu zeichnen? Um so gefahrloser, als ein Sieg und Prestigezuwachs Deutschlands nicht zu fürchten war. Wenn Cassini an Révoils Stelle gesessen hätte, wäre Welsersheimb frostig und der alte Visconti-Venosta unser Agent gewesen. Alles programmgemäß. Ueberraschend höchstens Amerika und Spanien. Auch nur für Unmündige. Wir tätscheln Roosevelt, der drüben machtlos ist und den ernsthaften Leuten längst auf die Nerven fällt. Der Yankee denkt: Frankreich ist erstens nicht Konkurrent und zweitens Republik; also vorzuziehen. Und Spanien ist mindestens eben so wie Italien auf die Westgroßmächte angewiesen. Beinahe schon, wie Portugal, Vasallenstaat Englands; was noch fehlt, wird die battenbergische Dame vom Thron aus besorgen. Bleiben die kleinen Neutralen. Belgien neigt von Natur nach französischer Seite; und in Holland hat weder der Ruf nach der Seegewalt noch der Prinz-Gemahl uns Sympathien erobert.

Das eigentlich Marokkanische erläßt Herzliebchen mir wohl. Würde

Digitized by Google

noch langweiliger. Nur zwei Worte; damit nicht verdächtig, kneifen zu wollen. Der Ertrag ist so, wie er vor einem Jahr von Delcassé ohne ein gutes Wort zu haben war. Der hatte sich ja feierlich zur Beseitigung jedes Mißverständnisses erboten und hätte wahrscheinlich sogar noch ein Bischen mehr bewilligt; trotzdem damals unsere Mendelssohn und Genossen Herrn Abd ul Aziz noch nicht deutsches Geld gepumpt hatten. Die Franzosen haben die Hafenpolizei, die sie wünschten. Die Spanier, die an einzelnen Plätzen mitwirken, werden sie nicht geniren und der Generalinspektor, den die Schweiz (also nicht mal eine der Signatarmächte) stellt, wird nicht viel ernster genommen werden als Offenbachs Admiral mit dem Loch auf dem Rücken. Eine Errungenschaft ist auch, daß die in Fez beglaubigten Diplomaten mitreden dürfen. Höchst werthvoll für uns: da festgestellt, daß dieses Corps ohne Ausnahme für Frankreich ist. Der Sultan bleibt natürlich souverain; so lange Bu Hamara, Raisuli und ähnliche Kunden es erlauben. Wie er die Polizei, die Staatsbank, den Waffenimport und einiges Andere einzurichten habe, ist ihm vorgeschrieben: aber er bleibt souverain. Seine Vertreter haben gegen alle wichtigen Konferenzbeschlüsse protestirt: aber seine Souverainetät ist über jeden Zweifel erhaben. Ein Entmündigter, dem bescheinigt wird, daß er frei über seine Habe verfügt. Das Alles ist nur von Auguren mit ernsthafter Miene zu besprechen. Der grünste Botschaftsekretär wiehert, wenn er die Details erzählt. Frankreichs Privilegien als Grenznachbar und muslmanische Macht sind anerkannt und die sichtbar gewordene Thatsache, daß die Republick sich auf Britanien, Rußland, Amerika, Italien, Spanien und die minores gentes verlassen kann, wird die pénétration pacifique nicht beträchtlich erschweren. Ein schnelles Tempo hatte selbst der ungeschlachte Taillandier nicht gewünscht; wäre bei sozialistischer Kammermusik auch nicht zu erreichen gewesen. Und wir können Handel treiben, dem Sultan Geld für Frauenzimmer und Fahrräder geben und haben, nach ostasiatischem Muster, das Gesicht gewahrt.

Ehre, dem Ehre gebühret. Der Kanzler hat Alles vorausgesagt. Da Adolf das Gelbbuch nur bei mir durchblättert hat, notire ich Dir die Sätze, die der Botschafter der Französischen Republik am fünfundzwanzigsten Juni 1905 aus Bülows Mund hörte. La Conférence ne tend pas à procurer à la diplomatie allemande une misérable satisfaction d'amour-propre ni à porter atteinte à la dignité d'une grande nation, mais simplement à sortir d'une situation mauvaise. L'Empereur, après s'être engagé vis-à-vis du Sultan, ne saurait l'abandonner, mais l'avenir appartient à qui sait attendre. Il faut que l'indépendance du Sultan soit procla-

Digitized by Google

mée et qu'une organisation soit tentée par l'intervention des Puissances. Si l'expérience échoue, comme il est très possible, alors la France pourra assumer le rôle qu'elle souhaite. Herr Bihourd fügt hinzu: Le Prince a appuyé sur ce point. Und später, der Fürst habe mehrfach versichert, daß Frankreichs Position in Marokko durchaus nicht geschwächt werden solle. Zur Bescheidenheit erzogen solche Betheuerungen nicht. Wem aber gebührt der Ruhm des prophetischen Gemüthes? Die Unabhängigkeit des Sultans ist proklamirt, der Versuch internationaler Ordnung mißlungen: und Frankreich übernimmt die ersehnte Rolle. Rinette aber, die echte Bismarckschülerin, grollt und fragt noch, was die Mandarinen so lange in Algesiras gemacht haben. Durfte die Einigung denn vor dem Jahrestag der Landung in Tanger verkündet werden? Das Datum war in diesem Fall keine Kleinigkeit.

Fraglich ist nur, ob das Vergnügen nicht billiger zu haben war. Zum Krieg ists ja nicht gekommen (weil Frankreich zwar uns mit dem Feldgeschütz voraus, England mit seinen alten, in Japan als unzulänglich erprobten Panzerschiffskanonen aber nicht klar zum Gefecht war); doch ein Jahr Kriegsfurcht läßt das Nationalvermögen nicht ungeschmälert. Wir haben mehr verloren, als Marokko in einem Menschenalter einbringen wird. Das wäre zu tragen; nicht so leicht das Imponderable. Der Bund der Westmächte, der ein Kanzleigespinnst war, ist in gemeinsamer Sorge auf beiden Seiten der Manche zur nationalen Herzenssache geworden. Bismarcks Hoffnung, die Beiden am Eingang zum Mittelmeer durch stetes Mißtrauen getrennt zu halten, in die Binsen gegangen. Italien zur Option, Rußland zum Schein bewußter Unfreundlichkeit gezwungen worden. Oesterreich als Retter aus der Noth. Auch nicht sehr angenehm. Deutschland ohne einen starken Freund, von Amerika im Stich gelassen und vor dem Islam des Nimbus beraubt. Denn es hat den Sultan nicht gegen die algerische Gefahr zu assekuriren vermocht und steht, nach großen Worten, fast in schwächerer Rüstung da als Frankreich in der von England und Rußland begönnerten lateinischen Koalition. Nun brauchten die Briten (die, zu unserem Glück, jetzt ein dummes Ministerium haben) sich nur zu entschließen, gegen saftige Konzessionen für Handel und Industrie den Russen Geld zu leihen: dann wäre der Ring geschlossen. (Daß Nicolson und Cassini über die Möglichkeit einer Verständigung auf metallischer Grundlage gesprochen haben, ist sicher.) Sieh Dir mal den Globus an, den Dein Flügger im Nest gelassen hat. Großbritanien, Frankreich, Italien, Japan, Spanien sind schon in recht reger Interessengemeinschaft. Denke Dir Rußland mit von der Partie. Bitte: recht freundlich! Die Ehre ist diesmal nicht, wie im Jahr der Punktationen, verletzt

Digitized by Google

worden. Keine Demüthigung, keine laute Blamage. Neben der Gefahr, die morgen heraufziehen kann, kommt Einem Olmütz aber wie eine Bagatelle vor.

Die Kunos lächeln überlegen. Kenne ihr Lied; auch den Vers von der ausländischen Presse. Ganz plausibel, wenn nach unseren Sitten urtheilt. Anderswo schreit man nicht so unvorsichtig Hurra. Begnügt sich mit dem Erfolg und ruft nicht durch Fackelzüge die Nachbarn ans Fenster. „Weder Sieger noch Besiegte". Klingt vornehm und kann nie schaden. In England ist solche Disziplin uralt. Dazu kommt jetzt der Wunsch, die Franzosen im Gefühl der Unsicherheit zu lassen und ihnen zu zeigen: Ihr braucht uns, denn Ihr seid noch lange nicht am Ziel. In beiden Ländern außerdem ein großer Theil der Presse in der Opposition und gierig, die Regirung als schwach, unklug, muthlos zu verschreien. Das will durch die richtige Brille gelesen sein. Wenn wir einen ordentlichen Happen erbeutet hätten, würde über den Durchlauchtigen draußen gewiß nicht so viel Schmeichelhaftes gedruckt. Müssen wir den Leitfaden denn aber aus der Fremde beziehen? Für Jeden, der seit 1904 nicht geschlafen hat, ist die Sache doch ohne Kommentar klar wie die Brühe des kleinen Mannes.

Im großen Napf gehts nicht ohne Klöße. Habt nur eine Kostprobe bekommen; noch lange nicht Alles. Las schon, Haupterfolg sei die gewonnene Klarheit; wüßten nun, wie um uns bestellt sei. Kann auch Einer sagen, der verprügelt ist; und geht mir einigermaßen gegen den Mann. Etwas pfiffiger ein anderer Kniff. Unter Bismarck nur Kontinentalmacht, jetzt in der weiten Welt was zu sagen: daher die Kinderkrankheiten. Niedlich, nicht wahr? Wenn ich nicht irre, wars Gortschakow, der flennte, Alles hänge von dem varziner Orakelspruch ab. Mitreden durften wir also schon; hatten immerhin so viel Stimmrecht wie Oesterreich und Spanien, die gegen uns jetzt die Habsburgerlippe riskiren. Ich erinnere mich auch im Augenblick nicht, daß seitdem fettere Sachen eingeheimst als Kamerun, Südwest und Ostafrika. Der Unterschied nur, daß wir damals nicht unserer Unermeßlichkeit Böllersalut schossen, sondern uns still hielten und die Weltmacht ohne ewiges Großgethue wachsen ließen. Von der neuen Mode kommt das ganze Unheil. Bis 1920 mindestens keinen Ton, nicht mal ein Nagel eingeschlagen: dann war vielleicht Einiges zu machen. So aber „Erdballpolitik", „Flottengedanke" (daß man, wie andere Leute, Kähne baut, ist nämlich ein „Gedanke"), toute la lyre. Natürlich Alles aus dem Schlaf geschrien und Mißtrauen gesät. Als die Koalition nicht rasch genug kam, mußte Marokko dran glauben. Das kontinentalmächtige Dasein schien mir erträglich. Doch wenn die Suppe im Reichstag angerichtet wird, kannst noch Einiges erleben. Diesen Kuß der ganzen Weltpolitik. Lange

Digitized by Google

genug qualmts schon; nicht wie bei armen Leuten. Und zu Pfingsten giebts Diäten, auf die Ritter und Bürger sich diebisch freuen und die der übereifrig bekämpften Sozialdemokratie ein Viertelmilliönchen Jahresrente sichern.

Was nun? Nicht so ganz einfach. Das von dem eingebüßten Kredit scheint mir noch das Vernünftigste auf Kunos Walze. Die Durchlaucht ist, trotz dem Weihrauch, ein Bischen ramponirt, das Ausland hat nicht mehr den rechten Glauben und der Versuch, Alles auf Holstein abzuladen, kleidet den einzigen Verantwortlichen schlecht. Da ich aber Phili nicht als Kingmaker beerbt habe, warte ich geduldig, ob der auf seine Art Behende bleibt oder geht (draußen wird auf ehrenvollen Abschied nach reichlicher Anstandspause gewettet), und halte mich ans Unpersönliche. Situation mauvaise dauert fort. So höllisch ernst, wie Keiner befürchtet hatte. Also muß gemacht werden, was gemacht werden kann. Den Italienern sehr höflich sagen, daß wir verzichten und dankbar quittiren. Nicht einen Schritt Eduard entgegen. Vickys Sohn war als König noch nicht in Berlin und hat zärtliche Vorschläge nachgerade oft und brüsk genug abgelehnt. Noch zuletzt mit Krankheit entschuldigt und am nächsten Tag dann nach Paris und Delcassé eingeladen, der bei uns doch nun einmal bête noire. Hochzeitbesuch flink abgesagt, als bekannt wurde, der Neffe komme nach Madrid. Laßt ihn endlich in Ruhe. Nützt noch eher als Bestürmung. Aber auch nicht etwa Grobheit oder faule Witze. Nichts; mit Himbeergelee. Schiffe bauen, was das Zeug hält. In dem heutigen Tempo ists weggeworfenes Geld; denn wir kommen nicht nach. Das Steuerbouquet ins Ethnographische Museum. Zusammengeläpperte Kleinigkeiten haben keinen Sinn mehr. Nach zwei Jahren wieder ein paar Spältchen öffnen und den ganzen Lärm von vorn anfangen? Große Objekte. Meinetwegen Tabakmonopol, an dem noch kein Land gestorben ist und das wenigstens für eine Weile fleckt. Unpopulär? Wenns um die Existenz geht, schweigen alle Flöten. Und Das kann übermorgen unser Fall sein. Kann. Jedenfalls nöthig, daß die Nation sich zum Aeußersten bereit zeigt. Wer merken läßt, daß er kein Opfer scheut, hat die beste Aussicht, ungeschoren zu bleiben. Natürlich auch keine Brüskirung Rußlands. Glaube nicht an den Bankerot. Noch nichts verpfändet, keine Einkommensteuer und unerschöpflicher Reichthum, wozu am Ende doch auch die hundertvierzig Millionen Menschen gehören. Die brauchen wir nicht nur politisch. Wenn wir gar nicht mehr pumpen (für die nöthige Vorsicht sorgen schon die Bankleute, die mit Kopf und Kragen haften), nisten sich Andere warm ein und wir sind eines Tages out in the cold. Weiß wirklich nicht, wie die Herren rechnen, die kurzweg dekretiren: Keine Kopeke! Haben uns doch auf Export nach Osten unter

Digitized by Google

Massenzustimmung eingerichtet. Das wäre so das Nächste. Muthige Politik. Die immer weiß, wo sie landen will, und nicht jeden Morgen erzählt, wie herrlich ihr abends die Sonne untergehen wird. Ruhe im Glied; und von früh bis spät harte Arbeit. Dann kommen wir drüber weg; habens dazu. Sieh doch mal rückwärts: was geleistet worden ist. In Hereroland und in Courrières derselbe tüchtige Schlag; noch heute. Mit solchem Menschenmaterial kann mans abwarten. Nur die neue Staatsform fehlt noch. Auf Wunder dürfen uns nicht verlassen; und ein Wunder wäre es, wenn dem Reich immer der richtige Kaiser nebst passendem Kanzler beschert würde. Organisation, Madame Heißsporn! Die Maschine muß so sorgsam gebaut und installirt werden, daß sie auch von Durchschnittsleuten zu bedienen ist. Wimmeln denn anderswo die Genies? Trotzdem gehts vorwärts. Nur nicht jede Woche Amerkia entdecken und die Welt vertheilen. Wer an den Applaus denkt, spielt schlecht, sagte Dessoir. Seine Pflicht thun, die Gelegenheit wahrnehmen, nicht mit Uneigennützigkeit paradiren und jede große Aktion meiden, bis nach Menschenermessen der Ausgang gesichert ist.

Miezens Mama ist mehr für das Heroische. Siegen oder sterben! Bist verwöhnt, ma mie, und hast lange in Träumen gelebt. Auch bei Bismarck war die nüchterne Arbeit das Wichtigste und alles Andere nur die Beilage zum Braten. Von 64 bis 70 ja ein Bischen viel Abwechselung; aber nur, weil sichs gerade in diesen Jahren machte. Und nachher doch eigentlich recht ruhig. Immer allerdings irgend ein Ziel, das die Köpfe beschäftigte und nach Marschtagen lohnte. Nie aber Düpplerschanzenfreudenfeuer, das die Nation dann theuer bezahlen mußte. Verwöhnt bist im Haus. Das wächst nicht auf jeder Wiese. Ein Mann, der nie müßig ist, selbst seinen Weg wählt und auf alten Beinen noch Jahr vor Jahr ein Stück weiter kommt. Wirsts erst ganz empfinden, wenn die Brut nicht mehr zwischen Euch hockt. Arm Lottchen hats nie so gut gehabt. Kinder wurden nicht groß und ich war zu lange in der Mühle, um mich noch in die Zweieinheit schicken zu können. Nie Ehemann comme il faut. Wenn sie auf dem Rasenfleck (den Dein Hohn mir verleiden will) nach den verpackten Trieben sieht, sitze ich über Büchern und Papier. Ihr aber! Wellensittiche. Eine Lust, Euch auf der Stange zu sehen. Gönnt mirs bald wieder! Daß der Marinirte hier heirathet, ist ja abgemacht; und das Mädel wird schon ungeduldig (kein Wunder, mit solchem Beispiel vor Augen). Sie soll an den Wunschzettel denken. Ist nun Alles erledigt? Ach: der junge Held, der wissen möchte, was Onkel sagt. Die ganze Portion kannst ihm nicht vorsetzen. Also Onkel erwartet, daß jeder Lieutenant in Bereitschaft ist, und würde ohne Sorge ins letzte Bett gehen, wenn Alles, was sich heute fürs Vaterland tummelt, eine Kinderstube gehabt hätte wie seiner Schwester Sohn. Galant? Nur zu Einer. Nur Dein Moritz

Nationalität.

Fichte definirt in seinen Reden an die Deutsche Nation den Begriff „Deutsch". Er sagt: „Deutsch ist . . ." Und dann kommt eine Liste der Vorstellungen und Grundbegriffe seiner Philosophie. Er fügt hinzu: „Deutsche macht man . . . "; und das Mittel ist, seine Begriffe beizubringen.

Die Nationalität als ein Produkt von Vorstellungen, philosophischer oder anderer, ist uns seitdem geblieben. „Ich denke mir Dies oder Das; darin besteht mein Deutschthum": so lautet die geläufigste aller Anschauungen. Sie ergänzt sich, wie bei Fichte, durch den Zusatz: „Diese oder jene Vorstellungen machen deutsch. Jemand oder Etwas wird deutsch, wenn ich ihm diese Vorstellungen einpflanze." Manchmal heißt es statt „Denken" auch: „Ich denke mir und will Dies oder Das; mein Deutschthum besteht darin, daß ich bei meinem Handeln von diesen oder jenen Vorstellungen ausgehe." Im Wesen macht Das keinen Unterschied; hier wie dort ist das „echt Deutsche" eine Reihe von Vorstellungen oder, wie man sich im zweiten Falle ausdrückt, Idealen, deren Besitz die Nationalität ausmacht. Echt deutsch kann eigentlich nur ein gebildeter Mensch sein. Daher unser Bildungwesen; ebenfalls unsere offizielle Kunst.

Aber Vorstellungen können nicht Nationalität sein. Vorstellungen wandern. Das Schauspiel der Welt, der inneren wie der äußeren, ist überall ähnlich. Jeder kann überall jede Art Vorstellung und Begriff haben. Dieser Besitz steckt keine Grenzen ab. Es ist mit ihm wie mit anderem Eigenthum: Kleider machen keine Leute; Ideale eben so wenig. Im Gegentheil: sie sind wie das ausgemünzte Gold, das von Land zu Land geht und überall ungefähr die selbe Geltung hat. Es klingt ja sehr hübsch, wenn die kleinen Jungen in der Schule singen: Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang; aber mir fällt dabei eine Geschichte ein, die mir die Frau des früheren japanischen Gesandten in Wien erzählte:

In Schönbrunn nach einem Hoffest auf der Terrasse. Der Vollmond steht strahlend über der Gloriette. Die kleine Gesandtin blickt ergriffen in den Park hinaus. Da beugt sich eine Hofdame zu ihr nieder und säuselt: „Nicht wahr, Das ist wunderbar! Haben Sie, Excellenz, in Japan auch einen so schönen Mond?"

Die Freizügigkeit der Vorstellungen hat man vielfach wohl gefühlt; gewisse Kreise meinten aber, eine Art dürfe man ausnehmen: die, die sich an die Heimath und Heimathgeschichte anknüpfen. So dachten die Männer, die nach den Freiheitkriegen die deutsche Nationalität wieder aufbauten. Die Jugend sollte deutsch werden, indem man sie mit Bildern aus der deutschen Vergangenheit und mit Rheinlandschaften vollfüllte. Nationalität sei Liebe zu heimathlichen Vorstellungen, Nationalität sei Nationalbewußtsein. Eben so

Digitized by Google

gut hätte man meinen können, Persönlichkeit sei Liebe zum Selbst oder Selbstbewußtsein. Wenn die Rechnung stimmte: wie viele Griechen hätten wir dann unter deutschen Gymnasialprofessoren! Und wie schwer hätten die Griechen es selbst gehabt, griechisch zu sein ohne Geschichte oder Historienbilder!

Und auf diesem Fundament erhebt sich noch die Folgerung: „Wenn gewisse Vorstellungen deutsch sind und deutsch machen, dann sind und machen die Gegenvorstellungen undeutsch." Schon Fichte sagt: „Ausländerei aber ist . . ."; und giebt ein Verzeichniß der Vorstellungen seines Gegners Hegel. Und auch dieses Austheilen von Mein und Dein auf Deutsch und Undeutsch ist uns geblieben. „Ich denke mir Dies oder Das. Diese Anschauung ist deutsch. Jeder Deutsche muß sie haben. Du denkst Dir etwas Anderes. Folglich bist Du undeutsch": so lautet das geläufigste aller Plaidoyers. Es gleicht ein Wenig der Antwort der großen Dame, die bei Wilde gebeten wird, zu definiren, was „Schlechter Ton" sei. „Schlechter Ton", sagt sie, „ist, was die Anderen für Manieren haben." Ob ich deutsch bin, entscheiden allerlei Geschmäcker, wenn nicht gar allerlei Interessen.

Das Wesenlose dieses intellektuellen Patriotismus, mit seinen Blüthen nationaler Einbildung, nationalen Brusttons in Privatgeschäften, hat Skeptiker gemacht, die fragen, ob Nationalität überhaupt Etwas ist, ob hinter der äußerlich gegebenen Thatsache der politisch-geographisch abgecirkelten Nation eine innere Thatsache steht, die dieser Zusammenfassung ethische und geistige Bedeutung giebt, etwas der Nation Eigenes, durch das sie auch innerlich eins und abgesondert ist, oder ob Nationalität nichts ist als eine Konvention, ein Rufname zur Bequemlichkeit für Diplomaten. Denn jene kleinen Vulgärformen des Nationalgefühles, die sich immerwährend vordrängen, sind offensichtlich leer; und die zwei oder drei großen Konzeptionen der Nationalität, die die Welt bewegt haben: die Nationalität als Sprachgemeinschaft, die Nationalität als materielle Interessengemeinschaft, die Nationalität als Rasse, halten kaum der Untersuchung Stand.

Die Rassentheorie macht Annahmen, die unbewiesen und dazu noch unwahrscheinlich sind. Wenn sie deutsch und germanisch gleichsetzt, so kann man zweifeln, ob es heute auch nur einen Menschen giebt, dessen Blut rein germanisch ist. Eine Nation aber von reinen Germanen in unserer Zeit ist ein Hirngespinnst.

Eben so wenig aber kann eine materielle Interessengemeinschaft zur Nationalität genügen. Denn die Gemeinsamkeit der wirthschaftlichen Interessen beschränkt sich nirgends heute auf ein Volk; sie besteht zwischen Fremden über die ganze Welt hin. Die Banken, die Kartelle, die Arbeiterorganisationen sind der Ausdruck im Großen von Thatsachen, die bis in die kleinsten Fasern jedes Lebens hineinverlaufen. Wie weit entfernt die wirthschaftlichen Interessen heute

Digitized by Google

sind, eine Grundlage der Nationalität zu sein, zeigen die rein wirthschaftlichen Parteien, die alle mit der Zeit international werden; nicht nur die Sozialdemokraten und die Freihändler, sondern eben so auch die Schutzzöllner, die die Logik des Wirthschaftlebens jetzt immer mehr dazu treibt, Verbände weit über eine einzige Nation hinaus anzustreben. Wenn Nationalität das Bewußtsein gemeinsamer Wirthschaftinteressen wäre, so wäre ihre Zeit jetzt in der That um.

Auch die Sprache vereinheitlicht durchaus nicht immer. Sie hat noch nie einen Neger zum Yankee gemacht. Und wenn das Esperanto Weltmuttersprache würde, so würde sich, wie man sicher sagen kann, an der Vielheit der Nationalitäten wenig ändern. Trotz der Spracheinheit entwickelt sich, zum Beispiel, zwischen Engländern und Australiern ein Unterschied, der von Generation zu Generation größer wird, so daß heute schon ein Australier unter Engländern wie inmitten eines fremden Volkes steht. Sehr bemerkenswerthe Aeußerungen, die Das aussprachen und belegten, standen vor einigen Monaten im „Spectator". Und ähnlich geht es mit den altfranzösischen Kanadiern. Wer die langsamen, schwer begreifenden Franzosen der Provinz Quebec kennen lernt, mit ihrer Schaar von zehn bis zwanzig Kindern, wird eher an Buren oder Hinterpommern als an feinnervige Franzosen denken. In beiden Fällen, die man leicht vermehren könnte, giebt es keine innere Einheit, trotz der Sprachgemeinschaft, ja, trotz dem noch unvermischten gleichen Blut. Der erste Fall ist besonders lehrreich, weil England und Australien auch alle übrigen Elemente der Kultur eben so wie die Sprache gemein haben.

Also weder Weltanschauung noch geschichtliches Bewußtsein noch Rasse noch Wirthschaftleben noch Sprache noch Kultur schaffen die innerliche Eigenheit und Einheit, die man Nationalität nennen dürfte. Und man könnte hier die Untersuchung abbrechen und die Nationalität in der That für blos äußerlich und leer halten, wenn nicht gerade der zuletzt genannte Fall des australischen Fremdgefühls in England etwas Positives blicken ließe, das den Weg zu einer neuen, mit jenen Dingen nicht abgethanen Auffassung eröffnet: nämlich das durch dieses Fremdgefühl gegen Engländer als seine Folie vorausgesetzte Verwandtschaftgefühl der Australier unter sich.

Dieses Verwandtschaftgefühl unter Landsleuten ist eine besondere Art der Sympathie. Nicht die Sympathie auf Grund eines Affektes, wie die Liebe, wo man ähnlich wie ein Anderes fühlt und sieht, weil man will. Nicht Sympathie auf Grund von bewußten Anschauungen, Zielen, Gefühlsweisen, Manieren oder selbst Charakterzügen, wie sie der Freundschaft zu Grunde liegt. Sondern etwas weniger Aufdringliches, etwas Verborgeneres, aber Tieferes, Subtileres, Diffuseres, Etwas von der selben Art, wenn auch schwächerer Ordnung, wie die Geschwisterliebe: ein immer wieder mit einander ähnlich Reagiren, weil die Voraussetzungen des Gefühles und Reagirens ähnlich sind, ein

Digitized by Google

oft ganz unerwartetes Zusammentreffen im Gefühl, in der Anschauung, in den Handlungen, weil beide Seelen die Erlebnisse in die gleichen Formen füllen, eine Sympathie auf Grund der Formen, die die Empfindungen, Affekte, Willensreaktionen annehmen; was übrigens auch die besondere Art von Antipathie zwischen Geschwistern, zwischen Landsleuten erklärlich macht, wenn diese unentrinnbare, immer wieder neu sich gebärende Aehnlichkeit rings herum eine ganze Sippe von „moi haissables", von sichtbaren, stillen, uneingestandenen Vorwürfen schafft.

Diese Sympathie — oder auch Antipathie — zwischen Landsleuten beruht also auf der Aehnlichkeit der Formen, in die die Erlebnisse in der Seele hineingerathen: auf der ähnlichen Gestalt, die ein Reiz, ein Gefühl, ein Reflex annimmt. Man kann zum Vergleich an das Bett eines Stromes denken mit seinen individuellen Breitenverhältnissen und Biegungen, wie wenn diese den Verlauf der Empfindung oder Willensbahn leiteten und in beiden Seelen ähnlich wären.

Und wie im Strombett die Form des Wassers nichts ist als eine Art von Tanzfigur oder Prozessionordnung, in der sich die Wassermoleküle nach dem Meere zu bewegen, bald hier in schmaler Front und hochgethürmt über einander pfeilschnell und gerade fließend, bald dort in großen Bogen, in breiter, niedriger Formation eine majestätische Figur durchführend, so ist auch die psychologische Form nichts als Bewegung, ein Tempo und eine Marschroute, denen der von außen oder innen kommende Inhalt sich unterwirft. Form ist in der Seele gleich Bewegung. Das heißt: Wechsel und Intensitätwandel der Vorgänge, Kurve ihres Auftauchens, Anwachsens, Hinschwindens, Zeitmaß, in dem sie einander suchen, wieder fliehen, auf einander folgen, regellos oder rhythmisch. So zerfällt die Seele in Bewegung und Bewegtes. Die Bewegung ist das Wie ihres Lebens, dem als Was die Eindrücke, Vorstellungen, Gefühlsfarben, Willensvorgänge gegenüberstehen. Die Verschlingung der verschiedenen Bewegungen, in denen der Inhalt meiner Seele an Empfindungen, Erinnerungen, Gefühlen, Absichten begriffen ist, ist die Form, die für mich in diesem Augenblick die Welt annimmt.*)

Die Eigenschaften, die das Tempo und die Kurven der psychischen Bewegungen bestimmen, lassen sich summarisch aufzählen. Außer Harmonie oder Reibungen zwischen verschiedenen Bewegungen: Heftigkeit der Gefühle und Affekte, Schnelligkeit und Beständigkeit des Wollens, Lebendigkeit der Phantasie, Feinheit der Sinne und des Intellektes. Denn die sogenannte feine Sinnlichkeit ist nichts als eine Art der Bewegung. Eine besondere Gelenkig-

*) Natürlich wird „Seele" hier nicht in irgend einem metaphysischen Sinn gebraucht, sondern nur als die kürzeste Ausdrucksweise für den Schauplatz der psychologisch betrachteten Erscheinungen, wie von Wundt im Titel seines Werkes „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele."

Digitized by Google

keit beim Auf- und Absteigen an der Tonleiter der Empfindungen; nicht eine Qualität der Eindrücke, sondern der Verarbeitung der Eindrücke. Wo der Eine auf dem Weg zwischen zwei Empfindungen wie ein Stelzengänger nur drei Stationen machen kann, vermag der Andere sich, wenn er will, zwanzigmal aufzuhalten. Nicht die Kraft der Eindrücke, nur ihre Relationen sind im Spiel. Große Stärke der Empfindungen beim Genuß von Gänseleberpastete ist noch kein Zeichen feiner Sinnlichkeit. Jemand, dessen Gaumen Trüffeln weniger stark reizen, kann vielleicht mehr Trüffelarten unterscheiden. Dieser ist der Gourmet. Und eben so ist es mit dem Intellekt. Je mehr Zwischenstufen zwischen zwei Begriffen Einer finden kann und je mehr Verbindungbrücken er hin- und herzuschlagen weiß, um so feiner ist sein Kopf. Die starre Vehemenz des Inhaltes hat damit nichts zu thun. Im Gegentheil: am Weitesten entfernt von feiner Geistigkeit ist der Fanatiker, dessen ganze Seele sich um einen blendenden Begriff wie die Motten um den Leuchtthurm im Kreise oder Wirbel dreht.

Diese Eigenschaften, die den seelischen Bewegungen Gewohnheiten, Gesetze, Bahnen vorschreiben, sind also, da Form in der Seele gleich Bewegung ist, seelische Formtendenzen. Sie sind im Inneren, was äußerlich die Geberden sind. Sie lassen sich mit den Tendenzen zu bestimmten Bewegungarten in elastischen Körpern vergleichen, die häufig nach der selben Seite ausgezogen worden sind.

Was die Faktoren sind, die in der Seele an den Formtendenzen bilden, beginnt man eben erst klarzustellen. Immerhin kann man schon sagen, daß, zum Beispiel, auf die sinnliche Behendigkeit und die Flüssigkeit der Gefühle das Klima und die Formation des Landes einwirken. Das ist eine Allerweltweisheit, die der Untersuchung Stand hält: ich habe Das in meinem Buch über Mexiko im Einzelnen nachzuweisen versucht. Die Kälte nordischer Naturen, wo der Entschluß sich wie die nordische Gewitterwolke schwer aus dem Nebel der Gefühle zusammenballt und schwer wieder auflöst, ist sprichwörtlich. Sentimental, aber wenn er endlich einmal will, entschlossen, Das ist eine bleibende Formtendenz des Nordländers: Musik und Schwertgeklirr, Hamlet, Prinz von Homburg, Florian Geyer; schon die erste große nordische Gestalt der Dichtung ist ihr Bruder, der blondlockige Thessaler Achilleus. Die Besonderheit der Landschaft, Bergeshöhen oder Meeresküste, Feuchtigkeit oder trockene Luft, giebt die Eigenheit wieder anderen Arten der Bewegung. Die leichte, silberhelle Luft Athens und der Isle de France scheint das Element der feinsten Sinnlichkeit. Daß diese nichts ist als Gelenkigkeit des Empfindens, ist erwähnt. Eben deshalb wiederholt sich diese Feinheit auch im Intellekt; während sonst nicht einzusehen wäre, warum sie sich auf die Thätigkeit mit einem anderen Inhalt, Abstraktionen, übertragen sollte.

Digitized by Google

Die Komplexität der Bewegungtendenzen, die schon das Klima und die Landschaft hervorrufen, ist ungeheuer. Die angeführten Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Und noch viel mehr Einflüsse dieser Art sind verborgen und unfaßbar.

Aber Klima und Landschaft im Ganzen selbst sind nur ein Theil der Faktoren, die die seelischen Formtendenzen ausbilden. Vererbte Eigenschaften können überhaupt nur Formtendenzen sein; Inhalt ist ja nur dem Individuum gegeben. Die Thatsache aber der Vererbung ist seit Darwin von der Anthropologie durch zahllose Beobachtungen sichergestellt; „das Blut" spricht wirklich mit, aber eben nur in diesem Sinn, als formaler Faktor. Man erwartet a priori schon, daß dabei Verdoppelung, wenn Tendenzen zugleich vom Vater und der Mutter kommen, Anlagen verstärken muß; und Beobachtung bestätigt Dies, wenigstens im Allgemeinen. So kommt es, daß, wenn Generation auf Generation immer wieder auf beiden Seiten gleiches Blut erbt und weitergiebt, die Formtendenzen sich befestigen. Menschen solcher einheitlichen Abstammung haben mehr als Andere ausgeprägte Tempi und Bewegungskurven. Sie stecken voll scharfer Form.

Hier ist der Ursprung des Begriffes der Rasse. Aber wie schon aus dieser Darstellung hervorgeht, ist Rasse fortwährend in der Bildung begriffen. Sie ist nicht eine Thatsache der Vergangenheit, bei der Schöpfung mit ins Paradies gesetzt, sondern ein fortwährend wechselndes Resultat, ein Zufall des großen Glücks- und Liebesspieles, um das sich die Welt dreht. Wo während einiger Generationen die Blutmischung gleich geblieben ist, entsteht Rasse. Und gleichgiltig ist, ob dabei ursprünglich die Blutstränge verwandt oder verschieden waren, wenn nur nachher die Mischung die selbe bleibt. Gerade deshalb aber ist Rasse als Erscheinung unvergänglich und bedeutsam, nicht, weil es einmal die und die bestimmten Rassen gegeben hat, sondern, weil immer wieder neu „Rasse" zur Entstehung kommt. Ja, dieser Vorgang ist so auffallend und so typisch für das Festwerden von seelischen Formtendenzen, daß man die Bezeichnung „rassig" auf innere Formtendenz überhaupt ausgedehnt hat. Man kann sich Das der Prägnanz halber gefallen lassen, wenn man nicht vergißt, daß die anderen Faktoren zahlreich und, wie die beginnende Spaltung zwischen Engländern und Australiern, Altkanadiern und Franzosen zeigt, zum Theil stärker sind als das Blut.

Es würde viel zu weit führen, wollte ich hier allen den Faktoren nachgehen, die schon jetzt mit einiger Wahrscheinlichkeit als formbildend in der Seele angesehen werden können. Ich möchte nur noch zwei erwähnen: den Helden, die Berufsarbeit.

Die Wirkung des Helden ist durchaus suggestiv. Das heißt: die Nachahmung seines Wesens ist eine Art von innerer Mimik, ein Reflex, kein in-

Digitized by Google

tellektuell bewußtes Nachkonstruiren seines Lebens oder Aufnehmen seiner sauber in Begriffen auszudrückenden „Ideale". Seine Wirkung ist also formal, nicht inhaltlich. Darin besteht seine Unsterblichkeit. Während seine Ziele veralten, seine Moral vielleicht verwerflich wird, bleibt die Form seiner Seele mit ihrer suggestiven Gewalt, die Das ist, was von vorn herein ihn zum Helden und Verführer Anderer macht. Byron, der vielleicht am Vollkommensten als Heros im modernen Europa gewirkt hat, hat für jedes Dutzend Menschen, das ihn las, tausend Anderen seine Seelenform aufgeprägt. Sein großer, kühner Intellekt ist fast unbeachtet vorübergegangen. Seine Seelenform, diese sehr künstliche Mischung der hautainen Dandyreservirtheit Beau Brummels und der rousseau-schlegelschen Sentimentalität, wurde durch die Expansivkraft seines Temperamentes zum Anfang einer neuen Zeit. Sokrates hat in Athen offenbar ähnlich gewirkt, durch die Form mehr als durch den Inhalt seines Denkens; auch er von der ebenfalls formalen Eigenschaft des gewaltigen Temperamentes emporgetragen. Aber was hier im Großen mit einer ganzen Welt geschieht, wiederholt sich tausendfach auch im Kleinen. Von jedem starken, kühnen Temperament strahlt Form aus auf die Umgebung. So durchzieht ein Netz solcher Wirkungen von Kreis zu Kreis die Gesellschaft. Die Mimik der inneren Formen von „Helden" im Großen und im Kleinen ist eins der tiefsten Fundamente jeder Ethik. Geschriebene Ethik verhält sich dazu wie Aestethik zur Kunst.

Die Erziehung durch den Beruf gleicht der durch das Klima und die Landschaft. Immer wiederholte Eindrücke und Thätigkeiten bilden sich zu Tendenzen aus. Und die Formen, die entstehen, strahlen vom Beruf, wie vom Helden, auch auf die Umgebung aus. Je mehr irgend ein Beruf überwiegt, um so mehr wird von seinen Formtendenzen in den Kreis um ihn übergehen. Das ist eine altbekannte Thatsache; nur beachtet man gewöhnlich viel zu wenig, daß es Form ist, die der Beruf ausstrahlt, nicht nur Gesinnung, — wenn Gesinnung eine Summe von Anschauungen sein soll. Daher das „Rassige", im vorhin erweiterten Sinn alter Handelsstädte.

Diese Andeutungen über die Faktoren, die die Formtendenzen ausbilden, genügen hier. Worauf es ankommt, ist, daß es in der Seele ähnlich wie in elastischen Körpern Formtendenzen giebt und daß diese mit gewissen vielfach nachweisbaren Faktoren in Beziehung stehen. Einige von diesen Faktoren (und jedenfalls die hier genannten) sind, wie man sieht, räumlich begrenzt. Landschaft und Klima selbstverständlich, das Blut durch die Mischungen nah Zusammenwohnender, der Held, weil sein Einfluß abnimmt mit der Entfernung. Selbst Erscheinungen wie Christus oder Franz von Assisi haben örtliche Intensitätmaxima. Noch viel lokaler sind natürlich die kleineren Helden und Heiligen. Und ähnlich ist es mit den Berufsthätigkeiten. Welche sich entwickeln, welche überwiegen, hängt zum großen Theil an geographischen und politischen Bedingungen.

Digitized by Google

Auch die Formtendenzen sind daher, wenigstens so weit sie von solchen Faktoren abhängen, räumlich begrenzt. Und wo eine Mehrheit formbildender Faktoren in einem Gebiet zusammentrifft — zum Beispiel: die Küste, die Matrosenthätigkeit und das Fortwirken einer Reihe großer Seehelden, wie Drake und Raleigh und all der Tausende tapferer Kapitäne in Cornwall —, da bilden sich auf ein Gebiet beschränkte Komplexe von Formtendenzen. Ein Komplex von Formtendenzen: nichts weiter ist aber auch die Persönlichkeit; ein unendlich mannichfacher Komplex von Formtendenzen.

Denn eine Summe von individuellen Formen ist, was übrig bleibt, wenn ich in diesem Augenblick Alles abstreife, was in mir von außen stammt oder mir mit Anderen gemein ist. Also zuerst, als oberste und äußerlichste Schicht, die gegenwärtig in mich eindringenden Empfindungen. Dann, was an Erinnerungen und Begriffen oder Zielen hineinspielt; lauter von der Außenwelt Gepflanztes. Schließlich das Rohmaterial der Gefühle, das Jeder mitbekommt und erst durch die Tempi und Intensitätkurven, die es in ihm annimmt, individuell macht. Meine Persönlichkeit in diesem Augenblick ist nichts weiter als die Gesammtheit der Formen, die ich dem auf mich eindringenden und aus mir empordringenden Chaos aufpräge. Meine Persönlichkeit überhaupt und außerhalb des Momentes betrachtet, ist mithin die Summe aller in mir wirksamen, auf gewisse Formen gehenden Tendenzen. Nur deshalb giebt es nicht blos locker an einander gereihte Empfindungen, Gefühle, Willensakte, Erinnerungbilder, sondern Menschen, weil es Formen giebt und Tendenzen zu bestimmten Formen, die konstant bleiben und so konstante Individualitäten schaffen. Der Inhalt der Seele gleicht nicht der Perlenschnur des indischen Märchens, sondern dem immer wieder nach den selben Gesetzen zusammenschießenden Kristall; bekanntlich giebt es ja auch flüssige Kristalle.

Und wie in der Kristallographie, so wiederholen sich auch in der Psychologie die selben Formtendenzen immer wieder in unzähligen Individuen. In irgend einem altmodischen Roman aus der Zeit der geistreichen Theecirkel spricht die geistreiche Frau von gewissen Menschen als Rubinen, von anderen als Opalen oder schweren, schwülen Turmalinen. Sie symbolisirt so für sich in naiver Weise diese Analogie, daß ein Mensch eben so wie ein Kristall nichts ist als eine sichtbare Formtendenz und daß, wie Kristalle in Systeme, so die Menschen sich in Typen scheiden.

Jedes Typische ist nicht räumlich begrenzt; aber jede Formtendenz, die von räumlich begrenzten Faktoren ausgeht, neigt dazu, typisch zu werden. Ja, es giebt solche, die innerhalb des Wirksamkeitgebietes ihres Faktors ganz allgemein werden, in jedem Menschen dort zur Ausbildung gelangen: so der Wechsel zwischen Reizbarkeit und Apathie in den Tropen. Aber unter diesen Formtendenzen, die im eigenen Gebiet allgemein sind, wirken welche stärker,

Digitized by Google

welche schwächer im Verhältniß zu dem Reste der Persönlichkeit. Einige prägen ihre Zeitmaße und Kurven dem Seeleninhalt tief ein, andere spielen nur darüber hin. Die einen sind wie Wellen an der Oberfläche, eine leichte Haut der Form. Den anderen gehorchen die Empfindungen, Phantasien, Willensakte wie das Wasser den Gestaltungen im aufgerührten Meer. Man erkennt sie in ihrer Heimath in jeder Aeußerung irgend eines inneren Kräftespieles; und die Grenzen, wo sie auf der Landkarte aufhören, markiren sich durch den Wechsel in etwas Wesentlichem der Persönlichkeit.

Hier also ist etwas einer Gemeinschaft Eigenes, das sie innerlich zusammenschweißt und nach außen absondert: die räumlich begrenzten Elemente der Persönlichkeit, sofern sie wesentlich und innerhalb der Grenzlinien allgemein sind. Nicht irgend ein Inhalt: historische Erinnerungen, nationale Ziele, Weltanschauung, nicht einmal eine Sprache, sondern Formtendenzen, wiederkehrende seelische Bewegungen und Bewegungrelationen, die dem Inhalt ihre Kurven und ihr Zeitmaß aufdrücken. Nationalität ist ein Tempo der Seele.

Stendhal hat Das eingesehen und sein Leben damit zugebracht, das Tempo der Bewegung, das den Italiener macht, zu studiren. Es genügt ihm nicht, die Empfindungen, Affekte, Phantasiegebilde ihrem Inhalt nach festzustellen; jedesmal geht er auch auf das Zeitmaß und die Kurven im Verlauf der psychologischen Erscheinung. Sein Gesichtspunkt bei der Analyse ist, wie man fühlt, überall dynamisch, nicht nur materiell und chemisch. Daher seine Vorliebe für redende, handelnde Einzelpersonen, für den kleinen Vorfall, die Anekdote; nicht blos, weil er Romancier ist, sondern umgekehrt: er wurde, wie man fast vermuthen könnte, Romancier, weil die Bewegung, die eine Vorstellung, ein Gefühl, ein Entschluß in der Seele durchmacht, weil die Form in der Seele nur am Einzelfall zu sehen und zu zeigen ist; Verallgemeinerung läßt nur Inhalt übrig.

Dieser Satz, daß jede räumlich eingeschränkte, aber in dem eigenen Gebiet allgemeine und starke seelische Formentendenz Nationalität ist, zwingt zu Folgerungen, die mit bekannten Thatsachen übereinstimmen und daher die Prämisse bestätigen. Zunächst, daß es dann am selben Ort, in der selben Person, zur selben Zeit auch mehrere Nationalitäten geben kann. Aber gerade Dieses ist der Fall; und keine Theorie der Nationalität, die Das ausschließt, ist haltbar. Ein Beispiel ist Griechenland, wo die griechische, die jonische, die athenische Nationalität wie von Stufe zu Stufe zum Parthenon emporführen. Die deutschen Stämme haben jeder eine Nationalität, eben so gut wie die Deutschen überhaupt. Jedem Stamm bei uns entsprechen eigene Formen des Empfindens, Fühlens, Wollens, die keine „allgemeine Bildung" oder Volksschule tot macht. Und überall ist es eben so. In Frankreich entdeckt Barrès eben jetzt die „nationalité lorraine", in England Yeats sein keltisches Traumland, wo

Digitized by Google

das wollüstig leise Hindämmern von Gefühl und Phantasie wie ein fernes nebelhaftes Meer die Seele einhüllt. In Italien, Spanien, Skandinavien giebt es Aehnliches. Und nirgends will Das heißen, daß die größere Nationalität auseinanderfällt. Sondern neben ihren Formtendenzen giebt es andere, noch lokalere in den Seelen. Man kann nicht im selben Augenblick Hochdeutsch und Plattdeutsch sprechen, aber sehr wohl im selben Augenblick allgemein deutsche und niederdeutsche Formen in der Seele haben.

Deshalb ist es auch kein Gegensatz, ein guter Deutscher und ein „guter Europäer" sein; ein Konflikt zwischen national und „international" existirt nicht. Die „internationalen" Formtendenzen sind in dem selben Sinn national wie die engeren, heimathlichen; nur ist ihr Gebiet größer. Aber allerdings kann zwischen diesen Schichten in der Seele der Accent wechseln. Zu gewissen Zeiten sind Formtendenzen, deren Kreis zufällig klein ist, die wirksamsten in der Persönlichkeit. Ihre Grenzen leuchten hell. Zu anderen Zeiten liegt der Nachdruck auf solchen, die sich gleichzeitig auch in die Ferne ausbreiten. Es ist ein Hin und Her innerhalb des Nationalen.

Ueberhaupt ist Nationalität nichts Starres, Totes, einmal für allemal Gewordenes; eben so wenig wie etwa Rasse. Jede Nationalität verwandelt sich fortwährend. So wird durch eine Reihe langsamer Veränderungen aus dem Griechenthum Homers über Sparta, Athen, Alexandrien, Byzanz das Griechenthum des Botzaris. Und Beide sind eins, selbst wenn Fallmerayer Recht hatte und kein Tropfen altgriechischen Blutes in den Adern der Athener kreist. Denn gewisse Grundtendenzen in der Form, ein gewisser Mechanismus der Persönlichkeit, des Intellektes, der Entschlußfassung ist geblieben als Thatsache, die sich hier tiefer und beständiger als Blut erweist.

Etwas Anderes ist es, wenn ganz neue Elemente der Persönlichkeit auftreten. Dann erscheint eine neue Nationalität. So um 1200 das Europäische. Die kriegerische Roheit sublimirt sich in den Kreuzzügen zum Ritterlichen, zu einer Willensdisziplin, die jeder Thätigkeit ein unvergleichlich biegsames und scharfes Instrument liefert. Und gleichzeitig schafft die Erregung um Passion und Madonnenkult eine neue Relation von Gefühl und Phantasie: die große Sentimentalität und das wunderbare Phänomen der Liebe. Diese Willens- und Gefühlsformen sind noch heute, nach dem Hinschwinden der Vorstellungen, unter deren Druck sie entstanden sind, das Innerlichste, was Europa zusammenbindet. Und ähnlich war die Wirkung des Protestantismus. Auch er hat durch eine Neugestaltung der Persönlichkeit eine tiefe seelische Gemeinschaft gegründet zwischen allen Völkern Nordeuropas: innerhalb Europas die moderne Welt abgegrenzt. Am Frappantesten fühlt man Das, wenn man Cromwells Portrait in der londoner Nationalgalerie mit Van Dyks Karl dem Ersten vergleicht. Auch die katholischen Länder hatten damals kühle Staats- und Ge-

Digitized by Google

schäftsmänner. Wallenstein, Richelieu, den Conde Duque Olivares. Aber Keiner von ihnen bietet den selben Gegensatz zum Portrait des Königs: sie sind von der selben Rasse, nur energischer. Hier aber dieser Puritaner ist aus einer anderen Welt. Nach hundert Jahren ist der Protestantismus ins Blut gegangen, mehr geworden als ein Dogma: eine Form; und Cromwell verkörpert sie, im Blick, in der Haltung, in der Linie. Sein Küraß sitzt auf ihm wie ein whistlerscher Frack: das je ne sais quoi, das zwei Welten scheidet, liegt zwischen seiner eleganten Schlichtheit und der Art, wie der König sein Atlaswams und seine Perlenohrringe zur Schau trägt. Bei uns wuchs innerhalb dieser puritanischen Form dann das Preußenthum: wieder eine Neuschöpfung der Persönlichkeit. Die Könige und der Rohrstock haben es zurechtgeschlagen, ohne viele Raisonnements oder idealgeschichtliche Kommentare; und gerade deshalb haben sie tief und treu gebaut. Ein Feldwebel ist hier eine ganze Bank voll Universitätprofessoren und Historienmaler werth, weil er wenigstens da anpackt, wo Nationalität wirklich begründet wird: im Räderwerk der Persönlichkeit.

Weimar. Harry Graf Keßler.

Rokoko.

Wie dünnes Glas rinnt blank und still der Bach
Hinab die kleinen künstlichen Gefälle;
Der Garten schläft; der Pfau träumt auf dem Dach,
Den Kopf verborgen vor der Sonnenhelle.

Ein Falter weht verloren übers Gras
Und taumelt gegen die verschnittnen Hecken;
Die Blumen schauern halbverwelkt und blaß
Und leise tropfts vom Moos ins Marmorbecken.

Die Sehnsucht hebt sich; und das Blättergold
Rauscht auf den breiten Wegen ihr zu Füßen;
Die Liebe, die hier lachend einst getollt,
Die möchte sie mit heißen Lippen küssen.

Hamburg. Theodor Suse.

Digitized by Google

Der Große.

Am südlichen Ufer der finischen Bucht lag das kleine Dorf Strelna, auf halbem Weg zwischen Petersburg und dem angefangenen Peterhof. Am Ende des Dorfes, am Bach Strelka, stand ein einfaches Landhaus unter Eichen und Kiefern: es war roth und grün angestrichen. Die Fensterladen waren noch geschlossen, denn es war erst vier Uhr früh im Sommer. Die finische Bucht lag glatt unter der aufsteigenden Sonne. Eine holländische Kogge, die in den Hafen bis zur Admiralität gewollt hatte, aber nicht weiter als bis zur Höhe von Strelna gekommen war, zog jetzt die Segel ein und ging vor Anker. Auf dem Großtopp führte sie eine Flagge, die aber nicht flatterte.

Neben dem rothgrünen Landhaus stand eine uralte Linde mit gespaltenem Stamm; in der Klammer war ein Holzboden mit einem Geländer angebracht und zu dieser Laube führte eine Treppe hinauf.

In der frühen Morgenstunde saß ein Mann oben im Baum an einem Tisch, der nicht gestrichen war und hinkte, und schrieb Briefe. Der Tisch war mit Papieren beladen; und doch war noch Platz für eine Standuhr, der das Glas fehlte, einen Kompaß, ein Reißzeug und eine große Klingel aus Bronze. Der Mann saß dort in Hemdärmeln, hatte die gestopften Strümpfe umgekrämpt und grobe Schuhe an; sein Kopf schien unglaublich groß zu sein, war in Wirklichkeit aber nicht so abnorm: der Hals der eines Stiers und der Körper der eines Riesen; die Hand, die jetzt die Feder führte, grob und theerig; die Feder schrieb träg, die Zeile etwas schief, aber schnell. Die Briefe waren kurz, sachlich, hatten keine Einleitungen und keine Abschlüsse; darunter stand nur Pe ter, in zwei Theilen, als sei der Name unter der schweren Hand entzweigegangen. Es gab wohl eine Million des Namens im russischen Reich; aber dieser Peter war der Einzige, der galt. Und Niemand verkannte die Unterschrift.

Die Linde sang von Bienen und Hummeln, der kleine Strelkabach brodelte wie ein Theekessel und der Sonnenaufgang war herrlich; die Strahlen fielen wischen das Laub der Linde und warfe helle Flecke auf das ungewöhnliche Gesicht eines der ungewöhnlichsten nnd unbegreiflichsten Männer, die je gelebt haben. Jetzt sah dieser seine Kopf mit dem kurzen Haar wie der eines wilden Schweines aus; und wenn der Schreiber an der Gänsefeder sog, zeigten sich Zähne und eine Zunge wie die eines schildhaltenden Löwen. Jetzt zog sich das Gesicht in furchtbarem Schmerz zusammen, wie bei einem Gefolterten, Gekreuzigten. Dann aber nahm er ein neues Blatt, begann einen neuen Brief: und nun leuchtete es von der Feder, der Mund lächelte so, daß die Augen verschwanden, und der Furchtbare sah schelmisch aus. Neues Papier: ein kleines Billet, das jedenfalls an eine Dame gerichtet war; und nun veränderte sich die Maske in die eines Satyrs, löste sich in dekorative Linien auf und explodirte schließlich in ein lautes, einfach cynisches Lachen.

Die Morgenkorrespondenz war beendet. Der Zar hatte fünfzig Briefe geschrieben. Er ließ sie unversiegelt. Kathia, sein Weib, sollte sie zusammenlegen und siegeln. Der Riese reckte sich, erhob sich mit Mühe und warf einen Blick auf die Bucht hinaus. Mit dem Fernglas sah er sein Petersburg und seine Flotte, das angefangene Kronstadt mit der Festung und schließlich entdeckte er die Kogge.

Digitized by Google

Wie ist die ohne Salut hereingekommen? Und wagt, unmittelbar vor meinem Haus auf die Rhede zu gehen!

Er klingelte; und sofort kam ein Kammerdiener aus der Zeltreihe gelaufen, die hinter den Kiefern verborgen war und Wache wie Bedienung beherbergte.

„Fünf Mann ins Boot, hinaus und die Schute gepreit! Kannst Du sehen, was für ein Landsmann es ist?"

„Das ist ein Holländer, Majestät!"

„Holländer! Bring den Kapitän tot oder lebend her! Sofort! Auf der Stelle! . . . Aber erst meinen Thee!"

„Das Haus schläft, allergnädigster Herr!"

„Dann weck' es, Du Esel! Klopfe an die Laden, schlage die Thür ein! Am hellen Tag schlafen!" Er klingelte wieder; ein anderer Diener erschien.

„Thee her! Und Branntwein! Viel Branntwein!"

Die Diener liefen, das Haus wurde geweckt; und der Zar vertrieb sich inzwischen die Zeit damit, daß er auf Schiefertafeln Notizen machte. Als er die Geduld dennoch verloren hatte, stieg er hinunter und schlug mit seinem Stock gegen alle Fensterladen. Da war von innen eine Stimme zu hören: „Aber warte doch!"

„Nee, Das will ich nicht; ich bin nicht zum Warten geboren. Beeil' Dich, sonst steck' ich das Haus in Brand!"

Er ging in seine Gärten hinaus, warf einen Blick auf die Arzeneipflanzen, rupfte etwas Unkraut und begoß hier und dort. Ging in den Viehstall und musterte seine Merinoschafe, die er selbst eingeführt hatte. Fand im Stall einen entzweigeschlagenen Stand, nahm eine Säge und einen Hobel und machte ihn wieder in Ordnung. Warf seinem Lieblingpferd etwas Hafer in die Krippe; er fuhr meist, wenn er nicht zu Fuß ging; das Reiten war nach seiner Ansicht eines Seemannes unwürdig. Und er wollte vor allem Anderen Seemann sein. Nun ging er in die Drechslerwerkstätte und trat einmal die Drehbank. Am Fenster aber stand ein Tisch mit dem Zubehör eines Kupferstechers; mit dem Stichel zog der Zar einige Linien, die in der Karte fehlten. Er wollte gerade nach der Schmiede, als eine weibliche Stimme ihn unter die Linde rief.

Oben im Baum stand jetzt seine Gattin, die Zarin, im Morgenrock. Ein Weib von groben Gliedern und großen Füßen; das Gesicht war fett und unschön, die Augen saßen nicht gerade im Kopf, sondern strammten in den Fassungen.

„Wie früh Du heute auf bist, Väterchen!"

„Ists früh? Es ist doch Sechs!"

„Es ist erst Fünf!"

Der Zar sah nach der Uhr. „Fünf? Dann soll es Sechs werden!" Damit schob er den Zeiger eine Stunde vor. Die Frau lächelte nur, etwas überlegen, aber nicht aufreizend; sie wußte, wie gefährlich es war, diesen Mann zu reizen. Und dann servirte sie den Thee.

„Dort hast Du Beschäftigung", sagte Peter und wies auf die Briefe.

„Das sind aber viele!"

„Sind Dirs zu viele, so kann ich Hilfe nehmen."

Die Zarin antwortete nicht, sondern begann, die Briefe durchzusehen. Das hatte der Zar gern; dann bekam er Stoff zum Streiten: und er wollte immer streiten, um seine Kräfte rüstig zu erhalten.

Digitized by Google

„Verzeih, Peter", sagte die Frau, „aber ists recht, daß Du Dich wegen der holländischen Schiffe an die schwedische Regirung hältst?"

„Ja, Das ist recht! Alles, was ich thue, ist recht!"

„Das verstehe ich nicht! Unsere Russen schießen aus Mißverständniß auf friedliche holländische Schiffe; Du forderst von den Schweden Schadenersatz, weil das Unglück im schwedischen Fahrwasser geschah . . ."

„Ja, nach römischem Recht wird das Verbrechen in dem Lande gesühnt, in dem es begangen wurde."

„Ja, aber . . ."

„Einerlei: wer bezahlen kann, bezahlt; ich kann nicht und die Holländer wollen nicht, darum müssen die Schweden! Verstehst Du?"

„Nein!"

„Die Schweden haben den Türken auf mich gehetzt, Das sollen sie bezahlen!"

„Mag sein! Aber warum schreibst Du hier so unfreundlich an die holländische Regirung, da Du die Holländer doch liebst?"

„Warum? Weil Holland seit dem Frieden von Utrecht im Niedergang ist. Mit Holland ists aus: auf den Kehrichthaufen mit dieser Republik! Jetzt kommt England. Ich halte mich an England, seit es mit Frankreich auch abwärts geht!"

„Soll man seine alten Freunde verlassen?"

„Gewiß, wenn sie nichts mehr taugen! Uebrigens: keine Freundschaft in Liebe und Politik! Glaubst Du, ich liebe diesen elenden August von Polen? Nein, Du glaubst es nicht. Aber ich muß mit ihm durch Dick und Dünn gehen, für mein Land, für Rußland! Wer seine kleinen Launen und Leidenschaften nicht dem Vaterland opfern kann, Der wird ein Don Quixote, wie Karl der Zwölfte. Dieser Thor hat mit seinem unsinnigen Haß gegen August und mich an Schwedens Untergang und Rußlands Zukunft gearbeitet. Daß aber dieser christliche Hund den Türken auf uns hetzte, war ein Verbrechen gegen Europa, denn Europa braucht sein Rußland gegen Asien. Saß der Mongole nicht zweihundert Jahre hier und drohte? Und als unsere Vorfahren ihn schließlich hinaus hatten, kommt so ein Ritter und zieht den Heiden von Konstantinopel ins Land! Der Mongole stand ja einmal in Schlesien und hätte das Abendland verheert, wenn wir Russen es nicht gerettet hätten. Karl der Zwölfte ist jetzt tot; aber ich verfluche sein Andenken und ich verfluche Jeden, der mich in dem löblichen Vorhaben zu hindern sucht, Rußland aus einem westlichen Asien zu einem östlichen Europa zu machen. Ich schlage Jeden nieder, wer es auch sein mag, der an mein Werk rührt, und wäre er mein eigener Sohn!"

Hier wurde er still. Seine letzten Worte berührten die empfindliche Frage nach Peters Sohn aus erster Ehe, Alexej, der in der Peter-Paul-Festung gefangen saß und sein Todesurtheil erwartete, da er überführt war, der Arbeit seines Vaters an der Civilisirung Rußlands entgegengearbeitet, und außerdem im Verdacht stand, an Versuchen zum Aufruhr theilgenommen zu haben. Die geschiedene Frau Eudoxia war im Kloster Suzdal eingesperrt. Katharina liebte natürlich Alexej nicht, weil er ihrem Kind im Wege stand, und sie sah gern, daß er starb, sie wollte aber nicht die Schuld haben; und da auch Peter nicht die Schuld auf sich nehmen wollte, hatte er einen Gerichtshof von hundertsiebenundzwanzig Personen eingesetzt, um den Sohn zu richten. Das Thema wurde darum ungern verhandelt.

Digitized by Google

Mit seiner unglaublichen Fähigkeit, Gedanken und Gefühle zu wechseln, brach Peter das Schweigen mit der banalen Frage: „Wo ist der Branntwein?“

„Du kriegst so früh keinen Branntwein, mein Junge!“

„Kathrina!“ sagte Peter mit einem gewissen Accent, während das Gesicht zu zucken begann.

„Sei ruhig, Löwe!“ antwortete die Frau und strich seine schwarze Mähne, die sich gesträubt hatte. Und aus einem Korb nahm sie eine Flasche und ein Glas.

Der Löwe heiterte sich auf, schlürfte das starke Getränk hinunter, lächelte und streichelte den gewaltigen Busen seiner Gattin.

„Willst Du die Kinder sehen?“ fragte Katharina, um ihn in eine mildere Stimmung zu bringen.

„Nein, nicht heute! Sie haben gestern Schläge bekommen und sollen nicht etwa glauben: daß ich hinter ihnen her laufe! Halte sie Dir fern, halte sie unter Dir, sonst kommen sie über Dich!“

Katharina hatte das letzte Billet wie in Gedanken genommen und zu lesen begonnen. Jetzt erröthete sie; dann riß sie den Brief entzwei: „Du mußt nicht an Schauspielerinnen schreiben! Das ist eine zu große Ehre für sie und wir haben nur Schande davon.“

Der Zar lächelte und wurde nicht böse; denn er hatte nicht die Absicht gehabt, das Billet abzuschicken, sondern es nur hingekritzelt, um seine Frau zu reizen; vielleicht auch, um zu prahlen.

Unten im Sand waren Schritte zu hören.

„Sieh, da haben wir meinen Freund, den Schurken!“

„Still!“ warnte Katharina. „Menshikow ist Dein Freund.“

„Ein schöner Freund! Einmal habe ich ihn als einen Dieb und Betrüger zum Tode verurtheilt; er lebt aber noch, dank Deiner Freundschaft!“

„Still!“

Menshikow (großer Krieger, tüchtiger Staatsmann, Günstling, unentbehrlich, steinreich), in dessen Haus der Zar seine Katharina gefunden hatte, kam die Holztreppe hinaufgestürzt. Er war ein schöner Mann von französischem Aussehen, trug sich reich und hatte feine Manieren. Er grüßte den Zaren ceremoniell und küßte Katharina die Hand.

„Jetzt sind sie wieder da!“ fing er an.

„Die Strelizen? Habe ich sie nicht aus der Erde gerodet?“

„Sie wachsen nach, wie die Drachensaat; und jetzt wollen sie Alexej befreien.“

„Weißt Du etwas Näheres?“

„Die Verschworenen kommen heute, abends um halb sechs Uhr, zusammen.“

„Wo?“

„Auf der Strandlinie Vierzehn, bei einem scheinbar harmlosen Gastmahl.“

„Strand, Nummer Vierzehn“, schrieb der Zar auf eine Tafel. „Noch Etwas?“

„Und um zwei Uhr nachts stecken sie die Stadt in Brand.“

„Um zwei Uhr?“ Der Zar schüttelte den Kopf und das Gesicht zuckte ihm. „Ich baue und sie reißen nieder; jetzt aber will ich sie mit der Pfahlwurzel ausreißen. Was sagen sie?“

„Sie sehen auf das Heilige Moskau zurück und halten Petersburg für eine Gottlosigkeit oder eine Bosheit. Die Arbeiter sterben wie Fliegen am Sumpf-

Digitized by Google

sieber. Und daß Du, Zar, mitten im Morast gebaut hast, fassen sie als eine Prahlerei à la Louis Quatorze auf, der Versailles im Moorboden schuf."

„Esel! Meine Stadt soll das Schloß der Flußmündung und der Schlüssel zum Meer sein, darum muß sie dort liegen; und der Sumpf soll zu Kanälen werden, die Boote führen, wie die von Amsterdam. Ja, ja, wenn Affen richten!" Er klingelte; ein Diener erschien. „Das Kabriolet anspannen!" rief er hinunter. „Und nun Lebewohl, Katharina; ich komme vor morgen nicht nach Haus. Es wird ein heißer Tag. Aber vergiß die Briefe nicht. Alexander kann Dir helfen."

„Willst Du Dich nicht ankleiden, mein Söhnchen?" antwortete Katharina.

„Ankleiden? Ich habe ja den Säbel!"

„Zieh doch wenigstens den Rock an!"

Der Zar zog den Rock an, schnallte den Schmachtriemen, der den Säbel hielt, einige Dornen enger, ergriff den Stock und flog mit einem Tigersprung aus dem Baum.

„Mags denn geschehen!" flüsterte Menshikow Katharinen zu.

„Du hast doch nicht gelogen, Alexander?"

„Ein Bischen Lüge schmückt die Rede! Die Hauptsache ist erreicht. Morgen, Katharina, kannst Du mit Deinem Thronfolger ruhig in der Kinderstube schlafen!"

„Kann er Unglück haben?"

„Nein! Er hat nie Unglück!"

— —

Der Zar lief an den Meeresstrand hinunter; er ging nämlich nie, sondern lief. „Das Leben vergeht schnell", pflegte er zu sagen, „und wir haben viel auszurichten." Als er den Sandwall erreichte, begegnete ihm ein landendes Boot mit fünf Mann und dem holländischen Gefangenen. Der saß ruhig am Steuer und rauchte seine Pfeife. Als er den Zaren erblickte, nahm er seine Mütze ab, warf sie in die Luft und schrie Hurra.

Zar Peter beschattete die Augen, und als er seinen alten Lehrer und Freund Jaen Scheerborck aus Amsterdam erkannt hatte, sprang er ins Boot, den Ruderern auf Schultern und Knie, stürzte Jaen in die Arme und küßte ihn so, daß die Tabakspfeife zerbrach und Feuer und Rauch dem Seemann um seinen großen grauen Bart wirbelten. Dann hob der Zar den Alten in die Höhe und trug ihn wie ein Kind auf seinen Armen ans Ufer.

„Endlich, Du alter Schelm, habe ich Dich hier bei mir! Jetzt sollst Du meine Stadt und meine Flotte sehen, die ich selber gebaut habe; Du hast michs ja gelehrt. Das Kabriolet her, Burschen, und einen Dregg aus dem Boot; wir wollen fort und laviren. Schnell!"

„Geliebtes Herz", sagte der Alte, der die Tabaksasche aus seinem Bart zupfte, „daß ich den Zaren-Zimmermann gesehen habe, ehe ich sterbe, Das ist . . ."

„Ins Kabriolet, Alter; hängt den Dregg hinten an, Burschen. Wo Du sitzen sollst? Auf meinen Knien sollst Du sitzen!"

Das Kabriolet hatte nur für eine Person Platz und der Kapitän mußte wirklich auf dem Schoß des Zaren sitzen. Drei Pferde in einer Reihe waren vorgespannt und ein viertes ging neben dem ersten. Die Peitsche knallte und der Zar spielte, als sei er auf See. „Gut Wind, was? Zwölf Knoten, schoten dort, so ja, so ja!"

Ein Gatterthor war zu sehen; und der Schiffer, der die wilden Manöver

Digitized by Google

des Zaren, aber auch seine Geschicklichkeit kannte, begann, zu schreien: „Gatterthor voraus, stopp!“

Aber der Zar, der bei dem alten Freund aus früher Zeit seine Jugend wiedergefunden hatte und mit seiner unverwüstlichen Jungenhaftigkeit Streiche und Gefahren liebte, schlug auf die Pferde los, pfiff und kommandirte: „Voll und bei, guten Gang, so, klar zur Aktion, hopp!“

Das Gatterthor war genommen: es sprang vollständig ab; und der Alte lachte so, daß er auf den Knien des Zaren hüpfte.

So ging es den Strand entlang. Am Stadtthor wurde geschultert und salutirt, auf den Straßen Hurrageschrei, und als sie nach der Admiralität kamen, wurden Kanonenschüsse gelöst und die Rahen bemannt. Der Zar aber, glaubend oder spielend, er sei auf See, kommandirte: „Ankern!“ Dann warf er den Dregg so gegen die Wand, daß er an einem Fackelhalter festhakte, der sich bog, ohne zu brechen. Die Pferde aber, die noch im Lauf waren, wurden zurückgerissen und sanken auf die Knie. Das erste des Gespanns erhob sich nicht mehr; die Folgen des Gatterthorenterns hatten es getötet.

Drei Stunden später, als Flotte und Werft besichtigt waren, saßen der Zar und Jaen Scheerborck in einer Seemannskneipe. Das Kabriolet stand draußen und war am Strohdach verankert. Branntwein war auf dem Tisch und die Pfeifen qualmten. Die beiden Freunde hatten von ernsten Dingen gesprochen. Der Zar hatte sechs Besuche gemacht, darunter einen sehr wichtigen in der Generalität, von dem er sehr erregt zu dem wartenden Schiffer herunterkam. Aber mit seiner unglaublichen Fähigkeit, Unangenehmes abzuschütteln und die Stimmung zu wechseln, strahlte er jetzt wieder von Fröhlichkeit.

„Du fragst, woher ich die Einwohner für meine Stadt bekommen will? Ich zog zuerst fünfzigtausend Arbeiter hierher. Das war der Grundstock; dann befahl ich allen Beamten, Priestern und größeren Grundbesitzern, ein Haus zu bauen, jeder eins; ob sie dort wohnen wollten oder nicht! Und jetzt habe ich hunderttausend! Ich weiß: sie schwatzen und sagen, ich baue Städte, aber wohne selbst nicht dort. Nein, ich baue nicht für mich, sondern für die Russen. Moskau hasse ich, denn dort riechts nach dem Tatarenkhan; ich wohne am Liebsten auf dem Lande. Das geht Keinen was an. Trink, Alter! Wir haben den ganzen Tag vor uns; bis fünf Uhr. Dann muß ich nüchtern sein.“

Der Alte trank vorsichtig und wußte nicht recht, wie er sich in dieser vornehmen Gesellschaft, die doch so matrosenhaft war, benehmen solle.

„Jetzt mußt Du mir Geschichten erzählen; was die Leute über mich sprechen. Du kennst wohl eine Menge, Jaen?“

„Ich kenne wohl welche, aber es ist nicht gut möglich . . .“

„Dann werde ich erzählen. Kennst Du die Geschichte vom Cirkel und vom Käse? Nein? Die ist so! Der Zar ist so geizig, daß er immer ein Reißzeug in der Tasche trägt. Mit dem Cirkel mißt er das Stück Käse, um zu sehen, ob seit der letzten Mahlzeit Etwas davon gestohlen ist! Die Geschichte ist gut . . . Oder diese: Der Zar hat einen Säuferklub. Einmal wollten sie ein Fest feiern und da wurden die Gäste drei Tage und drei Nächte eingeschlossen, um zu trinken. Jeder Gast hatte eine Bank hinter sich, um den Rausch auszuschlafen; und daneben standen zwei Halbe Tonnen für jeden Einzelnen. Die eine Tonne enthielt Futter für drei Tage, die andere war leer und zu einem geheimen Zweck bestimmt. Du verstehst doch . . .“

„Nein, Das ist zu toll!"

„An solchen Geschichten ergötzt man sich in Petersburg. Hast Du nicht gehört, daß ich auch Zähne ausziehe? In meinem Palast soll ein ganzer Sack mit Zähnen sein. Und dann soll ich im Lazareth Operationen machen: neulich zapfte ich einem wassersüchtigen Weib so viel Wasser ab, daß es starb."

„Glauben die Leute Das?"

„Gewiß glauben sies! Sie sind so dumm, siehst Du; aber ich werde ihnen die Eselsohren abschneiden und die Zunge versengen!"

Seine Augen fingen zu funkeln an und man sah, wohin seine Gedanken gingen. Aber wie offen er auch war: er schien Sperrhaken zu besitzen, so daß er selbst im Rausch seine großen Geheimnisse verschwieg, während er die kleinen offenbarte.

Jetzt kam ein Adjutant herein und flüsterte dem Zaren Etwas zu.

„Schlag fünf Uhr!" antwortete der Zar mit lauter Stimme. „Sechzig Grenadiere mit scharfen Schüssen und Hirschfängern! Adieu! . . . Jaen" (sein Hirn machte eine Volte), „ich werde Deine Webstühle kaufen; aber ich gebe nicht mehr als fünfzig Rubel für das Stück."

„Sechzig, sechzig!"

„Du Satan von einem Holländer, Du Geizhals! Wenn ich fünfzig biete, so ists eine Ehre für Dich! Ja, Das ists!" Der Zorn stieg; die Meldung des Adjutanten hatte ihn bewirkt, nicht der Webstuhlhandel. Aber es kochte im Topf und der Deckel mußte in die Höhe.

„Ihr elenden Gewürzkrämer! Nur Leute schinden, schinden! Aber Eure Zeit ist vorbei! Jetzt kommt der Engländer! Das sind andere Leute!"

Jaen, der Schiffer, wurde finster. Das reizte den Zaren noch mehr. Aber er konnte seinem alten Freund nicht böse sein. Er wollte an Jaens Gesellschaft ein Vergnügen haben und warf sich darum auf die Seite.

„Krüger!" rief er. „Champagner her!"

Der Krüger kam herein, fiel auf die Knie und bat um Gnade, weil er das theure Getränk nicht auf Lager habe. Dieses überflüssige Wort Lager konnte ironisch und aufreizend klingen, sollte es aber nicht. Doch es war willkommen; der Stock konnte gebraucht werden.

„Hast Du einen Lagerkeller, Du Schelm? Willst Du mich lehren, daß ein Matrosenkrüger ein Lager von Schnäpsen führt?"

Jetzt tanzte der Stock. Als aber der Holländer sich mit einer mißbilligenden Miene fortwandte, brach des Zaren Wuth erst recht los. Es war eine Art Krankheit oder lag in seiner Natur, daß er einen Ausbruch haben mußte. Nun flog der Säbel aus der Scheide. Wie ein Rasender schlug er alle Flaschen auf dem Spültisch entzwei, hieb Tischen und Stühlen die Beine ab; darauf machte er einen Scheiterhaufen aus den Trümmern und wollte den Krüger lebendig verbrennen.

Da öffnete sich eine Thür: und herein trat ein Weib mit einem kleinen Kind auf dem Arm. Als das Kind den Vater da liegen sah, wie er den Hals vorstreckte, fing es zu schreien an. Der Zar blieb in seiner Geberde stehen, beruhigte sich, trat auf die Frau zu und grüßte: „Sei ruhig, Mutter! Dir geschieht nichts Böses! Wir spielen nur Matrosen!" Und zum Krüger gewandt: „Schick die Rechnung zum Fürsten Menshikow; er bezahlt. Aber wenn Du mich kratzest, so . . . Na, ich verzeihe Dir für dieses Mal! Jetzt fahren wir, Jaen! Anker auf und Schot klar!"

Digitized by Google

Darauf fuhren sie in die Stadt hinaus, der Zar lief Treppen hinauf, kam wieder herunter; und so wurde es Mittag.

Sie machten vor dem Palast Menshikows Halt.

„Ist das Mittag fertig?“ fragte der Zar vom Kabriolet aus.

„Das Mittag ist fertig!“ antwortete ein Lakai.

„Servire für Zwei! Ist der Fürst zu Hause?“

„Der Fürst ist nicht zu Hause.“

„Thut nichts! Also für Zwei!“

So pflegte der Zar seine Freunde zu besuchen, ob sie zu Hause waren oder nicht; und man erzählt, er sei einmal mit zweihundert Bekannten zu solchen Gewaltbesuchen herumgezogen.

Nach einem glänzenden Diner ging der Zar in ein Vorgemach und legte sich schlafen. Der Schiffer war schon am Tisch eingeschlummert. Aber neben seinen Kopf legte der Zar seine Uhr; er konnte sich wecken, wann er wollte.

Als Peter erwachte, ging er in den Eßsaal und fand Jaen Scheerborck schlafend am Tisch.

„Bring ihn fort!“ befahl der Zar.

„Soll er nicht mehr dabei sein?“ wagte der Kammerherr zu fragen, der ein Günstling war.

„Nein, ich habe ihn satt; man sollte niemals Menschen mehr als einmal im Leben treffen. Trage ihn hinaus an die Pumpe, dann wird er nüchtern; und führe ihn dann auf seine Schute.“ Und mit einem verächtlichen Blick fügte er hinzu: „Du altes Vieh!“

Dann fühlte er nach, ob der Säbel sicher sitze, und ging hinaus.

Nach dem Schlaf war Peter wieder der Kaiser geworden; hoch, gerade, würdig; und er ging nach der Strandlinie hinunter, ernst, groß, wie zu einer Feldschlacht. Als er Nummer Vierzehn gefunden hatte, trat er ohne Weiteres ein, sicher, seine fünfzig Mann dort zu finden. Rechts zu ebener Erde nach dem Hof zu standen alle Fenster auf. Dort sah er die Verschworenen um einen langen Tisch sitzen und Wein trinken. Er trat in den Saal. Viele von seinen Freunden saßen dort. Das gab ihm einen Stich ins Herz.

„Guten Tag, Kameraden!“ rief er munter.

Die ganze Gesellschaft erhob sich wie ein Mann. Blicke wurden gewechselt und Mienen gemacht.

„Wollen wir nicht ein Glas trinken, Freunde?“ Und Peter warf sich auf einen Stuhl. Da aber sah er nach der Saaluhr und die zeigte erst halb Fünf. Er hatte sich um eine halbe Stunde geirrt; ob er falsch gesehen hatte oder ob die Uhr bei Menshikow falsch gegangen war?

Eine halbe Stunde, dachte er; aber in der nächsten Sekunde hatte er ein Heldenglas geleert und begann, ein sehr populäres Soldatenlied zu singen, das er mit dem Aufklopfen des Glases begleitete. Ein verführerisches Lied. Das hatten sie als Sieger bei Pultawa gesungen; danach waren sie marschirt: es lenkte die Erinnerung auf bessere, frohere Zeiten; und Alle stimmten ein.

Peters starke Persönlichkeit, die gewinnende liebenswürdige Art, die er annehmen konnte, wenn er wollte, Alles zog die Gesellschaft zu ihm hin. Und nun

Digitized by Google

löste das eine Lied das andere ab und der Gesang war eine Befreiung von der fürchterlichen Beklommenheit. Er schuf die einzige Möglichkeit, ein Gespräch zu vermeiden. Zwischen den Liedern brachte jedoch der Zar ein Wohl aus, trank einem alten Freund zu und erinnerte ihn in wenigen Worten an ein gemeinsames Erlebniß Er wagte nicht, nach der Uhr zu sehen, um sich nicht zu verrathen; aber die halbe Stunde mitten in der Mörderhöhle war unendlich lang.

Manchmal sah er zwei Blicke wechseln; dann warf er ein scherzhaftes Wort dazwischen und der Faden war zerrissen. Er spielte um sein Leben und spielte gut; denn er verwirrte sie mit seiner Munterkeit und Naivetät, so daß sie nicht ahnen konnten, ob er Etwas wisse. Und mit dieser ihrer Unschlüssigkeit spielte er.

Schließlich hörte er Waffen draußen auf dem Hof rasseln; mit einem Sprung war er zum Fenster hinaus.

„Massaker!“ war sein einziges Kommandowort. Und sofort begann das Blutbad Er selbst stand am Fenster und schlug Einem, der hinaussprang, den Kopf ab. „Alles tot!“ schrie er auf Deutsch, als es zu Ende war; dann ging er seiner Wege, in der Richtung auf die Festung Peter-Paul.

Er wurde vom Kommandanten empfangen und ließ sich zu dem Prinzen Alexej führen, seinem einzigen lebenden, seinem erstgeborenen Sohn, auf den er seine Hoffnung und damit Rußlands Zukunft gebaut hatte.

Mit dem Schlüssel in der Hand blieb er vor der Zelle stehen, machte ein Kreuzeszeichen und betete halblaut: „Ewiger Gott der Heerschaaren, Herr Zebaoth, der den Fürsten das Schwert in die Hand gegeben hat, zu lenken und zu schützen, zu belohnen und zu bestrafen: erleuchte Deines Dieners armen Verstand, daß er nach Deinem Recht handeln möge! Du hast von Abraham seinen Sohn gefordert und Abraham gehorchte. Du hast Deinen einzigen Sohn gekreuzigt, um die Menschheit zu erlösen; nimm mein Opfer, Du Furchtbarer, wenn Du es forderst! Doch nicht mein Wille geschehe, sondern Deiner. Möge dieser Kelch an mir vorübergehen, wenn Du so willst! Amen, in Christi Namen, Amen!“

Er trat in die Zelle; und blieb dort eine Stunde.

Als er wieder herauskam, sah er verweint aus; aber er sagte nichts, gab dem Kommandanten den Schlüssel und ging.

Was an diesem Abend zwischen Vater und Sohn geschah, darüber wurde viel erzählt. Genug: Alexej wurde von hundertsiebenundzwanzig Richtern zum Tode verurtheilt; und das Protokol gedruckt. Aber das Urtheil soll niemals vollstreckt worden sein. Der Großfürst starb schon vorher.

Am selben Abend gegen Acht trat der Zar in sein Landhaus und suchte sofort Katharina auf. „Das Alte ist vergangen!“ sagte er. „Jetzt beginnen wir das Neue, Du, ich und die Unseren.“

Die Zarin fragte nicht, denn sie verstand. Aber der Zar war so müde und erschöpft, daß sie einen der Anfälle fürchtete, die sie so gut kannte. Und es gab nur eine Art, ihn zu beruhigen, die alte, gewöhnliche. Sie setzte sich in die Sofaecke; er legte sich nieder, den Kopf gegen ihren reichen Busen; dann strich sie ihm das Haar, bis er einschlief. Aber drei Stunden mußte sie unbeweglich sitzen. Ein Riesenkind an einem Riesenbusen: so lag der große Kämpe des Herrn da; und das Gesicht wurde so klein, die hohe Stirn wurde von der langen Mähne verborgen, der Mund stand offen und er schnarchte wie ein kleines Kind, das schläft.

Digitized by Google

Als er schließlich erwachte, blickte er zuerst auf und staunte, sich da zu finden, wo er war. Dann lächelte er, sagte aber nicht ‚Danke' und koste auch nicht. „Jetzt wollen wir was zu essen haben!" Das war das erste Wort, das er sprach. „Dann wollen wir was zu trinken haben und dann ein großes Feuerwerk. Das werde ich selbst unten am Strand anzünden. Aber Jaen Scheerborck soll dabei sein."

„Du hast Jaen ja hinausgeworfen."

„Habe ich? Er war betrunken, der Kerl! Schicke sofort nach ihm!"

„Du bist so wunderlich, Peter; nie der Selbe in zwei Minuten."

„Ich will nicht der Selbe sein. Dann würde es einförmig. Immer Neues! Und ich bin immer neu! Was? Ich langweile Dich nicht mit dem ewigen Einerlei!"

Es wurde so, wie er gesagt hatte. Jaen wurde geholt, aber gebunden, denn er war böse auf Peter wegen der Wasserpumpe und wollte nicht kommen; als er aber an Land war, wurde er umarmt und auf den Mund geküßt: und nun war sein Groll vorbei. Man aß und trank und dann kam das Feuerwerk. Das war ein großes Vergnügen für den Zaren.

Und so endete der merkwürdige Tag, der dem Haus Romanow die Thronfolge sicherte. Und so war der Mann, der sich selber nannte: „Der Große, der Selbstherrscher, der Kaiser aller Reussen." Der Barbar, der sein Rußland civilisirte; der Städte baute und selbst nicht darin wohnen wollte; der seine Frau prügelte und dem Weib ausgedehnte Freiheit gab. Sein Leben war groß, reich und nützlich im Oeffentlichen; im Privaten, wie es sein konnte. Aber er hatte einen schönen Tod, denn er starb an den Folgen einer Krankheit, die er sich zuzog, als er bei einem Schiffbruch ein Menschenleben rettete, — er, der mit eigener Hand so manches Menschenleben zerstört hatte!

Stockholm. August Strindberg.

Petroleum.

Der neue deutsche Petroleumtrust, ein Theiltrust, ist zwar noch nicht ganz so reich wie die Standard Oil Company, das amerikanische Vorbild, hat auch keine Aussicht, je so mächtig zu werden, zeigt aber, mit wie klugem Eifer bei uns das Kapital immer neue Verwerthungmöglichkeiten zu finden weiß. Die Lex Gamp mit ihrer Muthungsperre hat die Bohrgesellschaften gespornt, sich lohnende Beschäftigung zu sichern. Der erkelenzer Internationalen Bohrgesellschaft geht es bekanntlich sehr gut. Die Deutsche Tiefbohr-Aktiengesellschaft in Nordhausen will ihr Heil in der Petroleumindustrie versuchen und hat den Trust geschaffen, der für die Ausbeutung der elsässischen Petroleumlager sorgen soll. Ob allen Hoffnungen, die von der Spekulation an dieses Unternehmen geknüpft werden, auch Erfüllung beschieden sein wird? Die Gesellschaft geht scharf ins Zeug. In einer Generalversammlung sind im Laufe von zwei Stunden drei Kapitalserhöhungen (von im Ganzen 4 Millionen Mark) beschlossen worden. Die Nordhäuser hatten schon vorher ihr Kapital sehr rasch vermehrt. Die 1899 mit 400 000 Mark gegründete Gesellschaft kam noch

Digitized by Google

im selben Jahr auf 700 000, im nächsten auf 1,05 und 1904 auf 1,40 Millionen; im März 1905 wurde das Kapital wieder um 500 000 und bald darauf um 700 000 Mark vermehrt. Durch die jetzt bewilligten Erhöhungen steigt es von 2,60 auf 6,67 Millionen. Dieser Entwickelung entspricht die Ausbreitung des Geschäftskreises. Außer den Oelgerechtsamen der Hannoverschen Erdöl-Industrie-Gesellschaft Hansa wurde die Elsässische Petroleum-Gesellschaft erworben, die in der Gegend zwischen Hagenau und Weißenburg über viele Petroleumkonzessionen verfügt. Ferner gehören der Tiefbohrgesellschaft die Gewerkschaft Kleeberg, die Pechelbronner Oelbergwerke, die Petroleumquellen der Gewerkschaft Gute Hoffnung bei Niederbruck und ein 400 000 Morgen umfassender Oelkomplex in der Provinz Hannover. Die Elsässische Petroleumgesellschaft, die mit Verlust arbeitete, und die Pechelbronner Oelbergwerke, die manchmal recht stattliche Dividenden gaben, waren bisher Konkurrenten; nun ist der wichtigste Theil der elsässischen Petroleumindustrie in einer Hand und ein Monopol für ganz Süd- und Südwestdeutschland geschaffen. Wenn die verbündeten Finanzmächte stark genug sind, kann der Weg nach Hannover gefunden und ein allgemeiner deutschen Petroleumtrust geschaffen werden. Die Emissionen der Deutschen Tiefbohrgesellschaft sind durch die berliner Bankfirma Laupenmühlen & Co besorgt worden und bei der Ausgabe der neusten Aktienserien hat die Rheinische Bank mitgewirkt, die dem Concern Dresden-Schaaffhausen nahsteht Da im Aufsichtrath der Deutschen Tiefbohrgesellschaft Vertreter der Essener Kreditanstalt und der Bergisch-Märkischen Bank sitzen, fehlt es auch nicht an Beziehungen zur Deutschen Bank. Und wo die Deutsche und die Dresdener Bank zusammenwirken, kann sichs kaum um Kleinigkeiten handeln, muß, denkt der Spekulant, Großes im Werk sein.

Wenn die deutschen Großbanken ihre Petroleuminteressensphäre zu erweitern suchen, muß man aber auch annehmen, daß sie die Möglichkeit eines neuen Vorstoßes gegen die Uebermacht des amerikanischen Trusts erwägen. Auf dem Weltmarkt ist gegen die Allgewalt der Standard Oil Co. nichts zu machen; ein Theil des heimischen Konsums aber könnte vielleicht mit deutschem Petroleum befriedigt werden. Die Produktion der Vereinigten Staaten betrug im Jahr 1905 ungefähr 17 Millionen Tonnen; an zweiter Stelle kommt Rußland mit 6,50 Millionen Tonnen (daß 4 Millionen Tonnen weniger als 1904 produzirt wurden, ist die Folge der im kaukasischen Naphthagebiet entstandenen Unruhen), dann Holländisch-Indien mit 1,20 Millionen, Galizien mit 800 000, Rumänien mit 568 000, Britisch-Indien mit 465 000 und die anderen Produktiongebiete, zu denen auch Deutschland gehört, mit 350 000 Tonnen. Der amerikanische Petroleumtrust verfügt also über zwei Drittel der gesammten Weltproduktion: dagegen kann natürlich keine Konkurrenz aufkommen. Wer weiß, ob der neuen deutschen Koalition nicht einmal ein ähnliches Schicksal beschieden sein wird wie der Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft in Bremen, deren größter Theil heute der Standard Oil Co. gehört? Die Amerikaner hatten für die Aktien und Genußscheine einen Preis geboten, der selbst den hitzigsten deutschen Patrioten aus seinem Besitz locken konnte. Die Bedeutung der Thatsache, daß wir die Tochtergesellschaft eines amerikanischen Trusts im Lande haben, wird, wie mir scheint, noch unterschätzt. Die deutschen Benzinfabriken mußten sich schon gegen die von Amerika gestachelte Konkurrenz der Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft durch einen Zusammenschluß schützen. Und die Standard Oil Co. streckt ihre Fangarme nach jedem Unternehmen aus, das ihr unbequem werden könnte.

Digitized by Google

Die deutschen Banken haben sich mit lobenswerthem Eifer bemüht, alle noch freien Plätze vor den Amerikanern zu belegen. Rumänien und Galizien waren besonders wichtig. Die Deutsche Petroleum-Aktiengesellschaft und die Allgemeine Petroleum-Industrie-Aktiengesellschaft gehören zum Interessenkreis der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft. Die deutsche Bank stützt auch die galizische Aktiengesellschaft Schodnica und die hannoversche Petroleumindustrie (wodurch leider im alten Welfenstaate die Bodenspekulation ins Wüste gesteigert worden ist) und hat durch die Gründung der Deutschen Petroleum-Aktiengesellschaft und die Betheiligung an der Petroleum-Produkte-Aktiengesellschaft in Hamburg den Erdölhandel gefördert. Die Beziehungen zu diesem hamburger Unternehmen haben der Deutschen Bank den Vorwurf eingetragen, sie denke gar nicht an einen Kampf gegen Rockefeller, sondern strebe selbst nach einer Sonderstellung im Petroleumhandel. Die Petroleum-Produkte-Aktiengesellschaft hat nämlich in Nürnberg den Tankwagenbetrieb eingeführt und sich, unter Umgehung der Zwischenhändler, direkt an den Kleinhandel gewandt. Die Ausschaltung des Zwischenhandels gehört zu den wichtigsten Geschäftspraktiken des amerikanischen Petroleumtrusts; daß unter Führung der Deutschen Bank nun auf das selbe Ziel losmarschirt wurde, ärgerte um so mehr, als gerade damals die Generaldirektion der sächsischen Staatseisenbahnen der Standard Oil Co. die Errichtung von Petroleumtanks verweigert hatte. Die Deutsche Bank hat wohl geschäftlich klüger gehandelt; zweifelhaft ist aber, ob sie in diesem Fall die deutschen Interessen in ausreichendem Maß gewahrt hat. Durch ihre Verbindung mit der Petroleum-Produkte-Aktiengesellschaft hat sie übrigens Beziehungen zu den nach der Standard Oil Co. größten Petroleumunternehmungen. Dazu gehörten die Shell Transport and Trading Co., eins der größten Tankdampferunternehmen in London, die Asiatic Petroleum Co., die J. M. Guffey Petroleum Co. in Texas und andere.

Die Diskontogesellschaft, die an mehreren rumänischen Petroleumgesellschaften (Bustenarii, Telega Oil, Aurora) betheiligt ist, kontrolirt (mit der Firma S. Bleichröder) eigentlich einen ganzen Petroleumtrust; denn die Allgemeine Petroleum-Industrie-Aktiengesellschaft umschließt nicht nur Produktion-, sondern auch Transportgesellschaften, wie den Crédit Pétrolifer, die Raffinerie Vega, die Internationale Rumeensche Petroleum Maatschappy in Amsterdam und die Compagnie Industrielle des Pétroles in Paris. In dieser Balkanpolitik ist ein gewisser Gegensatz zur Deutschen Bank fühlbar, der die Diskontogesellschaft auf anderen Gebieten nicht nachkommen konnte und der sie deshalb in Rumänien wenigstens eine möglichst geschlossene Konkurrenz zu machen suchte. Das ist begreiflich, erleichtert aber den Amerikanern das Geschäft. Durch die Petroleum-Produkte-Aktiengesellschaft ist die Einigung beider Institute schon einmal versucht worden; vielleicht gelingt sie eines nicht zu fernen Tages. Die Dresdener Bank ist durch die Interessengemeinschaft mit dem Schaaffhausenschen Bankverein in die hannoversche Erdölindustrie hineingekommen. Hier hat die Internationale Bohrgesellschaft in Erkelenz, deren Aktien ja zum größten Theil dem Bankverein gehören, sich beträchtliche Rechtsansprüche auf die Erdölunternehmungen in Wietze (Provinz Hannover) gesichert. Die Berliner Handelsgesellschaft, die vor allen Konkurrenten ins Wunderland Hannover gegangen war, hat ihre Betheiligung in Wietze an Laupenmühlen & Co., ein auf dem Kuxenmarkt herrschendes Haus, übertragen und sich auch von der gemeinsam mit pariser und amsterdamer Banken versuchten Ausbeutung erdölhaltiger

Digitized by Google

Terrains auf Sumatra zurückgezogen. Sie scheint also die Gewinnmöglichkeiten des Petroleumgeschäftes nicht so hoch zu schätzen wie andere Finanzgruppen. Darmstädter Bank und Mitteldeutsche Kreditbank sind an der Deutschen Petroleum-Aktiengesellschaft betheiligt; auch die Nationalbank für Deutschland, die außerdem noch finanzielle Interessen an der Aktiengesellschaft für Erdölgewinnung (Celle-Wietze) hat.

Im Verhältniß zur Höhe der Gesammtengagements ist das von den Banken der Petroleumindustrie gelieferte Kapital ja nicht groß. Bedenklich wird die Sache erst, wenn das Publikum mitspielt. Das Petroleumfieber, das in Amerika, Rumänien und Galizien noch immer so endemisch ist wie jetzt in der Lüneburger Haide, hat schon genug Existenzen vernichtet; viele kleine Leute haben ihr erspartes Geld in Bohrantheilen angelegt, die nun werthlos sind. Wo jeder Käthner plötzlich auf unermeßlichen Schätzen zu sitzen glaubte und seine paar Hufen Landes zu Fabelpreisen an die „Ausschlächter" loswurde, die dann ihren Gewinn wieder aus den leicht abgesetzten Antheilen zogen, da wollte auch der kleine Rentner seinen Brocken von der Beute und war überselig, wenn er einen schön gedruckten Antheilschein heimtragen konnte. Manchmal waren die Gesellschaften, deren Scheine ausgeboten und gekauft wurden, noch gar nicht gegründet; und war der Schwindel nicht ganz so ruchlos, dann mußte man doch Jahre lang auf den ersten Gewinn warten. Das haben ja sogar bekannte Aktiengesellschaften erfahren. Die Vereinigten Deutschen Petroleumwerke in Peine konnten Jahre lang keine Dividende geben und erst für 1904 endlich 4½ Prozent vertheilen. Und doch vereinigt dieses Unternehmen drei Gesellschaften: die Landgesellschaft in Peine, die Oelheimer Petroleum-Industrie-Gesellschaft und die Deutsche Petroleum-Bohrgesellschaft. Der Name Oelheim erinnert an die Petroleumgründungen Augusts Sternberg, der einst in der Lüneburger Haide nach Millionen bohrte und dem dann eine Schaar Betrogener nachtrauerte.

Mancher meint, uns fehle nur der richtige Elan und der rechte Mann; ein Strousberg hätte aus der deutschen Petroleumindustrie etwas ganz Anderes gemacht. Ich zweifle. Ein Riesenschwindel ist denkbar; aber eine Riesenindustrie? Dazu fehlen zunächst doch alle natürlichen Voraussetzungen. Deutschland ist nicht Amerika und die Petroleumkönige unserer Tage herrschen über Reiche, neben denen das bei uns erschließbare Quellgebiet winzig erscheint. Rockefellers Petroleumtrust verzinst sein 100 Millionen Dollars betragendes Aktienkapital Jahr vor Jahr mit fast 50 Prozent. Der Zweite nach Rockefeller ist Emanuel Nobel, das Oberhaupt der Familie, die im Kaukasus die russische Petroleumindustrie geschaffen hat. Die Unruhen des vorigen Jahres haben zwar nicht, wie es anfangs hieß, zu einer „völligen Vernichtung der Erdölindustrie bei Baku" geführt, aber, wie wir sahen, die Produktion immerhin beträchtlich verringert. Der Dritte im Bunde ist Rothschild, dessen Haus an den Nobelgesellschaften betheiligt ist. Auf der Gegenseite ist eigentlich nur ein Mann dem großen Rockefeller an Schlauheit ebenbürtig: Sir Marcus Samuel, früher Lordmayor von London, jetzt Leiter der Shell Transport and Trading Company. Diese Männer konnten in der Petroleumindustrie die Weltherrschaft erringen, weil sie früh die besten Plätze besetzt hatten. Wo die Quellen nicht so reichlich sprudeln, müssen auch die Projekte und die Hoffnungen sich in den Grenzen halten, die ihnen von der rauhen Wirklichkeit vorgezeichnet sind. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 14. April 1906.

Lebensbrot.*)

Damit die Wenigen das geistige Prachtgewand der Menschheit weben, dichten, malen, komponiren, forschen, philosophiren können, müssen die Vielen von dieser edlen Thätigkeit ausgeschlossen und auf grobe und schmutzige Muskelarbeit beschränkt bleiben. Wir haben uns über diese harte Wahrheit ziemlich getröstet mit der Thatsache, daß es nicht nur ein Lebensalter, sondern sogar ganze Volksschichten giebt, die von dieser bösen Differenzirung noch nicht ergriffen werden. Doch einen noch besseren Trost gewährt es, wenn wir uns das Kulturleben unter dem Bilde der Ernährung vorstellen, statt unter dem der Bekleidung. Die Seelenspeise ist ein Jedermann geläufiges Bild und jeder Berliner kennt den Ausdruck nutrimentum spiritus; aber nicht Viele werden sich durch Nachdenken davon überzeugt haben, in welchem Grade dieses Bild die Natur des Geisteslebens verstehen hilft.

Das Thier hat Lust- und Unlustempfindungen, die hervorgebracht werden durch die Befriedigung oder Nichtbefriedigung seines Nahrung- und Begattungtriebes, seines Bedürfnisses, zwischen Ruhe und Bewegung zu wechseln, die Integrität seines Leibes und eine gewisse Temperatur zu wahren. Zu diesen Empfindungen treten bei den höheren Gattungen durch Auge und Ohr vermittelte Vorstellungen, die aber den Zustand des Thieres nur so weit modifiziren, wie sie dem durch die niederen Sinne vermittelten Behagen dienen. Verheißen sie eine baldige Befriedigung, so erregen sie Lust; künden sie eine Gefahr an, so behüten sie durch unlustvollen Schrecken vor größerer Unlust. Nur bei den allerhöchsten Thieren, namentlich bei Hunden, Affen, singenden und sprechenden Vögeln, bemerken wir ein Interesse, das nicht den vegetativen

*) Von einem alten Pfarrer.

Digitized by Google

und sexuellen Trieben dient, sondern den Beginn eines geistigen Lebens ankündet, auf dessen Dürftigkeit die Dürftigkeit seiner Ausdrucksmittel uns schließen läßt. Herbart meint, abgesehen von den Hindernissen, die in der leiblichen Organisation, im anatomischen Bau liegen, werde selbst ein so kluges Thier wie das Pferd an der Ausbildung eines wirklichen Geisteslebens schon durch das frühe Erwachen des Geschlechtstriebes gehindert. Macht es nicht beinahe einen peinlichen Eindruck, wenn man das edle Pferd mit dem Maul den Straßenschmutz, den intelligenten Elephanten mit dem Rüssel den Boden seines Käfigs nach etwas Eßbarem absuchen sieht?

Ganz anders der Mensch. Die vegetativ-animalische Periode, wo das Kind alle Gegenstände, die es ergreifen kann, an oder in den Mund führt, geht bald vorüber. Das Lächeln des Jährlings beweist mir, daß sein Geist erwacht ist. Mein eigenes Lächeln, vielleicht auch nur das Blinken meiner Brille bereitet ihm eine Freude, die in keiner Beziehung steht zu irgendwelchen physiologischen oder chemischen Prozessen seiner Leiblichkeit. Und von da ab wächst seine geistige Persönlichkeit in beschleunigtem Tempo. Alle vier Lebensäußerungen des Geistes treten deutlich hervor. Im Verständniß des Gesprochenen und in der richtigen Antwort offenbart sich der Intellekt. Im Zorn über erlittenes Unrecht und in der dankbaren Zärtlichkeit gegen die freundlich Gesinnten die sittliche Anlage. In unermüdlichen Redeübungen und Spielen der Wille, durch thätiges Eingreifen die Außenwelt umzugestalten und sich als selbständigen Energieträger neben allen anderen zu behaupten. Erst zuletzt stellt sich die ästhetische Werthung ein; zunächst an Melodien geübt, dann an farbigen Bildern und Gestalten; gemalte Bilder interessiren nicht wegen ihrer Schönheit, sondern nur als erkannte Abbilder von wirklichen Dingen. Wie tief steht doch, nebenbei bemerkt, der Hund unter dem zweijährigen Kinde! Auch der klügste Hund wird ein bunt bedrucktes oder bemaltes Stück Papier niemals mit den Augen prüfen, sondern immer nur mit Nase und Zunge, auf einen etwa vorhandenen Fettgehalt. Nun giebt es freilich Gedächtnißmenschen, in deren Kopf die Kenntnisse ohne organischen Zusammenhang geschichtet daliegen wie Bücher in Schrankfächern, ohne daß die Persönlichkeit davon berührt, ergriffen, umgestaltet würde: wandelnde Universallexika. Aber der gesunde Durchschnittsmensch, seine Kapazität mag groß oder klein sein, assimilirt die aufgenommenen Vorstellungen, verwandelt sie in eigene Gedanken, Empfindungen, Pläne, Entschlüsse, in sein eigenes geistiges Fleisch und Blut, verwendet sie zum Aufbau seiner eigenen geistigen Persönlichkeit, bis diese die ihrer Anlage gemäße Fülle und Reife erlangt hat. Nicht Zusagendes wird ausgeschieden: aus dem selben Buch schöpfen der Christ und der Atheist, der Aristokrat und der Demokrat, der Monarchist und der Republikaner die Bestätigung ihrer Ueberzeugungen. Was die beschränkte Kapazität nicht faßt, wird, wenn es andringt, abgestoßen. Entweder bleibt es ganz unverstanden

Digitized by Google

und wird darum, mag mans auch hören oder lesen, gar nicht in den Geist aufgenommen; oder es wird zwar aufgenommen, aber, weil es keinen Raum oder keinen Anschluß findet, sofort wieder ausgeschieden, vergessen. Die Meisten wachsen nach vollendetem leiblichen Wachsthum auch geistig nicht mehr oder nur noch wenig; was dann noch aufgenommen wird, dient nur dem das erlangte geistige Leben erhaltenden Stoffwechsel. Menschen von großer Kapazität wachsen bis ins höchste Alter. Ein großer Mensch wird in der Regel ein Mensch sein, der die von vielen anderen Menschen produzirten Kenntnisse, Gefühle, Strebungen in sich aufgenommen und verdaut hat. Freilich ist menschliche Größe nicht quantitativ, sondern intensiv zu verstehen. Sittlicher Heroismus, politische Thatkraft, Künstlergenie bedürfen zu ihrer Bethätigung keiner Gelehrsamkeit, werden durch solche eher an der Entfaltung gehindert. Aber sie sind gewöhnlich auch mit einer bedeutenden Kapazität verbunden, so daß sie, wenn nicht Bücherwissen, doch einen reichen Schatz von Lebenserfahrung, von Welt- und Menschenkenntniß in sich aufnehmen und verdauen. Leute, die sich darauf versteifen, nach Aneignung der Elemente alles Uebrige aus sich selbst zu produziren, verrennen sich in Einseitigkeit und in die Enge eines kleinen, geschlossenen Gedankenkreises, wie Eugen Dühring, dessen hochmüthige Verachtung der Wissenschaft Anderer durch das körperliche Leiden gefördert wurde, das ihn am Lesen verhindert. In der Regel also wird ein großer Mensch viele andere große und kleine Menschen verspeist haben. Denn wir nehmen nicht nur die Kenntnisse unserer Lehrer in uns auf, sondern, namentlich in der Jugend, ihre ganze Individualität. Heißhungrig verschlingt der Geist des Kindes mit den Augen die Außenwelt, so viel ihm davon zugänglich ist, verschlingt der lernbegierige Knabe, der begeisterte Jüngling den geliebten Lehrer mit Auge und Ohr. Halb oder ganz unverdaulich bleibt das mitgetheilte Wissen, wenn es nicht in einem Lehrer Gestalt gewinnt, der es durch die Kunst seiner Rede, durch die Wärme seiner Ueberzeugung, durch die Liebe zu seinen Schülern schmackhaft macht. Wo den Schülern aber solches Glück zu Theil wird, da vergessen sie darüber alles Andere; wie beim eifrigen Spiel, empfinden sie weder Hunger noch Durst, weder Hitze noch Kälte, nicht einmal Zahnschmerz. Denn wo die geistige Persönlichkeit wächst, tritt das vegetativ-animalische Leben so weit zurück, daß man sich nicht länger dabei aufhält, als es die physiologische Nothwendigkeit unbedingt erfordert. Vom Leib wird gewöhnlich nicht Genuß beansprucht, sondern nur, daß er nicht durch Schmerz das Geistesleben störe; und der heroische Charakter, den man oft bei Knaben und Jünglingen findet, erhebt nicht einmal diesen Anspruch. Erst die Pubertät lenkt die Aufmerksamkeit auf Zustände des eigenen Leibes, von denen sie jedoch vielseitiges geistiges Interesse wieder abzulenken vermag. Wo unglückliche Verhältnisse, wie Mangel an Beschäftigung oder Zwang zu einer widerwärtigen Beschäftigung, diese Ablenkung hindern, da nimmt dann das Leibliche die Zeit und die Kraft

Digitized by Google

des jungen Menschen in einem Maß in Anspruch, das dem geistigen Wachsthum ein rasches Ende bereitet. Der gesunde Jüngling dagegen fährt fort, Menschen zu verspeisen, bei gesteigertem Abstraktionvermögen auch solche, die ihm nicht leibhaftig, sondern nur in ihren Werken erscheinen. Aber das Kind kann den leibhaftigen Lehrer nicht entbehren. „Steigt herab in meiner Augen welt- und erdgemäß Organ! Könnt sie als die Euren brauchen": mit diesen Worten ladet der Pater Seraphicus die seligen Knaben, die unentwickelten Kinderseelen ein. Allerdings schauen die Jünger die Welt mit den Augen des Meisters, aber nicht der Meister nimmt, wie Goethe will, die Jünger in sein Inneres auf, sondern der Jünger den Meister.

Den Meister, der dadurch weder vernichtet wird noch irgend welchen Abbruch erleidet, sondern selbst mit wächst. Denn Dieses ist nun das tröstliche Wunder der Seelenspeisung, daß es sich dabei gerade umgekehrt verhält wie bei der leiblichen. Alles Körperliche, Räumliche ist exklusiv. Wo ein Körper ist, da kann nicht zugleich ein anderer sein. Legt ein Mensch auf einen Raum, auf ein räumliches Ding Beschlag, so sind alle übrigen Menschen davon ausgeschlossen. Reicht ein Brot gerade für Zwei, dann muß von den Dreien, die sich darein theilen sollen, der Eine hungern oder alle Drei bleiben ungesättigt. Ein Weib mögen noch so Viele heiß begehren: nur Einer kann es besitzen. Dehnt der Magnat sein Territorium aus, so müssen die kleinen Nachbarn weichen: ihre Gärtchen und Hütten verschwinden, ihr Viehbestand geht in die Heerden des mächtigen Verdrängers auf. Von allen Konkurrenten kann nur einer den Kunden rupfen, um den sie sich balgen. Das Wort des Lehrers hingegen ist ein Brot, das sich desto stärker vermehrt, unter je mehr Hörer es getheilt wird, wie die fünf Brote, von denen noch zwölf Körbe voll Brocken übrig blieben, nachdem damit fünftausend Mann gespeist worden waren. Freilich zieht auch hier noch das Körperliche Grenzen: mehr als eine gewisse Anzahl Hörer, vielleicht eben fünftausend, vermag ein Saal, eine Kirche nicht zu fassen; und Die bei einer Versammlung unter freiem Himmel außer Hörweite stehen, vernehmen nichts vom Vortrag oder von der Musik. Aber eben nur darin, daß auch das Geistige auf Erden noch an körperliche Bedingungen gebunden bleibt, liegt die Beschränkung, nicht in der Natur des Geistigen; auch werden durch die Vervollkommnung und Verbilligung des Buch- und Zeitungdruckes und durch neue technische Hilfsmittel diese körperlichen Schranken immer weiter hinausgeschoben. Denn immer mehr geht die Belehrung durch das gedruckte Wort vor sich statt durch das gesprochene; und nicht lange mehr, so wird auch dem Allerärmsten so viel Belehrung werden, wie er zu fassen vermag und zur Vollendung seiner Persönlichkeit bedarf. Also nur von der Produktion der geistigen Güter bleibt die Masse ausgeschlossen, nicht von ihrem Genuß. Die Natur dieser Güter ist es, durch den Verbrauch nicht verkleinert, sondern vergrößert und vermehrt zu werden. Wenn Zwei einen Vortrag hören,

Digitized by Google

so hat ihn Jeder von Beiden ganz. Sind ihrer Hundert, Tausend, Zehntausend, so hat Jeder mehr davon, als wenn er ihn allein hörte, denn die sympathische Theilnahme Vieler an dem selben geistigen Genuß steigert die Empfänglichkeit und den Genuß selbst und der sich daran knüpfende Gedankenaustausch fördert neue Gedanken ans Licht. Und der Redner bleibt nicht allein ganz und unversehrt, wenn Hundert, wenn Tausend ihn mit Augen und Ohren verschlingen, sondern er wächst bei diesem Prozeß; denn die Menge der Zuhörer steigert seine Begeisterung, erleichtert den Gedankenfluß, beflügelt seine Einbildungskraft, so daß er mehr leistet, als er zu leisten gedachte, und, um neue Offenbarungen, die ihm beim Reden aufdämmerten, bereichert, fortgeht.

Sumit unus, sumunt mille;
Quantum isti, tantum ille,
Nec sumtus consumitur.

So stünden wir denn mitten im christlichen Mysterium. Jesus hat seine Apostel in die Welt gesandt, auch den Kleinsten sein Evangelium zu verkünden, auch den Weibern, den Kindern und den Sklaven das wichtigste und höchste Ergebniß der philosophischen Denkarbeit mitzutheilen (was voraussetzt, daß überhaupt kein Mensch ununterrichtet und ungebildet bleibt), und seine Gesinnung, seine Ueberzeugung ist in die Herzen Unzähliger eingeströmt; so ist er das Himmelsbrot, das Brot des Lebens, die Seelenspeise für die Menschheit geworden. Nur fällt auf, daß er gerade im Johannesevangelium als die Seelenspeise dargestellt wird; denn Eduard von Hartmann ist nicht der Erste Derer, die bemerkt haben, daß der Lehrstoff dieses Evangeliums äußerst dürftig ist, viel dürftiger als der, den die Synoptiker bieten. Und dennoch fühlt sich Jeder beim Lesen des Vierten Evangeliums wunderbar ergriffen. Woher kommt Das? Weil es zwar nur eine Wahrheit mittheilt, aber gerade die Kernwahrheit, ohne die es überhaupt keine Wahrheiten, sondern nur Wortgetöne giebt: Gott ist Geist, Licht, also bewußte Persönlichkeit, Liebe, Leben, ist in Jesus der Welt offenbar geworden; und Alle, die Diesen in ihr Herz aufnehmen, werden selbst Geist, Licht, Liebe und ewig lebende Persönlichkeiten. Die leibliche Persönlichkeit ist nur das vergängliche Gleichniß dieser wirklichen Persönlichkeit; der leibliche Ernährungs- und Wachsthumsprozeß ist nur das vergängliche Gleichniß der geistigen Ernährung und des Wachsthums der ewigen Persönlichkeit; alles Vergängliche ist nur Gleichniß des Unvergänglichen und ein Mittel zu seiner Verwirklichung. Mit Demokrit ist eine Scheidung der Geister eingetreten. Dem materialistischen Atomisten sind die Bewußtseinserscheinungen nichts als Phosphoreszenz von Atomgruppen, ein Traum, der zerfließt, wenn diese Gruppen zerfallen; und das Ich, das Einheits- oder Persönlichkeitgefühl entsteht nur dadurch, daß zufällig mehrere Nervenstränge und ihre Atomschwingungen in einem Punkte zusammentreffen. Woraus als einzige vernünftige praktische Philosophie — wofern man bei träumenden Eiweißklümpchen von Vernunft sprechen darf — diese folgt: Wozu die Aufregung,

Digitized by Google

wozu der Lärm? Ist es doch ganz gleichgiltig, ob meine Hirnrinde in der Spanne Zeit, die ihr beschieden ist, atheistisch oder theistisch, monarchisch oder republikanisch, deutsch oder slovakisch, ästhetisch oder unästhetisch, liebreich oder kanibalisch träumt, wenn nur alle solche Träume verscheucht werden, die meinem Sensorium Unbehagen verursachen. Den Materialisten stehen die Idealisten gegenüber, die an ewige Persönlichkeiten glauben und an eine diesen gemeinsame Vernunft, die ihrem Dasein Sinn verleiht. Leibniz und Lotze haben die für die Physik verwerthbare Seite des Atomismus mit dem Idealismus (der aber nicht etwa als die Vergötterung von Abstraktionen gedacht werden darf) zur harmonischen Einheit verknüpft; und Lotze faßt das Endergebniß seines Mikrokosmus, des einzigen praktisch verwendbaren Systems der Metaphysik, das die philosophische Spekulation der letzten drei Jahrhunderte hervorgebracht hat, in drei Sätzen zusammen, die mit der Botschaft des Johannesevangeliums identisch sind: „Als das Geringere erschien uns überall dem Besonderen gegenüber das Allgemeine, mit dem Einzelnen verglichen die Gattung, jeder Thatbestand geringfügig gegen das Gut, das durch seinen Genuß entsteht. Denn jene alle gehören zu dem Mechanismus, in den sich das Höchste zur Erreichung seiner Zwecke gliedert; das einzig Wirkliche, das ist und sein soll, ist nicht der Stoff und noch weniger die Idee, sondern der lebendige persönliche Geist Gottes und die Welt persönlicher Geister, die er geschaffen hat. Sie allein sind der Ort, in welchem es Gutes und Güter giebt; für sie allein besteht die Erscheinung einer ausgedehnten Stoffwelt, durch deren Formen und Bewegungen sich der Gedanke des Weltganzen der Anschauung jedes endlichen Geistes zu seinem Theile verständlich macht." Eben das Verständniß durch die Vermittlung des Sinnlichen ist die Ernährung und das Wachsthum der geistigen Persönlichkeit. Ohne sinnliche Vermittlung giebt es für den irdischen Menschen keine geistige Ernährung; aber das Vehikulum dieser Ernährung sind nicht die leiblichen Nahrungmittel, sondern die Lichtwellen, die das Bild, und die Tonwellen, die das gesprochene Wort in die Seele hineintragen; und nur als Bild, nicht als Nahrungstoff, kann körperliches Brot und Fleisch dabei Verwendung finden.

Diese Grundwahrheit haben die spekulirenden Theologen außer Acht gelassen und die wunderliche katholische Abendmahlslehre mit ihrer Transsubstantiation ersonnen. Wer sich über die Gedankengänge, die dazu geführt haben, unterrichten will, findet sie gut dargestellt in dem Artikel „Transsubstantiation" der Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche von Herzog und Plitt. Nicht erwähnt wird darin (wenigstens in den älteren Ausgaben) die erst 1875 entdeckte und 1883 veröffentlichte „Apostellehre", die nach Harnack um das Jahr 120 abgefaßt worden sein muß und deren Beschreibung der eucharistischen Feier Zeugniß giebt von dem reinen Sinn und dem richtigen Verständniß der Urkirche. Beim Brotbrechen, heißt es darin,

Digitized by Google

habt Ihr folgendermaßen Dank zu sagen (Eucharistie heißt Danksagung): „Wir danken Dir, unser Vater, für das Leben und die Erkenntniß, die Du uns durch Jesus, Deinen Sohn, offenbart hast.“ Keine Spur von dem Glauben, dabei werde der Leib Jesu genossen. In der Encyklopädie also liest man, wie bis ins Mittelalter hinein die richtige symbolische Auffassung mit der realistischen gerungen hat, die, an einige Schriftstellen anknüpfend, von der Vorstellung ausging, das gesegnete Brot müsse auch eine Wirkung auf den Leib üben, diesem Christi Unsterblichkeit mittheilen, wobei es nah lag, diese Wirkung von der Vereinigung mit der verklärten Leiblichkeit Christi zu erwarten. Von da führte die logische Konsequenzmacherei, in der die Scholastiker Virtuosen waren, zur Verwandlunglehre, wobei die aristotelisch-scholastische Unterscheidung von Substanz und Accidenz gute Dienste leistete. Daß Brot in Fleisch verwandelt werde, meinte man, sei ja ein alltäglicher physiologischer Vorgang; und bei der Verwandlung im Abendmahl nun, die allerdings schon durch ihre Plötzlichkeit und durch die sonstigen ungewöhnlichen Umstände ins Bereich des Wunderbaren falle, komme nur noch das weitere Wunder hinzu, daß die Substanz des Fleisches und Blutes Trägerin der unverwandelt zurückbleibenden Accidentien — Gestalten, sagt der Katechismus — von Brot und Wein wird. Ein Wunder sei Das freilich, aber kein vernunftwidriges, da eben Substanz nicht Accidenz sei. Ich lasse die philosophische Berechtigung solcher metaphysischen Kunststücke dahingestellt sein und halte mich nur an die Thatsache, daß durch sie der Sinn der Rede vom Lebensbrot im sechsten Kapitel des Vierten Evangeliums in sein Gegentheil verkehrt wird. Der Mensch ist nicht, was er ißt, wie die plumpen Materialisten sagen (der feine und edle Materialist Feuerbach, der in heroischer Dürftigkeit lebte, hat es wohl nur im Scherz gesagt); nicht Fasanenbraten erzeugt die feinere Philosophie und die edlere Gesinnung und nicht der Kartoffelbrei macht dumm und roh. Darum würde uns auch das Fleisch und das Blut Jesu, wenn sein Genuß denkbar und für unser Empfinden erträglich wäre, nicht nützen. Fleisch und Blut sind nur stark bildliche Bezeichnungen für die Persönlichkeit, gewählt, um an den Assimilirungprozeß zu erinnern und die Innigkeit der geistigen Vereinigung auszudrücken. Das Fleisch und das Blut besagt nichts Anderes als das Ich des Verses: „Gleichwie ich durch den Vater lebe, so wird, der mich ißt, durch mich leben.“ Die fortgelaufen sind, weil sie meinten, sie sollten wirklich Menschenfleisch essen, ruft er nicht zurück; was würde es nützen, groben Unverstand belehren zu wollen? Aber um jedes mögliche Mißverständniß auszuschließen, fügt er für die ihm vertrauenden und darum treu gebliebenen Jünger hinzu: „Der Geist ists, der lebendig macht; das Fleisch nützet nicht; die Worte, die ich zu Euch geredet habe, sind Geist und Leben.“ Wie er denn vorher schon einem Weib, das ihn fragte, ob man auf dem Berge Garizim oder in Jerusalem anbeten solle, geantwortet hatte: „Es kommt

Digitized by Google

die Stunde, da Ihr weder auf diesem Berge noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet. Gott ist ein Geist; und Die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Die widerwärtigste aller Vorstellungen, die sich mit dem leiblichen Genuß der Menschheit Jesu verknüpfen, hat ja die theologische Sophistik dem frommen Gemüth erspart: die Leiblichkeit Jesu geht nicht in den Verdauungprozeß ein; sie weicht den ursprünglichen Substanzen, sobald die „Gestalten" von Brot und Wein aufgelöst werden. Aber wie gräßlich, daß die Lehre von der körperlichen Gegenwart überhaupt zu solchen Untersuchungen zwingt! Und auch schon die Vorstellung der bloßen Anwesenheit des Geliebten im Innern unseres Leibes — ich spreche absichtlich nicht exakt — ist nichts weniger als ein erbaulicher Gedanke. Nur die geistige Vereinigung und gegenseitige Durchdringung ist, wie unter Freunden, so zwischen Gott und Mensch frei von jeder widerlichen Vorstellung, deren Verwirklichung, um es noch einmal zu sagen, keinen denkbaren Nutzen haben könnte. Dazu kommt dann noch die Adoration der Hostie, die zum ersten Mal 1203 in Köln von einem päpstlichen Legaten angeordnet worden ist: bei der Elevation in der Messe und jedesmal, wenn die Hostie über die Straße zu Kranken getragen wird. Bringt die Lehre von der körperlichen Gegenwart an sich schon eine Menge peinlicher Wirkungen hervor, so reißt vollends die freilich ganz logische Forderung der Adoration die Christenheit sichtbar entzwei. Denn es ist klar, daß alle Christen, die den vom Mißverständniß des Abendmahls und des Lebensbrotes ausgehenden Irrweg nicht eingeschlagen haben, nicht nur die Betheiligung an der Adoration verweigern, sondern sie als ... (ja, man darf nicht aussprechen, als was) ... sie entschieden verwerfen müssen; zu dieser Verwerfung im Gewissen verpflichtet sind.

Bei der Polemik gegen die Lehre von der Transsubstantiation sollten sich jedoch die Protestanten mancherlei Dinge gegenwärtig halten, die sie leicht zu vergessen pflegen. Daß auch Luther sich durch das Schriftwort zur Annahme der körperlichen Gegenwart des verklärten Gottmenschen genöthigt fühlte, allerdings, gleich den meisten Kirchenvätern, nur beim Genuß, und ohne an das Verschwinden von Brot und Wein zu glauben; daß sich die Vorstellungen, deren Konsequenz das Verwandlungdogma ist, schon sehr früh in der Kirche eingenistet haben; daß sogar ein Fritz Stolberg Lavatern als Mitbeweggrund zu seiner Konversion gestand, in den protestantischen Kirchenhallen ohne Altar, ohne numen praesens, sei ihm nicht wohl geworden; daß die Gebete, Betrachtungen, Predigten und Dichtungen, die der Andacht zum Sakrament gewidmet zu werden pflegen, gute und edle Gedanken und Anregungen enthalten und dadurch den eucharistischen Gottesdienst zu einer wirklichen Seelenspeise machen (als Probe ist vorhin eine Strophe aus der Fronleichnamsequenz Lauda Sion Salvatorem angeführt worden. Ihr Dichter,

Digitized by Google

Thomas von Aquin, meint etwas Anderes als wir: was Einer nimmt und Tausend nehmen und was bei der Verzehrung unverzehrt bleibt, ist ihm der Leib des Herrn; aber seine Worte drücken wunderbar genau aus, was unserer Ueberzeugung nach Jesus oder der Verfasser des Vierten Evangeliums gemeint hat); endlich, daß die heutigen Katholiken in diesem Punkt krankhaft empfindlich sind. Die Empfindlichkeit hat zweierlei Ursachen. Die mehr oder weniger hysterischen Frauen und cölibatären Männer sind an einen Kultus des nach ihrem Glauben leiblich gegenwärtigen Gottmenschen gewöhnt, dessen mystische Innerlichkeit nicht selten durch beigemischte Sinnlichkeit erhitzt und verstärkt wird, so daß sie jede unehrerbietige Aeußerung über das Dogma als eine Lästerung des ihnen Theuersten, des „Allerheiligsten" empfinden. Die Männer aber wissen ganz genau, was jeder Protestant denkt, denken muß, wenn ein toter körperlicher Gegenstand — und „die Brotsgestalt" ist doch nun einmal ein toter körperlicher Gegenstand, ein räumlicher, nicht ein geistiger Gegenstand — als etwas Heiliges, ja, als das Allerheiligste behandelt wird. Nun sind sie jedoch zugleich überzeugt, daß, so stark auch der Schein gegen sie sprechen mag, ihre gelehrten Theologen im Stande sein müssen, diesen, wie sie meinen, falschen Schein zu zerstreuen, und daß sie nicht sind, wofür der Protestant sie hält. Sie glauben, gescheite Männer zu sein (was ja ihre Führer ohne Zweifel sind) und dazu noch die wahren und echten Christen. Darum suchen sie mit dem Aufgebot aller ihnen zur Verfügung stehenden Mittel zu verhindern, daß der Protestant ausspreche, was er denkt und was für ihre Selbstschätzung eine tiefe Kränkung bedeutet. Fällt einmal eine solche Aeußerung, wie jetzt manchmal in Oesterreich (wo übrigens nicht Protestanten, sondern katholisch getaufte Alldeutsche die Lästerer gewesen zu sein scheinen), so geberden sie sich rasend, nicht, wie sie vorgeben oder vielleicht sich selbst überreden, aus entrüsteter Frömmigkeit, sondern aus verletztem Selbstgefühl.

Unter diesen Umständen ists nicht gerathen, solche Dinge in Blättern fürs Volk zu behandeln, und noch weniger gerathen, sich dabei der kräftigen und ungeschminkten Sprache zu bedienen, zu der die Reformatoren und die Verfasser des Heidelberger Katechismus das Muster geliefert haben. Die Herauswickelung aus der scholastischen Vorstellungweise, in die jede Generation von Katechismusschülern aufs Neue hineingewickelt wird, ist ein Prozeß, der Zeit erfordert. Der Staat kann ihn dadurch beschleunigen, daß er die Abhaltung „theophorischer" Prozessionen (nur solcher, nicht aller Prozessionen überhaupt) außerhalb der Kirche fortan verbietet. Wenn sich die Katholiken mit dieser Kundgebung ihres religiösen Glaubens aus der Oeffentlichkeit verbannt sehen, wird ihnen allmählich zum Bewußtsein kommen, daß sie Etwas glauben und thun, das sich mit einer geklärten christlichen Erkenntniß nicht mehr verträgt.

Digitized by Google

Der Streit um die Volksschule.

Artikel 26 der preußischen Verfassung lautet: „Ein besonderes Gesetz regelt das ganze Unterrichtswesen.“ Als im Winter 1892 der damalige Kultusminister (jetzt ist er Oberpräsident von Schlesien) Graf Zedlitz-Trützschler ein solches Gesetz dem Landtag vorlegte und dadurch einen heftigen Sturm erregte, habe ich in einem Grenzbotenaufsatz gesagt:

„Jeder Versuch, den verhängnißvollen Artikel 26 der preußischen Verfassung auszuführen, bleibt unter allen Umständen ein gefährliches Wagniß; ein solcher kann sehr leicht die Idee des modernen Staates ad absurdum führen. In den Miniaturstätlein des Alterthumes, aus denen sie erwachsen ist, hatte es bei der Gleichartigkeit der Bildung, Weltansicht und Lebenslage sämmtlicher Staatsbürger nichts Widersinniges, die paar hundert oder paar Dutzend Bürgersöhne nach einer Schablone und in einem Geist zu erziehen (Sparta hatte ursprünglich 9000, zur Zeit des Königs Agis nur noch 700 Bürger). Aber schon Rom kannte keine ‚nationale‘ Erziehung von Staates wegen; erfreute sich doch jedes der von ihm unterworfenen Völker des ungehinderten Gebrauches seiner Sprache, der ungestörten Ausübung seiner Religion und eines reichliches Maßes von Selbstregirung. Das Mittelalter hatte kaum Staaten, geschweige denn Staatsschulen. Die meisten modernen Staaten gestatten die Errichtung von Kirchen- und Privatschulen neben den Staatsschulen; und sogar das im Uebrigen so stark centralisirte Preußen hat seinen nach und nach erworbenen Provinzen ihre ursprünglichen Schulverfassungen gelassen und sie nur unter die Aufsicht der Bezirksregirungen gestellt. In Schlesien fand Friedrich der Große das katholische Schulwesen als Anhängsel der Kirche vor und seine Anordnungen haben diesen Zustand bestätigt. Der Lehrer blieb auf das Schulgeld und auf seine Küsterbesoldung angewiesen, das Generalvikariatamt stellte ihn an, die Schulaufsicht wurde ausschließlich von Geistlichen geübt, denn auch der Regirungschulrath mußte ein Geistlicher sein, und die nach dem Rath des saganer Abtes Felbiger eingerichteten Lehrerseminare wurden mit der Quarta seminaristica dotirt. Das heißt: jeder neuangestellte Pfarrer hatte den vierten Theil seines ersten Jahreseinkommens an die Seminarienkasse abzugeben. Nur durch die auf Grund der Städteordnung eingesetzten Schuldeputationen erlitt das friderizianische Reglement eine erhebliche Aenderung und Verbesserung. Und dieser Zustand ist geblieben bis auf Falk. Das Volk war mit diesem Zustand zufrieden gewesen und Falks Aenderungen (sein Gesetz stellt dem Ermessen der Staatsbehörden anheim, statt der unbesoldeten geistlichen Schulinspektoren besoldete weltliche zu ernennen) erregten bei den Katholiken große Unzufriedenheit, besonders, weil blos in den katholischen Gegenden die geistliche Schulaufsicht durch die weltliche ersetzt wurde. In den evangelischen Schulen, wo die Geistlichen zum größten Theil die Schulaufsicht behielten, ließ die neue Ordnung, abgesehen von einigen Aenderungen des Lehrplanes und Lehrstoffes, der Hauptsache nach Alles beim Alten. Die Begeisterung der Freireligiösen und Religionlosen für Falk aber verrauchte schnell, als sie bemerkten, daß nach wie vor in der Schule der alte und nicht der neue Glaube gelehrt wurde. Wäre nun die Sache so, wie sie jetzt nach eingetretener leidlicher Beruhigung lag, in der Schwebe geblieben und hätte die Regirung fortgefahren, sich von Fall zu Fall auf dem Ver-

Digitized by Google

ordnungweg zu helfen, so hätte jede der drei großen religiösen Gruppen, Evangelische, Katholiken und Freireligiöse, wie bisher der Hoffnung weiter gelebt, daß sie mit der Zeit ihre Ziele noch erreichen werde. Den Nöthen des Lehrerstandes konnte durch ein Dotationsgesetz abgeholfen werden, das die inneren Angelegenheiten der Schule unberührt ließ. Durch die beabsichtigte Festlegung der inneren Organisation der Schule wird die Leidenschaft der Partei der Konfessionlosen, die dabei am Schlechtesten fährt, zur Siedehitze entflammt, während die anderen beiden Parteien noch lange nicht zufrieden gestellt sind."

Uebrigens war Zedlitz nicht etwa auf den alten Zustand zurückgegangen, sondern hatte nur kodifizirt, was Falk davon übrig gelassen hatte. Trotzdem organisirte die Partei der Konfessionlosen eine großartige Protestbewegung, gewann Bennigsen als Führer und die Magistrate der großen Städte zu Helfern, so daß sich der König bestimmen ließ, die Zurückziehung des Entwurfes, dem in beiden Häusern des Landtages die Mehrheit sicher war, anzuordnen. Graf Zedlitz trat unter diesen Umständen von seinem Amt zurück. Die Besoldung der Volksschullehrer wurde dann durch das Gesetz vom ersten April 1897 neu geregelt, das auf zwei Seiten Unzufriedenheit erregte: die Mehrzahl der Lehrer, namentlich der Landlehrer, wurde in Dürftigkeit belassen und noch lange nicht den Subalternbeamten gleichgestellt; die ärmeren Dorfgemeinden aber und die Gutsbesitzer klagten, daß die Mehrleistungen, die nun die Aufbesserung der Lehrer erforderte, über ihre Kräfte gingen. Ein Schulunterhaltungsgesetz wurde erstrebt; dazu aber wollten sich wiederum die Parteien nicht verstehen, wenn man nicht die Schule, für die sie zahlen müssen, nach ihren Wünschen einrichte. Im vorigen Frühjahr haben sich nun die Nationalliberalen und die Freikonservativen mit den Konservativen und der Regirung dahin geeinigt, daß sie die Konfessionalität der Volksschule als Regel zugeben wollen. Dieses Kompromiß hat natürlich eine heftige Polemik der Freisinnigen, der Demokraten und der Sozialdemokraten gegen die Nationalliberalen und gegen den Schulgesetzentwurf bewirkt, der jetzt im Abgeordnetenhaus berathen wird. Der linke Flügel der Nationalliberalen, der sich jungliberal nennt, hat sich dieser Polemik angeschlossen und die Führer der Partei sind wankend geworden. Die Losung der Opposition lautet diesmal: Simultanschule! Wenn behauptet wird, diese Form entspreche der Verfassung, so ist Das nicht richtig; Artikel 24 der preußischen Verfassung sagt: „Bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen sind die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen." Das Allgemeine Landrecht, auf das man sich beruft, sagt allerdings nichts von der Konfessionschule; sehr natürlich, weil ja zur Zeit seiner Abfassung kein Mensch an Simultanschulen dachte; Preußen hatte nur Konfessionschulen. Erst durch den Erwerb der kleinen Provinz Nassau ist in den preußischen Staatsverband ein Landestheil gekommen, in dem die Simultanschule als Regel gilt.

Die Forderung der Simultanschule entspringt drei Beweggründen. Der

Digitized by Google

erste ist politischer Natur. Bei der bekannten Lage der liberalen Parteien wird eifrig jede Gelegenheit ergriffen, die geeignet erscheint, ihre getrennten Glieder zu einer großen liberalen Partei zu vereinigen, und der Kampf gegen Konfessionalisirung oder Klerikalisirung der Volksschule gilt als eine zugkräftige Losung. Für die Bewegung von 1892 war Dies der Hauptbewegungsgrund. Wäre die Freiheit der Schule der Hauptbewegungsgrund gewesen, so hätten sich die Freireligiösen auf die Seite der Katholiken gestellt. Denn gerade die Nationalliberalen wollten den Staatszwang bis zu dem Aeußersten ausdehnen, dem das Gerechtigkeitgefühl des Grafen Zedlitz widerstrebte. Der wollte zwar die Kinder der Freireligiösen, die Konfessionschulen besuchen, zur Theilnahme am Religionunterricht zwingen, aber, liberaler als die Liberalen, neben den Staatsschulen Privatschulen gestatten, in denen Jeder nach seiner Fasson selig werden könne; und das Centrum stimmte nicht nur dieser Vorschrift des Entwurfes bei, sondern bekämpfte auch den gegen die Dissidenten auszuübenden Zwang. Und wäre es den Führern der Bewegung überhaupt um die Schule zu thun gewesen, so hätten sie sich wenigstens eine oberflächliche Kenntniß der Natur und Geschichte des preußischen Volksschulwesens erworben. Statt Dessen leisteten sie den zwar unfreiwilligen, aber wirklich famosen Witz, gegen die „Verpfaffung" der Schule die „friderizianischen Traditionen" heraufzubeschwören. Wie die aussehen, hat der Leser vorhin erfahren. Das General-Land-Schulreglement des großen Königs wies für die Lehrer keine andere Einkommenquelle an als die vorhandenen Stiftungen, das von den Eltern zu entrichtende Schulgeld und den Küsterdienst. Im Nothfall sollte der Klingelbeutel zu Hilfe genommen werden. Für Schlesien konnten die dortigen reichen Stifte, die ja erst 1810 (ohne Nutzen für die Schule) säkularisirt worden sind, herangezogen werden; aber deren Einkommen nahm Friedrich für seine merkantilistischen Experimente in Anspruch, indem er sie zwang, Spinnereien, Webereien, Gerbereien und Wachsbleichen anzulegen. Die evangelischen Schulen verkümmerten noch ärger als die katholischen, weil den verheiratheten und meist schlecht dotirten evangelischen Pfarrern nicht einmal die Quarta seminaristica auferlegt werden konnte. Den Antrag auf regelmäßige Visitation der Schulen lehnte der König der Kosten wegen ab. In seiner eigenen Residenzstadt Potsdam mußte die Hälfte des Schulhauses seinen Pagen als Wohnung eingeräumt werden und das vom Magistrat abgeschaffte Singen der Schüler vor den Hausthüren wurde wieder eingeführt, weil einige reformirte Bürger sich weigerten, den dafür allen Hausbesitzern ohne Unterschied der Konfession auferlegten jährlichen Beitrag an die lutherische Schule zu zahlen. Das Schlimmste aber widerfuhr den Landschulen, als Friedrich durch die Kabinetsordre vom einunddreißigsten Juli 1779 dem geistlichen Departement befahl, Invaliden, die lesen, schreiben und rechnen könnten und sich sonst eigneten, als Schul-

Digitized by Google

meister anzustellen, weil diese Leute, die fürs Vaterland Leben und Gesundheit gewagt hätten, versorgt zu werden verdienten; über viertausend seien vorhanden. Wagte das geistliche Departement, einzelne von den ihm zugewiesenen Militärinvaliden als ganz ungeeignet zurückzuweisen, so kam es vor, daß Friedrich sie durch Kabinetsbefehl sogar bedeutenden Gemeinden aufzwang und alle Gegenvorstellungen unbeachtet ließ. Gelegentlich hat er eingeschärft, daß die Landkinder nur das Nothwendigste lernen dürften, weil sie sonst für den Militär- und Gutsdienst verdorben würden.

Der beabsichtigte politische Erfolg ist 1892 durch den Sturm auf das Schulgesetz nicht erreicht worden: die große liberale Partei ist dadurch nicht entstanden und seitdem haben sich ihre Aussichten noch verschlechtert. Oft ist behauptet worden, daß die Herrschaft des Junkerthumes in Preußen der ökonomischen Struktur des Volkes nicht mehr entspreche. Und es ist wahr: wenn man liberal = städtisch industriell, konservativ = agrarisch setzt, dann müßte Preußen den Ergebnissen der Volkszählung nach liberal regirt werden. Leider jedoch ist die Gesellschaftpyramide nicht allein den Berufsständen nach vertikal, sondern auch dem Einkommen und der Machtstellung nach horizontal geschichtet und die Stadt- und Industriehäupter fühlen sich den Rittergutsbesitzern viel näher verwandt als ihren Arbeitern. Nicht die Junker allein herrschen, sondern die Junker im Bund mit den Industriefeudalen, den königlichen Kaufleuten und den großstädtischen Hausagrariern. Eher werden die Herren vom Evangelischen Bunde den Jesuiten in die Arme sinken als den Sozialdemokraten die Herren vom Centralverband der rheinisch-westfälischen Großindustriellen, die hamburger und die lübecker Patrizier, die der Plebs soeben wieder ein Stück Wahlrecht entzogen haben, die leipziger, die dresdener Stadtväter oder gar der berliner „Kommunalfreisinn", den der „Vorwärts" täglich mit Koth bewirft. Ein Block der Linken ist in Preußen nicht einmal, wie in Baden, für die Wahlen möglich, geschweige denn für die legislatorische Arbeit. (Ein Wahlblock hätte auch gar keinen Sinn, weil die Censuswahl in Preußen sozialdemokratische Siege unmöglich macht). Das haben die Nationalliberalen erkannt, haben deshalb darauf verzichtet, die Schulfrage diesmal politisch auszunutzen und das Kompromiß mit den Konservativen geschlossen, damit diese Partei das Gesetz nicht mit dem Centrum zusammen mache.

Der zweite Beweggrund, die Simultanschule zu fordern, ist idealer Natur: die wirklich freisinnigen Konfessionlosen wollen die ihrer Ueberzeugung nicht entsprechenden dogmatischen Anschauungen aus dem Jugendunterricht ausschalten. Aber sie können nicht durchdringen, weil sie außer der Regirung die Mehrheit des Volkes gegen sich haben. Die Katholiken, ein reichliches Drittel der preußischen Bevölkerung, sind nicht nur gläubig, sondern bigott und seit dem Kulturkampf fanatisch; und die protestantischen zwei Drittel sind

Digitized by Google

keineswegs so unkirchlich, wie aus gewissen äußeren Anzeichen geschlossen zu werden pflegt. Obwohl Falks Gesetzgebung den Zwang zur Kindertaufe und zur kirchlichen Trauung beseitigt hat, ist Beides Volkssitte geblieben und die Sozialdemokraten sahen sich genöthigt, den Atheismus aus ihrem Programm zu streichen und die Religion für Privatsache zu erklären. Auch wimmelt es von schwärmerischen Sekten, Revivalisten, Innerer Mission und Dergleichen. Den Konfessionlosen hatte Graf Zedlitz die freien Privatschulen angeboten, die sie nach ihren verschiedenen Ueberzeugungen einrichten konnten. Damit wollten sie sich nicht begnügen; sie wollten der gläubigen Mehrheit die religionlose Schule aufzwingen. Zur gerechten Strafe dafür haben sie jetzt gar nichts und können froh sein, wenn es gelingt, für die Dissidentenkinder die Befreiung vom Religionunterricht zu erkämpfen.

Der dritte Beweggrund, die Simultanschule zu fordern, ist schultechnischer Natur: wenn die Konfessionalität streng durchgeführt wird, muß an vielen Orten für ein paar Dutzend oder gar nur für ein halbes Dutzend Kinder eine besondere Schule eingerichtet werden. Eine solche Schule kann natürlich nur einklassig, also sehr unvollkommen sein und obendrein wird dabei Verschwendung mit Lehrkräften getrieben, an denen es sehr fehlt. Nun gilt aber dieser Grund natürlich nur für Orte mit kleinen konfessionellen Minderheiten, nicht für Orte, wo nur eine Konfession vorhanden ist oder beide mit großen Zahlen vertreten sind; und da diese beiden Kategorien die Regel sind, so ist auch die Konfessionschule als Regel festzuhalten. Das thut der Entwurf; und er sichert zugleich den Simultanschulen die Zukunft, wo sie schultechnisch geboten, und in Nassau, wo sie hergebracht sind. Mehr kann der Vernünftige nicht verlangen. Für die grundsätzliche und allgemeine Simultanschule schwärmen auch die besonnenen Lehrer nicht. In der Frankfurter Zeitung wird oft die Toleranz gerühmt, die in Nassau bis vor fünfzig Jahren geherrscht habe. Diese Toleranz war jedoch keineswegs eine Frucht der Simultanschule; die Simultanschule war damals ohne Anstoß möglich, weil die Bevölkerung (und zwar nicht nur in Nassau) indifferent war. Heute ist dies nicht; die Konfessionen stehen einander schroff gegenüber und der Lehrer fühlt sich genirt, zu unpädagogischem Diplomatisiren, zu halber Lüge gezwungen, wenn er auf Kinder einer anderen Konfession Rücksicht nehmen soll. Der evangelische Lehrer will ein kräftiges Wörtlein gegen Rom, der katholische ein solches gegen Wittenberg sprechen; thut ers aber vor andersgläubigen Kindern, so ist im Städtlein der Teufel los. Andere Zeiten werden kommen; die Verträglichkeit wird auf einer solideren Grundlage wieder hergestellt werden, als die des Rationalismus der Aufklärungzeit war, und dann wird die Simultanschule die Regel sein können; bei der heutigen Stimmung fördert sie nicht den Frieden, sondern den Streit. Wenn auch die Mehrheit der evangelischen

Digitized by Google

Lehrer das Prinzip der Simultanschule fordert, so geschieht Das nicht aus schultechnischen und pädagogischen Gründen, sondern, weil sie die geistliche Schulaufsicht los werden wollen. Das wäre an sich nicht so schwer zu erreichen, denn die meisten Geistlichen haben die Last bureaukratischer Schreiberei satt, die ihnen die Schulinspektion auflegt. Aber die Lehrer wollen mehr: sie wollen nicht Gymnasiallehrer, sondern Volksschullehrer zu Schulinspektoren und fordern darum für ihren eigenen Stand die akademische Bildung nebst der entsprechenden Rang- und Gehaltserhöhung. Das bedeutet jedoch eine Umwälzung, für die einstweilen weder die Regirung noch der Landtag zu haben ist.

Wenn die Nationalliberalen an ihrem Kompromiß nicht festhalten, machen entweder die Konservativen mit dem Centrum das Schulunterhaltungsgesetz, was ihm in den Augen der Liberalen nicht zum Vortheil gereichen würde, oder es kommt nicht zu Stande. Das wäre kein Unglück (wenn nicht mit ihm zugleich die in Aussicht gestellte Aufbesserung der Lehrer in den Orkus ministerieller Papierkörbe versinkt); denn in einer an Zukunftkeimen reichen Zeit sollte nicht mehr, als unbedingt nöthig ist, gesetzlich festgelegt werden. Wird aber das Gesetz fertig, so ists wiederum kein Unglück: denn es läßt in der so lebhaft umstrittenen Frage der Hauptsache nach Alles beim Alten; und kommt eine Zeit, die Neues fordert, so wird man eben ein neues Gesetz machen.

Neisse. Karl Jentsch.

Konfirmation.

Am Taufbecken stehen die Pathen. Mit Recht. Des Täuflings Empfindungen beginnen und enden an der Mutterbrust; der Trieb zur Erhaltung des Ichs ist bewiesen. Aufziehende Zukunft erst weckt den Trieb zur Erhaltung der Art. Familie und Staat verzichten jetzt noch auf ein Gelübde; die Kirche aber will der Arterhaltung höchste Forderung, den Beitritt zur Christenheit, zur Weltgemeinschaft schon über dem Heiligen Wasser beschworen haben. Und die Pathen verpflichten sich für den Täufling.

Fünfzehn Jahre später hat dieses Christenkind in eigener Person Zeugniß abzulegen, daß es die Lehren der großen Gemeinschaft begriffen hat und seinen Lebenswandel in den Grenzen dieser Lehren beschließen will. Monate dauerte die Vorbereitung. Konfirmandenunterricht, Kirchgang, ernste Sammlung und Enthaltung von lauter Lustbarkeit. Nur Denen, die durch grobe Verletzung dieser Vorschriften ihre Unreife bewiesen, wird der Konfirmationschein verweigert. Sonst wird mild geurtheilt. Muß auch. Die Anforderungen der Schule sind zu groß, um die Zulage der Konfirmandenlehre einem Kind als Wohlthat erscheinen zu lassen. Kinder sind es, die zu Palmarum die Kirche betreten, und fertige Christen sollen es sein, hinter denen, zwei Stunden später, das Kirchenthor sich schließt, erwachsene Mitglieder der Gemeinde, angethan mit den hohen Rechten, am Abendmahl theilzu-

Digitized by Google

nehmen und Pathenpflichten übernehmen zu dürfen. Wahrlich: ein Wunder in wenigen Stunden! Um dieses Wunder herbeizuzwingen, wird zu den äußersten Mitteln gegriffen. Wochen lang vorher begleiten wir des Menschen Sohn auf seinem Leidensgang; und wenn wir auffauchzen wollen am Palmsonntag, den Einzug Christi feiern wollen in Jerusalem und in unsere Herzen, reißt schon der Vorhang und zeigt uns der Menschheit ganze Erbärmlichkeit, des Wankelmuthes und der Falschheit höchste Leistung in der Weltgeschichte. Zwischen Bethphage und Golgatha, kaum eines Steinwurfes Weite. Das Hosianna verhallt im gellenden Gegenruf: „Kreuziget ihn!"

Das Wahrzeichen des großen Kampfes, den verheißende Erlösung von uns fordert, wird mit furchtbarem Stempel dem jugendlichen Geist eingeprägt; und dem Ernst der Lehre steht die äußere Form des großen Prüfungtages nur wenig nach. Im hohen Dom der Kirche, über eine schwarz gekleidete Menschenmenge rollt mahnend des Priesters Wort dahin; da pochen angstvolle Elternherzen; da tropfen Kinderthränen, in denen sich Reue, Ergebung und freudlos mystische Gefühle spiegeln; da singen Lieder von langem Leiden, bis der Orgel hehre Harmonie beschwichtigend den erwachsenen Christen zur Kirchthür hinausgeleitet. Und hat drinnen manche bange Seele sich gefragt, ob sie jetzt reif sei, den Kampf auf eigenen Füßen zu beginnen, hat sehnend der Taufe gedacht, ob denn kein Pathe für sie eintrete: hier, draußen vor der Kirche, steht er, — der Frühling. Der geborene Kamerad des Kindes, der geborene Lehrmeister des reifenden Menschen.

Wohl Denen, die ihr Bekenntniß in einer freundlichen Dorfkirche, unter leuchtendem Frühlingssonnenschein, ablegten! Die Menschen sind Optimisten. Mögen sie der Religion feindsälig oder gleichgiltig gegenüber stehen, wirklich fromm sein oder in der Kirche die Versicherung gegen im Jenseits drohende Unfälle suchen: Alle wollen erlebtes Ungemach vergessen, das Schöne und Freudige aber im Gedächtniß wahren. Weil Alle so sind, drängt sich die Frage auf: warum fällt dieser bedeutsame Schritt, bedeutsam auch ohne Religion, wo zum ersten Mal im Menschenleben volles Bewußtsein, volles Verständniß für Recht und Pflicht und ein Gelübde vor breiter Oeffentlichkeit gefordert wird, in eine so düstere Zeit? Düstere Zeit und düsteres Ceremoniell; in grellem Widerspruch zu der umgebenden, Freude tragenden Natur und im Gegensatz zu allen anderen menschlichen Gewohnheiten. Wir schmücken uns, unser Haus und die Kirche festlich bei Taufe und Hochzeit. Wir begrüßen den Eintritt in Beruf und Amt als freudige Ereignisse (auch der Pfarrer thuts); wir kleiden die Rekruten in buntes Tuch und lassen nach dem kurzen ernsten Akt der Vereidigung frohe Lieder erschallen und die Becher kreisen; wir ziehen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in den Kampf fürs Vaterland. Nur hier, bei der Konfirmation, wo der Kampf um die höchste sittliche Forderung beginnt, hier senken wir das Haupt, hüllen uns und unsere Seelen in Trauergewänder und geberden uns, nicht, als ob wir vor einem Christengott ständen, der schon für uns gesiegt hat, nein: als träten wir vor einen Götzen, dessen Schlund uns verschlingen soll.

Frühling ist in der Natur, wie zu Ostern, wenn die Auferstehung die Schatten der Karwoche verscheucht hat, so auch zu Pfingsten, wo den Aposteln die Gabe ward, in Zungen zu reden. Wäre hier nicht die beste Stunde, der vielfragenden Jugend das Gelübde abzunehmen? Freudigen Herzens und klaren Blickes könnte sie dann den Kampf mit sich und dem Leben aufnehmen und ihn christlich durchkämpfen. Bei fertigen Menschen mag es angebracht sein, mit den komplizirten Mitteln starker

Digitized by Google

Affekte, asketischer Vorbereitungen, mit Trauer und Schmerz Eindruck zu machen. Auf die Jugend haben die einfachsten Mittel die stärkste Wirkung.

Ich fand einst auf dem Geschenktisch eines Konfirmanden unter Büchern, Schmuckgegenständen und Blumen ein Bild, „Das Tischgebet" von Nikolas Maes. Es stellt eine alte blinde Frau dar, die in ihrer Küche vor einem weißgedecktem Tisch sitzt; auf dem Tisch das einfache Mittagsmahl, ein Napf mit Suppe, ein paar Teller, ein Laib Brot, ein Wasserkrug und ein Brotmesser. In der rechten Ecke des Bildes, vor dem Tisch, sieht man, wie eine hübsche Katze, die der Geruch des Essens herbeigelockt haben mag, auf den Hinterbeinen stehend, sich mit der Vorderpfote ins Tischtuch krallt. Im nächsten Augenblick, meint man, muß das Tischtuch, mit Allem, was drauf steht, heruntergleiten. Für einen Augenblick beschleicht uns die Angst, der hilflosen Frau könne das karge Mahl geraubt werden. Wir suchen die Frau, um zu sehen, wie die drohende Gefahr sie antrifft, und finden, daß sie noch eben so dasitzt wie vorher. Unter dem weißen Kopftuch die ruhigen Gesichtszüge, den Körper etwas nach vorn gebeugt und die Hände still zum Tischgebet gefaltet. Ueber dem ganzen Bild liest das innere Auge nun das einfache Wort: „Unser täglich Brot gieb uns heute." Und unter dem Bild lag ein Brief.

„Mein liebes Kind, ich schenke Dir heute zu Deiner Einsegnung dieses Bild. Die vierte Bitte im Vater Unser, die Luther so erklärt (heute weißt Dus noch; vielleicht aber willst Du es später mal nachlesen): ‚Was ist Das? Gott giebt täglich Brot, auch wohl ohne unsere Bitte, allen bösen Menschen; aber wir bitten in diesem Gebet, daß ers uns erkennen lasse und wir mit Danksagung empfangen unser täglich Brot. Was heißt denn täglich Brot? Alles, was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, als Essen, Trinken, Kleider, Schuhe, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromme Kinder, fromm Gesinde, fromme und treue Oberherren, gut Regiment, gut Wetter, Friede, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und Desgleichen.' Du siehst: Luther war ein kluger Mann; er legt in diese Bitte Alles, was des Menschen Herz begehrt, und läßt sogar noch, für die Jugend wohl, ein Loch offen, indem er am Schluß sagt: ‚und Desgleichen'. Du bist noch jung und kannst Dir Alles wünschen. Kannst den Wunschzettel ausdehnen, so weit Du willst, statt der Schuhe ein Automobil setzen, statt des Hauses ein Rittergut und Dir bei einem guten Regiment einen Bismarck statt eines Bülow denken. Mit der Zeit jedoch wirst Du merken, daß nicht Alles eintrifft, wie Dus gewünscht hast. Dann ärgere Dich nicht; mache es nicht so wie der Zahlenmensch, der mit dem Lieben Gott rechnen wollte. Das war so. Er fragte: ‚Wie viel sind hundert Jahre vor Dir?' ‚Eine Minute', antwortete der Liebe Gott. ‚Und wie viel sind hunderttausend Mark vor Dir?' ‚Ein Pfennig'. Da bat der Zahlenmensch: ‚Schenke mir einen Pfennig!' ‚Warte eine Minute!' kam es zurück . . . Das Alter macht klüger. Vielleicht kommt Dir einst der gute Gedanke, für das unbestimmte Wort ‚Desgleichen' das einfache ‚Herzenseinfalt' zu setzen. Wenn Du aber ganz alt und ganz klug geworden sein wirst, dann setzest Du einen ganzen Satz dahinter: ‚Und die Gabe, Gott zu danken für Alles, was er uns versagt.' Daraus ergiebt sich, daß, wenn wir uns auf das Richtige beschränken, uns nichts versagt bleiben wird. Das wünscht Dir Dein Pathe."

Rienstedten. Rudolf Schwartze.

Digitized by Google

Auf den Aetna.

Da grüßt er zu mir herab, umblaut von seinem durchsichtigen, mit milchigen Flöckchen gezierten Mantel, so strahlend heiter unter seiner weißen Firnmütze, so lockend, verführerisch, gleichsam überredend: „Komm herauf! Komm herauf! Und kommst Du nicht, so send' ich Dir die Reue in Deine Heimath nach."

Es fehlt mir wohl an der rechten Lust. Müde geschaut hab' ich mich an den Wundern der Welt. Vor zwei Tagen noch hat mich die Sonne von Tripolis umspielt; drum fürchte ich doppelt die Umarmung des Oktoberfrostes auf der Aetnaspitze. Mehr noch aber fürchte ich die Reue, die mich daheim finden wird, daheim, wo es nur rauchende Schornsteine und keinen qualmenden Mongibello giebt und mir dann, wenn das Kunterbunt der Eindrücke seinen Wirbeltanz mählich endet, statt der Wahl nur die Sehnsucht bleibt. Fürchte ihren unablässig raunenden Vorwurf, daß Alles, was in augenblicklichem Ueberdruß einer bequemen Minute leichthin geopfert ward, unwiederbringlich verloren sei, nie wieder einzuholen . . .

Nie wieder! Wie drohend Das klingt. Und der Aetna grüßt und winkt und lockt. „Das Leben ist kurz. Nimm mit, was es bietet!"

Und jetzt steht auch schon der „Escursionista" des Hotels in meinem Zimmer und läßt mich nicht mehr aus seinen Fängen. Wir werden rasch handelseinig. Er weist seinen Tarif vor und schwört bei Allem, was ihm angeblich heilig ist, daß er die Sache noch niemals unter siebenzig Lire für jede Person unternommen habe. Uns wolle er nur fünfundsechzig berechnen; fünfundsechzig tutto compreso! Das heißt: wir brauchten uns um nichts zu kümmern, keinem Menschen Trinkgelder zu geben und nicht einmal in Nicolosi auf die Ausrüstung zu warten, weil er den Wirth dort telegraphisch verständigen wolle.

„Ist es nicht trotzdem schon zu spät? Eben schlägt es Neun!" Ein Königreich für ein wirkliches Hinderniß! Aber der Escursionista giebt mich nicht frei. Verspricht mir hoch und theuer, daß wir vor Sonnenuntergang längst im Observatorium sein werden. Und wenn auch nicht! Was könne Das bedeuten unter solch einem sommerlich strahlenden, echt italienischen Himmel!

Den Hundertlireschein, den er zur Angabezahlung wechseln soll, untersucht er sorgfältig. Eben so genau prüft er die Zehnlirenote, die er mir selbst gerade herausgegeben und deren Betrag ich in kleiner Münze haben will. Ich muß lachen: und da lacht er mit. Die Sizilianer sind stets gut Freund mit ihren Opfern. Lächelnd drückt mir der Biedermann einen Brief an den Wirth in Nicolosi in die Hand und wünscht mir mit der harmlosesten Miene glückliche Reise.

Zwei Stunden und eine halbe dauert die Fahrt durch die ansteigenden Sommerfrischen-Vorstädte Catanias. Die Haute Volée weilt noch auf dem Land und wir begegnen den elegantesten Equipagen, sehen sie mitunter auch vor halbverfallenen Räuberburgen oder Brandruinen gleichenden Villen stehen. Eine vornehme sizilianische Familie bescheidet sich in einer Hütte, ehe sie auf die Equipage verzichtet. Nach einer Weile hält unser Wagen vor einer Remise und der Kutscher erklärt treuherzig, unbedingt nach der Stadt zurückkehren zu müssen. Sein „Bruder" werde die Fahrt übernehmen. Und er deutet auf eine uralte Kalesche mit einem halbverhungerten Klepper davor. Kann man dem lustigen Gauner gram sein, über dessen pfiffigen Mund ein unbeschreibliches Lächeln gleitet, halb wehmüthig be-

Digitized by Google

dauernd (weil der Versuch mißlingt), halb verständnißvoll beschwichtigend, weil er zeigen will, daß er den Eingriff in seine Gewohnheitrechte nicht übel nimmt? Auch etwas Hochachtungvolles liegt in solchem Lächeln. Er ist ein Gentiluomo und schätzt den überlegenen Gegner.

Ich liebe die Italiener des Südens und ihre großartige Geberde, ihre freie Haltung auch in bitterster Noth. Das gemüthliche Zwinkern der Erwischten, das den Unmuth entwaffnet. Das auch jetzt, in Nicolosi, wo wir nicht das Geringste vorbereitet finden, jedes Aufbegehren verhindert.

„Kam denn kein Telegramm?"

„Si, si", nickt der Wirth. Und mit „subito, subito" werden wir zwei Stunden lang hingehalten, vertröstet, mit „stia pur quieta" wird jede Frage nach Proviant und Ausrüstung wie eine Kränkung abgewehrt. Und da ja der Escursionista für Alles gebürgt hat, lassen wir uns gegen zwei Uhr sorglos auf die Maulthiere heben, deren Hufe über das holprige Pflaster der Dorfstraße so lärmend hinaufklappern, daß an manch einem Fenster ein neugieriger Kopf erscheint.

Ein Führer, ein Mulo für ihn und für Jeden von uns, ein Mulattiere: so lautet der Vertrag. Der Führer ist da, ein untersetzter, stämmiger Sizilianer mit glattrasirtem, Zutrauen erweckendem Gesicht. Aber nach dem Maulthiertreiber sehe ich mich suchend um. Das Leitseil meines starknochigen Thieres hält ein Knabe in der Hand, ein schwarzer Krauskopf mit Augen, die wie Leuchtthurmfenster blitzen, in denen die Sonne sich spiegelt. Er trägt nichts auf dem Leib als eine ausgefranste Zwilchhose und eine dünne Stoffjacke; und ein kleines, schmieriges Mützchen sitzt auf dem wohl lange nicht gekämmten Haar.

„Gehst Du mit hinauf?" frage ich erstaunt.

Er nickt und lächelt.

„So, wie Du da bist?"

Wieder ein Nicken. Nun scheint er aber mein Staunen für Mißtrauen zu nehmen, denn er klopft liebevoll den Hals des Braunen und sagt in seinem schier unverständlichen Dialekt, doch mit fast mütterlicher Zärtlichkeit: „Niente paura, Signorina! Buon cavallo, Signorina!"

Wir treten aus dem Dorf heraus: und nun läßt mir das Bild des vom Aetna beherrschten, prangenden Landes keine Gedanken mehr für den Kleinen. Mir ist, als ritte ich in das Land der Jugend ein, als müsse der Grämlichste heiter und froh werden in diesem Sonnengarten des Glückes. Wie ein holder, blühender Bacchus liegt er da, das rebenumschlungene Haupt sanft und träumend an des Gewaltigen Fuß gelehnt, des Mächtigen, dessen Namen der Volksmund nicht eitel zu nennen wagt und der auch keinen brauchte, weil ihm doch Keiner gleicht, weil der Mongibello, der „Berg", mit Keinem verwechselt wird.

Wie Zwillingschwestern trifft man Zerstörung und Blüthenpracht oft innig vereint. Wie aus gelber Wüste, aus ödestem, an Hoffnung ärmstem Sand üppige Palmenwälder entsprießen, so entstand hier auf schwarzer, gleich furchtbarer Wüste ein Märchenreich. Orangen- und Citronenhaine auf dunklem, zerborstenem Lavaboden, knorrige Oelbäume und Lorbeerhecken, gluthrothe Granatäpfel und hohe Magnolien mit weitverästeten Kronen, vielfarbige Rosen und süß duftendes Vanillegesträuch, Myrthen und Alles überwuchernde Lauben aus berauschender Bougainvilla. Mitten ins Paradies streckt der Aetna den Fuß; und dort drüben, gleichsam als Abschluß

Digitized by Google

des sinnverwirrenden Bildes, taucht Catania auf, an das Meer geschmiegt, das in verschwimmendem Lichtblau zittert.

Wir steigen empor und die schimmernde Landschaft entschwindet. Breitwipflige Pinien ragen ernst und dunkel ins Firmament, schlanke Platanen lassen ihre traurigen, markloſen Blättchen herabhängen; nur ein paar Mandelbäume und mit Feigen übersäte Kakteen schattiren ihr helleres Grün in den tiefen Farbenton.

Plötzlich aber umgiebt uns ein köstlicher Weingarten von unermeßlicher Fülle. Der berühmte weiße Muskat wächst hier und der hellrothe Aetnawein und die großen, blauen Trauben, die auf keiner Fürstentafel fehlen. Ueber die von der Sonne beschienenen Wälle huschen bewegliche, goldgrüne Eidechsen, vielstimmige Lieder schallen aus den geöffneten Gartenthoren. Ernte ist. Zug um Zug kreuzt unseren Weg und lachende Winzerinnen in malerischer Tracht, den buntfarbigen Rock zierlich gerafft, den schwarzumlockten Kopf unter dem mit saftstrotzenden Beeren gefüllten Korb anmuthig vorwärts geneigt, entbieten uns ihren fröhlichen Gruß. Wie ein Theaterstück wirkts, ein modernes freilich, das mit den ausgeklügeltsten Ausstattungskünsten arbeitet. Und mit einer Drehbühne. Denn schon wieder wechselt das Bühnenbild.

Am Fuß des untersten Kraters stehen wir. Blicken dann hinauf zu einem zweiten Auswurfkegel, der dem ersten wie ein Bruder gleicht. Man sagt, daß die Entstehung der Monti Rossi im zwölften Jahrhundert siebenundzwanzigtausend Menschen ums Leben brachte. Aber Das sind uralte Geschichten; und so verwischt die nächste, heitere Szene rasch den unheimlichen Eindruck der beiden Mordgesellen.

Wir reiten jetzt in einen Kastanienwald ein. Die dunklen Schatten der dichten Zweige kämpfen mit flackernden Sonnenlichtern, so daß die schon bedenklich schiefen Strahlen seltsame Gebilde auf die Erde malen und in alle Regenbogenfarben zerstäuben. Auch hier ist Erntetag. Unser kleiner Maulthiertreiber packt alle Taschen voll von den in Haufen geschichteten Früchten. Lächelnd läßt ihn der Bauer gewähren. Die Marroni, bei uns in festem Kurs von einem Heller pro Stück, sind hier rein gar nichts werth.

Der Sonnenstand hindert längeres Verweilen. Und statt der Kastanien umrauscht uns bald Eichenlaub. Silbrige Birken und Rothbuchen mischen sich drein. Wie ein kraftvoller Riese steht der Hochwald da; schweigend und ernst schützt er das reifende Land zu seinen Füßen vor den Stürmen der Höhe. Spielerisch sorglos bleibt hier kein Menschenherz. Nach tieferer Weisheit grübelt der Sinn, wie um Jahre gealtert fühlt sich die Seele in diesem düsteren Walde, der den Deutschen an seine Heimath gemahnt. Die Heimath! Jetzt erst fällt mir auf, daß wir auf unserem Ritt ganz Europa nordwärts durchziehen, jetzt, da wir die waldumschlungene Heimath grüßen . . .

Nein: Das war nur ein Traum. Ein Bild mehr in dem Cyklus, den die große Dichterin Natur uns vorführt. Niedrig wird jetzt das Gehölz, Zwergkiefern kriechen den Weg entlang, wir nähern uns dem Norden der Erde. Wachholder und Berberitzen gemahnen an die dürftige Haide und nun schimmert ein Strauch uns entgegen, der aus dem dürrsten Hochthal Skandinaviens stammt, der Ginster, der goldigblühende, zartgrüne, anspruchlose, mit seinen Freunden, den kleinen Preiselbeerstauden und zittrigen Farnen, dem purpurnen Kreuzkraut und der glanzlosen Kamille.

Und weiter oben, wo nur noch armsälige Büschel von magerem Steppen-

Digitized by Google

gras hellere Töne in den schwarzen Sammet der Lava werfen, wo das Leben aufhört und das Nichts beginnt, das Nichts, das unversehens dem Wanderer alle Freude aus der Seele löscht bis zum wunschlosen Nachlassen aller wegmüden Kräfte, steht in einer Höhe von zweitausend Metern, wie ein verlorener Vorposten im Kampf der Lebensfülle gegen das Todesgrauen, die letzte Cantoniera. Fast vier Stunden lang sind wir von Nicolosi heraufgeritten. Nun ist die Vorstellung zu Ende; die Drehbühne steht still. Grau und kahl, ohne Coulissen, grinst das leere Theater mich an. Auch die Beleuchtungmeisterin, die zugleich im Rosaschminken das Unvergleichlichste leistet, verläßt jetzt den allmählich sich verfinsternden Saal.

„Buon cavallo, Signorina?"

Meine Gedanken, wie alle in Schönheit verzückten, sind bisher selbstsüchtig gewesen. Nun wenden sie sich dem kleinen Jungen zu, der unabläßig die raschausgreifenden Thiere mit Aah und Ooh angetrieben hat und leichtfüßig neben ihnen hergelaufen ist. Der mich jetzt, wo es plötzlich ganz schneidend kalt wird, sorgsam in Pferdedecken einhüllt und sich sorglich erkundigt: „Sta bene, Signorina?"

„Und wie gehts Dir, Kleiner?" frage ich zurück.

Er lacht, herzhaft und übermüthig. Und er antwortet gar nicht. Scheint ganz unmöglich zu finden, daß Jemand sich ernstlich um sein Befinden kümmert.

Der Führer treibt zum Abbruch der Rast. Besorgt gleitet sein Blick über die Aetnaspitze, die sich mit allerlei schwärzlichem Gewölk umgiebt, das gespenstisch von zwei Seiten zugleich die Bergwände emporkriecht. Die Sonnenstrahlen haben bisher das freche Nebelvolk niedergehalten, der Sturm aber, der jetzt hier oben lustig daherbläst, jagt es pfeifend hinauf, treibt es wirbelnd um uns herum, so daß es die Dämmerung vertieft.

Ueber ein großes, schwarzes Trümmerfeld, zwischen aufgethürmten Lavablöcken, durch glatte, rieselige Asche, in der die Maulthierhufe versinken, reiten wir schnurgerade hinauf. Das Stillsitzen im peitschenden Nordsturm auf dem aufwärtshastenden, stolpernden und rüttelnd zurückgleitenden Thiere ist nicht allzu vergnüglich. Ich fühle, wie mir langsam das Blut in den Adern gerinnt. Decken und Hüllen wirken kaum stärker als Spinnengewebe. Die Kälte kriecht von unten herauf, umkrallt die Füße, den Körper, die Schläfe, dringt ins Gehirn und zerrt an den Nerven.

„Absteigen!" kommandirt der Führer.

Ich gleite aus dem Sattel, versuche, zu gehen. In den Alpen daheim nehme ichs mit manch einem Bergsteiger auf. Hier aber, in dieser ganz unerwarteten Kälte, auf diesem rollenden Schutt, versagt die Kraft. Jetzt erst, weit zurückbleibend, kann ich das Tempo unseres Eilmarsches ermessen.

Der Führer hat Angst vor jeder Verzögerung. Ich werde über und über in Decken gehüllt und wieder aufs Maulthier gehoben, dessen tastende Hufe trotz der Dunkelheit vorsichtig jeder bedenklichen Stelle ausweichen. Durch mein Unterbewußtsein zieht das Bild des Burschen, der im einfachen Röckchen einer Kälte von vier Grad unter Null Trotz bietet und ohne Klagelaut nun schon die sechste Stunde neben mir den Berg emporläuft. „Povero", murmele ich, halb unverständlich, denn meine Unterlippe zittert vor Frost. Er ist viel zu athemlos, um zu antworten, und streichelt nur, zum hundertsten Mal, den Maulthierhals. „Buon cavallo, Signorina?" Noch immer die selbe Zärtlichkeit in dem hellen Kinderton.

Digitized by Google

Nun ist es ganz finster. Durch die undurchdringliche Nacht heult der Sturm. Die unübertrefflichste Gelegenheit, mit wachen Gedanken alle Stufenleitern des Grauens emporzuklimmen. Aber die meinen nützen sie nicht. Seltsam verfallen und flügellahm sind sie, nicht sieghaft und frei, sondern vom Grauen beherrscht, greisenhaft und gebrochen. Mir ist, als reite ich über Gräber hin, selbst nur noch ein Schatten, zu dem Staub gehörig, der unter den Füßen des Thieres unheimlich raschelt. Nur der brandheiße Schmerz mahnt mich noch an die Wirklichkeit, der meine erkalteten, den Sattel umklammernden Hände durchzuckt. Und die Thräne, die der vom Aetnarauch durchtränkte Nord den brennenden Augen entlockt. Und das Klappern der Zähne, die wie im Fieber zittern.

„Coraggio!“ flüsterts neben mir. Der Junge hebt die herabgefallene Decke auf. Sonderbar, daß mich, die ich diesen Ritt über den Aschenkegel des Aetna bei tiefer Nacht und eisigem Frost zu meinem Vergnügen mache, dieser Sklave meiner Laune zu trösten sucht. „Siamo vicini, vicinissimi,“ sagt die weiche Knabenstimme. Kann man denn das Observatorium in diesem Nebel überhaupt finden?

Doch kurz darauf bleibt die Karawane wirklich stehen. Einen Jubelruf höre ich noch, dann verschwimmt Alles vor meinen Augen. Durch eine im Schnee halbvergrabene Hausthür schimmert Licht, Jemand hebt mich vom Pferd und im nächsten Moment habe ich ein Dach über mir.

Ein Palast ist die Casa Inglese nicht. Aber mich dünkt sie jetzt einer. Vier dünne Ziegelmauern umschließen einen niedrigen Raum, der durch eine Wand in ein Schlafzimmer und die sogenannte „Küche“ getheilt und über und über von feinem, durch alle Ritzen gedrungenen Aschenstaub bedeckt ist. Hier hat es null Grad und unser Athem zieht an dem fahlen Kerzenlicht wie eine Rauchwolke vorüber. Die mitgebrachten Kohlen werden aus Angst vor Gasentwickelung draußen entzündet und erst als Gluth in die Hütte gebracht. Nun wärmen wir daran unseren Thee. Und jetzt erst thaue ich auf.

Drei Herren, schottische Touristen, sind vor uns eingetroffen. Dem einen ist der ungewohnte Hochgebirgsaufstieg nicht gut bekommen. Ein Leidenszug gräbt sich um seinen blassen Mund. Und jetzt zieht er ein schwarzledernes Gebetbuch aus dem Wams und beginnt, andächtig darin zu lesen. Aber keine Erquickung malt sich in dem schmerzhaft verzogenen Gesicht. Die Linderung bleibt aus, die fromme Gemüther sonst aus einem Bibelspruch schöpfen. Kälte und Bergkrankheit sind höllische Gegner, gegen die der Glaube diesmal vergeblich kämpft.

Für uns giebts eine schlimme Ueberraschung. Der Proviant reicht nicht aus. Und der Führer hat für sich überhaupt nichts mitgenommen. Da nützt kein Fluchen. Wirthschaftlich einzutheilen für heute und morgen, zwingt uns die Noth. Der Führer bekommt freilich weniger, als ich ihm geben möchte. Der Knabe, der im Stall geblieben ist, läßt mir auf meine Einladung zum Abendessen sagen, er habe sich selbst versorgt. Ich schicke ihm Thee und einen Fünflireschein. Der, schätze ich, wärmt ihn besser als Kohlen. Der Führer wills ihm zuerst gar nicht bringen. Es sei zu viel für den armen Teufel.

Um die vier Wände des „Schlafzimmers“ läuft ein regalartiges Liegegestell aus wagerechten Brettern und Querleisten, wie in einer Bibliothek. Jedes Fach ist mit einem Strohsack von zweifelhafter Sauberkeit ausgestattet. Bald liegen wir, Jeder auf seiner Holzlatte, in die mitgebrachten Pferdekotzen gewickelt, hübsch über-

Digitized by Google

einander geschachtelt wie Waarenballen in einem Magazin. Aber Kälte und Sturm verscheuchen den Schlaf. Windstöße schlagen an das Häuschen und die Mauern schwanken sammt den seltsamen Betten. Oder giebt es vielleicht eine andere, unhörbare und unheimliche Macht, die dieses fremdartige Schwanken hervorbringt? Es ist ja ein Vulkan, auf dem wir diese Nacht schlafen wollen . . .

Um halb Fünf springen wir wie erlöst aus unseren Fächern. Ans Waschen denkt Keiner. Bei der bloßen Vorstellung einer Berührung mit Wasser läuft ein Schauer über die Haut. Wir wärmen den Rest unseres Theevorrathes und dann gehts zu Fuß die letzten dreihundert Meter zum Krater empor.

Der Sturm hat das Gewölk zerrissen, über uns ist glitzernder Sternenhimmel und die gelbe Mondsichel beleuchtet mit fahlem Schein den schwarzen, steilen Kegel, dessen offenem Mund weißlicher Qualm entsteigt. Ueber knirschende, abbröckelnde Schlacke geht es weglos und mühsam eine Stunde lang hinauf; mehrmals verlieren die Füße den Halt und die Knie knicken ein. Oben legt sich der schwefelige Rauch, der zu schwer ist, um sich gerade in die Luft zu heben, wie eine Decke über den Krater und dringt uns in Nase, Mund und Augen, da wir uns über den Rand beugen, um in die Esse Vulkans hinabzuschauen. Zwei Kilometer lang ist der Umfang. Die felsigen, in phantastische Formen zersprengten Wände hängen nach innen über, wodurch die Umgehung unmöglich wird. Tief unten blitzt ein Feuerstrahl auf, den immer wieder zischende Dämpfe verhüllen, wenn ihn ein Sturmstoß eine Sekunde lang dem verstörten Auge gezeigt hat. Stand halten kann man dem Orkan weder hier noch tiefer unten auf der glitschigen Lava. Bleibt nichts übrig, als im Rauch kauernd den Sonnenaufgang zu erwarten.

Regunglos starre ich hinab in den grausigen Trichter, in das breit geöffnete Orkusthor. Mir ist, als sei ich gestorben, als sei längst vermodert, was an mir körperlich war. Der mühsälige Weg durch ein Leben, vom blühenden Jugendland bis zum schwarzen Leichenfeld, endet nun am Eingang in die Verdammniß, den die geheimnißvoll sich regenden Mächte da unten drohend aufgesprengt. Alles Irdische verblaßt in der Erinnerung, der Glaube an das Ueberirdische verhüllt sein Haupt. Nur das Unterirdische herrscht, drängt donnernd an die Oberfläche, gurgelt und qualmt und saucht wie ein wüthender Drache.

Mensch nennst Du Dich, der Du oben stehst und hinabschaust in die dampfende Lohe. Mensch sagst Du und meinst doch König der Welt. Armer König! Ein Aufzucken nur aus diesem rasselnden Kessel, in dem es ohne Unterlaß brodelt und kocht, ein Höherlecken der rothen Zunge, die jetzt noch im Rachen versteckt ist: und sie leckt Dich hinweg und Tausende Deinesgleichen. Nichts bleibt als ein Knochenacker, über dem die erbleichende Flamme langsam erstarrt.

Nimm die Krone ab, kleiner König! Unter Dir bedroht Dich Loges gewaltiger Feuerzauber, über Dir pfeift der Wettergott sein brausendes Lied:

„He—da—he—do— —!
Zu mir, Du Gedüft!
Donner, der Herr, ruft Euch zu Heer —
Schwüles Gedünst, bleiches Gewölk . . ."

Klar wird die Aussicht ins Thal heute nicht mehr. „Un po di nebbia", meint der Führer. „Un po": Das sind die ungeheuren Nebelfetzen, die in abenteuerlichsten Gebilden das Gesichtsfeld durchjagen, geisterhaft beleuchtet vom Mond,

Digitized by Google

der eben untergeht und dessen letzter, zuckender Strahl nach Osten hinüberschießt und weit draußen in einer silbrigen Wolke ertrinkt. „Il mare“, sagt der Führer. Trotz dem feierlichen Ort würde ich lachen, ließe die Kälte meinen Lippen eigene Bewegungfreiheit. So aber schüttle ich nur den Kopf. Das Meer! Dort oben, mitten im Himmel! ... Aber daß der Sizilianer auf seiner Behauptung beharrt, rüttelt mich aus meiner Todesstarrheit. Ich vergesse den eisigen Hochwind, vergesse den glühenden Krater. Wie? Dort, in dieser unendlichen Weite, hineinragend in das Himmelsgewölbe, liegt das Meer? So hoch, daß ich es all die Zeit über für das Firmament selbst gehalten habe?

Ein einfaches, grundlegendes Gesetz der Perspektive erklärt die unvergeßliche, überwältigende optische Täuschung. Dort, wo die Linie der Augenhöhe ihr Ende findet, die des Thalwanderers im Horizont, die des Höhenerklimmers in der Aetherkuppel, treffen alle Parallelen scheinbar in einem Punkt zusammen, so daß es aussieht, als senkten sich die darüber liegenden herab, als stiegen die darunter laufenden empor. Und da die Aetnaspitze in hehrer Einsamkeit am Ufer des Meeres steht, kein Hinderniß dem Blick sich entgegenstellt, der von der riesigen Höhe des Vulkans die Krümmung der Erde siebenundfünfzigmal weiter als von einem Schiffe aus beherrscht, erglänzt die See uns von hier zweihunderteinundzwanzig Kilometer weit. Und in dem Augenblick, da das Auge, das sich langsamer anpaßt als der Gedanke, zu sehen beginnt, was der Verstand längst erkannt hat, erscheinen uns alle Mühsäligkeiten des Aufstieges überreichlich belohnt.

Und doch wars nur ein Prolog. Frau Sonne eröffnet wieder eine Vorstellung im Weltentheater. Wie ein Aufathmen geht es durch die ganze Natur, da sich im Osten der schwarze Vorhang hebt und das unsichtbare rosenrothe Rampenlicht das erste Wölkchen bestrahlt. Ein zweites färbt sich und giebt gleich darauf die Tinte der höherschwebenden Nachbarin ab. Die scharlachne Flamme fliegt mit ihrer frohen Verkündung von Nebelgespinnst zu Nebelgespinnst, krönt jedes eine Sekunde lang mit einem goldenen Heiligenschein, so daß es aussieht, als schwinge sich eine feurige Fackel über unsere Häupter hin.

Wie in Purpur gekleidete Vorreiter eines Krönungzuges sehen die Wolken aus, die unentbehrlich sind, soll das Schauspiel des Sonnenaufganges zu vollendeter Darstellung gelangen. Der Orkan bläst die weithinschallenden Fanfaren und aus den Wassern taucht langsam der obere Sonnenrand hinter schmalen, finsteren Dunststreifen auf, wird zu einer glanzlosen Scheibe und gleicht dann plötzlich, da der Rauch des Vulkans sich dazwischen drängt, einem dunkelrothen Lampion, das frei im Weltenraum hängt. Eilig steigt der Feuerball höher und höher, verjagt rasch alle bläulichen Schatten, die den Aetna umfangen gehalten, so daß nur die tiefen Schluchten die Nacht noch umdämmert. Jetzt ist auch das märchenhafte Rosenroth fort; der blanke Morgenstrahl duldet nur Weiß und Schwarz. Duldet auch keinen nächtigen Spuk; Gespenster und Höllengeister flüchten vor ihm und das erstarrende Grauen läßt von der Seele ab, die er durchsonnt. Flügel wachsen nun wieder meinen Gedanken, die der Aetna aus seinem Bann freigegeben, der Aetna, der im hellen Tageslicht nichts ist als ein harmlos gewordener Krater, und sie schwingen sich kraftvoll empor, werden zu Herren über Sturm und Lohe und Meer.

Völlig belanglos scheint nach diesen zauberhaften Minuten, ob die Aussicht sich klärt oder nicht. Ob da unten, dreitausenddreihundert Meter tief, Städte und

Digitized by Google

Dörfer liegen, Hügel und Thäler. Danach fragt Keiner von uns. In weltentrückter Stimmung eilen wir über den Lavamantel zum Observatorium zurück. Der neuerweckte Lebenswille schlägt in sprudelnde Laune um, die nicht einmal von der Kärglichkeit des Frühstückes herabgedrückt werden kann. Und als nach dem raschen Mahl der Führer zum Aufbruch bläst, lassen sichs die frech gewordenen Lästerer nicht nehmen, auf dem Vulkan einen Walzer zu tanzen.

Hinunter geht es zu Fuß. Das Reiten wäre für uns eine gleich große Marter wie für die Thiere, die der Junge direkt zur Cantoniera führt, während wir einen Umweg nach Osten machen. Zum oberen Rand der Valle del Bove, wo die Aetnawand zwölfhundert Meter tief gegen das Meer hin abstürzt und von wo aus man über einen weißen, schluchtartigen Abgrund hinausschaut nach Taormina und nach Kalabrien. Tiefblicke sind oft in der Idee großartiger als in der Wirklichkeit. Taormina, das liebreizende romantische Felsennest, sieht von oben aus wie ein toter Maikäfer, wie ein Sandhaufe das sagenumrauschte Scilla Homers drüben an der Stiefelspitze des italienischen Festlandes. Gewaltig und erschütternd aber wirken die beiden uralten Krater da tief unter uns, deren schwarze, grausige Rachen zu uns heraufdräuen. Ausgebrannt, starr und still sind sie, ewige Wahrzeichen einstiger Schreckenszeit, die sie unter donnerndem Krachen gebar.

Hier oben giebt es noch dampfende Herde genug, an denen der Abstieg vorüberführt. Tiefer unten gehts zwischen unzähligen toten Kegeln hindurch, die Jahreszahlen als Namen tragen und deren jüngster dreizehn Jahre zählt. Inmitten der unheimlichen Hügel steht neben seinem mageren Maulthier ein alter Mann und hackt eifrig in den tiefen Schnee, der hier oben auch im Sommer nicht schmilzt. Verwundert sehe ich zu; spreche ihn an. Was kann da Einer zu suchen haben?

„La neve", erwidert er kurz.

„Den Schnee?"

Ja, unten in Catania brauche man ihn statt des theuren Eises. Sogar nach Malta verschicke man Aetnafirn. Bis zu achtzehntausend Lire im Jahre trage der Handel. Unwahrscheinlich genug klingt die Summe. Und der Arme, der da heraufsteigt mit Hacke und Mulo, sieht nicht danach aus, als bekäme er viel davon. Ein bequem in Catania sitzender Unternehmer vielleicht eher . . .

Und in plötzlicher Ideenverbindung frage ich den Führer, wie viel ihm der Escursionista für die Partie bezahle.

„La tariffa", lautet die prompte Antwort, „dieci lire."

„Zehn Lire? Und sonst nichts? Kein Trinkgeld?"

„Nulla, Signorina!"

„Und was bekommt der Mulattiere?"

„Nulla, Signorina!"

Dieses gleichmüthige, selbstverständliche „nulla" bringt mich ganz aus der Fassung. Vielleicht habe ich falsch verstanden. Das ist doch ganz undenkbar. Und nochmals stelle ich die Frage.

„Assolutamente nulla", klingt es jetzt, gleichsam das Wort untermalend. Er sagt es aber ohne weiteres Wundern. Der Junge stehe bei dem Maulthierbesitzer im Dienst, zu dem solche Aetnabesteigung eben gehöre, und denke gar nicht an Extralohn. Mir liegt das Herz plötzlich seltsam lastend in der Brust. Wie den Milderungsgrund einer Schuld bringe ich stotternd vor, daß der Unternehmer

Digitized by Google

in Catania ausdrücklich die Trinkgelder in seinen Preis miteingeschlossen habe. Nun wird der Führer sehr lebhaft. Diesen Preis wünscht er zu kennen. Dann rechnet er mirs vor, Posten für Posten. Alles zusammen mache es vierzig Lire per Kopf. Dabei müsse der Wirth in Nicolosi noch Provision bezahlen, so daß der Proviant natürlich nicht reichlicher sein könne. Die Geschichte mit dem Telegramm sei Geflunker, mit der Ausrüstung sei erst auf den Brief hin begonnen worden, der dem Catanier fünfundzwanzig Lire von jedem Touristen trägt, während es für ihn und den Jungen weder Trinkgeld noch Verpflegung gebe. Der Führer verstummt. Er spricht weder von der eigenen noch von des Knaben Leistung. Das Schweigen aber schreit lauter, erbitterter, als Flüche es könnten.

Fast unmittelbar nach unserer Ankunft bei der Cantoniera sehe ich den Jungen mit seinen vierfüßigen Pfleglingen den Berg heruntertschlendern. Die eine Schuhsohle ist ihm unterwegs losgerissen und er hat sie an den Fuß mit einem Strick angebunden, auf den er nun bei jedem Schritt treten muß. Von Zeit zu Zeit bückt er sich und schiebt die Bindeschnur an eine andere, noch nicht schmerzende Stelle. Dabei singt er ein Liedel, eins der schwermüthigen, süßen, eintönigen Volkslieder, die so unvermittelt in helles Jauchzen überspringen und dann in einen langgezogenen Seufzer enden.

„Was hast Du gestern Abend gegessen?“ age ich in jähem Argwohn.

„Poco, Signorina!“

„Was?“

Er lächelt. „Castagne, Signorina.“

„Und zum Frühstück?“

„Castagne, Signorina“.

Jetzt aber kommt, wie eine beglücken Erinnerung, ein Leuchten in seinen Blick. Blitzschnell, ehe ichs hindern kann, küßt er mir die Hand. Wie seine Mutter froh sein werde! Und die Geschwister! Fünf Lire! Solch ein Schatz! Strahlend schaut er mich an, strahlend und staunend: „Così buoni signori non ho mai veduto in tutta la mia vita . . .“ Und Thränen stehen in den dunklen Wimpern. Er möchte gern mehr noch sagen, aber sein krauses Sizilianisch erschwert die Verständigung. Und da bricht er ab, blitzt mich blos mit den blanken Schwarzaugen an und legt Alles, was er auf dem Herzen hat, in die alte, zärtliche Frage: „Buon cavallo, Signorina?“

Mich würgt es im Hals. Daß es tüchtig heiß geworden ist, habe ich darüber beinahe vergessen. Oder vielmehr: ich wage gar nicht, daran zu denken, daß die leichte Bluse jetzt wärmer wirkt als oben Decken und Mäntel. Auch nicht daran, daß mich Müdigkeit, Abspannung und Gliederschmerzen quälen. Denn ich schäme mich, schäme mich vor dem Knaben mit seinem lustigen Liedel und seinem um den Fuß gebundenen Strick.

Auch im Hotel unten in Catania schäme ich mich noch, während die Gäste laut meine Leistung bewundern. Und da schießt ein quälender Gedanke durch mein Hirn, eine wohl nie beantwortete Frage. Wer mögen sie sein, all die Namenlosen, die Das wirklich vollbrachten, verhüllt vom Dunkel der Vergessenheit, dem sie niemals enttauchen, — Das, wofür die Vornehmen hier in dem prunkvollen Speisesaal und draußen in der Welt die Anerkennung fordern und den Lohn einheimsen?

Wien. Alice Schalek.

Digitized by Google

Courtisanen.*)

Ueber die käufliche Liebe dachte man im Cinquecento wesentlich anders als heutzutage, wenn freilich es auch damals nicht an Stimmen fehlte, die die Prostitution in all ihren mannichfachen Nuancen verurtheilten, an gesetzlichen Maßnahmen, die das Treiben solcher Frauen einzuschränken suchten, noch endlich auch an klugen Leuten, die, weder das Uebel noch seine Nothwendigkeit verkennend, den besten Ausweg in einem glimpflichen Kompromiß suchten zwischen dem Widerstreit sittlicher Mächte und sozialer Gewalten.

Man hat die Cortigiana der Renaissance oft und gern mit der Hetäre des griechischen Alterthumes verglichen. Beiden eignen in der That mancherlei gemeinsame Merkmale; doch giebt es auch wesentliche Unterschiede. Hellenische Kultur war organisch aus klimatischen, ethnologischen und politischen Bedingungen herausgewachsen. Ihre Wiedergeburt (das Wort ist kein recht glückliches, weil es ja immer nur eine Wiederkehr des Aehnlichen, nie des Gleichen giebt) war zum Theil eine bewußte, absichtliche Nachahmung des römisch-griechischen Alterthumes unter völlig veränderten Verhältnissen sowohl des Volksthumes als der äußeren Lebenserscheinungen. Zwanzig Jahrhunderte waren über die Blüthe der hellenischen Kultur dahingegangen und anderthalb Jahrtausende hatten die Sündhaftigkeit fleischlicher Lust gepredigt, die dem heidnischen Griechen nie als etwas Unerlaubtes, im Gegentheil: als etwas zur religiösen Verehrung der Aphrodite Gehöriges gegolten hatte. Die Ehe war eben in Hellas keine durch Kirche und Sakrament geheiligte Institution; die Frau selbst nahm eine untergeordnete Stellung ein und Niemand kam in Konflikt mit sozialen und sittlichen Gesetzen, wenn er der Willkür seiner Instinkte folgte. Gab der Verkehr mit der Hetäre dem geistig hochstehenden Griechen den intellektuellen Genuß, der sich ihm daheim am häuslichen Herde versagte, so war es in Italien damals beinahe umgekehrt. Die Dame der Gesellschaft zeigt sich im Rinascimento an Bildung dem Mann ebenbürtig und die Courtisane, von wenigen Ausnahmen abgesehen, kann sich mit ihr in geistiger Beziehung nicht messen. Daß man überhaupt geistige Ansprüche an die Courtisane stellte, war mit eine Folge des kulturellen Niveaus, auf dem die Dame der Renaissance-Gesellschaft stand; der gebildete Grieche aber war aus der Banalität der legitimen Umarmung zu der für Kunst und Bildung empfänglicheren Hetäre geflohen. Ist die Courtisane sich der Wirkung ihrer physischen Reize auf den Liebhaber nicht mehr gewiß, so bleibt ihr nichts Anderes übrig, als innere Vorzüge, die sie nicht besitzt, zu heucheln. Und einem leidlich begabten Weib ists nicht schwer, durch den Firniß oberflächlicher Bildung selbst den gescheitesten Mann zu täuschen, wenn er mit seinen Gefühlen engagirt ist.

In einzelnen Fällen erklärt sich eine höhere Bildung der Courtisane aus dem gut bürgerlichen Milieu, dem sie entstammt. Im Allgemeinen aber den Buhlerinnen der Zeit ein hohes Maß von Bildung und Wissen zuzusprechen, ist eine durchaus irrige Ansicht; sie beruht auf dem Vorurtheil, wonach die Renaissance immer nur im rosigen Lichte geschaut wird, einem Vorurtheil, das nachgerade sich

*) Ein Fragment aus dem an menschlichen Dokumenten reichen, freilich nur für Reife geschriebenen Buch „Frauenbriefe der Renaissance", das (in der von Gurlitt herausgegebenen Sammlung „Die Kultur") bei Bard, Marquardt & Co. erscheint.

Digitized by Google

zu einer Modedummheit auszuwachsen scheint. Von den Hunderttausenden jener Dirnen, die in Elend und Unwissenheit verkamen, schweigt der sonst so redselige Chronist; und die Zahl der Namen, die uns die Kulturgeschichte aufbewahrt hat, ist, wie Burckhardt richtig bemerkt, im Verhältniß zu der Unmenge von Dirnen in den großen Kulturcentren Italiens so gering, daß ihre Trägerinnen als typische Vertreterinnen nicht gelten können. In literarischem Sinn von sich reden machte die berühmte römische Cortigiana Imperia. Fabio Chigi, der später Papst Alexander VII. heißt, nennt sie nobilissimum Romae scortum. Neben ihr sind noch andere zu erwähnen, zum Beispiel: Tullia d'Aragona und Veronica Franco. Sie verfassen Gedichte. Die der Veronica Franco verrathen mitunter mehr als ein gewöhnliches Reimtalent. Solche Verse werden häufig von dem Galan gefeilt; manchmal ist ein Kuppler der heimliche Verfasser. Nicht selten funktionirt auch der Kuppler als Briefsteller. Hungernde Literaten genug mochten sich zu diesem Metier hergeben. Daß viele Dirnen des Lesens und Schreibens kundig gewesen seien, ist nicht wahrscheinlich; doch darf man es außer bei den genannten bei einer Kamilla aus Pisa und einer Beatrice da Ferrara als erwiesen betrachten. Auch Analphabeten können aber eine gewisse Kultur haben. Die Dirne, die sich mit künstlerischem Geschmack kleidete, mit einem Bischen Stimme zum Singen, mit etwas Grazie zum Tanzen begabt war, die nöthige Dosis Mutterwitz beim Plaudern entwickelte und einen schönen Körper zu pflegen verstand, war sicher berufen, bei eleganten Lebemännern Gefallen zu finden, auch ohne Reime und ohne lateinische Phrasen. Die großen Buhlerinnen mit den hochtrabenden Namen (Aretino und Andere machen sich oft genug über sie lustig) gingen meist aus plebejischem Milieu hervor. Die Gesellschaft nimmt erst von ihnen Notiz, wenn sie sich lancirt haben. Dann aber wachsen die Lebensansprüche der Cortigiana ins Märchenhafte. Ein Arsenal von kosmetischen Mitteln verschönt den vielbegehrten Leib, eine Skala raffinirtester Liebeskünste reizt die erschlafften Nerven der zahlungfähigen Kunden zu immer brünstigeren Lüsten. Zahlreiche Dienerschaft steht den Gefeierten zu Gebot; sie schreiten einher mit der Grandezza von Königinnen, wohnen in Palästen und Villen, die von Malern ersten Ranges geschmückt, mit den theuersten Stoffen und Möbeln ausgestattet sind.*) In den Vestibulen und Atrien kreucht und fleucht allerhand seltenes Gethier, kreischen Affen, plappern Papageien, wimmelt eine ganze Menagerie von exotischen Geschöpfen der alten und der neu entdeckten Welt. Weinend mußte Eva Eden verlassen, als sie vom Baum der Erkenntniß gegessen hatte: das Paradies der Cortigiana, wie es Carpaccio gemalt hat, erschließt sich erst nach dem Sündenfall. Kurz vor der Renaissance galt die Buhlerin noch als eine Verworfene, mit dem Brandmal der Schande Behaftete; war sie von Denen, die am Wege starben und in geweihter Erde nicht begraben werden durften. In der zweiten Hälfte des Quattrocento wandelt sich so strenge Meinung schnell zu einer Anschauung, die seltsam

*) Bandello erzählt, daß der Gesandte des Königs von Spanien, als er die Imperia eines Tages besuchte, in ihrer kostbaren Wohnung sich vergebens nach einem Fleck umsah, wo er ausspeien könnte. Und so spie er endlich einem hinter ihm stehenden Diener ins Gesicht mit den Worten: „Laß es Dich nicht verdrießen; Dein Gesicht ist hier das Häßlichste, was ich sehe.“ Die Imperia habe den Spaß nicht übel genommen, sondern ihn als ein artiges Kompliment aufgefaßt.

Digitized by Google

gemischt ist aus den alten Vorurtheilen kirchlicher Moral, aus lächelnder Toleranz, sittlicher Indifferenz und staunender Bewunderung für das Ideal der hellenischen Hetäre, wie es dem Renaissancemenschen vorschwebt. Der Uebergang von einem Extrem ins andere zeigt sich in den Worten des Johannes Burchardus (der Geheimschreiber des vierten Sixtus war), die zwischen cortesanae honestae und gewöhnlichen meretrices unterscheiden. Unter den „ehrbaren Buhlerinnen" versteht er natürlich die von Prälaten und Gesandten am römischen Hof bevorzugten.

Die vornehmste Repräsentantin ihres Standes ist in Venedig die schon erwähnte Veronica Franco. Sie erfreut sich der Gunst Heinrichs des Dritten von Valois, Königs von Frankreich und Polen, der ihr auf der Durchreise von Krakau nach Paris im Jahr 1574 seine Huldigungen darbringt. Sie empfängt in ihren Salons viele fremde Schriftsteller und Künstler, schreibt an den Herzog von Mantua und an den Kardinal Luigi von Este Briefe in dem unterwürfigen, schwülstigen Stil, worin selbst die größten Künstler der Zeit den Launen der Gönner und Maecene schmeicheln, ästhetisirt über den Werth von Manuskripten, die ihrem Urtheil unterbreitet werden, und giebt gemäß dem allgemeinen literarischen Brauch jener Epoche die eigenen Arbeiten angesehenen Freunden zur Begutachtung und Verbesserung. In einem Brief leugnet sie die Ueberlegenheit der antiken Bildhauer und Maler über die modernen: „Ich habe ehrenwerthe und in Dingen des Alterthumes gar wohlbewanderte und sehr kunstverständige Männer sagen hören, daß es in unserer Zeit Maler und Bildhauer gegeben hat und noch heute giebt, die den Alten sich nicht nur vergleichen lassen, sondern ihnen sogar vorzuziehen sind." Die Freundin Tintorettos durfte so große Worte sprechen.

Reichlich ein halbes Jahrhundert, bevor sich König Heinrich nachts heimlich aus dem Dogenpalast zu Veronica Franco schlich, führten in einer Villa des Filippo Strozzi bei Florenz leichtfertige Dämchen ein lustiges Leben. Sie hießen Camilla, Alessandra, Beatrice und Brigida. Strozzi und seine Freunde, darunter Lorenzo de Medici, Herzog von Urbino, Francesco degli Albizzi und Francesco del Nero, bestritten gemeinsam die Kosten des Unterhaltes. Die Kavaliere dürfen den Schönen abwechselnd tributpflichtig gewesen sein und abwechselnd auch ihre Zärtlichkeiten in Anspruch genommen haben, was natürlich nicht ausschließt, daß auch promiscue geliebt und gezahlt wurde. Einige Briefe, die von ihrer gemeinschaftlichen Villegiatur aus die Cortigianen an diese florentiner Herren sandten, sind uns erhalten geblieben. Besonders fleißig hat Camilla korrespondirt. Filippo Strozzi, der Gatte der Clarice de Medici, war der reichste Bürger von Florenz, der „lüderlichste, leichtsinnigste und gebildetste Edelmann Italiens". Vittoria Kolonna hat später durch ihre einflußreiche Fürsprache vergebens ihm das Leben zu retten versucht, das er durch einen politischen Anschlag auf die Medici verwirkte. Francesco del Nero ist der Geschichte als Freund und Verwandter des Macchiavelli bekannt und Francesco degli Albizzi war der Vertraute Giovannis de Medici.

Camilla schreibt gewandt und leidenschaftlich. Daß sie in Filippo Strozzi mehr sah als das reiche „Verhältniß", beweisen ihre Expektorationen gegenüber Filippo del Nero, dem sie, als die Liebelei mit Strozzi aus ist, ihre seelischen Qualen offenbart. Bald zwischen den Zeilen, bald mit unverhohlener Deutlichkeit klagt sie dem neuen Freunde ihr Leid. So lange die Intimität mit Filippo besteht, versichert sie ihn stets ihrer Uneigennützigkeit, Liebe und Treue. „Vortreff-

Digitized by Google

licher Filippo! Wenn meine Liebe zu Euch Anderes begehrte als Eure Gunst und süße Neigung, dann könnte ich eben so gut wie Andere je nach Bedürfniß Gaben und Geschenke annehmen und begehren wollen. Da aber diese Liebe vollkommen aufrichtig und herzlich ist, so will ich Euch in diesem Brief keine Probe vom Gegentheil unserer Knechtschaft und Treue geben; denn wie Ihr selbst werdet bezeugen können; richtet sich unser Sinn nicht auf solche Dinge, und wenn Ihr um unseretwillen Unannehmlichkeiten, Verdruß und Unkosten gehabt habt, so thut mir Das bis ins Herz weh; und wir hätten gern allerlei Beschwerden auf uns genommen, um Euch nicht in Mitleidenschaft zu ziehen; doch unsere Kräfte reichen ohne Eure Hilfe nicht aus. Daraus mögt Ihr ersehen, daß das unumgänglich Nothwendige nie von uns verschmäht wurde. Da aber jetzt die zehn Dukaten, die Ihr sendet, überflüssig sind und ganz außerhalb unserer Wünsche liegen, so sende ich sie zurück, nicht aus Unhöflichkeit oder weil, was von Euch kommt, uns nicht immer angenehm wäre, sondern nur, weil wir sie jetzt nicht brauchen."

Persönlicher klingt der Ton der Pisanerin, wenn sie sich bei Francesco del Nero über Filippos Untreue beklagt. „Gott stürze Die ins Unglück, die statt meiner all mein Gut besitzt! Verflucht sei die Nacht und die Stunde, da andere Arme als die meinen ihn fest umschlungen hielten! Verflucht sei jeder Kuß und jede Zärtlichkeit, die mir zum Schaden und Verdruß geschah! Verflucht auch seine geringe Treue! Bei Gott: es ist mir nicht neu, daß er seit zwei oder drei Monaten in eine Andere vernarrt war; aber vielleicht, wenn erst einmal der Sinnestaumel vorüber ist, wird der Durst gestillt sein." Empörter Stolz, wie er selten genug die konventionellen Höflichkeitsformen des Renaissancebriefes durchbricht, spricht aus einem anderen Brief an Del Nero. Strozzi, um sie los zu werden, hat ihr andere Liebhaber auf den Hals geschickt, hat sie gewissermaßen als Freiwild seinen Kumpanen preisgegeben und dann mit ihnen seine Späße über sie gemacht. „Er soll mich in Frieden lassen in meinem Unglück und mich nicht an Andere abtreten und verschenken; denn ich meine, ich bin als eine Freie geboren und als keines Menschen Magd oder Sklavin. Er weiß, wie oft ich ihm die Anmaßung untersagte, Andere hier einzuführen und mich ihnen als Beute zu überlassen . . . Zum Teufel, er hat ja so viele Weiber, junge Leute, Knaben und Knäblein aller Art, daß ich dächte, ihm müßte schon längst die Lust vergangen sein, sich um meine Angelegenheiten zu bekümmern." Da redet echte Empörung.

Innerhalb der Villegiatur hat Kamilla eine gewisse Autorität. Ist eine der Genossinnen krank, so läßt sie den Arzt holen, bezahlt, wenn nöthig, die hohen Honorare aus eigener Tasche; und giebt es Festlichkeiten im Hause, so sorgt sie für einen reichlich gedeckten Tisch. Del Nero leistet galant dabei Hilfe. „Da ich in allen Dingen Eurer Hilfe benöthige, so möchte ich, daß Ihr uns für Sonntag dreiundsechzig Schleien schickt, zu einem Pfund das Stück, denn sie müssen womöglich gleich groß sein. Ich denke, Ihr erinnert Euch, daß ich auch im vergangenen Jahr welche auftischen ließ. Ich werde unseren Kellermeister und auch den Verwalter mit Geld hinschicken; ich bitte Euch, daß sie mir ja nicht ausbleiben. Ich würde Euch nicht damit behelligen, aber es giebt nicht Viele, die mir diesen Dienst leisten könnten." Gelegentlich macht sie wohl auch ein Bischen die Kupplerin: „Mein Liebling! Du bist närrisch, wenn Du glaubst, ich werde erlauben, daß die Lessandra ein anderes Verhältniß eingeht. Dir habe ich sie bewilligt und ge-

Digitized by Google

schenkt mit Leib und mit Seele; mach, daß Du sie Dir warm hältst, denn ich gebe meine Sachen nicht weg, um sie wiederzunehmen. Doch wenn wir ihn (irgend einen Kavalier) in diesen Kreis aufnehmen sollen, so werden wir ihm die Brigida geben. Ich werde jedenfalls nichts ohne Eure Einwilligung thun."

In dem Dreieck Lessandra, Kamilla, Del Nero bevorzugt der Liebhaber heute die eine, morgen die andere der beiden Cortigianen, ohne daß Eifersüchteleien zwischen den Freundinnen vorkommen. Immerhin aber wahrt Kamilla beim Verkehr mit Filippos Nachfolgern einige Heimlichkeit: „Wenn Ihr kommt, so gebt das Zeichen nah bei meinem Zimmer, wo ich jetzt wiederum schlafe, damit Ihr nicht lange zu warten braucht." Doch geschieht Das wohl mehr mit Rücksicht auf Strozzi; denn an Strozzi sucht sie, obwohl vernachlässigt, beleidigt, verhöhnt und betrogen, immer und immer wieder sich heranzumachen. Unwiderstehlich, nach echter Dirnenart, fühlt sie sich von der Brutalität dieses Mannes angezogen. Der Dritte im Bund ihrer Liebhaber ist Francesco degli Albizzi. Sie scheint ihm nach Rom nachgereist zu sein und schwört ihm, wie vorher dem Filippo Strozzi und dem Francesco del Nero, ewige, unverbrüchliche Treue und Liebe: „Einen Anderen als Euch lieben will und mag ich nicht, denn Euch habe ich mein Herz, meine Seele gegeben und die Eure will ich für alle Zeit bleiben." Ueber den selben Albizzi schrieb sie früher an Del Nero: „Er ist in Rom angelangt und wird, vermuthe ich, Filippo gegenüber Alles ableugnen, denn er ist ein Lügner, wie er im Buch steht. Aber ich weiß, daß er an sie (gemeint ist wahrscheinlich Clarice de Medici, die Gattin Strozzis) all unsere Geheimnisse verrathen hat. Filippo würde gut, sogar sehr gut daran thun, mit ihm nicht zu verkehren, denn er ist ein unehrenhafter Mensch und das größte Waschweib von Florenz."

Die paar Briefe der Alessandra an Del Nero lassen sich mit wenigen Worten abthun. Alessandra, eine etwas ungrammatikalische und unorthographische Person, spricht (man sieht es an den eingefügten Hauchlauten) einen unverfälscht florentinischen Dialekt. Sie weiß selbst, daß sie sich als Stilistin mit Kamilla, die sogar ein Buch verfaßt hat, nicht messen kann: „Meine Schreibweise ist unzusammenhängend und idiotisch, der ganze Brief abscheulich. Das hat zweierlei Gründe: erstens kommt es von meiner Unwissenheit und zweitens daher, daß ich in solcher Beschäftigung keine Uebung und Erfahrung besitze."

Um so mehr Beachtung verdient Beatrice da Ferrara, die originellste und amüsanteste von den Bewohnerinnen des strozzischen Freudenhauses. Ihr Ansehen kann nicht gering gewesen sein, da der Dichter Francesco Molza sie während einer Schwangerschaft in einer Elegie feiert und sogar Vittoria Colonna nicht verschmäht, sich in einem Sonett mit ihr zu befassen. Sie siedelte später, wahrscheinlich Lorenzo de Medici zu Liebe, nach Rom über. Von dort aus hat sie Briefe an den Herzog von Urbino nach Ancona gerichtet. Zwar hatte in Florenz im Jahre 1513 der noch jugendliche Lorenzo dem Kardinal Giulio versprochen: „Ich werde mich nach allen Kräften bemühen, Seiner Heiligkeit (Giovanni de Medici) Ehre zu machen, Dem keine Schande zu bereiten, dessen Namen ich trage, und nicht zu entarten von den Ahnen meines Hauses, obwohl ich noch jung und bei Fleische bin." Doch was halfen die guten Vorsätze in dem verführerischen Rom Leos des Zehnten? Beatrice da Ferrrara ist nur eine von Vielen, die seine politische Thatkraft entnervten.

Der Herzog liegt im Hospital zu Ancona an einer Wunde darnieder, die er

Digitized by Google

als Hauptmann der päpstlichen Truppen im Felde erhalten hat. Ihr Mitgefühl auszusprechen und den Patienten durch schnurrige Berichte aus Rom zu erheitern, schreibt sie: „Da ich von der schrecklichen Begebenheit gehört hatte, wollte ich für Euer Erlaucht zu Gott beten; aber gewisse zudringliche Menschen lagen mir Tag und Nacht in den Ohren, ich solle ... na, Ihr wißt schon, was. Beinahe hätte ich es gesagt, aber aus Ehrerbietung will ichs lieber verschweigen ... Endlich kam mit Gottes Hilfe die Woche heran, wo er aus Liebe zu uns, um uns zu erlösen, in den Tod gehen wollte. Da beichtete ich nun halb zerknirscht bei unserem Prediger von San Agostino; ich sage unserem, denn all wir Huren, so viele wir sind in Rom, gehen in seine Predigten. Weil er nun eine so respektable Gemeinde vor sich sah, glaubte er natürlich, uns Alle bekehren zu müssen. Eine harte Aufgabe! Meinetwegen hätte er hundert Jahre lang salbadern können. Dennoch geschah es, daß die Gambiera Nonne wurde: und nun nennt sie sich Schwester Sophia, — sie, die einst für Alle zu haben war. An dem selben Tag, wo ich beichtete, beichteten auch die Gambiera und die Tadea. Da kann sich Euer Erlaucht denken, was der Priester für nette Dinge zu hören bekam; und noch dazu Alles auf einmal. Ich hatte schon Angst, er würde mich tüchtig anfahren; er benahm sich aber sehr diskret. Kaum hatte ich die Beichte abgelegt, so begann ich, Gott für Euer Erlaucht zu bitten, daß er mich, obwohl ich nur eine Sünderin und Hure sei, mit Hintansetzung aller anderen Gnaden Eurer Errettung würdig hielte und mich Euer Erlaucht so wiedersehen ließe, wie Sie früher gewesen sind. Und ich that ein Gelübde, falls er mich darin erhöre, Santa Maria di Loreto zu besuchen. So beschloß ich, zu kommen. Acht Tage lang, gnädigster Herr, habe ich in heiligem Thun verbracht, ohne zu sündigen; und es ist mir nicht einmal schwer gefallen ... Doch Scherz bei Seite ...“

Man sieht: Beatrice, obwohl im Grunde gläubig, fühlt eben so wenig katholisch wie die ganze höhere Gesellschaft in Rom. Aber wenn sie alt und reizlos geworden ist, dann wird sie aus Noth tugendhaft sein, fasten, sich kasteien und reuig, wie viele große Courtisanen des Rinascimento, in den Schoß der Kirche zurückkehren.

Lothar Schmidt.

Verse.

März.

Der Himmel ist tiefblau erblüht
Mit den Veilchen zugleich am Hang,
Die ganze Märznacht lang
Erklang der stürmende Süd.

Wie sind wir doch jung und voll
Von Unruh, Sehnsucht und Drang!
Die ganze Märznacht lang
Aufhorchte das Herz und schwoll.

Fast sind uns die Thränen nah,
So bebten wir heiß vor Dank
Die ganze Märznacht lang:
Der Frühling ist wieder da ...

Wien.

Im Mondschein.

Eine Laute klang im Mondschein,
Eine Stimme sang dazu.
Der Garten lag tief im Mondschein
In des Abends träumender Ruh.

Der Knabe sang leise zur Laute,
Was das Herz ihm vorsang ganz laut,
Daß er zu lieben sich traute,
Wo Keiner zu lieben sich traut.

Dem fließenden Silberglanze
Spazirte die Fürstin entlang.
Es ist eine blasse Romanze
Aus Mondschein und Lautenklang.

Camill Hoffmann.

Digitized by Google

Drei Briefe.*)

I. Herr Harden! Mit großem Vergnügen habe ich Ihren satirischen Doppeldolchstoß gegen Die gesehen, die in der Weglassung solcher Briefwendungen wie „Sehr geehrter Herr" und „Hochachtungvoll" nur „Flegelei oder Narrenthum" erblicken, aber auch gegen Die, die zur Weglassung solcher Formeln „Vereinigungen" gründen oder sonst sich der besonderen Hilfe Gottes versichern müssen. Ich glaube wirklich, daß die Frage der deutschen Briefformeln wohl mal ernsthaft erörtet werden kann; sie gehört zum Thema des deutschen Geschmackes. Ich habe auf meine Briefbogen den Vermerk setzen lassen: „An der Vermeidung konventioneller Briefwendungen bitte ich nicht Anstoß zu nehmen." Gott sei Dank: Das hat denn auch seitdem Niemand gethan. Und eben so Gott sei Dank: ich habe nie bemerkt, daß ein Gebildeter sich durch den Anblick meiner vereinfachten Ausdrucksweise gereizt gefühlt hätte, seine ihm gewohnte Ausdrucksweise mir gegenüber zu ändern. Aber ohne den Vermerk würde ich mirs einfach nicht getrauen, eben so wenig wie ein Deutscher sichs getrauen würde, mit dem Hut in der Hand spaziren zu gehen, ohne auf irgend eine Weise (etwa durch ein Vereinsabzeichen oder durch Abonnement auf eine Hut-in-der-Hand-Trager-Fachzeitschrift) kundzugeben, daß er sonst zahm ist. Als Deutscher muß man eben immer wissen, daß jede Geste, die man thut oder läßt, als Programm aufgefaßt wird, als der „neue Stil", zu dem man die Welt bekehren will. Daß das „Programm" einfach darin bestehen könnte, überhaupt der Schablone um jeden Preis die Macht brechen zu helfen: dieser nicht gar so fern liegende Gedanke kommt bei uns nur Denen, die die Lebenshöhe überschritten haben und durch viel Leiden zum Grübeln und zu einer ausgeglichenen Weltanschauung gelangt sind.

Also zunächst einmal: „Euer Hochwohlgeboren" und „Sehr geehrter Herr", „In größter Ergebenheit" oder „Mit vorzüglicher Hochachtung" sind an sich Briefwendungen von historischer und ästhetischer Berechtigung. Sie stammen aus einer Zeit, da das Schicklichkeitgefühl gebot, auch im brieflichen Verkehr, und da um so mehr, die Abstände zu erhalten, die im Leben zwischen Ständen und sozialen Schichten maßgebend waren. Daher stammen sie, so gut wie die „Gnädige Frau", die „Löbliche Redaktion" u. s. w. Aber sie sind bereits durch den bürgerlichen Gebrauch verwässert und verallgemeinert worden. Es ist ästhetisch verständlich, daß das Bürgerthum beflissen war, auf allen Gebieten zu beweisen, daß es ihm zur Aufrechterhaltung der beim Adel üblichen, oft etwas umständlichen Höflichkeitformen, die durch Einflüsse juristischen Amtsstiles noch gefärbt wurden, weder an Vornehmheit und Würde noch an gutem Willen und Muße fehle. Der Geschmack hat sich stets zwischen den Grenzen luxuriöser Ornamentik und puritanischer Einfachheit bewegt. Wir halten den Franzosen nicht für unhöflich oder geschmacklos; aber seine Briefanrede lautet einfach „Monsieur". Der Engländer schreibt „Dear Sir", unserem „sehr geehrten Herrn" gegenüber immer noch einfach bieder. Und nicht wahr: wenn ich die Ehre habe, Sie zu besuchen, so sage ich „Herr Harden!" zu Ihnen und Sie kommen nicht auf den Gedanken, die freiwillige Ehrerbietung, mit deren Versicherung civilisirte Menschen einander die bittere Pille des Daseins versüßen, zu vermissen. Auch scheide ich un-

*) Deren Inhalt sich auf im letzten Märzheft behandelte Themata bezieht. Ich habe die Kritik, die Herr Schaukal über Manns „Fiorenza" veröffentlicht hat, nicht gelesen, weiß also nicht, ob sie zu einer Polemik zwang; da der Streit hier aber einmal begonnen hatte, durfte ich auch den zur Beendung nöthigen Raum nicht weigern.

Digitized by Google

gestraft von Ihnen ohne die Versicherung, daß ein Hochachtungverhältniß zwischen uns vorliegt, oder die Kritik: „Es hat mich sehr gefreut."

Nun erfährt der Verkehr, auch der schriftliche, jetzt wieder eine allmähliche Umwälzung, indem er sich, wie früher über größere Räume, so jetzt über weitere, über alle Gesellschaftschichten ausdehnt. Da schreibe ich heute an eine an die gesellschaftliche Tradition gewöhnte, sie geschichtlich und gefühlmäßig würdigende Person, morgen an einen Arbeiter, einen Bauern, einen Handwerker, heute an einen Deutschen, morgen an einen Ausländer. Mit den Meisten habe ich nur „sachlich", nicht „gesellschaftlich" zu thun. Viele kenne ich gar nicht. Wer den Einfluß eines solchen Briefwechsels auf sich spürt, fühlt sich durch die Starrheit, die Alleingiltigkeit der konventionellen Briefformen genirt. Es geht mir gegen den Geschmack, einen mir unbekannten Arbeiter mit „Sehr geehrter Herr" und „Hochachtungvoll" zu traktiren; und ihm auch. Lasse ichs aber da weg und bringe es anderswo wieder an, dann stimmt die Sache nicht mehr; dann wird der wirkliche Sinn und Inhalt maßgebend für die Frage, wo ich konventionelle Formen anwende, wo nicht. Erweise ich dem einen mir Unbekannten „Ehre" und „Hochachtung", so beleidige ich den Anderen, selbst ohne sein Wissen, durch die Weglassung. Die Konvention wird zur Unschicklichkeit auf einem erweiterten und neutralen Verkehrsgebiet. Soll ein Brief das Kunststück darstellen, die Form des schriftlichen Gedankenaustausches zu sein, so muß der freie Geschmack ihn diktirt haben. Die Weglassung konventioneller Briefformen kann ein Ausdruck besonderer Achtung, das Gegentheil ein fühlbarer Ausdruck von Mißachtung sein.

Dresden. Hermann Häfker.

II. Sehr geehrter Herr Harden, gönnen Sie dem Herrn, dessen Leistung Sie „kaum" zu kennen versichern, um der „Vielen" willen, für die er Heinrich Mann steht, eine Fußbreite neutralen Zukunftbodens. Glauben Sie ihm: genau so wie Sie selbst, Herr Harden, kann auch er das Gefühl begreifen „Eines, der erwartet, von irgendwo her werde doch, müsse der sinnlosesten Schmähredе die Antwort erfolgen; und der vergebens wartet." Wie oft war er, ist er noch in dieser keineswegs neidenswerthen Situation! Besser vielleicht noch als Sie vermag ich Thomas Mann die ihm jedenfalls nicht so vertraute Empfindung einiger (hier freilich doch wohl nur vorübergehender) Isolirtheit nachzuempfinden. Und mehr: ich bin auch vollkommen im Stande, Heinrich Mann, dem ritterlichen Bruder, nachzufühlen, der schlankweg in die große Lücke springt, in Sachen der gekränkten Ehre Fiorenzas die elegante Klinge mit einem Gegner zu kreuzen, dessen Ebenbürtigkeit ihm (einst wenigstens) nicht in Zweifel stand. Ich sehe sie, diese feine Klinge, die ich schätze, ich verfolge voll heimlicher Kennerwonne die meisterlichen Paraden, mit denen er mich ausfordert, die aus dem Handgelenk zuckenden Finten, mit denen er mich bedroht, aber: begreifen nun Sie, Herr Harden, der Sie also warm mit zu leiden fähig scheinen, „das Gefühl Eines, der vergebens wartet, von irgenwo her werde doch, müsse" endlich der ersehnte Stoß erfolgen; „und der vergebens wartet"; begreifen Sie das Gefühl dieses Anderen, der sich, heil und gesund wie vor dem Kampf, plötzlich als abgethan vom Epilogus aus der Bahn entfernt sieht. Muß er nicht glauben, ein Schemen habe ihm den Possen gespielt, an seiner Statt plötzlich den Besiegten zu mimen? Da darf er denn wohl den Unparteiischen bitten, mit ihm zu rekapituliren.

Sie sagen von Thomas Mann: „Er kanns ertragen. Er hat den ‚Tristan' und die ‚Buddenbrooks' geschrieben." Das sage ich auch. Nicht nur meine unbefangene Kritik einer mißlungenen Schöpfung kann der verehrte Autor des herrlichen „Tristan", der (von mir

Digitized by Google

als einem der Ersten und seitdem immer wieder gepriesenen) „Buddenbrooks" ertragen sondern mehr noch: daß ihm Fiorenza, das Drama, mißlungen ist. Und Das nur habe ich in jener „Schmähredе" zu behaupten gewagt, habe ich darin zu beweisen unternommen. Nicht aber (und hier wende ich mich geradezu an den Frater defensor, den ich, trotz tiefgefühlten Einwänden gegen eine Epoche seines Schaffens, wie seinen Bruder Thomas hoch achte) aus Bornirtheit (ich nehms ihm von den scheltenden Lippen, das erlösende Wort), sondern in geistiger Freiheit darf ich den Beweis geführt zu haben glauben, in der Freiheit künstlerischer Werthung. Wie, frage ich demnach Heinrich Mann, wie kommt mir, dem „tüchtigen Seelenkenner" (dankbar nehm ichs vom Geschätzten an), der Vertheidiger zu dem trübseligen Angriff? Wann, wo hätte ich so völlig zusammenhanglos irgendwem, ihm, Thomas, dem Bruder, Jakob Wassermann, ein „Milieu verboten"? Wo fasse ich den Griff dieser meine kritische Thätigkeit mit dem Stigma einer wirklich „kindlichen Aesthetik" bemakelnden Beschuldigung? Weil ich da und dort vielleicht etwas unsanft Masken geschüttelt habe, die Menschen zu sein vorgaben oder wähnten? Wohl, ich habe dieses und jenes Produkt von unverkennbar artifizieller Herkunft als Gewaltsamkeit empfunden und bezeichnet. Den mancherlei Gründen nachspürend, habe ich beiläufig an den einen Kardinalfehler gerührt, daß dieser oder jener Autor Zustände, Situationen, Schichten darzustellen unternehme, die nicht geschaut worden, daher also auch mißrathen seien. Und sicherlich möchte man in dem Verstande manchen Autoren manches Milieu gern „verbieten", dem sie nicht anders denn als unfreiwillig Parodisten Etwas abzugewinnen nach ihrer ganzen Artung in der Lage sind. (Womit beileibe jedoch nicht Heinrich Mann gemeint sein soll!) Aber habe ich jemals den traurigen Muth aufgebracht, dem Könner, so lange er konnte, ganz äußerliche Grenzen seines Könnens vorzuschreiben? Und gar von vorn herein, wie es Heinrich Mann aus einer Briefstelle, scheints, mir deuteln will? Wann hätte meine immer und so auch diesmal, bei Fiorenza, auf den Kernpunkt, die innere Wahrheit eines Kunstwerkes, abzielende Beurtheilung eines Schaffenden in schnödes Postuliren und Diktiren entartend sich mir unter der Hand verwandelt?

Seit Jahr und Tag bemühe ich mich, einem von Cliquen auseinanderregirten Publikum das Echte vom Gemächte zu scheiden, und nun kommt mir ein Heinrich Mann mit dem „sinnlosen" Anwurf, ich hätte dreist behauptet, „nur auf den Kreis seiner Herkunft und seines täglichen Umganges habe ein Dichter Rechte"! Dies wäre der Standpunkt meiner Fiorenzaablehnung? Kann mich, den inbrünstig das Schöpferische Ehrenden, der dem großen Flaubert Nacheifernde wirklich bis an diesen Abgrund mißverstanden haben? Ich und die (von mir sattsam verspottete) sogenannte „Heimathkunst"! Ich sollte also wohl, nach Heinrich Manns unfaßlicher Unterschiebung, Kleist, dem Herrlichen, seine Penthesilea, Hebbel die Mariamne, Heredia die Kentaurin „verbieten" mögen! Muß ich wirklich solcher „Naivetät" mit ernstlichem Widerspruch begegnen? Und mit meiner „Großmutter" will Heinrich Mann diese seine seltsam befangene Meinung von dem Theoretiker Schaukal am Schaffenden beweisen? Das aus schmerzlichstem Erlebniß (Erlebniß im engsten, biographischen und im weitesten Verstande: der Mensch in seiner Zeit) geborene stille Buch soll um die Modeliebe der (darin mit allen Waffen bekämpften) Mitwelt werben? Soll gar literarischen Tagesgrößen hinterdreinlaufen wie den „Briefen, die ihn nicht erreichten" (von denen ich keine Zeile kenne) und „Jörn Uhl" (den ich nach wenigen Seiten schon gelangweilt und geärgert für immer wegwarf)! Aus einer so willkürlichen Annahme aber dreht der irrgeleitete defensor fratris maculati mir vorm Publikum die erdrosselnde Schlinge. Seinen unbegreiflichen Verdächtigungen zu Liebe bin

ich, „ein gegen die Verführungen der Zeit wehrloser Geist", „natürlich der Letzte, der zur Kritik taugt." Heißt Das, für „Fiorenza" fechten? Der „Persönlichkeitwerth", der Heinrich Mann nach dieser Schergen-Beweisführung „in ‚Großmutter' steckt", sei, „kurz bemerkt, ein zu dürftiger, um ihn an Thomas Mann zu messen". Weil ich „Großmutter" geschrieben (zur selben Zeit mit „Kreisler", nebenbei), käme ich als Richter Fiorenzas nicht in Betracht. Da wären wir! Der Schemen ist besiegt. Heil Dir im Siegerkranz, Fiorenza, also brüderlich Beschirmte!

Aber nun endlich, über der Leiche des blassen Doppelgängers, tritt der Defensor sein lange verwahrlostes Amt an: er wird sachlich; er spricht bewundernd von seines Bruders Drama. Mit liebevollem Einfühlen zeigt er mir und allen anderen Verehrern des Tristan-Dichters, was an innerlichem Erlebniß Thomas Manns die fünf Renaissanceakte enthalten. Ich glaube Heinrich Mann Alles, glaube ihm „den zum Dichter gewordenen Bürgersohn", der „daheim ist im Gemach, wo Lorenzo stirbt", glaube ihm, daß Thomas Mann „um den Kampf weiß, der sich da vollendet, zwischen dem Schönheitanbeter und dem Heiligen". Mich dünkt, ich hätte dieses Erlebniß in meiner „sinnlosen Schmähredе" selbst und sogar genetisch (an der Novelle „Gladius dei") nachgewiesen. Was Heinrich Mann mich aber so wenig, wie die Dichtung „Fiorenza" es vermocht hat, glauben machen kann, ist: daß all Das, Athem des organischen Gebildes, aus dem Drama sich künstlerisch überzeugend erhebe. Den Willen habe auch ich gelten lassen. Aber ich habe ein Versagen des schöpferischen Könnens an dem Liebe verweigernden Stoffe feststellen zu müssen geglaubt, habe, statt der lebendigen Bewegungen des beseelten Werkes, einen Automaten kopfschüttelnd betrachtet und, vertrauensvoll an den „Tristan"-Dichter denkend, verlassen. Daß Thomas Mann ein Renaissance-„Milieu" aus sich heraus erschaffen könne, innerlich echt und durch das Blut verbunden mit dem Schöpfer, hat mir „Fiorenza" noch nicht bewiesen; und Heinrich Mann mit seinem dankenswerthen Kommentar dazu meinem „einfachen Herzen" auch nicht.

Wien. Richard Schaukal.

III. Herr Richard Schaukal hält sich nicht für getroffen. Seine Sache. Mich hält er für befangen. Wer zweifelt daran? Befangen durch Zorn! Das hatte aber seine guten Gründe. Herr Schaukal war mit meinem Bruder befreundet; und war Der, der aus der Freundschaft den meisten Nutzen zog: der fortwährende Theilnahme an seinen zahlreichen und wenig gewürdigten Arbeiten erbat und entgegennahm. Als dann der schwerer produzirende Freund ihm nach langer Zeit wieder einmal ein Werk, „Fiorenza", unterbreitete, blieb es still. Mein Bruder, dessen harte Kämpfe um dies Werk Richard Schaukal aus Briefen bekannt waren, fragte endlich leise an; und zurück kam vom Anderen: da ihm die ersten zwei Akte „nicht gefallen" hätten, habe er den dritten noch nicht gelesen. Der dritte, lyrische, macht die Dichtung zu Dem, was sie ist. Mein Bruder fand sich allzu leicht genommen und schrieb den Trennungbrief. Nach dem Brief hat Herr Schaukal auch den dritten Akt gelesen. Und ihn besprochen. Ich kann natürlich nicht beweisen, daß er ihn ohne den Brief unbesprochen, vielleicht ungelesen gelassen hätte. Seine Kritik ist jedenfalls von Einem, dem nicht so viel an der Ablehnung eines mißglückten Werkes liegt wie an der Niederlage seines Autors. Der muß als Besiegter und als Prahlhans dastehen. Jede Zeile der Kritik soll ihn kompromittiren. So schreiben, scheint es, abgedankte Freunde. Herr Richard Schaukal, der kein Analytiker ist, braucht sich nicht zu durchschauen und darf sich als Gerechten fühlen. Ich, dem die Dinge zufällig offen lagen, mußte seine Worte entwerthen: zunächst literarisch; und da er sich noch nicht zufrieden giebt, auch menschlich. Jetzt sind sie für mich erledigt. Heinrich Mann.

Das neue Opernhaus.

Ist keine Hoffnung? Trotzdem die Riesenkuppel des Domes als warnendes Wahrzeichen himmelan ragt? Soll der persönliche Geschmack des Kaisers wieder allein entscheiden? Neulich lasen wir, der Bauplan habe nicht Wilhelms Beifall gefunden; und athmeten auf. Schnell aber kam die Enttäuschung. Nur der gewählte Platz, hieß es, passe dem Kaiser nicht; das alte Opernhaus solle stehen bleiben. Schon dieser Nachricht durften wir uns freuen. Berlin ist arm an ehrwürdigen Baudenkmalen und hat leider nun auch das Palais Redern verloren. Ein Glück, wenn ihm, außer dem Museum, dem Zeughaus, der Hauptwache, dem Prinzessinnenpalais und der Hofbibliothek, Knobelsdorffs Opernhaus bleibt. Beide Architektenvereine der Reichshauptstadt hatten darum gebeten; hatten öffentlich gefragt, „ob sich nicht ermöglichen lasse, das schöne und harmonische, von Friedrich dem Großen gewollte Gesammtbild, das die Straße Unter den Linden am Opernplatz bietet, auch der Nachwelt zu sichern", und laut betont, „wegen seiner schlichten Würde sei das Opernhaus, insbesondere der Zuschauerraum in seiner vornehmen, festlich wirkenden Pracht, als eine Kunstschöpfung von hoher Vollendung zu betrachten". In der Deutschen Bauzeitung hatte Wallé, in der „Zukunft" Wallot für die Erhaltung gesprochen. Am Meisten hat vielleicht der Hinweis gewirkt, daß der Bauplan Fritzens eigenes Werk war; Knobelsdorff schrieb an den König: J'ai l'honneur de présenter à Votre Majesté les plans de la maison de l'Opéra, qu'Elle a formés Elle-Même et dont il Lui a plu de me confier l'exécution. Vielleicht hat sich der Enkel gesagt, er dürfe das vom größten Ahnherrn Gebaute nicht einfach niederreißen. Sicher ist trotzdem noch nicht, daß wir das Gebäude behalten; und die Presse sollte die Entwickelung der Sache mit wachsamem Interesse verfolgen. Fast noch wichtiger ist aber die Frage, wer den Auftrag zum Neubau bekommt, den größten Auftrag, der in Jahrzehnten zu vergeben sein wird.

Der Kaiser hat einen Mann gewählt, der dem wiesbadener Hoftheater einen Neubau angeflickt und das Berliner Schauspielhaus umgebaut hat. In Wiesbaden ists schlechte Garniernachahmung, ists, als habe ein Maurermeister den Stil der pariser Oper in sein nicht sehr geliebtes Deutsch übertragen. In Berlin ist ein kokettes Häuschen entstanden, von dem Schinkel sich mit Grausen wegwenden würde. Bunt, niedlich, eine Stätte für galante Schwänke und Plauderstücke allenfalls; nicht Melpomenens ernstes Reich. In Schinkels Grundmauern paßt diese Barbarenputzstube wie römischer Pomp in eine Protestantenkirche. Das haben wir nun; statt des schönsten, stillsten Theatersaales, der in deutschen Landen zu finden war. Um diese Bazarwunder rasch unter Dach zu bringen, wurde der Kostenanschlag um siebenhunderttausend Mark überschritten. (Man sollte einmal zusammenrechnen, was in den letzten zehn Jahren für berliner Theaterumbauten, Oper, Schauspiel, Kroll, aus Staatsmitteln verbraucht worden ist; um solche Dinge kümmern die Parlamentsrechenmeister sich aber nicht.) Und der Mann solcher Leistung, über die alle Sachverständigen einig sind, soll nun das Opernhaus bauen? Unsummen sind für den Dom, für das Kaiser Friedrich-Museum ausgegeben worden: und wer dem Fremden in Berlin heute eine Probe baumeisterlicher Kunst zeigen will, muß ihn vor Messels Häuser führen. Die gefallen dem Kaiser nicht; er soll über den Wertheimbau sehr unfreundlich gesprochen haben. Hält er Messel etwa für einen der schlimm „Modernen", die er nicht aufkommen lassen will? Das wäre ein Irrthum. Den Modernsten ist Messel viel zu konservativ, viel zu sehr der Mann verständiger Tradition. Einerlei: er bekommt keinen Auftrag. Hildebrand und Klinger sind von der Denkmallieferung ausgeschlossen. Messel darf

Digitized by Google

an keiner monumentalen Aufgabe die Kraft erproben. Der ließe sich freilich nicht dreinreden. Der hat den einträglichen Bau des neuen Lindenhotels abgelehnt, weil ihm nicht erlaubt werden sollte, die Fassade des Palais Redern zu bewahren. Der würde mit den vielen Millionen, die das Opernhaus kosten wird, aber ein Werk hinstellen, das sich auch vor verwöhnten Augen sehen lassen könnte. Deshalb dürfen wir nicht schweigen; müssen reden, so lange es Zeit ist. Außer Messel haben wir Gabriel Seidl in München, Fischer in Stuttgart, Wallot in Dresden, Behrens in Düsseldorf, Licht in Leipzig, vielleicht noch manchen Anderen. Warum muß der Untüchtigste zu einer Aufgabe berufen werden, die der Lebenstraum jedes Künstlers ist? Weil der Kaiser ihn nicht untüchtig findet und gern mit dem bequemen Mann arbeitet? Wirklich nur deshalb? Das allein soll entscheiden?

Schlüter, Eosander, Knobelsdorff, Gontard, Langhans, Schinkel, Persius, Stüler: Das sind die Männer, denen die Hohenzollern Bauaufträge gaben. Bessere waren nicht zu finden. Diese Bauherren hörten auf die Stimmen der Sachkundigen und schufen in Berlin und Potsdam drum Bauwerke, die heute noch sehenswerth sind. [Was in den Tagen Fritzens und seiner Erben zu erreichen war, kann heute nicht unerreichbar sein. Auch der Kaiser wird aufhorchen, wenn der Volkswille laut genug spricht. So darf es nicht weiter gehen. Berlin wird schon zum Gespött. Die paar anständigen Privatbauten genügen nicht, schützen die Hauptstadt des Reiches nicht vor dem Fluch der Lächerlichkeit. Auf den Dom, das Friedrich-Museum, das Opernhaus wird man einst deuten und sagen: Die Männer, die diese Häuser gebaut haben, waren die stärksten Architekten ihrer Zeit; sonst wären ihnen ja nicht die größten Aufträge zugefallen. Das Stadtbild wird entstellt und das Ansehen deutscher Monumentalkunst geschmälert. Das Parlament könnte helfen. Dürfte nicht einen Pfennig bewilligen, wenn der Auftrag vorher vergeben ist. Der Kaiser und König hat das Recht, an der Entscheidung mitzuwirken. Natürlich. Doch er ist nicht der Bauherr, der nach völlig freiem Ermessen zu bestimmen hat. Er trägt ja nicht die Kosten, baut auch nicht für sich nur das Haus. Wünscht er einen Platz, der irgend möglich ist, so mag man seinen Wunsch erfüllen. Ob das Haus rechts oder links vom Brandenburger Thor steht, ist schließlich gleichgiltig; und wenn das Neue Königliche Operntheater, das man mit großem Geldaufwand nur völlig unbrauchbar gemacht hat, endlich verschwindet, ist zur Klage kein Grund. Hier aber handelt sichs um eine nationale Sache. Die Regirung muß Rechenschaft darüber geben, warum sie ihre Stahlplatten bei Krupp, ihre Kolonialwaaren bei Tippelskirch bestellt; ist die Frage unbeträchtlicher, warum ein Zufallsgünstling den wichtigsten Bauauftrag erhalten soll? Die sonst so gern öffentlich Meinenden brauchten nur Lärm zu schlagen, den Landtag, Magistrat und Stadtverordnete (die in berliner Angelegenheiten doch mitzureden berufen sind) mobil zu machen: dann wäre noch Etwas zu erreichen. Der Auftrag kann ja noch nicht fest vergeben sein. Die Puppenallee, der Rolandbrunnen, der junge Kurfürst, Prinz Wilhelm, Wagner, Moltke, Roon, die Gräuelhäufung am Brandenburger Thor: ists denn noch nicht genug? Der Kaiser hat heftige Antipathien. Kein Wunder, daß er sich von ihnen leiten läßt, wenn sich kein Widerspruch regt, wenn ihm nicht so laut, daß ers hören muß, gesagt wird, auch für das von ihm geschaffene Stadtbild werde er vor der Geschichte verantwortlich sein. Er hat den Geheimen Oberbaurath Ihne, einen achtbaren Epigonen, geadelt; wenn er ihn, dem er vertraut, auf Ehre und Gewissen fragt, ob der für den Opernhausbau gewählte Herr der für solche Aufgabe fähigste deutsche Baumeister sei, wird er sicher die Wahrheit erfahren. Ungefragt darf ein Hofarchitekt, ein persönlich verpflichteter Mann nicht sprechen. Wir dürfens. Wir räumen dem Kaiser das Recht seines Privatgeschmackes ein, meinen aber, daß er sich da nicht durchsetzen darf, wo das Geld deutscher Bürger verwendet wird.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 21. April 1906.

Die Mensur.

Der zwölfte Apriltag, in diesem Jahr die dies indulgentiae, der Tag des Abendmahls und der Fußwaschung, brachte dem Oesterreich und Ungarn einstweilen noch gemeinsamen Minister für Auswärtige Angelegenheiten das folgende Telegramm: „Im Augenblick, da ich, mit Genehmigung Ihres Allergnädigsten Herrn, dem Grafen Welsersheimb das Großkreuz des Rothen Adlerordens übersende, zum Dank für seine erfolgreichen Bemühungen in Algesiras, drängt es mich, Ihnen von Herzen aufrichtigen Dank zu sagen für Ihre unerschütterliche Unterstützung meiner Vertreter, eine schöne That des treuen Bundesgenossen. Sie haben sich als brillanter Sekundant (so stands in den Zeitungen; in der Depesche selbst hoffentlich: als brillanten Sekundanten) auf der Mensur erwiesen und können gleichen Dienstes im gleichen Fall auch von mir gewiß sein. Wilhelm I. R." Im Gedächtniß des Deutschen, der diese Sätze las, regte sich die Erinnerung an die Depeschen, die der Präsident der Südafrikanischen Republik, der Prinz-Regent von Bayern und die Grafen zur Lippe-Biesterfeld einst empfingen und deren Wirkung in Jahren emsigen Mühens kaum wegzutilgen war. Der Oesterreicher dachte zunächst wohl der Rede, die der Deutsche Kaiser vor neun Jahren in Budapest gehalten hat. Da wurde Zrinyi als Vertreter der ritterlichen Magyaren vorgeführt; Zrinyi, der Kroat aus dem altslavischen Geschlecht der Subic, also ein Sproß des Stammes, der seit Jahrhunderten von den Magyaren ausgebeutet und geknechtet wird. Da wurde gesagt: „Die begeisterte Hingebung für Euer Majestät, Dessen bin ich gewiß, lodert auch heute in den Herzen der Söhne Ar-

Digitized by Google

pads, wie damals, als sie Eurer Majestät großer Ahnherrin zuriefen: Moriamur pro rege nostro!" Die von Wilhelm citirten Worte waren nie gesprochen worden; der Magyarenzorn hatte sich gegen das „ungerechte Beginnen eines neidvollen Feindes" (Fritzens von Preußen, Herr Kaiser) in einer anderen küchenlateinischen Phrase schnell ausgetobt. Und Maria Theresia hatte nicht „begeisterte Hingebung" gefunden, sondern war zuerst einem Versuch politischer Erpressung ausgesetzt und wurde, trotzdem sie mit kleinen Konzessionen nicht knauserte, in der Noth von den Ritterlichen dann doch im Stich gelassen. Die Rede hat, weil sie den Hochmuth der Magyaren steigern mußte, den alten Franz Joseph arg verstimmt. Oft mag er in der ruhelosen Zeit, die bald danach anbrach, sich ihrer erinnert haben; und er hat, unter veränderten Umständen, die „begeisterte Hingebung" der Arpadssöhne nun just so schätzen gelernt wie seine „große Ahnherrin". Vor den Betheiligten, hieß es 1897 in der wiener Hofburg, spricht ein Souverain nicht öffentlich über das Verhältniß eines fremden Volkes zu seinem König. Jetzt hat der Deutsche Kaiser über die internationale Politik des in eine Lebenskrisis gelangten Habsburgerreiches öffentlich ein Urtheil gefällt. Die Wirkung der budapester Rede war unerfreulich; das Telegramm vom Gründonnerstag wird länger und schlimmer nachwirken.

Zuerst der Adressat. Graf Agenor von Goluchowski, Sohn des im tarnopoler Jesuitenkonvent erzogenen Ministers, der das Adel und Klerus begünstigende Oktoberdiplom empfahl, dreimal Statthalter in Galizien war und, als Vorkämpfer polnischer Größe, seit fünf Jahren in Lemberg ein Denkmal hat. Agenor fils war in Bukarest mit Herrn von Bülow zusammen, der ihn eigentlich also kennen müßte. Als Graf Kalnoky, weil er (im Streit Banffy-Agliardi) den Vatikan geärgert hatte, gehen mußte, wurde zu seinem Nachfolger Graf Goluchowski berufen. Damals, im Mai 1895, sagte ich hier, der Dreibund sei, trotzdem mans noch leugne, gelockert: Bismarck beseitigt, Crispi am Schandpfahl, Kalnoky, der den schwächlichen Sprößling einer Nothehe über die Kinderkrankheiten hinweggepflegt habe, durch Goluchowski ersetzt, „einen strenggläubigen Polen und halben Pariser, der eine Tochter Joachims Murat zur Ehe hat." Er hat den Bündnißvertrag mit dem Deutschen Reich erneut, doch zugleich dafür gesorgt, daß die Fortsetzung dieses Verhältnisses in das Belieben der wiener Herren gestellt ist. Seine Leistung, sein Stolz ist die entente mit Rußland (Besuch Franz Josephs in Petersburg, Nikolais, später Lamsdorffs in Wien, endlich das mürzsteger Programm). Auch gegen ein wieder erstarktes Rußland braucht Oesterreich heute keine Assekuranz mehr; und seitdem ist der deutsch-österreichische Vertrag, der ihm diese Sicherheit schaffen

Digitized by Google

sollte, werthlos geworden. Wenn Oesterreich nahe Kriegsgefahr droht, kommt sie aus dem albanischen Gebiet; und der Einfall, deutsche Truppen könnten mit österreichischen gegen Italien marschiren, dünkt manchen gegen Visconti-Venosta wüthenden Urteutonen vielleicht göttlich schön, jeden mündigen Politiker aber kindisch. Graf Goluchowski ist also von dem Pfad Andrassys und Kalnokys abgebogen und hat sich nie als einen Freund Deutschlands gezeigt. Ist mit einem Fuß übrigens schon aus dem Bügel. Deutsche und Czechen trauen ihm nicht, die Ungarn wissen, daß sie seinem Rath Tisza und andere Bitterniß zu danken haben, und der alte Kaiser, dem er seit Szells Ministertagen fast immer falsche Wege empfahl, duldet ihn wohl nur noch, weil Greise sich schwer an neue Gesichter gewöhnen. Fällt er jetzt bald, dann wirkt die Entlassung wie eine ins berliner Schloß adressirte Unfreundlichkeit. Wollte Wilhelm ihn halten? Aehrenthal, der wirkliche Schöpfer der entente, mit der Goluchowski sich brüstet, wäre uns nicht unbequemer. Und kein Mittel konnte untauglicher sein als das gewählte. Erlebt der Minister die Delegationen, so wird er den Vorwurf hören, daß seine Politik fremdem Interesse dienstbar sei. Wenn ein Schwarzalb ihn mit neuer Schwierigkeit ängsten wollte, brauchte er dem Träumenden nur die Ahnung solchen berliner Dankes ins Hirn zu raunen. Ein für die internationale Politik eines Reiches verantwortlicher Minister, dem ein fremder Souverain öffentlich für geleistete Dienste dankt, muß seinem Kaiser und seinen Landsleuten verdächtig werden. Fazit: Stürzt Goluchowski, dann spötteln tausend Zungen über den Fürsten, der ihn so laut gefeiert hat; bleibt er, dann muß er beweisen, daß ihn das Lob nicht verleitet, die Geschäfte des Deutschen Reiches zu besorgen. In jedem Fall ist ihm die Arbeit erschwert.

Nach dem Adressaten der Inhalt. Graf Welsersheimb, der Oesterreich-Ungarn in Algesiras vertrat, hat das Großkreuz des Rothen Adlerordens bekommen. Wird sich dieser crux aber gewiß nicht freuen. Sie erschwert ihm den Aufstieg zu den Höhen der Diplomatie. Wo man ihn vorschlägt, in Madrid und Rom, Petersburg, Paris oder London, würde es heißen: Wilhelms Günstling? Lieber, bitte, einen Anderen! Der Kaiser konnte warten; bis zum Ordensfest ist viel vergessen. Nein: noch vor Ostern mußte das Verdienst belohnt werden. Laut wird auch gesagt: „Zum Dank für seine erfolgreichen Bemühungen in Algesiras". Nur sein Kaiser hatte ihm, der nur Oesterreichs Interesse wahrnahm, zu danken. Ist in Berlin unbekannt, daß drüben eine besonders in Böhmen mächtige Partei entstanden ist, die Oesterreich in ein Vasallenverhältniß zum Deutschen Kaiser bringen möchte? Daß diese Partei in der Hofburg mehr gehaßt und gefürchtet wird als die Sozialdemokratie

Digitized by Google

und die wildesten Mannen Apponyis? Daß die Hoffnung, ihr den Zuzug abzuschneiden, die Bedenken gegen die Gewährung des Allgemeinen Wahlrechtes verscheucht hat? Und ists bekannt: mußte dann nicht schon der Schein einer Ingerenz und jede Möglichkeit der Deutung gemieden werden, das Reich muthe dem älteren Nachbar eine Dienstleistung zu? „Im gleichen Fall können Sie gleichen Dienstes auch von mir gewiß sein": diese kordiale Wendung (an der interessant ist, daß sie den Kaiser, dem die Verfassung in Friedenszeit jedes ungedeckte Handeln versagt, mit dem verantwortlichen Minister eines anderen Monarchen in Parallele stellt) hilft nicht über den Eindruck hinweg, daß Oesterreich eine Handlangerrolle angesonnen war. Nicht Unparteiischer, wie jede in Marokko nicht politisch oder wirthschaftlich engagirte Großmacht, soll es auf der Konferenz gewesen sein, sondern Sekundant; und über die Art, wie es mit dem Sekundirprügel umgegangen ist, wird ihm eine Ostercensur ausgestellt. Eine gute; doch wer loben darf, hat auch das Recht zum Tadel. Kann eine Großmacht gern dulden, daß ein ausländischer Fürst ihr Handeln öffentlich censirt? Muß ihr Unbehagen nicht noch ärger sein, wenn das Urtheil von dem Fürsten kommt, den eine starke Volksschicht sich als Schirmherrn gegen Magyaren und Czechen, gegen Priester und Erzherzoginnen herbeiwünscht? Spräche der Brauch internationaler Höflichkeit nicht dagegen, so hätten die Wiener geantwortet: Wir müssen Dank und Lohn artig, aber entschieden ablehnen; denn wir haben nicht pour le roi de Prusse gearbeitet, sondern gethan, was im Interesse der unabhängigen Großmacht, die wir betreuen, nöthig erschien.

Sie hätten die Wahrheit gesagt. Als die summa laus auf den wiener Ballplatz flog, stand Goluchowskis Kollege Bourgeois auf der Tribüne des Palais Bourbon und sprach: Das Bewußtsein, als unparteiische Wahrer aller erworbenen Rechte in einem Schiedsgerichtshof zu sitzen, a suggéré d'heureuses formules de conciliation notamment aux délégués de l'Italie, des États-Unis et de l'Autriche-Hongrie. Er durfte so sprechen. Oesterreich hat uns nicht größeren Dienst geleistet als den Franzosen (wer den deutschen Anspruch berechtigt fand, müßte sogar sagen: Geringeren) und Herrn von Radowitz durchaus nicht „unerschütterliche Unterstützung" gewährt. Weder in der Bank- noch in der Polizeifrage. Die Unerschütterlichkeit wäre erst zu erproben gewesen, wenn Deutschland seine Forderungen aufrechterhalten und mit seinem Veto den Zweck der Konferenz vereitelt hätte. Das geschah nicht; und Oesterreich blieb in bequemer Lage. Die einzige (sehr ferne) Möglichkeit, die es zu fürchten hatte, war ein Angriffskrieg gegen Deutschland, der Franz Joseph zur Mobilmachung verpflichten konnte. Diese Möglichkeit (die aber wirk-

Digitized by Google

lich nur Kinder schreckte) schwand völlig, wenn flinke Agentenkunst beiden Parteien annehmbare Versöhnungformeln fand. Da konnte Graf Welsersheimb nützen. Er hat die Vorschläge gemacht, die unsere Vertreter, um den Schein starrer Beharrlichkeit zu wahren, nicht selbst machen konnten. Die mit seinem Namen gezeichneten Formeln brachten uns aber keinen Sieg, sondern ermöglichten nur einen geordneten Rückzug. Mit der Organisation der Bank und der Polizei kann Frankreich, trotzdem es, for show, Kleinigkeiten konzedirt hat, zufriedener sein als Deutschland. Wann brillirte denn der Sekundant? Dazu hatte er gar keine Gelegenheit. Die Sache lag ungemein einfach. Jeder nicht blinde österreichische Diplomat konnte das Ziel des Handelns niemals verfehlen. „Wir sind Frankreich nicht verpflichtet, brauchen es nicht direkt, möchten aber gut mit ihm stehen. Wird die Konferenz gesprengt, dann bleibt uns nur die Wahl, Deutschland allein zu lassen oder uns, fern von allen übrigen Großmächten, zu dem einsamen Freund in den kalten Winkel zu stellen; und dann könnte der uns (schon wegen der Czechen) sehr unbequeme Bündnißfall doch eines Tages gegeben sein. Das müssen wir vermeiden. Also Deutschland da helfen, wo solche Hilfe den Franzosen nicht schaden kann; ihnen vielleicht sogar Vortheile sichert, die ohne behutsame Vermittlung nicht einzuheimsen wären. Ein deutscher Zuwachs an Macht und Prestige wäre, weil er im Sinn unserer von der Slavenfluth bedrängten Deutschen die attrattiva des Nachbarreiches stärken würde, uns unbequem; ist hier aber nicht zu fürchten. Das Gold einer Rückzugsbrücke gleißt nicht lockend. Wenn die Westmächte, mit denen Kaunitz uns zu rechnen rieth und die einst ein Erbe vergeben werden, im Wesentlichen ihren Willen durchsetzen und Deutschland die Ehre rettet, haben wir, was wir uns wünschen." Dieser Kalkul war selbst für einen Goluchowski nicht allzu schwierig.

Und nun der Dank vom Haus Hohenzollern. Oesterreich ein Verdienst zuerkannt, das es sich nicht erworben hat, auch gar nicht erwerben wollte. Das Bischen Agenturgeschäft in so fetter Schrift annoncirt, als sei nicht „ohne Obligo" leis vermittelt, sondern eine Konsortialbetheiligung übernommen worden (an die in Wien kein Mensch dachte). Fazit: Der alte Kaiser ist mißvergnügt, weil die Politik seines Reiches als gegen die Westmächte dem Interesse Deutschlands dienstbar hingestellt wird, weil sein kurzsichtiger Diener, den er vielleicht morgen wegschicken wollte, vom fremden Herrn überreichliches Lob empfängt und weil Schoenerers Mannschaft die Hände reibt; die „im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder" und erst recht die Ungarn empfinden die Nebenrolle, für deren gewissenhafte Durchführung der gekrönte Kritiker ihre Reichsbehörde lobt, als eine Schmälerung großmächtigen Ansehens;

Digitized by Google

den Deutschen, die, seit es den Polen in Rußland besser, in Preußen schlechter geht, allein von allen Stämmen noch an dem Bündnißgedanken hängen, wird durch den imperatorischen Eingriff die Pflege dieses Gedankens erschwert.

Das ist noch nicht Alles. Wenn die kleinste Gefälligkeit so dick unterstrichen wird, scheut nächstens wohl Jeder solches Risiko. Wozu sich der Gefahr aussetzen, in einen Gegensatz gebracht zu werden, den man zu meiden bemüht war? Auch wurde die Depesche ja nicht nur in Wien gelesen. Wo uns Feinde wohnen, hieß es: Hört Ihr den arbiter mundi? Seit Bonaparte entkrönt ward, sprach Keiner so, hat Keiner so Lob und Rüge, Blitzen gleich, über die Erde gesät. Das Lob gilt diesmal den Oesterreichern, die Rüge natürlich Italienern und Russen. Den römischen Staatsmännern wird gesagt: Was Ihr uns sehen ließet, war nicht „eine schöne That des treuen Bundesgenossen"; und wenns zum Streit um Albanien kommt, sollt Ihr mich an Oesterreichs Seite finden. Den russischen: Dankbarkeit trägt Ihren Lohn in sich und Undank weckt Feindschaft; sagts Eurem Nikolai. Deutsche Preßpolitiker waren so unklug, die Richtigkeit dieser Auffassung zu bestätigen und stolz zu künden, der Kaiser habe Italien Treulosigkeit, Rußland Undankbarkeit vorgeworfen. Dann hätte er, selbst wenn die Anschuldigung begründet wäre, nicht weise noch nützlich gehandelt, nicht nach den Regeln internationalen Herrscherverkehres. Ist sie aber begründet? Italien hat gethan, was es thun mußte. Am zwanzigsten Januar, als die Vertreter der Großmächte in Algesiras noch die Koffer auspackten, sagte ich hier, der Minister Tittoni sei gefallen, weil er sich zu tief mit Minghettis Schwiegersohn eingelassen hatte, und sein Nachfolger, der Marchese Di San Giuliano, ein Feind Oesterreichs, habe in der Konferenzdelegation Tittonis Vetter Silvestrelli durch Visconti-Venosta ersetzt. „Der wird, steht im Lokalanzeiger, die Interessen des Dreibundes wahrnehmen. Ganz sicher? Er hat unter Ricasoli und Lanza, doch auch unter Di Rudini gedient, für den Dreibundvertrag, doch mit größerem Eifer für die Verständigung mit Frankreich gewirkt, zu deren Vätern er, mit Rudini und Prinetti, gehört. Merkwürdig war, was nach der Ernennung des neuen Delegirten geschah. Di San Giuliano rief seine Botschafter aus Berlin und London (nur sie) nach Rom; ad audiendum verbum, daß Italiens internationale Politik fortan eine andere Richtung wähle? Und Marchese Emilio Visconti-Venosta, ein siebenundsiebenzigjähriger Herr, dem ein langer Umweg im Winter doch kein Vergnügen bereiten kann, fuhr von Rom nach Algesiras über Paris, wo er mit Rouvier konferirte. Die Gefahr eines Konfliktes zwischen Deutschland und Frankreich: und der Vertreter einer dem Deutschen Reich gerade für solchen Fall verbündeten Großmacht fährt

Digitized by Google

nach Paris, um ‚Informationen über die Lage' einzuholen. Die Franzosen waren entzückt. In Berlin hat man sich längst schon gewöhnt, über so seltsame Dinge nicht laut zu reden. Wer den Traum vom Dreibund nun noch weiterträumt, darf beim Erwachen nicht über Kopfschmerz klagen." Jeder konnte den Verlauf der Dinge voraussehen. Italien hat sich mit Großbritanien, dessen Flotte ihm die Küste schützen soll, und mit Frankreich, ohne das seine Wirthschaft nicht gedeihen kann, verständigt und hätte wider Vernunft und Pflicht gehandelt, wenn es in Algesiras an Deutschlands Seite getreten wäre. So lange Frankreich im Westen allein war, durfte die lateinische Schwester schwanken (auf kolonialer Reibungfläche konnte ein Krieg der beiden Großmächte entbrennen); nach den Tagen der franko-britischen entente blieb ihr keine Wahl. Visconti-Venosta hat sich offiziell in Andalusien nicht so willig bemüht wie Welsersheimb, hatte aber das selbe Interesse, den Streit zu schlichten und der Unbequemlichkeit allzu offener Option zu entgehen. Der (noch) durch kein Abkommen im Westen gebundene Oesterreicher konnte vor den Leuten netter sein; in ihren Wünschen waren Beide ganz einig. Der Marchese hat sich keiner schroffen Unfreundlichkeit schuldig gemacht. Muß denn ewig wiederholt werden, daß die schönen Tage des Dreibundes zu Ende sind? Zu Ende sein mußten, seit an der Donau und am Tiber von diesem Bündniß nichts Greifbares mehr zu hoffen war? Glaubt irgendwo ein Wacher, Italien werde mit uns gegen Frankreich und England, das verslavte Heer Oesterreichs gegen Rußland marschiren? Nein. Dann spart Leichenjubel und Hochzeitklage und macht einen Strich unter die Rechnung. Mit sentimentalem Geflenn wird in Staatsgeschäften nichts bewirkt; Dankbarkeit ergreint und erzwingt man nicht; und Reiche, die das Interesse aus lästig gewordener Bundespflicht ruft, sind nicht durch Lob noch durch Tadel zu halten.

Rußland ist, seit Caprivis Soldatenherz die doppelte Assekuranz „zu komplizirt" fand, dem Deutschen Reich nicht durch Geschriebenes verpflichtet. Soll aber die Pflicht zur Dankbarkeit verletzt haben. Die Angeschuldigten könnten erwidern: „Ihr habt während des mandschurischen Krieges die Entblößung unserer Westgrenze ermöglicht. Doch ohne die Zustimmung Frankreichs, das nach der von Alexander unterzeichneten Militärkonvention eine bestimmte Truppenzahl auf europäischem Gebiet von uns fordern kann, wäre uns dennoch verwehrt gewesen, die Regimenter über den Baikal zu schicken. Euer Kaiser und Eure Regirung hat uns manche Freundlichkeit erwiesen; Eure Oeffentliche Meinung aber haßt uns, schmäht uns täglich; und auch Ihr könnt, wie wir jetzt, erleben, daß der Volkswille die Thronenden in seine Richtung zwingt. Doch die Hauptsache ist: Wir brauchen Geld; zwei Milliarden. Ihr könnt sie uns nicht geben. Frank-

Digitized by Google

reich verschafft sie uns. Daß wir in kritischer Zeit zu der nation amie et alliée halten, ist also nicht nur, nach dem Wort Eures Kaisers, ‚eine schöne That des treuen Bundesgenossen', sondern auch von einer Finanznoth geboten, der Ihr nicht abhelfen könnt noch nur wollt; denn Ihr traut uns nicht. Und haben wir denn so Fürchterliches gethan? Als Eure Offiziösen durchs Land schrien, Herr Révoil sei isolirt, und Ihr in London und Washington, wieder allzu laut, Eure Botschafter melden ließet, den Franzosen werde von allen Seiten zum Rückzug gerathen, haben wir ihnen unsere ‚unerschütterliche Unterstützung' in einer Note zugesichert, die vielleicht vorsichtiger stilisirt sein konnte. Liegt daran so viel? Wie wir auf der Konferenz handeln würden, wußtet Ihr, ehe sie begann. Wolltet Ihr uns der Bundespflicht gegen die Republik entziehen, die unser Hauptgläubiger und die Hoffnung unserer schwärzesten Tage ist, dann mußtet Ihr höheren Preis bieten als sie. Ihr botet nur Worte, offizielle und offiziöse, die von der rauhen Stimme des in Eurem Land gegen uns wüthenden Hasses übertönt wurden. So blieben wir treu. Da Ihr nun mit stolzer Siegermiene rühmt, das Ergebniß der Konferenz habe all Eure Wünsche erfüllt: warum klagt Ihr noch immer uns an?" Weil Eure Rede nicht hell genug blinkte. Die Amerikaner haben an der Punta de Europa nicht mehr für uns gethan als Ihr; als die Geschichte aber aus war, floß der Mund des Herrn Roosevelt von zärtlicher Rede über. „Noch fester die Bande, die Deutschland und Amerika verknüpfen. Die größte Bewunderung für Ihren erhabenen Herrscher. Gratulire zu den Errungenschaften von Algesiras!" Das genügt uns. Sind wir nicht bescheiden? Hättet Ihrs so gemacht wie dieser gloriosus, dann wäre dem deutschen Russenkonsortium nicht die Betheiligung an Eurer Anleihe verboten (und den Franzosen dadurch die Gewinnmarge verbreitert) worden. Wir sind bescheiden. Würden auch den Römern gern den Bündnißvertrag verlängern, der ihnen in Friedenszeit ja nicht lästig ist, und auf dem Draht mit ihrem neapolitanischen Elend kondoliren, wenn die Kerle uns nur laut lieben wollten. Denn uns war am Anfang das Wort.

...Herr Loubet hat neulich Herrn Brisson (ders in die Neue Freie Presse brachte) erzählt, am Schluß der vorigen Mittelmeerreise habe der Deutsche Kaiser in drängenden Worten den Wunsch ausgesprochen, mit dem Präsidenten der Französischen Republik in Italien zusammenzutreffen. Mit dem Präsidenten, der als Delcassés Freund und Schutzpatron bekannt war. Nachdem der kleine Theophil uns brüskirt, als quantité négligeable behandelt, das Deutsche Reich gröblich beleidigt hatte (so hörten wirs doch aus dem Reichstag). Nachdem der edle Sultan Muley Abd ul Aziz von Saint-René Taillandier in seinem Souverainetätrecht so tief gekränkt war. Victor Emanuel wollte

Digitized by Google

die geringe Last der Einladung nicht auf sich nehmen. Vielleicht, weil er fürchtete, die französische Regirung könne abwinken; vielleicht, weil seine Minister ihm sagten, King Edward werde ihm solchen Botendienst sicher nicht danken. Wiederholtem Ersuchen habe er sich versagt und darob, plaudert Herr Loubet, sei der Kaiser in Harnisch gerathen; zuerst gegen Italien und dann auch gegen Frankreich. Wenn Viktor Emanuel den postillon d'amour gespielt oder auch nur dem Zufall nachgeholfen hätte, wäre Europen ein Jahr des Mißvergnügens erspart geblieben. Denn Loubet, er sagt es selbst, war bereit, dem Kaiser, wo er ihn traf, Reverenz zu erweisen; und von solchem Stelldichein führte kein Weg nach Tanger. An welchen Zwirnsfäden hängt die Wohlfahrt der Völker! Italiens dritter König war nicht in der Gebelaune: und so kam es zum Kampf. Oder, was ja nicht das Selbe ist, zur Mensur? So nennts der Kaiser; dessen Kanzler doch gesagt hat, in Algesiras solle es weder Sieger noch Besiegte geben. Das stimmt nicht zum Wesen der Mensur. Auch unter den leichtesten Bedingungen muß man da auf ein paar Schmisse rechnen und den Paukdoktor in der Nähe haben. Lauter strittige Fragen. Kampf für die Rechte aller Handelsstaaten. Weder Siegern noch Besiegte. Höchstgefährliche Phasen. (Scherls gut informirter Berichterstatter, der so viel Aufregendes aus dem Christinenhotel zu melden wußte, giebt jetzt in Sevilla freilich zu, daß er in Algesiras vor Langeweile den Gähnkrampf bekommen habe.) Unerschütterliche Unterstützung. Schöne That des treuen Bundesgenossen. Errungenschaften. Révoil selig, Tattenbach im siebenten Himmel. Der Kanzler wird „mein Bernhard" genannt und Herr von Holstein erhält die Brillanten zum Rothen Adler. Und das Ganze war eine Mensur. Kontrahage oder Corpsbestimmung? Säbel oder Schläger? Und wo thronte der olympische S. C., der den internationalen Paukkomment schuf? Hundert Fragen und keine Antwort... Vor drei Monaten fand Mancher, daß ich die Sache aus zu heiterem Auge sehe. Die Zeitungen, schrieb ich, brauchen Peripetien und sagen deshalb immer ungeheure Schwierigkeiten und Gefahren voraus. Das große Stück Geld, das die Reise, der Aufenthalt und die Dringenden Depeschen des Reporters kosten, muß doch Zins tragen. Weh Dem, der die Konferenz so langweilig schildert, wie sie nach menschlichem Ermessen werden muß! Wagte sogar den frevlen Vergleich mit einer Operette. Und nun wars eine Mensur und wir sehen zwei Sieger. Einerlei. Wenn Viktor Emanuel gewollt hätte, wäre Delcassé noch im Amt, der souveraine Sultan ohne franko-spanische Hafenpolizei und Waffenschmuggelkontrole, das Deutsche Reich nicht auf Agenor Goluchowski angewiesen, zwischen Frankreich und Britanien stünde noch das Erzbild des Mädchens von Orleans, Rußland bekäme deutsches Geld und wir läsen froh, daß der Dreibund nie fester war als in diesem Jahr neuen Heils.

Die Jahrhundert-Ausstellung.

Der Name „Jahrhundert-Ausstellung" weckt Vorstellungen, die dem Besucher der Nationalgalerie nicht verwirklicht werden; und es ist nicht Jedermanns Sache, für ein bestimmt Erwartetes etwas Anderes dankbar hinzunehmen. Das Wort betont ein zeitliches Moment, verspricht also eine Uebersicht der historischen Entwickelung. So faßt es der Naive auf und glaubt, die Hauptwerke Derer zu finden, die als die Heroen der deutschen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts allgemein gelten. Wenn der Besucher dann vergebens Umschau nach berühmten Werken von Cornelius, Kaulbach, Rethel, Makart, Piloty, Lenbach, Piglhein gehalten hat, fühlt er sich enttäuscht und nur dem Willigen und Intelligenten gelingt dann noch, den Grundgedanken der Ausstellung zu erkennen und gerecht zu beurtheilen. Dieser leitende Gedanke ist nicht aufs Historische gerichtet, sondern meint das Aesthetische; die Veranstaltung sollte nicht geschichtlicher Erkenntniß dienen, sondern eine Gegenwartidee unterstützen. Und da sich diese Idee sehr entschieden gegen die Auffassung von Malerei richtet, wie sie in den Kreisen von Cornelius, Piloty oder Makart herrschte, so verräth sich auch in der Organisation dieser Ausstellung deutlich eine gegen die offiziell geltenden Werthungen gewendete Tendenz. Um solcher Tendenz reale Grundlagen zu schaffen, mußten die Maler wiederentdeckt werden, die einst im Schatten der Vielbewunderten nur kärglichen Ruhm errangen nnd deren Kunstprinzip sich nun doch als ausdauernder erweist. So ist eine Ausstellung der Vergessenen und Verkannten entstanden.

Daß diese Tendenz nicht schon im Namen frisch und frei ausgedrückt wurde, ist nicht Zufall, sondern eins von vielen Symptomen. Es war wohl nicht leicht, diese Ausstellung gegen herrschende Ueberzeugungen, gegen den Geist der Regirenden und die Neigung des Kaisers durchzusetzen. Daß die Nationalgalerie benutzt werden mußte, verpflichtete nach vielen Seiten. Private Agitation hätte nie diese Fülle des Materiales zusammengebracht; dazu waren amtliche Verbindungen nöthig und die Garantien, die ein königliches Institut den Darleihern der Kunstwerke bietet. Diese Ausstellung war nur möglich, wenn sie eine konservative That schien (nur eine solche gilt heute als national); und doch sollte sie den Fortschritt beschleunigen. Ein Prinz mußte als Protektor gewonnen, bei der Organisation mußte eine Reihe überflüssiger „Autoritäten" herangezogen werden. Die Idee wäre in ihrer ursprünglichen Reinheit nur zu verwirklichen gewesen, wenn ein Wille ordnend geherrscht hätte. Die vielen Köpfe und Sinne haben bewirkt, daß außer dem modern empfindenden Aesthetiker auch der „gerechte" Historiker gehängt hat und so das Prinzip durchbrochen ward. Dadurch ist die Uebersichtlichkeit des gewaltigen Materials erschwert und die Wirkung vermindert worden. Um nicht Anstoß zu erregen,

Digitized by Google

hat man Künstler „berücksichtigt", die fehlen mußten, wenn man auf die großen Offiziellen verzichtete. Ahnungslose Großwürdenträger aber konnten nun glauben, eine historische Ausstellung von Tafelbildern vor sich zu sehen.

Die Idee einer solchen Retrospektive ist alt; sie lag seit einem Jahrzehnt in der Luft. Je mehr Boden der Impressionismus gewinnt, mit desto größerem Interesse müssen seine Vorbedingungen, sein Werden und Wachsen untersucht werden. Man erkennt jetzt, daß die von Philologen verfaßten Geschichten der französischen Kunst, worin David, Delaroche und Decamps, Meissonier, Ary Scheffer und Horace Vernet als unsterbliche Helden der Malerei figuriren, schlimme Irrthümer verbreitet haben. Die wahren Entwickelungskräfte des Jahrhunderts, die die Kunst des Malens erhalten und erneuert haben, sind inzwischen sichtbarer geworden. Als Ahnen der französischen, ja, der gesammten modernen Malerei gelten heute nicht mehr die romantisch dichtenden Protestler gegen ihre Zeit, sondern die getreuen Söhne ihrer Gegenwart, die Delacroix, Daumier, Millet, Courbet und die ihnen Verwandten bis zu Manet und dem Kreis der Impressionisten. Soll der moderne Mensch sich ganz dem Müssen seiner Epoche, dem Schicksal seines Lebens thätig hingeben oder sich noch ferner mit lyrischem Romantikerüberschwang diesem Müssen entgegenstemmen? Die deutsche Jahrhundert-Ausstellung giebt darauf auch eine Antwort. Denn als die wesentlichen Entwickelungskräfte in Frankreich erkannt waren, suchte man ähnliche Entwickelungen in der Heimath. Und wenn auch in Deutschland viel schwerer eine der französischen entsprechende Strömung zu erkennen ist, weil die Gedankenromantik bei uns einflußreicher und die Gegenkraft im Verhältniß mehr unterdrückt war als in irgend einem anderen Land, so ist eifrigem Bemühen nun doch gelungen, die stillen, durch hundert Jahre reichenden Bestrebungen einer bürgerlichen Malerei, wodurch der moderne Geist in ungeahnter Weise legitimirt wird, zu sammeln. Was diese Jahrhundert-Ausstellung zeigt, ist eine Tafelmalerei, die nie mit der Marktwaare zu thun gehabt und auf alle repräsentativen Absichten der Programmkunst verzichtet hat, um an die Stelle des akademisch-pathetischen Scheins ein bescheideneres, aber innerlicheres Sein zu setzen. Der Besucher hört ganz neue Namen oder lernt mit toten Namen endlich einen Inhalt verbinden; er wird gezwungen, anders, als er gewohnt war, über die Logik der Geschichte zu denken.

Diese klaren Ergebnisse werden leider von Vielen verkannt. Von Manchen schon deshalb gern, weil Meier-Graefe mit seinem ganzen Elan und Eifer bei der Sache war. Die Beurtheiler schwanken in ihren Empfindungen, weil ein ganz eindeutiges Prinzip nicht sichtbar wird, und jeder hält sich an das ihm Bequeme. Der amtliche Charakter mag verschuldet haben, daß die lokale Arbeit mehr oder weniger von Verwaltungbeamten, mit Vorurtheilen und philologischer Aengstlichkeit, gethan worden ist. Man spürt gleich, wo ein

Digitized by Google

bewußter Geist gearbeitet hat. Die Abtheilung der Hamburger, Lichtwarks Werk, ist die vollständigste und einheitlichste der ganzen Ausstellung. Dieser feine Organisator hat wieder bewiesen, wie viel seine intensive Thätigkeit in einer selbst gewählten Beschränkung bedeutet. Und wenn auch in Mittel- und Süddeutschland Sammler und Kenner von der Potenz Lichtwarks und Tschudis, in centraler Stellung, das Material in eben so langer und liebevoller Arbeit gesammelt und gesichtet hätten, würde die Ausstellung geleistet haben, was die erste Absicht des schlimmen Böcklinbekämpfers meinte; oder auch dann schon, wenn sich mehr Entdecker wie der Maler Grönwold gefunden hätten, der seine ganze Liebe vergessenen und verkannten Künstlern geschenkt hat und um deren Restitution bemüht ist. Trotzdem ist sehr Dankenswerthes geleistet worden. Nicht überall kann man zustimmen; aber überall lernen.

Man lernt da, zum Beispiel, die Wirkung der Tradition nachprüfen. Wo die Romantiker willkürlich in der Vergangenheit Anknüpfungpunkte suchten, ließen die Vertreter der bürgerlichen Kunst sich von noch lebendiger Ueberlieferung führen. Da gerade, wo die Bilder nur nach Qualität ausgewählt wurden, spürt man deutlich die organischen Zusammenhänge; es ist, als sähe man die Generationen an sich vorüberziehen und jede einzelne auf die vorige zurückweisen. Typische Beispiele einer Portraitkultur, wie Europa sie seit der ausklingenden Barockzeit nicht wieder erlebt hat, sind von Graff und Chodowiecki zu sehen; Tischbein, Kügelgen, Winterhalter, Rehberg und unbekannte Meister gesellen sich mit werthvollen Werken hinzu. Ohne je ins Innerste zu dringen, immer durch eine Kluft getrennt von der großen welthistorischen Kunst, geben diese Portraitisten, die als Vertreter eines ganzen Stils dastehen, als Maler und Zeichner, mit so sicherem Geschmack, so genau und sachlich Das, um dessen willen der Besteller sein Bildniß malen läßt, geben es mit so reifen Mitteln einer in langer Entwickelung vornehm gewordenen Malkonvention daß sie über ihre zufälligen Aufgaben hinaus zu Chronisten einer Epoche werden. Wird man Das von unseren Bildnißmalern einst sagen können? Mit geringer Einschränkung darf mans gewiß von Franz Krüger sagen, dem berliner Autodidakten. Das Bürgerliche, das in den Bildnissen Graffs und Chodowieckis gesellschaftlich erhöht erscheint, so daß man ohne Zwang davor an Bachs Fugen und Lessings Prosastil, an Perrückenkultur und fürstliche Kleinstadtvornehmheit, Patrizierbewußtsein und feste soziale Ordnung denkt, ist bei Krüger schon recht demokratisch geworden. Sogar, wo er Könige darstellt. Aber seine dem großen Format, den Paradedarstellungen freilich nicht gewachsene Kunst weist doch immer rückwärts auf Chodowiecki und seitwärts auf Maler wie Julius Hübner. Krüger wurde wieder zum Vorbilde des vielgewandten und rastlos Konsequenzen suchenden Menzel, dessen preußische Genialität dann auf den ganz modernen Liebermann wirken sollte. Doch von

Digitized by Google

diesem letzten Einfluß ist in der Ausstellung nichts mehr zu spüren, weil die Werke Liebermanns, die den Zusammenhang der beiden Berliner demonstriren könnten, fehlen. Dieses Beispiel, wie der Strom einer international giltigen Malkonvention fast hundert Jahre lang den Lauf durch ein nationalistisch eng umgrenztes Territorium nimmt, um dann, von Zuflüssen der Volkskräfte erneuert, wieder in einen großen Kunstgedanken, der Weltbesitz ist, einzumünden, hat sich, so lehrt die Ausstellung, überall in Deutschland wiederholt. Solche Art der Betrachtung ist nicht historisch, sondern ästhetisch. Natürliche Entwickelung innerhalb einer Nothwendigkeit und ererbte Kraft sind die Grundlagen aller Malkunst. Die Gruppe der Nazarener zeigt, welche Art von Tradition ästhetische Kraft besitzt und welche nur ein historischer Begriff ist. Nur als Portraitisten, also an der Hand der lebendigen Natur, zeigen Maler wie Von Heuß mit dem Bildniß Overbecks oder Veit mit seiner Zeichnertreue Etwas von der Unmittelbarkeit, die in der raffaelischen Legendenschilderung völlig fehlt.

Den Eindruck, vor organisch Gewachsenem zu stehen, hat man auch in den Sälen der Wiener und Hamburger. Freilich besteht hier immer die Gefahr zu hoher oder zu tiefer Schätzung. Die Kunst so kultivirter Talente, wie Waldmüller, Fendi, Dannhauser, Gauermann oder Pettenkofen es sind, hat nur relative Bedeutung; doch ist es ungerecht, die immer etwas philiströse Tüchtigkeit, die beschauliche, hier und da an Beschränktheit streifende Beschränkung etwa der weltbürgerlichen Freiheit der französischen Malerei zu vergleichen. Waldmüller war eine echte und ganz ehrliche Malernatur, im höchsten Maß empfänglich und darum der Variation fähig, aber sehr sachlich dabei, nicht ganz ohne Freude an der eigenen Geschicklichkeit, sinnlich froh, wenn er sich sicher fühlte, sogar originell in seiner Weise, aber niemals tief oder elementar. Geistreicher als er pointirt Pettenkofen; doch auf Kosten der objektiven Treue. Bei ihm überwiegt oft die Lust an der Mache und man hat den Eindruck, er müsse Menzel oder Menzel ihn gekannt haben. Das Bildniß des Malers Borssos läßt an Leibl denken; freilich nur einen kurzen Augenblick. Sehr liebenswürdig und ausgeglichen im engen Rahmen biedermeierlicher Genre-Emotion wirken die durch Lampi der Barocktradition enger verknüpften Peter Fendi und Dannhauser; und ein paar Kleinigkeiten von Gauermann versprechen genug, um auf mehr begierig zu machen.

Als noch wichtigeres Centrum erscheint Hamburg. Freilich nur in dieser Ausstellung; denn die wiener Schule hat, mit ihrer regsameren Sinnlichkeit und unterstützt durch äußere Bedingungen, mehr Wirkung auf die reichsdeutsche Kunst auszuüben vermocht als die in Norddeutschland isolirte Malerei von Kauffmann, Morgenstern, Spekter, Gensler, dem in Meran von Grönwold wiederentdeckten Wasmann oder von Oldach, dem hamburger Waldmüller. Wenn die wiener Kunst eine Durchgangsstation geworden ist, so haben in

Digitized by Google

der hamburger Malerei die neuen Anschauungwerthe, die zum nicht geringen Theil aus Kopenhagen stammen, einer weniger weit ausstrahlenden Heimathkunst vorwärts geholfen. Heute geht ja die Forderung über so nahe Ziele hinaus; man verlangt einen stärkeren Athem schöpferischer Kraft. Das ist gut; doch sollte daneben nie die kultivirte Kunst einer mittleren Stufe unterschätzt werden, wie sie in dieser Gruppe in so sympathischen Beispielen anzutreffen ist. Solche in straffer Selbstzucht groß gewordenen Talente versorgen ihre Zeit mit redlichen Portraits, hinterlassen treue Stadtbilder, innig empfundene Landschaftprospekte und charakteristische Volkstypen, entwickeln bedächtige Chronistentugenden neben soliden Malervorzügen und schaffen ein Niveau, von dem das höhere Talent ausgehen, zu dem das geringe, die Lehre vor Augen, sich erheben kann. Wie viele begabte Maler opfern jetzt ihre Gaben einer anmaßlichen sezessionistischen Zeitidee, statt das „Persönliche" im Sachlichen zu suchen!

Das Erscheinen Runges und Friedrichs auf diesem norddeutschen Kulturboden wirkt, als hätte der Geist der Geschichte seine Ausdehnungsgelüste individualisirt und lebendige Tastorgane unsicher in die Zukunft gestreckt. Beide erheben sich über ihr Milieu; aus dem kleinbürgerlichen Wirklichkeitsinn bricht mit Gewalt eine sinnliche Naturmystik hervor. Ist die Malerei von Oldach, Gensler, Morgenstern und all den Anderen sehr deutsch, so ist es doch nicht minder dieser Drang, sich abseits zu stellen und alle Bestrebungen der Zeit, spiritualistisch gesteigert, zusammenzufassen, dieser Trieb zur Synthese, der den Germanen nicht losläßt und ihn zum besten Philosophen der Welt macht. In der Malerei verurtheilt dieser menschlich hohe Drang, wenn er nicht in die Zeit einer hohen Kunstblüthe fällt und von starkem Können bedient wird, zu problematischer Einsamkeit. Runge steht in der deutschen Kunstgeschichte (nur in der deutschen) als eine packende Merkwürdigkeit; aber die Rührung, die seine Gestalt erweckt, kann sich nicht in Kunstlehren umsetzen. Dieses mit dreiunddreißig Jahren gestorbene kleistische, sowohl elementare wie liebenswürdige Temperament, das so gut in die Zeit der Ossianromantik paßt, verhält sich zu den Nazarenern etwa wie Böcklin zu Schirmer und Preller. Runge giebt, wie Böcklin, ein Aeußerstes, das nur durch persönliche Gefühlskraft, nicht durch Tradition legitimirt wird, das wichtige Kunstregeln negirt und dafür Zukunftwerthe vorahnt. Beide fordern von der Malerei mehr, als sie geben kann. Die prinzipielle Frage, die vor den Bildern Runges entsteht, taucht wieder auf in den Kabineten, die Friedrichs Werke enthalten: Wie hängen Impression und Symbol zusammen? Ein sehr modernes Problem, dessen Lösung auch das Verhältniß Böcklins zu seiner Zeit erklären würde. Friedrichs Bilder sind merkwürdige Beispiele dafür, daß das durch Impression Gewonnene und jäh Erfaßte, das, als groteske Charakteristik, unbewußt vor den Erscheinungen Erlebte immer auf ein Wesentliches, Allgemeingiltiges deutet und zum erklärenden

Digitized by Google

Symbol wird, sobald die Gedanken dieses Erlebniß des Gefühles fortsetzen und philosophisch ihre Schlüsse daraus ziehen. In der Malerei dieses Ausdeuters sind erstaunlich moderne Instinkte wahrnehmbar; freilich immer von biedermeierlicher Enge umschlossen. Man denkt, unterstützt durch das Portrait, das Kersting von dem blonden Sinnirer gemalt hat, an den Kreis um E. Th. A. Hoffmann; und dann, vor einem erstaunlichen Meerbild voll drückender Sturmstimmung, wieder an Courbet. Starke Landschaftvereinfachung, die aber die heftige Innigkeit des Naturgefühles nicht schwächt, sondern steigert, weckt Erinnerungen an japanische Farbenholzschnitte oder an Rivières summarisch charakterisirende Dreifarbendrucke; und die Untermalung eines „Sonnenaufganges" bringt einem den Namen Van Gogh auf die Lippe. Ueberall geht der warme Athem eines liebebedürftigen Gemüthes; aber zugleich schaut, vielleicht zuerst im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts, ein Auge an, dem alles konkret Seiende zu gespenstischen Erscheinungen, zu formschönen Relativitäten wird. Dieser Geist, typisch für eine Zeit, die über Jean Pauls Romanen lachte und weinte, wurde manchmal grotesk aus innerem Reichthum, wie ein nordischer Siebenkäs, vermochte sich nie ganz zu befreien, weil es ihm an strotzender Vitalität fehlte, und bereicherte die deutsche Kleinbürgerlichkeit mit Weltgefühlen und Ewigkeitempfindungen, ohne je die Hausbackenheit ganz zu überwinden.

Spitzwegs Arbeiten hängen nah neben Friedrichs; dazwischen ist nur Raum für Blechens Werke, dessen schwankende, gegenwartlose Skizzenromantik solchen Vorzug nicht verdient. Man transponirt bei Spitzweg die Mollstimmung, die vor den Bildern Friedrichs erzeugt wurde, in ein heiteres Dur; der Autodidakt, der mit Nutzen in Paris war, ist neben dem Pommern der Süddeutsche. Es giebt Bilder von Spitzweg, vor denen Einem der Name Diaz auf die Lippe kommt, und seine tonige Fleckenmalerei wirkt neben der impressionistisch illuminirten Konturkunst Friedrichs fast französisch. Er ist behaglich, wo Jener grübelt, und genießt, was dem Anderen fast Schmerz bereitet; in den Gassen seiner idyllischen Kleinstädtereien duftet es nach Laub und Reben, wie in den Tagen des Winzerfestes. Beider Kraft wurzelt in einer nationalistischen Enge, die Sammlung und Beschränkung fast nothwendig macht; aber Beide klopfen auch, Spitzweg fast übermüthig, Friedrich sorgenvoll, an die Schranken, hinter denen sie eine Welt neuer Möglichkeiten wittern. Alle national determinirten, akademisch geschulten Kräfte der deutschen Idyllenmalerei haben sich dann in Schwind harmonisch gefunden und reif vollendet. Das Deutschthum ist hier freilich nicht von der Art, die aus den zum Weltbesitz gewordenen Werken Bachs, Beethovens oder Goethes spricht, denn es ist abhängig vom vaterländischen Stoff. Auch Schwinds Raffaelitenthum wäre wohl so unfruchtbar geblieben wie das der Veit, Overbeck oder der beiden Schnorr von Carolsfeld, wenn er es nicht humorvoll auf das deutsche Märchen, statt

Digitized by Google

fanatisch auf langweilige biblische Geschichten, angewandt hätte. Die Sage führte dem fein gebildeten und kindlich frommen Maler die Hand und beschwingte seine Einbildungskraft, so daß ein buntes Arabeskenwerk entstand, worin die heimlichen Sensationen der Jugendpoesie sich wollüstig verstricken. Der Ausländer wird unsere Liebe zu Schwind nie recht verstehen; sein Urtheil ist auch in diesem Fall, wie so oft, das Urtheil der Zukunft.

Ein anderes Geschlecht hat die Konsequenzen seines nach Expansion lüsternen Wirklichkeitsinnes gezogen, indem es sich vor dem Beispiel der französischen Malerei vom beengend Nationalistischen befreite, um im höheren Sinne deutsch werden zu können. Wenn der Besucher biographische Notizen über Maler sucht, aus deren Bildern eine freiere Auffassung in einer lebendigeren Vortragsweise spricht (Gleichen-Rußwurm, Burnitz, Hausmann, Henneberg), so kann er sicher sein, von einem gewissen Zeitpunkt an den Namen „Paris" zu finden. Die Ausstellung entscheidet den alten Streit zu Gunsten Derer, die in der französischen Malerei eine der reichsten Kunstquellen sehen. Seit süddeutsche Maler von Paris mit neuen Erkenntnißwerthen heimkehrten, ging es wie Befreiung durch unsere Kunst; das in der Fremde Erworbene wurde zum Sauerteig. Leibl, der deutschesten Meister einer, ist ohne Courbet, ohne die französische Malkultur nicht denkbar. Es ist nicht nöthig, auf die einzelnen Leistungen der Leiblschule und der durch Böcklin, Feuerbach und Marées vertretenen Gegenrichtung einzugehen. Feuerbach ist sehr gut und reichlich vertreten; Marées erscheint vor den Berlinern zum ersten Mal mit einer geschlossenen Kollektion und steht als eine der interessantesten Persönlichkeiten der neueren Malerei vor uns; und Böcklins nicht sehr gerecht gewählte und etwas lieblos gehängte Werke der Frühzeit, aus denen nur die „Flora" wie ein Juwel hervorleuchtet, ordnen sich so still der allgemeinen Entwickelung ein, daß man Lust bekommt, die Diskussion wieder zu eröffnen. Recht günstig wirkt Thoma, weil aus seiner frühen Epoche, wo er noch ganz der in Frankreich erzogene Maler war, nicht der „Dichter", so prachtvolle Beispiele zu sehen sind wie der „Rheinfall", „Die Näherin", „Hahn und Hühner". Aber mit Beklemmung merkt man auch schon, wie sich die Gedankenromantik allmählich des rein Künstlerischen bemächtigt. Die Leiblschule erscheint sehr vollständig auf dem Plan: mit den bekannten meisterlichen Bildern Trübners, mit einigen werthvollen Arbeiten Viktors Müller, der die Verbindung mit der französischen Kunst so nützlich propagirte, und mit äußerst soliden Leistungen von Scholderer. Theodor Alt und Schuch beweisen den hohen Grad der Malkultur in dieser Schule durch ihre bekannten Stillleben, Hirth du Frênes durch die merkwürdige, an Manet erinnernde Skizze „Leibl und Sperl im Segelboot", Eysen und Sperl durch werthvolle Interieurbilder, Defregger durch ein Interieur und eine überraschende Landschaft, worin nichts von der Kleinlichkeit des späteren Dorferzählers ist. In dem Raum, wo

Digitized by Google

die frühen Werke Liebermanns untergebracht sind, die ein später so gut eingelöstes Versprechen anderer Art geben, beschließt die Ausstellung ihre Lehren, nachdem sie die moderne Malerei bis hart an die Grenzen des Impressionismus begleitet hat. Freilich geht der nicht mühelose Genuß dann noch einmal im Neuen Museum an, wo die Ausstellung von Handzeichnungen die gesammelten Erfahrungen bekräftigt, erweitert und hier und da auch wohl korrigirt.

Hoffentlich veranstaltet die Leitung der Nationalgalerie öfter solche belehrenden Ausstellungen, in eben so würdigem Rahmen, wie Peter Behrens ihn, mit den einfachsten Mitteln und unter den ungünstigsten Verhältnissen, geschaffen hat. Dann erst wird sie ganz zu einer nationalen Kunstgalerie werden; und der Wirkung wäre sie sicher, auch wenn der Dank ausbliebe.

Friedenau. Karl Scheffler.

Humberts Tagebuch.

Montag, den vierzehnten Mai 18.. Heute haben wir zusammen in der Laube gesessen, Lukretia und ich. Lukretia häkelte an einem Tischläufer, während ich das Satyrikon von Petronius las. Ein Bischen angegriffen vom Lesen, blickte ich auf, starrte in den Garten und fühlte, wie mir das Roth des Päonienbeetes in den Augen brannte. Darauf blickte ich Lukretia an, die still weiter arbeitete. Ich sah ihre feinen, weißen Hände, studirte die Linie ihres Profils, blickte auf die hohe Stirn, die um so höher schien, weil sie das Haar glatt nach hinten gekämmt trug, auf die zarte Linie der etwas allzu großen, aber schön geformten Nase, auf die schmalen rothen Lippen und das kleine Kinn mit dem Grübchen. Plötzlich durchschauerte es mich. Ich ertappte mich selbst auf einem Gedanken; und las weiter.

Dienstag, den fünfzehnten Mai. Ich habe die ganze Nacht wach gelegen und bin morgens im Bett geblieben, bis Lukretia an meine Zimmerthür klopfte und mir sagte, daß man unten schon längst mit dem Kaffee auf mich warte. Ihre Stimme, eine Altstimme, die ich nicht hören kann, ohne an dickblättrige weiße Blumen irgend einer unbestimmten, unbekannten Art zu denken, klang durch mein Zimmer, als habe Jemand zu singen angefangen; und während ich die Treppe hinunterging, hatte ich Herzklopfen.

Als ich das Frühstückzimmer betrat und mein Vater mich mit dem zärtlichen, vertrauensvollen Blick ansah, mit dem er mich, seinen einzigen, vielversprechenden Sohn, stets anzusehen pflegt, schlug ich zum ersten Mal die Augen nieder. Während ich auf meinen Teller sah, fühlte ich, wie sein Blick noch immer fragend auf mir haftete. Mein Mütterlein machte mir scherzend einen Vorwurf ob meiner Langschläferei. „Wenn Du hier schon so spät aufstehst: wie wirds dann erst in Leyden werden, wo nichts Dich zeitig aus dem Bette treibt?“

„Nichts außer seinen Studien“, sagte Lukretia mit seltsamer Betonung.

Ich sah ihr in die Augen, die goldgelb sind wie Bernstein. Ich erröthete, fing zu zittern an und konnte nichts essen.

Digitized by Google

Mittwoch. Heute bin ich mittags in Lukretias Zimmer gewesen, während sie mit Vater fort war. Ich habe mir die Bilder ihrer Schulfreundinnen auf dem Kaminsims und die weißgerahmten Graduren an den Wänden angesehen. Dann bin ich auf ihren Schreibtisch zugegangen. Das Schubfach war zu, aber nicht verschlossen. Ich zog es auf und sah einen kleinen Stoß Briefe darin liegen. In dem Augenblick, wo ich meine Hand danach ausstrecken wollte, bin ich schnurstracks davongelaufen, die Treppe hinunter, habe in der Flur unten in aller Eile meinen Hut aufgesetzt und bin hinausgestürmt. Ich bin rasch gelaufen, in rasender Eile, immer geradeaus, als wäre mir Jemand auf den Fersen, bis ich nicht mehr konnte, vor Seitenstechen. Dann habe ich auf einem einsamen Pfad zu weinen angefangen.

Donnerstag. Lukretia ist heute achtzehn Jahre alt geworden. Ich habe ihr einen Liberty-Kissenbezug geschenkt, zwei weiße Schwäne in einem blaugrünen Teich, von stilisirten Lilien umrahmt. Sie umarmte mich und küßte mich auf beide Wangen. Ich habe sie auf den Mund geküßt. Als mein Vater, der neben uns stand, mich ansah, schlug ich die Augen nieder und schlich mich verwirrt aus dem Zimmer.

Freitag. Ich habe einen großen Strauß Heliotrop im Garten gepflückt und ihn mit hinauf in mein Zimmer genommen. Ich habe ihn vor mich hingestellt, um ganz von seinem Duft eingehüllt zu werden. Darauf habe ich zu weinen angefangen und den Strauß aus dem Fenster geworfen . . . O, mein Gott, mein Gott: es ist stärker als ich!

Sonnabend. Heute Nacht erwachte ich um vier Uhr. Ich habe mir, bis ich um Acht aufstand, den Kopf darüber zerbrochen, wie ich mir wohl das Fläschchen Heliotropessenz aneignen könne, das auf Lukretias Toilettentisch steht.

Sonntag. Lukretia hat darauf bestanden, daß ich mit ihr in die Kirche gehe. Sie beklagt sich darüber, daß sie mich so wenig sieht. Sie meint, ich hätte meine Ferien dann schließlich eben so gut in Leyden verbringen können. „Was hast Du eigentlich, Humbert? Eine Liebesgeschichte? Wenn Du mir Dein Vertrauen schenkst, werde ich Dir auch ein Geheimniß von mir erzählen."

Ich habe ihr gesagt, daß ich eine Frau liebe, die mir niemals angehören könne.

„Ist sie denn schon verlobt?"

„Nein."

„Am Ende gar verheirathet?"

Ich nickte bejahend.

„Und sind Kinder da?"

Wieder ein leichtes Kopfnicken.

„In Leyden?"

„Nein."

„Armer Kerl! Komm, gieb mir Deinen Arm, dann werde ich Dir mein Geheimniß erzählen. Aber es ist viel lustiger als Deins." Sie nahm meinen Arm und drückte ihn vertraulich. Ich stieß sie mit einem heftigen Ruck von mir. Reaktion, weiter nichts. „Wie roh Du bist! Was fällt Dir denn ein?"

„Ich kann das Parfum nicht vertragen, das Du immer an Dir hast."

„Ach so; darum hast Du wohl all die Heliotrop von dem Beet unten abgeschnitten und sie dann aus dem Fenster geworfen?"

Wir gingen schweigend weiter. Ich wollte sie eigentlich nicht ansehen, hielt es aber nicht aus und blickte verstohlen von der Seite auf ihr Profil. Ich empfand

Digitized by Google

einen solchen Ekel vor mir selbst, daß ich beschloß, nicht in die Kirche zu gehen. Helfen würde es mir doch nicht; und warum sollte ich zu meinen anderen Untugenden noch Heuchelei fügen?

Sie merkte, daß ich sie unausgesetzt von der Seite ansah, und sagte: „So, jetzt thut es Dir wohl leid? Ich müßte ja eigentlich viel länger böse auf Dich bleiben; aber ich will zu Deiner Ehre annehmen, daß Du durch diese dumme Liebesgeschichte beinahe unzurechnungsfähig geworden bist. Und bist Du nicht begierig, die meine zu hören? Walraad Heimstel ist zum Gemeindesekretär ernannt. Er hat es mir sofort geschrieben; so hatten wirs verabredet. Wir lieben uns schon seit zwei Jahren heimlich. Wir wollten warten, bis er eine einträgliche Stellung gefunden habe; und jetzt hat er eine." Eine lange Stille zwischen uns. „Nun, was sagst Du dazu?"

„Ich? .. Ach ... Das ist doch eine Sache zwischen Dir und ihm und Vater und Mutter ... So; ich kehre jetzt um."

„Gehst Du nicht mit hinein?"

„Nein; findest Du Das so seltsam?"

„Gehst Du in Leyden auch nie in die Kirche?"

„Was geht Das Dich an? Adieu!"

An der Biegung des Weges bin ich auf den Abhang des Hügels geklettert. Ich habe ihr nachgestarrt, wie sie dahinschritt mit ihrem elastischen, rhythmischen Gang, bis ich sie vor der Kirchenthür in der Menschenmenge aus den Augen verlor. Bevor sie hereintrat, sah ich noch für einen Augenblick den rothen Mohn auf ihrem Hut.

Still habe ich mich ins Gras gestreckt; sinnend und zu Tode betrübt. Nach einer Weile ertappte ich mich auf dem Gedanken: „Ich wünschte, daß Walraad plötzlich stürbe ..." Mein Gott! Der gute Walraad, mein Spielgefährte, mein Jugendfreund, mein zukünftiger Schwager!

Montag. Also ist Lukretia schon mit sechzehn Jahren verliebt gewesen. Zwei Jahre hat sie ihr Geheimniß mit sich herumgetragen, hat es ängstlich behütet und weder Vater noch Mutter Etwas davon verrathen. Meine Mutter hat zwölf Kinder gehabt, darunter zwei Zwillingpaare. Wir Zwei, Lukretia und ich, sind die einzigen, die am Leben geblieben sind. Ich auch leider. Mein Gott, warum hast Du mich nicht früh sterben lassen!

Dienstag. Ein Großvater von der Mutterseite ist in der Irrenanstalt gestorben. Die Kinder eines Großonkels von der Vaterseite sind alle mißrathen. Einer wurde Deserteur, ein zweiter machte betrügerischen Bankerot, ein dritter ist in Folge seiner Ausschweifungen in jungen Jahren in Paris gestorben. Jetzt zweifle ich nicht mehr daran, daß unsere Familie erblich belastet ist. Ob man dem Schicksal wohl entrinnen kann?

Mittwoch. Lukretia hat ein Batisttaschentuch auf dem Sofa liegen lassen. Ich habe es weggenommen und in meinen Koffer gepackt, um es mit nach Leyden zu nehmen. Es duftet so süß nach Heliotrop.

Donnerstag. Lukretia sagte mir, daß sie ihr Taschentuch verloren habe; sie sieht mich ohne Mißtrauen an. Ich bekomme einen Blutandrang nach dem Kopf, fange zu zittern an und weiß doch, daß sie nichts von dem Diebstahl vermuthet.

Freitag. Grundgütiger Vater im Himmel! Ich bin ein unglücklicher Mensch, werfe mich demüthig Dir zu Füßen und flehe Dich an, mir zu helfen in meinem Kampf um ... Nein, nein, nein! Ich will Gott nicht beleidigen. Ein Ungeheuer wie ich darf nicht beten, nur fluchen ...

Digitized by Google

Sonnabend. Abends bin ich in schwerer Trunkenheit von zwei Feldhütern heimgebracht worden. Meine Mutter und Lukretia weinen, mein Vater sagt, Das könne einem Studenten ja wohl mal passiren, aber nicht gerade, wenn er bei seinen Eltern zu Hause sei. Lukretia hat mich hinauf in mein Zimmer geführt. Ich habe sie gekniffen, geschlagen, ausgescholten.

„Laß mich los! Was willst Du von mir?" habe ich ihr zugebrüllt.

Sonntag. Mein Vater morgens: „Humbert, Alles ist vergeben und vergessen; geh, mein Sohn, und küsse Deine Mutter und Deine Schwester."

Ich habe meine Mutter geküßt, aber Lukretia nicht. „Was braucht sie sich auch um mich zu kümmern, wenn ich betrunken bin? In solchem Zustand ist man doch für nichts verantwortlich." Den ganzen Tag über herrschte eine peinliche, gedrückte Stimmung. Abends sagte Vater, daß er ernsthaft mit mir zu sprechen wünsche. Ich erschrecke so, daß ich fürchte, in Ohnmacht zu fallen, und ihm nur mühsam in sein Studirzimmer zu folgen vermag.

„Wie gesagt, Humbert, ich habe etwas Ernsthaftes mit Dir zu besprechen."

„Schön, Vater."

„Du weißt, daß Lukretia . . ."

„Ich, Vater? Ich? . . ."

. . . „ . . . daß Lukretia sich verloben will. Deine Mutter ist dafür, ich finde sie noch ein Bischen jung, aber Walraad ist mir sehr sympathisch. Er ist ja Dein intimer Freund; wie denkst Du darüber?"

„Er ist ein guter, anständiger, tüchtiger Mann. Eine sehr wünschenswerthe Partie für Lukretia."

„So, mein Junge? Der Ansicht waren wir auch. Ich bin froh, daß wir Alle in diesem Punkt so völlig übereinstimmen."

Montag. Uebermorgen gehe ich fort; ich kann die Beiden nicht zusammen sehen.

Dienstag. Ich glaube, daß ich stets eine Antipathie gegen Walraad gehabt habe; als wir heute zusammen waren, ist mirs plötzlich klar geworden.

Mittwoch. Lukretia: „Aber, Humbert, wie kannst Du Dich wegen einer solchen Kleinigkeit mit Walraad zanken! Außerdem war er vollständig in seinem Recht. Man darf beim Schachspiel die Bauern nicht so ziehen, wenn man es nicht vorher ausgemacht hat. Wie kannst Du nur so rücksichtlos sein, mir meine Verlobungzeit schon gleich im Anfang so ungemüthlich zu machen! Du scheinst mir wirklich in Leyden recht roh geworden zu sein." Sie weint.

Donnerstag. Walraad: „Ist der kleine Zank denn noch immer nicht vergessen? Ich habe nie gewußt, daß Du so nachträgst. Hier hast Du meine Hand: und nun wird nicht mehr darüber gesprochen."

Freitag. Die Mutter: „Hör' mal, Humbert, wenn Du so unausstehlich zu Lukretia und Walraad bleibst und Ihr Drei Euch absolut nicht vertragen könnt, dann muß eben Einer gehen. Wer von Euch die Schuld hat, weiß ich nicht, aber stell' Du Dich um Gotttes willen nicht zwischen Deine Schwester und ihren zukünftigen Mann, — und gar wegen solcher dummen Kleinigkeiten!"

„Gut, Mutter, dann werde ich gehen."

Leyden. Sonnabend, den zweiten Juni. Schwer betrunken nach Hause gekommen; in meinem Zimmer Alles kurz und klein geschlagen.

Sonntag, den dritten Juni. Vor dem offenen Fenster gesessen und

Digitized by Google

vom zweiten Stockwerk aus auf die Straße herabgeschaut. Wenn ich mich jetzt mal da herunterstürzte, mit dem Kopf vornüber auf die Steine? Alle Menschen würden von einem Unfall sprechen.

Montag. Großer Gott im Himmel, hilf mir doch, habe Mitleid mit einem armen, schwachen, verirrten Menschenkind, um meines Vaters und meiner Mutter, um meiner Schwester, um Walraads willen! ... Ja, mein Gott, Walraad, Walraad! Im Schluchzen erstickt das Gebet.

Dienstag. Man hat mir angeboten, eine Seereise mitzumachen. Die Fahrt soll drei Monate dauern und ich muß dem Unternehmer der Expedition bei seinen Tiefseeforschungen an die Hand gehen. Ich nehme das Anerbieten an.

Mittwoch. Das Anerbieten angenommen und heute an meine Eltern geschrieben. Ich gehe fort, ohne Abschied zu nehmen; ich will sie jetzt nicht wiedersehen. Vielleicht vergesse ich sie auf See; oder sonst auf dem Meeresgrund.

Sonnabend, den dreiundzwanzigsten Juni. Heute abgefahren. Vorher ein kleines Taschentuch verbrannt. Vater, Mutter, Lukretia und Walraad haben mir das Geleit gegeben. Der Abschied war herzlich. Lukretia fiel mir um den Hals, küßte mich mehrmals und fragte mich, ob denn zwischen uns Alles wieder gut sei.

„Wieder gut? Aber zwischen uns ist doch nie Etwas gewesen!"

Mit dieser Lüge bin ich von ihr gegangen.

Dienstag, den dreiundzwanzigsten September. Gesund und glücklich heimgekehrt. Ich habe an Bord des Postdampfers, auf dem ich die Rückreise machte, ein junges Mädchen kennen gelernt und wir haben unsere Zukunftpläne mit einander besprochen. Ich habe ihr gesagt, daß ich mich erst erklären könne, wenn ich wieder zu Hause gewesen sei.

Mittwoch. Ich habe Lukretia begrüßt und sie hat mich umarmt, ohne daß ich mir irgend einen Vorwurf zu machen brauchte. Dann habe ich sie plötzlich nachmittags nochmals in meine Arme geschlossen und sie leidenschaftlich geküßt.

„Bist Du glücklich mit Walraad?"

„Ja, sehr glücklich. Im Oktober heirathen wir. Und Du? Denkst Du noch immer an die verheirathete Frau?"

„Nein, Gott sei Dank, nicht mehr; ich habe sie vergessen. Auf meiner Reise, die ich nur deshalb unternommen habe."

„Da bin ich jetzt doppelt glücklich, Humbert; ich hatte immer solches Mitleid mit Dir. Ich begriff Alles."

„Wie denn? Alles?"

„Daß Du eine unglückliche Liebe hattest und darum so seltsam und so unfreundlich warst. Nun kannst Du mir aber auch sagen, wer die Frau war."

„Nie wird es eine Menschenseele erfahren."

„Das ist hübsch von Dir, mein lieber, guter Bruder."

Donnerstag. Meine Mutter, mein Vater und Lukretia sind mit meiner Wahl ganz einverstanden und Lukretia und ich werden uns an dem selben Tag und in der selben Kirche trauen lassen, sie mit Walraad und ich mit Adelaide. Wer sich selbst überwindet, ist stärker als Einer, der eine Stadt einnimmt. Das einzige Heilmittel gegen die Leidenschaft ist die Liebe. Es giebt keine erblich belasteten Familien. Alles hängt vom Willen, von der Energie und von den Umständen ab.

Amsterdam. Bernard Canter.

Digitized by Google

Fragmente.

I. Aphorismen und Anekdoten.*)

Hoffnung ist weiter nichts als ein Charlatan, der uns stets zum Besten hat, und Glück ist für mich erst möglich, wenn ich die Hoffnung ausgerodet habe. Ich möchte über das Thor des Paradieses die selben Worte setzen, die Dante über die Pforten der Hölle schrieb: Lasciate ogni speranza voi ch' entrate.

Man glaubt allgemein, Peter der Große sei eines schönen Tages mit dem Gedanken aufgewacht, ein neues Rußland zu schaffen. Selbst Voltaire giebt zu, daß schon Peters Vater Alexis sich mit dem Plan trug, sein Reich der westlichen Kultur zu erschließen. Jede Entwickelung kommt zu ihrer Reife, die man abwarten muß. Glücklich, wer im Augenblick dieser Reife auf den Schauplatz tritt.

Steht ein Mensch auf Grund seines Charakters so hoch, daß man, was rechtschaffenes Handeln anlangt, in allen Fällen von vorn herein seiner Haltung sicher sein kann, so verschreien und meiden ihn nicht nur die Spitzbuben, sondern auch die Halb-Spitzbuben. Ja: auch die anständigen Leute sind überzeugt, ihn, bei seinen Grundsätzen, stets zur Hilfe bereit zu finden, sobald sie ihn brauchen. Sie vernachlässigen ihn daher, um sich inzwischen Derer zu versichern, über die sie noch nicht im Klaren sind.

Manchen Menschen ist es ein Bedürfniß, hervorzuglänzen, um jeden Preis höher zu scheinen als die Anderen. Alles ist ihnen gleich, wenn sie nur auf irgend einer Bühne recht sichtbar sind; Theater, Königsthron oder Schaffot: sie fühlen sich überall wohl, wo sie die Blicke auf sich ziehen.

Die Leute, die sich in Allem nach der Oeffentlichen Meinung richten, gleichen den Schauspielern, die, um den Beifall eines geschmacklosen Publikums zu erringen, schlecht spielen. Mancher könnte schon besser spielen, stünde er vor einem besseren Publikum. Der anständige Mensch spielt seine Rolle so gut, wie er kann, und denkt nicht an die Galerie.

Fast alle Menschen sind Sklaven. Das beruht auf dem selben Grunde, den die Spartaner für die Unfreiheit der Perser angaben. Sie behaupteten, die Perser könnten nicht Nein sagen. Dieses Wort aussprechen lernen und allein leben können: es giebt keine anderen Mittel, um Freiheit und Charakter zu bewahren.

Die Gesellschaft besteht aus zwei großen Klassen; die eine hat mehr Essen als Appetit, die andere mehr Appetit als Essen.

Ein Einzelner kann nie so verächtlich sein wie eine Korporation und keine Korporation ist so verächtlich wie das Publikum.

Wenn Minister zufällig Geist haben, sprechen sie mitunter von der Zeit, wo sie nicht mehr Minister sein werden. Gewöhnlich läßt man sich von ihnen

---

*) Die Aphorismen und Anekdoten von Chamfort (über den man guten Europäern nichts mehr zu sagen braucht) erscheinen in deutscher Uebersetzung bei R. Piper & Co. in München. Der Herausgeber, Herr Hermann Esswein, hat der Sammlung einen lesenswerthen Essay über Chamfort vorausgeschickt. Nur einige Stichproben heute.

zum Narren halten und denkt, sie glaubten wirklich, was sie sagen. Aber es ist nur ein schlauer Zug von ihnen. Sie sind wie Kranke, die oft von ihrem Tod sprechen und doch nicht an ihn glauben, — was man wieder aus anderen Worten ersieht, die ihnen unwillkürlich entschlüpfen.

Welches erbärmliche Leben führen doch die meisten Hofleute! Da lassen sie sich ärgern, ermüden, knechten und quälen: ganz kläglichen Interessen zu Liebe! Um glücklich leben zu können, lauern sie auf den Tod ihrer Gegner, ihrer Nebenbuhler und Mit-Ehrgeizlinge, auf den Tod Derer sogar, die sie ihre Freunde nennen. Und während sie all diesen Gefährten von Herzen den Untergang wünschen, schnurren sie selbst ein, verderben und sterben und fragen freundlich dazu: „Wie gehts Herrn So und So? Wie befindet sich Madame H.?“ (die so hartnäckig sind und nicht sterben wollen!)

Der Adel, sagen die Adeligen, ist eine Zwischenstufe zwischen König und Volk. Ja, wie der Jagdhund eine Zwischenstufe zwischen dem Jäger und dem Hasen.

Läßt ein Minister seinen Herrn Dummheiten und Fehler machen, die der Allgemeinheit schädlich sind, so befestigt er damit oft nur seine Stellung. Man könnte sagen, daß die Beiden dann durch ein Schuldgenossenschaftverhältniß an einander gebunden seien.

Leute, die sich für einen Fürsten begeistern, der sie gerade einmal gut behandelt hat, kommen mir wie die Kinder vor, die am Tage nach einer eindrucksvollen Prozession Pfarrer und nach einer Parade Soldaten werden wollen.

Prinzenerzieher, die behaupten, ihren Zöglingen eine gute Erziehung zu geben (nachdem sie sich allen Formalitäten und erniedrigenden Etiquetten unterworfen haben, die man von ihnen verlangt), sind Rechenmeister, die sich einbilden, große Arithmetiker aus ihren Schülern zu machen, nachdem sie ihnen zugegeben haben, daß dreimal Drei Acht ist.

Ein Südländer, der manchen guten Einfall hat, sagte zu mir, an den persönlichen Eigenschaften des Königs und selbst der Minister sei ziemlich wenig gelegen, wenn nur die Staatsmaschine richtig konstruirt sei. „Es ist wie mit den Hunden, die den Bratspieß drehen. Bewegen sie nur die Pfoten, so geht die Sache schon. Ob so ein Hund schön ist oder häßlich, klug oder dumm: der Spieß dreht sich und man kann stets auf ein halbwegs gutes Nachtmahl rechnen.“

Herrn R., einen begabten, geistvollen Menschen, fragte ich einmal, warum er denn bei der Revolution von 1789 gar nicht hervorgetreten sei. „Seit dreißig Jahren“, erwiderte er, „studire ich die Menschen und ich fand sie einzeln und Jeden für sich so nichtsnutzig, daß ich von ihnen da nichts zu hoffen wagte, wo sie zusammen und in Masse auftreten.“

Ist ein Sejan Minister, so ist es gleichgiltig, ob ein Titus oder ein Tiberius auf dem Thron sitzt.

Die folgende Anekdote ist Thatsache. Die Tochter des Königs betrachtete einmal die Hand ihrer Bonne, zählte die Finger und fragte ganz erstaunt: „Wie? Sie haben auch fünf Finger, ganz wie ich?“ Und dann zählte sie noch einmal.

Der König von Preußen hatte Kasernen bauen lassen, die einer katholischen Kirche das Licht wegnahmen. Man machte ihm Vorstellungen. Er schickte die Bittschrift mit der Randbemerkung zurück: Beati qui non viderunt et crediderunt.

Nicolas Chamfort.

II. Briefe.*)

Ich glaube, die wirklichen Künstler arbeiten, wie die wirklichen Schriftsteller, nur um Beifall und Zustimmung der paar Leute, mit denen sie sich in einer Art geistiger Gemeinschaft fühlen. Ich kann nur nach der Natur arbeiten; ich versuche ganz blöde und simpel, Das zu geben, was ich mit meinen Nerven fühle und mit meinen Augen sehe: Das ist meine ganze Aesthetik. Talent habe ich noch nicht, bekomme es vielleicht aber mit der Kraft des Willens und der Geduld. Etwas Anderes habe ich mir noch in den Kopf gesetzt: Szenen und Typen dieses Jahrhunderts zu malen, das ich sehr merkwürdig und interessant finde; seine Frauen sind so schön wie zu irgend einer Zeit und die Männer sind ja immer gleich: die Perücke Ludwigs des Vierzehnten macht nicht die molièrischen Komoedien. Auch haben die Lust an brutalen Genüssen, die Geldwuth und die gemeinen Interessen auf die Gesichter der meisten unserer Zeitgenossen eine höchst eigenthümliche Maske gelegt, auf der man den „Instinkt der Perversität", von dem Poe spricht, in großen Buchstaben liest. Das Alles scheint mir so amusant und charakteristisch, daß die Künstler ehrlich versuchen sollten, die Physiognomie ihrer Zeit festzuhalten.

Wenn Sie einmal in Brügge gelebt haben, diesem alten nordischen Venedig, das nur noch ein herrliches Grabmal ist, wo die gothischen Paläste traurig auf die Wasserrosen im Hafen schauen, in dem einmal hundert Schiffe zugleich vor Anker gehen konnten und wo nun alte Weiber, häßliche gelbe Memlingsgesichter, wie Klagefrauen der großen Vergangenheit an den verlassenen Quais kauern, dann werden Sie das tiefe Erstaunen begreifen, das mich erfaßte, als ich mich zum ersten Mal dem höchst sonderbaren Produkt gegenüber fand, das sich „die Pariserin" nennt. Herr Prudhomme, der an einer Straßenecke auf die Hottentotenvenus im Nationalkostüm stößt, wird weniger weg sein, als ich es vor diesem unglaublichen Composé von Seide, Nerven und Puder war. Und wie ich sie liebe!

... Italien ist ein Land, das man sehen und an dem man sein Wohlgefallen haben, in dem man sich aber hüten soll, Inspirationen zu suchen. Sind sie retrospektiver Art, so sind sie gefährlich; sind sie aus dem Italien von heute, so sind sie banal und haben nicht den Accent, den London und Paris so erschreckend und günstig für die psychologische Kunst haben, die einzig wahre moderne Kunst. Die heutige italienische Kunst leistet nichts. Alle hängen an den Schößen Fortunys, eines Spaniers. Die Bauern auf Korsika: ja; aber Das ist nicht modern, Das ist aus anderen Jahrhunderten. Italien ist ein Land, in dem man sich des Klimas erfreuen soll, der plastischen Schönheit der Mädchen und der vergangenen großen Künste.

... Was sind die Maler doch für Viecher! Ich habe immer einen Schrecken vor ihnen gehabt, die zusammen mit den Musikern und Schauspielern die dümmste Rasse der Welt bilden. Diese Maler hausen in der Bretagne und sehen mit ihren

*) Ein paar Brieffragmente aus der Monographie „Félicien Rops", die Herr Franz Blei (bei Bard, Marquardt & Co.) herausgiebt und die, nach dem Maler und Radirer, auch den Denker Rops endlich kennen lehren wird.

Digitized by Google

weißen Augen nichts. Ich durchstreifte zweihundert Meilen skandinavischer Küste, ich saß unter den Zelten der Lofoten, wo die Frauen blicken, als träumten sie einen Traum weiter, den sie auf einem anderen Planeten begonnen haben, ich aß Rennthierfleisch mit den Lappen und trank Birkenschnaps mit den Eskimos, die ihre schneeblinden Augen schwarz bemalen. Aber (bei unserer Frau von Roskoff) ich sah nie etwas Merkwürdigeres als den Niederbretonen der Küste! Nach dem zehnten Topf Cidre klettert er auf seinen Gaul, der aussieht wie eine Kreuzung aus einem keltischen Pudel und einer Eselin, den Stechapfelbusch als Peitsche unter der Achsel und die Legende vom Heiligen Yves gröhlend: Das ist eine Silhouette, die man sehen und immer wieder ansehen muß, trifft man sie auf seinem Wege . . .

. . . Ich arbeite immer für ein paar Freunde und einige Künstler. Seit ich die Zeichnungen hergezeigt habe, bekomme ich viel Besuch und — höchst komisch und schmeichelhaft — die Maler geben mir Bildaufträge! Munkaczy, Zichy, Degas, De Neuville haben mir Avancen gemacht. Ich suche nur Eins: nicht an Das denken, was die Anderen machen oder gemacht haben; Das schadet und bringt vom Eigenen ab. Man fragt mich, ob ich in Pastell oder in Oel arbeite; was mir daran liegt! Ich arbeite, worin es mir paßt, und morgen in Oel, wenn es mich reizt und ich mehr darin finde. Ich habe übrigens Oelstudien gemacht, um das Modell nicht zu ermüden. Du hast völlig Recht: Das ist schon beinahe Akademie; aber ich sehe auf diese Art. Ich kann unter diese Maschinen „Ich habs gesehen" schreiben, „gesehen in einem Restaurant der Champs Élysées". Du weißt, ich bin ganz versessen auf das moderne Leben und glaube, daß, will man es malen, man es dort aufsuchen muß, wo es sich in stärkster Intensität zeigt, in London oder in Paris.

Schöne Mädchen in einer großen Landschaft, — ja: Das ist etwas sehr Feines. Mein alter Kollege Rubens wußte es, wenn er seine Rudel großer, starkbrüstiger Weiber unter die Buchen stellte. Eine meiner Kümmernisse, Lieber, ist die Polizei. An keinem Orte dieses gelobten Frankreich darf man schöne nackte Beine vor einen Bach stellen und sie zu ihrem größten Lobe malen. Aber ich habe mirs in den Kopf gesetzt und habe auch, vom Haß geleitet, der mir gegen alles Gesetz und gegen alle Hämorrhoidarier eingeboren ist, Winkel gefunden, wo die immer vor Schlangen ängstlichen Feldgendarmen sich nicht hintrauen: und da male ich im schönsten Licht unter den Weiden Galateen, die den honetten Virgil erröthen machten.

. . . Die Liebe der Frauen hält, wie die Büchse der Pandora, alle Schmerzen des Lebens, aber sie wird eingehüllt in goldene Blätter und hat so viel Farbe und Duft, daß man nie klagen darf, die Büchse geöffnet zu haben. Jedes Glück macht sich bezahlt; ich sterbe ein Bischen an diesen süßen und feinen Düften, die der schlimmen Büchse entsteigen, und trotzdem findet meine Hand, die das Alter schon zitternd macht, noch die Kraft, verbotene Schlüssel zu drehen. Was ist Leben, Ruhm, Kunst! Ich gebe Alles für die benebelten Stunden, die mein Kopf in Sommernächten auf Brüsten lag, geformt unter dem Becher des Königs von Thule, nun wie dieser dahin und verschwunden . . .

. . . Ich habe eine Zeichnung mit der Devise des Heiligen Hieronymus gemacht: Tota malier in utero. Die Zeichnung ist noch viel mehr schlechter Kitsch als meine Devise. Bouguereau wird mich noch zu seinem Universalerben machen. Ich wende mich zum Prix de Rome. Ich werde diabetisch.

. . . Der junge Dumas hat die wahre Formel für die moralischen Krankheiten gefunden, die unsere Generation bedrückt und geschwächt haben: die Frauen inspi-

riren große Dinge und hindern uns, sie auszuführen. Die erste Qualität einer Frau ist die Güte. Die Güte kann schöne Hüften haben. Gott hat sie selbst so geschaffen. Diese gesunden Aphorismen sollten in goldenen Lettern bei allen Künstlern glänzen.

Ich habe einen Horror vor aller Popularität; und die Küsse der großen Fama, die den Lippen der „Ohnètes Gens" so süß sind, verursachen mir nur Ekel. Meine Kunst ist nicht, existirt nicht. Ich sehe da nichts als eine leichte Geistreichheit und diese Art Kunst geht mir gegen den Strich. Ich liebe meine Obskurität. Ich stelle nicht aus, um mich nicht einer ehrenden Erwähnung durch Herren auszusetzen, die oft nicht genug Ehre für ihre ganz persönlichen Angelegenheiten haben, und weil ich Keinem das Recht zugestehe, mich zu „ehren"; solche Anerkennung scheint mir die äußerste Erniedrigung. Ich weiß nicht, ob ich Etwas mache, das mir gefällt; und der Beifall der Anderen ist mir so gleichgiltig wie die Handschuhe vom letzten Jahre ... Ich habe nur eine Qualität: ein vom Publikum verachtetes Ideal; und manche meiner Blätter sind nichts als der Versuch, meinen Hintern auf das Gesichtsniveau des Publikums zu bringen. „Und als man ihn fragte, weshalb er sich um eine Kunst mühe, die kaum Einer kenne, sagte er: J'en ai besoin de pas, j'en ai besoin d'un, j'en ai besoin de pas un." Das ist von Montaigne. Und wenns zufällig passirt, daß ich mir was einbilde, dann sehe ich mir die „Melancholie" oder „Ritter, Tod und Teufel", das Hundertguldenblatt oder den alten Höllenbreughel an und fühle sofort, wie affenhaft und gering unsere Kunst ist. Aber im Grunde: das Alles ist nicht das Lied der Lerche im frühen Morgen werth oder die weißen Blüthensträuße, die die verliebten Schneeballranken an mein Fenstersims werfen.

Félicien Rops.

Goethe auf dem Vesuv.

Als in der zweiten Aprilwoche die Berichte über den Ausbruch der vesuvischen Lava sich zum Gebirg häuften und die Reporter immer wieder, in längst vorher fertigen Sätzen, meldeten, in der Nachbarschaft des Vulkans sei alles blühende Leben erstarrt, das Paradies zur Wüste geworden (und so weiter), griff ich nach den Bänden der Italienischen Reise. Und war bald so gepackt, daß ich mir sagte: Nach dem Marsch durch das Holzpapierdickicht plötzlich, unter mittelwüchsiger Prosa, die Wesensspur des Genius zu finden, muß Jeden freuen. Der halbwegs Gebildete hats ja mehr als einmal gelesen; doch mancher vielleicht lange nicht. Laßt Euch ein paar Abschnitte wieder gefallen; im neuen Deutschland thut diese kräftige Schlichtheit so wohl. Ich nehme nur die Sätze heraus, die zu dem vulkanischen Gelänt irgend eine Beziehung haben. Goethe kam (mit dem Tassomanuskript im Reisesack) aus Rom, hatte in Velletri, Fondi und Sant' Agata gerastet, die pontinischen Sümpfe und die Felsenlage von Terracina gesehen und langte am fünfundzwanzigsten Februar 1787 „mit guten Vorbedeutungen" in Neapel an.

Der Vesuv blieb uns immer zur linken Seite, gewaltsam dampfend, und ich war still für mich erfreut, daß ich diesen merkwürdigen Gegenstand endlich auch mit Augen sah. Der Neapolitaner glaubt, im Besitz des Paradieses zu sein, und hat von den nördlichen Ländern einen sehr traurigen Begriff. Sempre neve, casa di legno, gran ignoranza, ma danari assai. Solch ein Bild machen sie sich von unserem Zustande! Zur Erbauung sämmtlicher deutschen Völkerschaften heißt diese Charakteristik übersetzt: Immer

Digitized by Google

Schnee, hölzerne Häuser, große Unwissenheit, aber Geld genug. Neapel selbst kündigt sich froh, frei und lebhaft an; unzählige Menschen rennen durch einander, der König ist auf der Jagd, die Königin guter Hoffnung: und so kanns nicht besser gehen. Die Ufer, Buchten und Busen des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Kastelle, die Lusträume! Ich verzieh es Allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der hier einen unauslöschlichen Eindruck erhalten hatte. Und wie man sagt, daß Einer, dem ein Gespenst erschienen, nicht wieder froh wird, so konnte man umgekehrt von ihm sagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte. Ich bin nun, nach meiner Art, ganz still und mache nur, wenns gar zu toll wird, große, große Augen. Daß kein Neapolitaner von seiner Stadt weichen will, daß ihre Dichter von der Glückseligkeit der hiesigen Lage in gewaltigen Hyperbeln singen, ist ihnen nicht zu verdenken, und wenn auch noch ein paar Vesuve in der Nähe stünden. Gegen die hiesige freie Lage kommt Einem die Hauptstadt der Welt im Tibergrund wie ein altes, übel placirtes Kloster vor.

Den zweiten März bestieg ich den Vesuv, obgleich bei trübem Wetter und umwölktem Gipfel. Fahrend gelangt' ich nach Resina, sodann auf einem Maulthier den Berg zwischen Weingärten hinauf; nun zu Fuß über die Lava vom Jahr Einundsiebenzig, die schon feines, aber festes Moos auf sich erzeugt hatte; dann an der Seite der Lava her. Ferner den Aschenberg hinauf, welches eine saure Arbeit ist. Endlich erreichten wir den alten, nun ausgefüllten Krater, fanden die alten Laven von zwei Monaten, vierzehn Tagen, ja, eine schwache von fünf Tagen schon erkaltet. Wir stiegen über sie an einem erst aufgeworfenen vulkanischen Hügel hinauf; er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg und ich wollte nach dem Krater gehen. Wir waren ungefähr fünfzig Schritte in den Dampf hinein, als er so stark wurde, daß ich kaum meine Schuhe sehen konnte. Das Schnupftuch vorgehalten: half nichts; der Führer war mir auch verschwunden, die Tritte auf den ausgeworfenen Lavabröckchen unsicher: ich fand für gut, umzukehren und mir den gewünschten Anblick auf einen heiteren Tag und verminderten Rauch zu sparen. Uebrigens war der Berg ganz still: weder Flammen noch Brausen noch Steinwurf, wie er doch die ganze Zeit her trieb. Ich habe ihn nun rekognoszirt, um ihn förmlich, sobald das Wetter gut werden will, zu belagern. Die Laven, die ich fand, waren mir meist bekannte Gegenstände. Ein Phänomen hab' ich aber entdeckt, das mir sehr merkwürdig schien und das ich näher untersuchen, nach welchen ich mich bei Kennern und Sammlern erkundigen will. Es ist eine tropfsteinförmige Bekleidung einer vulkanischen Esse, die ehemals zugewölbt war, jetzt aber aufgeschlagen ist und aus dem alten, nun ausgefüllten Krater herausragt. Dieses feste, grauliche tropfsteinförmige Gestein scheint mir durch Sublimation der allerfeinsten vulkanischen Ausdünstungen ohne Mitwirkung von Feuchtigkeit und ohne Schmelzung gebildet worden zu sein; es giebt zu weiteren Gedanken Gelegenheit.

Obgleich ungern, doch aus treuer Geselligkeit begleitete Tischbein mich heute (am sechsten März) auf den Vesuv. Wir fuhren auf zwei Kaleschen, weil wir uns als Selbstführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Weg durch die äußersten Vorstädte und Gärten sollte schon auf etwas Plutonisches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem, aschgrauem Staub die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgesimse, und was nur irgend eine Fläche bot, gleichfalls übergraut, so daß nur der herrliche blaue Himmel und die hereinscheinende mächtige Sonne ein Zeugniß gab, daß man unter den Lebendigen wandle. Am Fuß des steilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer. Beides sehr tüchtige

Leute. Der erste schleppte mich, der zweite Tischbein den Berg hinauf. Sie schleppten, sage ich: denn ein solcher Führer umgürtet sich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reisende greift und, hinaufwärtsgezogen, sich an einem Stabe, auf seinen eigenen Füßen, desto leichter emporhilft.

So erlangten wir die Fläche, über welcher sich der Kegelberg erhebt; gegen Norden die Trümmer der Somma. Ein Blick westwärts über die Gegend nahm, wie ein heilsames Bad, alle Schmerzen der Anstrengung und alle Müdigkeit hinweg und wir umkreisten nunmehr den immer qualmenden, Stein und Asche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum gestattete, in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes, geisterhebendes Schauspiel. Erst ein gewaltsamer Donner, der aus dem tiefsten Schlund hervortönte, sodann Steine, größere und kleinere, zu Tausenden in die Luft geschleudert, von Aschenwolken eingehüllt. Der größte Theil fiel in den Schlund zurück. Die anderen, nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräusch: erst plumpten die schwereren und hupften mit dumpfem Getön an die Kegelseite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dieses Alles geschah in regelmäßigen Pausen, die wir durch ein ruhiges Zählen sehr wohl abmessen konnten. Zwischen der Somma und dem Kegelberg war aber der Raum eng genug; schon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich. Tischbein fühlte sich nunmehr auf dem Berge noch verdrießlicher, da dieses Ungethüm, nicht zufrieden, häßlich zu sein, nun auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat und den Widerspruchsgeist im Menschen auffordert, ihr zu trotzen, so bedachte ich, daß es möglich sein müsse, in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen, den Kegelberg hinauf, an den Schlund zu gelangen und in diesem Zwischenraum den Rückweg zu gewinnen. Ich rathschlagte hierüber mit den Führern, unter einem überhängenden Felsen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräthen erquickten. Der jüngere getraute sich, das Wagestück mit mir zu bestehen: unsere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und seidenen Tüchern, wir stellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich seinen Gürtel fassend. Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche, als der rüstige Jüngling mich schon über das glühende Geröll hinaufriß. Hier standen wir an dem ungeheuren Rachen, dessen Rauch eine leise Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tausend Ritzen dampfte. Durch einen Zwischenraum des Qualmes entdeckte man hie und da geborstene Felsenwände. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich; aber eben deswegen, weil man nichts sah, verweilte man, um Etwas herauszusehen. Das ruhige Zählen war versäumt; wir standen auf einem scharfen Rand vor dem ungeheuren Abgrund. Auf einmal erscholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei: wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns Das vor den niederstürzenden Massen gerettet hätte; die kleineren Steine klapperten schon und wir, ohne zu bedenken, daß wir abermals eine Pause vor uns hatten, froh, die Gefahr überstanden zu haben, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuß des Kegels an, Hüte und Schultern genugsam eingeäschert.

Von Tischbein aufs Freundlichste empfangen, gescholten und erquickt, konnte ich nun den älteren und neueren Laven eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Aeltere waren schon mit Asche bedeckt und ausgeglichen, neuere, besonders die langsam geflossenen, boten einen seltsamen Anblick; denn indem sie, fortschleichend, die auf ihrer Oberfläche erstarrten Massen eine Zeit lang mit sich hinschleppen, so muß es doch begegnen, daß diese von Zeit zu Zeit stocken, aber,

von den Gluthströmen noch fortbewegt, über einander gehoben, wunderbar zackig erstarrt verharren, seltsamer als im ähnlichen Fall die über einander getriebenen Eisschollen. Unter diesem geschmolzenen wüsten Wesen fanden sich auch große Blöcke, welche, angeschlagen, auf dem frischen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich sehen. Die Führer behaupteten, es seien alte Laven des tiefsten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

Das Frühjahr tritt ein und wir werden Regentage haben. Noch ist der Gipfel des Vesuvs nicht heiter geworden, seit ich droben war. Diese letzten Nächte sah man ihn manchmal flammen, jetzt hält er wieder inne; man erwartet stärkeren Ausbruch. Die Stürme dieser Tage haben uns ein herrliches Meer gezeigt; da ließen sich die Wellen in ihrer würdigen Art und Gestalt studiren: die Natur ist doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet.

Pompeji setzt Jedermann wegen seiner Enge und Kleinheit in Verwunderung. Schmale Straßen, obgleich grade und an der Seite mit Schrittplatten versehen, kleine Häuser ohne Fenster, aus den Höfen und offenen Galerien die Zimmer nur durch die Thüren erleuchtet. Selbst öffentliche Werke, die Bank am Thor, der Tempel, sodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenschrank als Gebäude. Diese Zimmer, Gänge und Galerien aber aufs Heiterste gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, jetzt meist ausgebrochen, an Kanten und Ecken leichte und geschmackvolle Arabesken, aus welchen sich auch wohl niedliche Kinder- und Nymphengestalten entwickeln, wenn an einer anderen Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Thiere hervorbringen. Und so deutet der jetzige ganz wüste Zustand einer erst durch Stein- und Aschenregen bedeckten, dann aber durch die Ausgrabenden geplünderten Stadt auf eine Kunst- und Bilderlust eines ganzen Volkes, von der jetzo der eifrigste Liebhaber weder Begriff noch Gefühl noch Bedürfniß hat. Bedenkt man die Entfernung dieses Ortes vom Vesuv, so kann die bedeckende vulkanische Masse weder durch ein Schleudern noch durch einen Windstoß hierher getrieben sein; man muß sich vielmehr vorstellen, daß diese Steine und Asche eine Zeit lang wolkenartig in der Luft geschwebt, bis sie endlich über diesen unglücklichen Ort niedergegangen. Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hätte.

Den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck dieser mumifizirten Stadt wuschen wir wieder aus den Gemüthern, als wir, in der Laube, zunächst des Meeres, in einem geringen Gasthof sitzend, ein frugales Mahl verzehrten und uns an der Himmelsbläue, an des Meeres Glanz und Licht ergötzten ... Wir erbaten uns die Erlaubniß, in eins hineinzutreten, und fanden es sehr reinlich eingerichtet. Nett geflochtene Rohrstühle, eine Kommode, ganz vergoldet, mit bunten Blumen staffirt und lackirt, so daß nach so vielen Jahrhunderten, nach unzähligen Veränderungen diese Gegend ihren Bewohnern ähnliche Lebensart und Sitte, Neigungen und Liebhabereien einflößt.

Die vesuvianischen Produkte hab' ich auch nun gut studirt; es wird doch Alles anders, wenn man es in Verbindung sieht. Eigentlich sollt' ich den Rest meines Lebens auf Beobachtung wenden; ich würde Manches auffinden, was die menschlichen Kenntnisse vermehren dürfte ... Neapel ist ein Paradies; Jedermann lebt in einer Art von trunkener Selbstvergessenheit. Mir geht es eben so: ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein ganz anderer Mensch Gestern dacht' ich: Entweder Du warst sonst toll oder Du bist es jetzt ... Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inseln, des rauchenden Berges; und mir fehlen die Organe, das Alles darzustellen. Ich habe viel gesehen und noch mehr gedacht; die Welt eröffnet sich mehr und mehr; auch Alles, was ich schon lange weiß, wird mir erst

Digitized by Google

eigen. Welch ein früh wissendes und spät übendes Geschöpf ist doch der Mensch! .. Hier wissen die Menschen gar nichts von einander, sie merken kaum, daß sie neben einander hin und her laufen; sie rennen den ganzen Tag in einem Paradies hin und wider, ohne sich viel umzusehen, und wenn der benachbarte Höllenschlund zu toben anfängt, hilft man sich mit dem Blute des Heiligen Januarius, wie sich die übrige Welt gegen Tod und Teufel auch wohl mit Blut hilft oder helfen möchte.

Die Kunde einer soeben ausbrechenden Lava, die, für Neapel unsichtbar, nach Ottajano hinunterfließt, reizte mich, zum dritten Mal den Vesuv zu besuchen. Man habe auch tausendmal von einem Gegenstand gehört: das Eigenthümliche spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen. Die Lava war schmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß; allein die Art, wie sie eine sanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß, war auffallend genug; denn indem sie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verkühlt, so bildet sich ein Kanal, der sich immer erhöht, weil das geschmolzene Material auch unterhalb des Feuerstromes erstarrt, welcher die auf der Oberfläche schwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunterwirft, wodurch sich denn nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Gluthstrom ruhig fortfließt wie ein Mühlbach. Wir gingen neben dem ansehnlich erhöhten Damm her; die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unseren Füßen. Durch einige Lücken des Kanals konnten wir den Gluthstrom unten sehen und, wie er weiter hinabfloß, von oben beobachten. Durch die hellste Sonne erschien die Gluth verdüstert; nur ein mäßiger Rauch stieg in die reine Luft. Ich hatte Verlangen, mich dem Punkt zu nähern wo sie aus dem Berge bricht; dort sollte sie, wie mein Führer versicherte, sogleich Gewölb und Dach über sich her bilden, auf welchem er öfters gestanden habe. Auch Dieses zu sehen und zu erfahren, stiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Punkt von hinten her beizukommen. Glücklicher Weise fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz, denn ringsum qualmte der Dampf aus tausend Ritzen: und nun standen wir wirklich auf der breiartig gewundenen erstarrten Decke, die sich aber so weit vorwärts erstreckte, daß wir die Lava nicht konnten herausquellen sehen. Wir versuchten noch ein paar Schritte, aber der Boden ward immer glühender; Sonne verfinsternd und erstickend wirbelte ein unüberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Führer kehrte bald um, ergriff mich und wir entwanden uns diesem Höllenbrudel. Nachdem wir die Augen an der Aussicht, Gaumen und Brust aber am Wein gelabt, gingen wir umher, noch andere Zufälligkeiten dieses mitten im Paradies aufgethürmten Höllengipfels zu beobachten. Einige Schlünde, die als vulkanische Essen keinen Rauch, aber eine glühende Luft fortwährend gewaltsam ausstoßen, betrachtete ich wieder mit Aufmerksamkeit. Ich sah sie durchaus mit einem tropfsteinartigen Material tapezirt, welches zitzen- und zapfenartig die Schlünde bis oben bekleidete. Bei der Ungleichheit der Essen fanden sich mehrere dieser Dunstprodukte ziemlich zur Hand, so daß wir sie mit unseren Stäben und einigen hakenartigen Vorrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bei dem Lavahändler hatte ich schon dergleichen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden und ich freute mich, entdeckt zu haben, daß es vulkanischer Ruß sei, abgesetzt aus den heißen Schwaden, die darin enthaltenen verflüchtigten mineralischen Theile offenbarend.

Der herrlichste Sonnenuntergang, ein himmlischer Abend erquickten mich auf meiner Rückkehr; doch konnte ich empfinden, wie sinnverwirrend ein ungeheurer Gegensatz sich erweise. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen: Beides hebt einander auf und bringt eine gleichgiltige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.

Digitized by Google

(Im Juni, nach der Rückkehr aus Sizilien.) Der Lohnbediente, welcher mir den ausgefertigten Paß zustellte, erzählte zugleich, meine Abreise bedauernd, daß eine starke Lava, aus dem Vesuv hervorgebrochen, ihren Weg nach dem Meer zu nehmen; an den steileren Abhängen des Berges sei sie beinahe schon herab und könne wohl in einigen Tagen das Ufer erreichen. Unter mancherlei Beschäftigungen, Zahlungen und Einpacken kam die Nacht heran; ich aber eilte schnell nach dem Molo. Hier sah ich nun alle die Feuer und Lichter und ihre Widerscheine, nur bei bewegtem Meer noch schwankender, den Vollmond in seiner ganzen Herrlichkeit neben dem Sprühfeuer des Vulkans; und nun die Lava, die neulich fehlte, auf ihrem glühenden, ernsten Wege ... Ich blieb auf dem Molo sitzen, bis mir, ungeachtet des Zu- und Abströmens der Menge, ihres Deutens, Erzählens, Vergleichens, Streitens, wohin die Lava strömen werde, und was dergleichen Unfug noch mehr sein mochte, die Augen zufallen wollten ...

(Am nächsten Tag.) Sehnsuchtvoll blickte ich nach dem Dampf, der, den Berg herab langsam nach dem Meer ziehend, den Weg bezeichnete, welchen die Lava stündlich nahm.... Die Herzogin von Giovane stieß einen Fensterladen auf und ich erblickte, was man in seinem Leben nur einmal sieht. That sie es absichtlich, mich zu überraschen, so erreichte sie ihren Zweck vollkommen. Wir standen an einem Fenster des oberen Geschosses, der Vesuv gerade vor uns; die herabfließende Lava, deren Flamme bei längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch schon zu vergolden anfing; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet; von da herab bis gegen das Meer ein Streifen von Gluthen und glühenden Dünsten; übrigens Meer und Erde, Fels und Wachsthum deutlich in der Abenddämmerung, klar, friedlich, in einer zauberhaften Ruhe. Dies Alles mit einem Blick zu übersehen und den hinter dem Bergrücken hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wunderbarsten Bildes zu schauen, mußte wohl Erstaunen erregen. Je mehr die Nacht wuchs, desto mehr schien die Gegend an Klarheit zu gewinnen: der Mond leuchtete wie eine zweite Sonne; die Säulen des Rauches, dessen Streifen und Massen durchleuchtet, bis ins Einzelne deutlich, ja, man glaubte, mit halbweg bewaffnetem Auge die glühend ausgeworfenen Felsklumpen auf der Nacht des Kegelberges zu unterscheiden. Meine Wirthin (so will ich sie nennen, weil mir nicht leicht ein köstlicheres Abendmahl zubereitet war) ließ die Kerzen an die Gegenseite des Zimmers stellen; und die schöne Frau, vom Mond beleuchtet, als Vordergrund dieses unglaublichen Bildes, schien mir immer schöner zu werden, ja, ihre Lieblichkeit vermehrte sich besonders dadurch, daß ich in diesem südlichen Paradies eine sehr angenehme deutsche Mundart vernahm. Ich vergaß, wie spät es war, so daß sie mich zuletzt aufmerksam machte: sie müsse mich, wiewohl ungern, entlassen: die Stunde nahe schon, wo ihre Galerien klostermäßig verschlossen würden. Und so schied ich zaudernd von der Nähe und von der Ferne, mein Geschick segnend, das mich für die widerwillige Artigkeit des Tages noch schön am Abend belohnt hatte. Unter den freien Himmel gelangt, sagte ich mir vor, daß ich in der Nähe dieser größeren Lavas doch nur die Wiederholung jener kleineren würde gesehen haben und daß mir ein solcher Ueberblick, ein solcher Abschied aus Neapel nicht anders als auf diese Weise hätte werden können.

Digitized by Google

Deutsche Anleihen*).

Wie auf manchem Gebiet, verbürgt auch auf dem der deutschen Staatsanleihen der äußere nicht den inneren Erfolg. Diese Anleihen werden immer überzeichnet, bringen aber wenig Glück und bescheren selbst den Leitern der Finanzgeschäfte selten reine Freude. Diesmal wurden 560 Millionen Mark Reichsanleihe und Konsols zu 3½ Prozent verlangt. Davon sind nur 260 Millionen für das Reich bestimmt, also weniger als für Preußen; und das Reich braucht doch mehr. Fürchtete man, die Russenanleihe könne früher herauskommen und der Geldmarkt dann nicht mehr die wünschenswerthe Aufnahmefähigkeit zeigen? Fast sieht es aus, als habe man die Transaktion hastig betrieben, um vor dem Russenkonsortium, dem Deutschland auf amtlichen Wunsch fern bleibt, fertig zu sein. Ein paar Tage vorher war ja schon eine chilenische Anleihe herausgekommen, die einen sehr guten Erfolg hatte, trotzdem (oder: weil?) wieder ein berechtigten Ansprüchen genügender Prospekt zu vermissen war. Allzu große Eile wirkt bei solchen Geschäften nicht günstig. Auch die Bedingungen der deutschen Anleihe konnten Bedenken erregen. Als genau vor einem Jahr nach fünfzehnjähriger Unterbrechung zum ersten Mal wieder eine 3½-prozentige Reichsanleihe emittirt wurde, war der Begebungpreis 100,50 und der Kurs für die Zeichnung 101,10. Diesmal mußte das Papier um 1 Prozent billiger gegeben werden. Daraus könnte der Ausländer schließen, der Kredit des Deutschen Reiches habe sich in diesem Jahr verschlechtert; daß unsere Finanzlage gut sei, glaubt heute schon kein Fremder mehr, der die Parlamentsreden und die Artikel über die Reichsfinanzreform gelesen hat. Nun hat sich in den letzten zwanzig Jahren die Schuldenlast des Deutschen Reiches zwar beträchtlich erhöht; sie ist aber noch immer nicht bedrohlich hoch. Seit dem Jahr 1887 ist sie von 486,20 auf 3563,50 Millionen gestiegen. Die Steigerung ist nicht gering; aber die Zinszahlung erforderte in diesem Jahr nur 126,54 Millionen und die Gesammtausgaben des Reiches waren auf 2406,27 Millionen veranschlagt. Dieses Verhältniß ist also durchaus erträglich. Daß es trotzdem auf dem deutschen Rentenmarkt schlecht aussieht und die Finanzverwaltung, um ihre Anleihe sicher unterzubringen, den Kurs erniedrigen und den Zinsfuß erhöhen mußte, ist eine Thatsache, die Beachtung verdient.

Als Miquel den ersten Versuch mit einer dreiprozentigen Anleihe machte, wurde ihm in der Presse vorgeworfen, er habe die wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands

*) Mit dem Erfolg der neuen deutschen Anleihe läßt sich diesmal nicht allzu laut prunken. 560 Millionen wurden verlangt, 850 Millionen gezeichnet. Wenn man bedenkt, daß es namentlich in den der Börse nahen Kreisen Leute giebt, die mindestens 100000 Mark zeichnen, wenn sie 10000 haben wollen, darf man dieses Ergebniß nicht glänzend nennen. Einen Tag vorher war die Subskription auf die 4½prozentige chilenische Goldanleihe sofort nach der Eröffnung wegen Ueberzeichnung geschlossen worden. Und am Ende erleben wir Aehnliches mit der neuen Russenanleihe, die (2¼ Millionen Francs) zu 88 herauskommen soll. All diese Ziffern beweisen freilich nichts Rechtes. Wir könnten zufrieden sein, wenn wir die Gewißheit hätten, daß die deutsche Anleihe sicher untergebracht ist. Das ist aber mindestens zweifelhaft. Der Kurs der alten Anleihen war bald nach der neuen Emission schon wieder um ½ Prozent gesunken. Und das Geld bleibt knapp. Immerhin können wir dem Ausland sagen, daß auch unsere Anleihe überzeichnet ist.

Digitized by Google

falsch eingeschätzt. Das Reich sei noch nicht reif für so niedrig verzinste Anleihen, weil es erst im Anfang seiner industriellen Entwickelung stehe; die Industrie brauche noch so viel Kapital, daß sie den Staatsrenten auf Jahre hinaus eine gefährliche Konkurrenz machen werde. Die seit 1890 in Deutschland ausgegebenen Aktien und Obligationen industrieller Unternehmungen haben ja wirklich sehr große Summen aufgezehrt, diesonst vielleicht in deutscher Staatsrente angelegt worden wären. Diese Entwickelung hat auch den Zinsanspruch gesteigert; dreiprozentige Papiere konnten den Kapitalisten nicht reizen, dem die Industrie sein Geld mit 5 und 6 Prozent verzinst. Die geringere Sicherheit nahmen die Meisten unbekümmert hin, weil sie lieber gut essen als völlig ungestört schlafen wollten (und schließlich auch als Industrieaktionäre recht gute Nächte hatten). Das Experiment mit den dreiprozentigen Anleihen mißglückte; der Kurs sank so tief unter den Ausgabepreis von 87, daß die Anleihe des Jahres 1892 zu 83,60 begeben werden mußte. Wer damals dreiprozentige Reichsanleihe gekauft und bis heute behalten hat, kann, da sie jetzt auf 89 steht, einen ganz hübschen Kursgewinn verzeichnen; noch besseren Einer, der Ende 1895 oder 1896 verkauft hat, als der Kurs über 99, also auf das heutige Niveau der dreiprozentigen französischen Rente, gestiegen war. Die Möglichkeit, an deutscher Reichsanleihe Geld zu verdienen, war also gegeben und sprach für Miquels Versuch einer Zinsherabsetzung. Wichtiger war für den Staatsmann aber wohl ein anderer Grund: da die Anleihebedingungen in gewissem Sinn als ein Werthmesser gelten, darf Deutschland mit seiner Zinsfestsetzung nicht hinter England und Frankreich zurückbleiben. Frankreichs dreiprozentige Rentenpapiere stehen auf 99, die 2½ prozentigen englischen Konsols zwischen 90 und 91; und Deutschland sollte nicht wagen dürfen, dreiprozentige Schuldverschreibungen auszugeben? Heute ist es durch die Ungunst der Verhältnisse auf die selbe Rangstufe wie Italien und Oesterreich-Ungarn gebracht worden, die für einen Theil ihrer Anleihen schon den 3½prozentigen Typus gewählt haben und mit den Konvertirungen fortfahren werden. Während diese Länder ihre höher verzinslichen Anleihen in solche mit geringerem Zinsfuß umwandeln, ist bei uns, allen Ernstes, der Vorschlag gemacht worden, die niedrig verzinslichen Papiere wieder „hinaufzukonvertiren". Dann ginge die Reise zurück. Spät genug sind unsere vierprozentigen Reichsanleihen in 3½prozentige umgewandelt worden (im Jahr 1897, nachdem schon 1886 eine 3½ prozentige Reichsanleihe ausgegeben worden war); und die dreiprozentige Reichsanleihe ist, trotz ihren wechselnden Schicksalen, ein Standardpapier geworden, das auch im Ausland (in London, Amsterdam und Brüssel) notirt wird. Dem Ansehen Deutschlands würde also zweifellos geschadet, wenn man für die Dauer zu 3½prozentigen Anleihen überginge oder die dreiprozentigen gar in höher zu verzinsende umwandelte.

Die Reichsanleihe ist nicht populär. Warum? Erstens, weil es Anleihen des Deutschen Reiches eigentlich gar nicht geben sollte. Das klingt paradox, läßt sich aber begründen. Das Reich hat nur ein geringes fundirtes Vermögen und in den fünfundzwanzig Bundesstaaten, von denen jeder Anleihen emittirt, auf dem Markt Konkurrenten. Die Aktiva des Reiches bestehen, abgesehen von den Reichseisenbahnen, deren Einnahmen noch nicht den fünften Theil des für Anleihezinsen erforderlichen Betrages decken, und der Reichspost, zum größten Theil aus dem Ertrag der indirekten Steuern; Preußen dagegen hat in seinen Eisenbahnen ein Vermögensobjekt, dessen Ertrag mehr als doppelt so groß ist wie das Erforderniß für die Ver-

Digitized by Google

zinsung der Staatsschuld. Auch in den übrigen Bundesstaaten übersteigen die Eisenbahneinnahmen die für den Zinsendienst der Anleihen erforderlichen Summen oder kommen ihnen wenigstens sehr nahe, wie in Bayern und Württemberg. Die bundesstaatlichen Anleihen sind also besser fundirt als die des Reiches; die Bundesstaaten müssen aber auch für die Reichsanleihezinsen aufkommen: sie haben, nach der Verfassung, die Reichsausgaben zu decken, die über die Einnahmen hinausgehen. Ein Schuldner, der, wie das Reich, eine Anzahl potenter Bürgen hat, wird stets Kredit finden; aber er darf sich nicht wundern, wenn er die Frage hört, was werden solle, wenn Jahr vor Jahr neue Anleihen herauskommen. Die Anleihen des Reiches sind ewige Renten; wann oder wie die Schulden getilgt werden sollen, ist nicht gesetzlich bestimmt. Zwar giebt es für die Verwendung überschüssiger Reichseinnahmen zur Schuldentilgung Vorschriften, nach denen aus dem Ertrag der Zölle und der Tabaksteuer seit zehn Jahren denn auch Beträge bis zu 50 Millionen jährlich zur Verminderung der Reichsschuld benutzt worden sind; dabei handelt es sich aber nicht um die Amortisirung vorhandener Rententitres, sondern um eine Herabsetzung des Anleihesolls: das Reich hat seine Kreditansprüche um den Betrag verkürzt, der ihm aus den erwähnten Einnahmequellen zu diesem Zweck zufloß. Das bedeutet höchstens also eine indirekte Verminderung der Reichsschulden; die Aussichten für alte und neue Anleihepapiere sind dadurch noch nicht verbessert. Das Reich muß seine Einnahmen vergrößern, um den wachsenden Zinsenbedarf decken zu können, der allerdings, wie schon gezeigt wurde, einstweilen nur ungefähr den zwanzigsten Theil der Gesammtausgaben des Reiches fordert.

Das deutsche Publikum hat keine starke Neigung zu deutschen Rentenpapieren; es zieht fremde vor. Vielleicht, weil ihm überhaupt noch immer das Ausländische mehr imponirt. Nun soll natürlich Keinem verwehrt werden, sein Geld dahin zu tragen, wo er sich die beste Verzinsung erhofft. Erwähnen muß man diesen Hang zum Exotischen aber, weil er die Schwierigkeiten erklären hilft, unter denen unser Rentenmarkt leidet. Die Staatsschuld Frankreichs beträgt 30 Milliarden Francs, die Englands ungefähr 800 Millionen Pfund Sterling; die Schuld des Deutschen Reiches ist also wesentlich geringer. Trotzdem und trotz den niedrigeren Zinsen, die dem französischen und englischen Kapitalisten sein Rentenpapier bringt, sind die dreiprozentige französische Rente und die $2^1/_2$ prozentigen englischen Konsols populär. Sind Engländer und Franzosen ängstlicher und behalten ihr Geld deshalb lieber im Land? Daß Frankreich 9 Milliarden in russischen Papieren angelegt hat und diesen Betrag jetzt noch erhöht, hat politische Ursachen; der französische Patriot will seinen Verbündeten unterstützen. Nicht auf psychologischem, sondern auf wirthschaftlichem Gebiet aber ist der Hauptunterschied zu suchen. England und Frankreich sind an Kapital viel reicher als Deutschland, haben nicht annähernd so viel Geld für die Industrie verbraucht wie wir in den letzten Jahrzehnten und finden deshalb auch für niedrig verzinste Rente leichter Käufer. Unsere Wirthschaft war viel produktiver und deshalb hat das Anlagebedürfniß sich dem Industriegebiet zugewandt. Die Skala $2^1/_2$, 3, $3^1/_2$ und 4 Prozent für England, Frankreich, Deutschland und Rußland (das ja erst in seiner heutigen Lage höheren Zins zahlen muß) ist immerhin aber kein für den Deutschen erfreulicher Anblick. Und wir sind nicht sicher, ob der jetzt unternommene Versuch, den Kurs der Staatsrente zu heben, gelingen wird. Die preußische Regirung hat bekanntlich einen Gesetzentwurf eingebracht, nach

Digitized by Google

dem die öffentlichen Sparkassen von ihrem verzinslich angelegten Vermögen mindestens 30 Prozent in mündelsicheren Schuldverschreibungen auf den Inhaber und davon mindestens die Hälfte in Schuldverschreibungen des Reiches und Preußens anlegen sollen. Noch vor der Sanktionirung hat dieser Gesetzentwurf einen Erfolg gehabt: die Sparkassen haben bei der neuen Subskription große Beträge gezeichnet. Jetzt können sie die Papiere, die sie, gern oder ungern, ja doch kaufen müssen, noch zu dem niedrigen Emissionkurs bekommen; später würden sie wahrscheinlich mehr dafür zu zahlen haben. Für und wider die Sparkassenvorlage ist viel gesagt und geschrieben worden; mehr, als Manchem nöthig schien. Die 15 Prozent vom Gesammtbetrag des disponiblen Vermögens werden nach Menschenermessen weder dem Zinsfuß der Sparkassengelder wesentlich schaden noch dem Kurs der Staatspapiere wesentlich nützen. Die Behauptung, das neue Gesetz bedrohe die Sicherheit der Sparkassenanlage, ist so unhaltbar, daß man wirklich nichts dagegen zu sagen braucht.

Ob ein höherer Kursstand, wenn er zu erreichen wäre, die Staatsrenten beliebter machen würde? Je höher der Kurs, desto niedriger die Verzinsung; und damit wäre dem Publikum nicht gedient. Höchstens Denen, die das Papier billig gekauft haben und dann von der Kurssteigerung profitiren. Im Uebrigen bliebe nur die suggestive Wirkung, die ein hoch notirtes Papier auf die Kauflust zu üben pflegt. Man könnte an kleinere Mittel denken, etwa bestimmen, daß bei gewissen Emissionen die Einzahlung auch in Raten zulässig, die Eintragung in das Staatsschuldbuch gebührenfrei, der Umsatz in deutschen Anleihen stempelfrei ist. Großer Erfolg wäre auch davon natürlich nicht zu erwarten. Eine gründliche Umgestaltung der Börsen- und Stempelgesetze würde sicher aber dem Rentenmarkt Vortheil bringen. Der Reichstagsabgeordnete Kaempf hat schon vor drei Jahren gesagt, nur die Modernisirung unserer wirthschaftlichen Gesetzgebung werde den deutschen Anleihejammer beseitigen. Erschwert man den deutschen Börsen noch weiter den Verkehr, so gehen Geschäft und Kapital ins Ausland und das internationale Geschäft meidet die deutschen Plätze. Das schadet auch den deutschen Staatspapieren, die dann weder im heimischen noch im internationalen Verkehr ausreichenden Raum finden.

Verständige Vorschriften für die Tilgung der Reichsschuld könnte eine gewisse Erleichterung schaffen. In dem Reformgesetz, über das jetzt verhandelt wird, ist eine Amortisation der Reichsschuld vom Jahr 1907 ab mit alljährlich drei Fünfteln des jeweiligen Schuldbetrages vorgesehen. Gescheite Männer haben sich oft für die freiwillige, der Finanzlage angepaßte Amortisation erklärt. Unter Umständen kommt man dabei allerdings in einen circulus vitiosus: das zur Tilgung der älteren Anleihen Nöthige muß durch neue Anleihen herbeigeschafft werden und der Anleihebedarf bleibt unverändert. Eine regelmäßige Schuldentilgung gäbe aber den Kapitalisten jedenfalls die Gewißheit, daß die Reichsschuld nicht ins Grenzenlose wachsen kann. Statt der amortisirbaren Anleihen wären auch auf längere Zeit unkündbare Prämien-Anleihen möglich. Deutsche Prämien-Anleihen (ich habe hier schon einmal davon gesprochen) wären vielleicht populär; doch müßte man, um auch den Aermeren die Betheiligung zu ermöglichen, kleine Stücke, etwa bis zu 50 Mark, ausgeben. Dann wäre auch die Emission $2^3/_4$ prozentiger Anleihen nicht ausgeschlossen; wer auf eine Prämie hofft, fragt im Allgemeinen nicht allzu ängstlich nach der Höhe der Verzinsung. Bequem würde die Unterbringung deutscher Staatsanleihen freilich erst werden, wenn das Kapital die Luft an Industriepapieren verlöre. Und ich glaube nicht, daß wir diesen Zustand herbeiwünschen dürfen.

Ladon.

Theater.

Der Krieg hatte nur Niederlagen gebracht. Aus der allzu laut angekündeten Revolution war nichts geworden als Meuchelmord und Winkelgemetzel. Europa hatte sich von dem ersten Staunen erholt und fand die Geschichte nur noch komisch. Das ist der junge Riese, vor dessen Wink alle Staatsgewalten einst bebten, das im Westen umworbene, im Osten gefürchtete Weltreich? Nirgends Zucht; noch nicht einmal der Wille zur Organisation; nirgends ein Mann. Ein faulendes, zerfallendes Barbarenland; unsere Liberalsten hatten es immer gesagt. Knirschend trug der Russe die Schmach. Das haben wir nun. Nicht nur den Jammer, die Noth dieses dummen Krieges: für jeden Einzelnen auch noch die Schande, das Bewußtsein persönlicher Entwerthung. Das hat der Tshin uns mit seiner Leistung beschert. Und keine Hilfe. Europa will uns nicht hören. Hat Alles vergessen, was wir ihm gaben. Dostojewskij, Tolstoi, das ganze Geschlecht, das aus Gogols „Mantel" erwuchs. Kam solches Psychologengenie, solche Epenkunst aus kulturlosem Boden? Durften Repin, Aiwasowskij, Trubezkoi, Somow sich nicht neben Eure tüchtigsten Maler und Bildner stellen? Warum horcht Ihr auf Die jetzt nur, die ihr Vaterland schmähen, ihm Schrecken sinnen, wie einer Negerrepublik ihm Eure aufgetragenen Kleider anziehen wollen? Weil Alexejew ein Gauner, Stoessel ein Wicht und im weiten Reich kein neuer Peter oder Nikolai zu finden war? Keine Antwort. Herr Gorkij und ernsthaftere Nachfahren Bakunins hatten das Wort und riefen auf allen Gassen, Rußland sei zum Untergang reif. Auch die Literatur habe ihm nur Unheil gebracht: das Volk, statt es zur That zu spornen, nur in fromme Träume gelullt. In Moskau wurde ein Mimenhäuflein ungeduldig. Gar zu albern, überall zu hören, daß wir nichts können, zu jedem sehenswerthen Werk untauglich sind. Leute, die seit acht Jahren auf weise abgegrenztem Gebiet redlich gearbeitet hatten. Nicht in der Zunft erwachsen, doch mit allen Künsten der Zunftmeister vertraut. Um die Mitte der neunziger Jahre wars auch auf Rußlands Brettern lebendig geworden. Hoftheater und pariser Truppen in beiden Hauptstädten: ganz schön. Nur ein Bischen langweilig. Dramen und Spieler stets aus Frankreich zu beziehen. Unsere Menschen und unsere Konflikte sind anders. Gribojedows „Unglück, zu viel Geist zu haben", Gogols „Revisor", Pisemskijs „Leibeigener", Ostrowskijs Kleinbürgerkomoedien, manchmal sogar Tolstois „Macht der Finsterniß" und „Früchte der Bildung" werden ja aufgeführt; geben uns aber auch nicht viel von noch modernem Erleben. Unseren Jungen, Allen, die nach Garschin kamen, und der Jeune Europe, der so Großes gelungen sein soll, ist die Gnadenpforte ge-

sperrt. Dazu das alte Weh und Ach offiziellen Bühnenbetriebes. Großfürstliche Launen. Weiberwirthschaft. Keine Intimität, kein Zusammenhang zwischen Literatur und Theater. Antoine hat in Paris gezeigt, wie mans machen muß. Hat Autoren und Spieltalente gefunden und allmählich selbst die stolze Kundschaft der Comédie in sein Rebellenheim gelockt. Alexej Suworin machts in Petersburg nach. Spielt alles Neue, Alles, was in Europa Marktwerth hat. Immer die Petersburger! Die bilden sich in ihrem Rieselsumpf längst ein, die Kultur gepachtet zu haben, und belächeln das träge, aus der Mode gekommene Mütterchen Moskau. Denen müssen wir endlich zeigen, daß wir nicht die rückständigen Asiaten sind, für die sie uns halten. Konstantin Alexejew, ein Industrieller, hatte mit Herren und Damen aus der moskauer Gesellschaft Theater gespielt. Leichte Sachen: Vaudevilles, Schwänke, Operetten. In Rußland, wo die Frauen wohlhabender Kaufleute und angesehener Tschinowniks im Opernchor mitsingen (der drum auch besser klingt als bei uns), wundert sich Niemand, wenn aus der Ersten Gilde plötzlich Einer oder Eine auf die Bretter springt. Als der Erfolg den Versuch krönte, wurde aus der Spielerei bald heiliger Ernst. Der Millionär Morosow gab Geld, der Dramatiker Nemirowitsch-Dantschenko literarischen Rath: der Wettkampf mit dem Kaiserlichen Theater war möglich. Moskau jubelte, Petersburg fand Alles weit übertroffen, was die Franzosen ihm je geboten hatten. Durfte man sich hinaus wagen? Gefährlich. Frau Sawin hat die Berliner nicht interessirt. Gewiß spielen sie dort viel besser. Stanislawskij hat ja in Meiningen erst gesehen, was ein Regisseur vermag. Jetzt aber, in solcher Noth, im Gestöber schmähender Rede darf man nicht zagen. Immerhin wird Europa sagen, daß wir fleißig gewesen sind; wird der armen Heimath ein Bischen Achtung zu erstreiten sein. Mehr können wir leider nicht wirken. Das Künstlerische Theater ging auf die Reise.

Vor sieben Jahren, als Maria Gawrilowna Sawina in Berlin gastirt (und sich im letzten Akt von Suworins „Tatjana Repina" als eine Meisterin gezeigt) hatte, schrieb ich ein paar Sätze, die ich heute wiederholen möchte. „Der Russe hat die Optik des Epikers; hat sie auch, wenn er sich um theatralische Wirkung bemüht. In der Heimath kann ihm solche Wirkung gelingen: der Zeiger rückt im Zarenreich langsam vor und das Publikum hat Muße, bedächtig die Dinge, die ihm vors Auge gestellt werden, zu betrachten. Der Europäer möchte im Eilzugstempo ans Ziel, möchte in dem aufgeblätterten Buch, das nach des Tages Last über kurze Abendstunden hinweghelfen soll, rasch die letzte Seite lesen; der Russe freut sich der Reise, die seines Daseins traurige Monotonie angenehm unterbricht, und ist zufrieden, wenn das Buch recht viele Blätter hat, auf denen bunte, blutünstige oder zur Fröhlichkeit

Digitized by Google

stimmende Geschichten verzeichnet sind. Uns erzählen die slavischen Bühnenprätendenten zu viel; der Neugier ihrer Landsleute können sie nie genug erzählen. Dazu kommt, daß der russischen Massenpsyche der eigentliche dramatische Nerv fehlt; daß sie zu rücksichtlos hitziger Parteinahme sich schwer nur entschließen kann. Der Russe ist, selbst der Mushik, vom Rassengenie zu reichlich mit psychologischem Spürsinn bedacht, als daß der kindliche Versuch, die Menschheit in Engel und Teufel, in Ganzgute und Ganzschlimme zu scheiden, ihn befriedigen könnte; er hat im Leid seines Erlebens alles menschliche Geschehen von beiden Seiten, der hellen und der sonnenlosen, kennen gelernt, ahnt die Komplizirtheit aller Triebe und Hemmungen in der bête humaine und sieht in dem Verbrecher sogar, in dem von der Staatsgewalt mit dem Kainszeichen Bemakelten, nur den Unglücklichen, dem die geschäftige Phantasie tausend mildernde, erklärende, entschuldigende Umstände sucht und findet. In der slavischen Zone zärtlichen Mitleidskultes wuchs der Welt noch kein großer Dramatiker. Katharina wollte mit derbem deutschen Herrnwort ihrer neuen Heimath schnell eine Dramatik schaffen; bald aber mußte auch sie einsehen, daß aus unfruchtbarem Boden nicht auf Kommando zu ernten ist und daß ihr Dershawin (dessen Oden noch heute in Rußland Bewunderer haben) auf eigenem Grund nur nachahmende Handwerkerarbeit zu liefern vermochte. Die dramatische Dichtung der Russen, deren Epik seit Gogols Tagen mächtig auf die Weltliteratur gewirkt hat, ist bis heute unter fremdem Einfluß geblieben: die Tragiker haben sich an Viktor Hugo, Delavigne und deren Erben gehalten, die Komiker Molières Technik und Typenkunst nachzustreben versucht... Die russischen Mimen aber brauchen die bei uns jetzt so hoch (höher als jede stilisirende Kunst) geschätzte „Natürlichkeit" nicht erst im Westen zu lernen; sie gaben sich im bürgerlichen Schauspiel mit einer Einfachheit, die nur die ersten sujets der berliner Bühnen allmählich erreicht haben. Eine orgiastische Kneiperei, zu der sich Theatermädchen mit Bankiers, Gutsbesitzern und Journalisten vereinen, wurde im winzigsten Zug so echt dargestellt, wie mans bei uns kaum je sehen wird."

Sieben Jahre danach kamen die Moskauer. Aus der Stadt, der ein deutscher lutherischer Pastor, Johann Gottfried Gregory, im siebenzehnten Jahrhundert (unter Alexej Michailowitsch, dem Zögling eines Morosow) das erste Theater und die erste Theaterschule schuf. Und gaben Deutschland mit Zins und Zinseszins zurück, was die russische Kunst einst von ihm empfing. Ihr Gastspiel war eine Katastrophe für alle deutschen Bühnen. Wir haben keine, die solche Leistung, so makellose Vorstellungen zu bieten hat; keine, die sich mit solchem Recht Künstlerisches Theater nennen dürfte. Die Russen brachten kein einziges starkes Drama; und doch war jeder Abend ein Sieg. Wie wurde Das möglich?

Digitized by Google

Sie spielten das Mittelstück aus der Godunow-Trilogie des Grafen Alexej Tolstoi. (Beide Tolstois haben, so grundverschieden sie an Wollen und Vermögen sind, das gemeinsame Schicksal, vom deutschen Publikum mißverstanden zu werden. Als die „Macht der Finsterniß" aufgeführt wurde, glaubte man, der Dichter kämpfe für Volksbildung und wolle sagen: Seht, wie Furchtbares Unwissenheit wirkt. Er wollte aber sagen: Wir tappen Alle im Dunkel; und in dieser Finsterniß erhellt nur eine Macht, die Liebe, unseren Pfad; Liebe zu Gott und zum Nächsten. Dem älteren Grafen Tolstoi traute man zu, er wolle, als Liberaler, die Schrecken der Autokratie schildern. Er war aber „reaktionär" und wollte sagen: Unser großes Rußland kann einen grausamen Narren und einen weichlichen Träumer vertragen, Iwan und Feodor, denn Beide sind von Gott ihm bestimmte Zaren; gefährdet ists erst, sobald ein Emporkömmling die Mütze des Monomachos aufstülpt; gefährdet und in unheilvolle Wirrniß gerissen, selbst wenn der Diktator ein Mann von der Kraft, dem Muth und der Schlauheit des Boris Godunow ist.) Ein achtbares Historienspiel; ungefähr auf der Linie von Delavignes Ludwig dem Elften. Viel besser (freilich auch nüchterner), als Herr von Wildenbruch solche Sachen macht. Der Europäer müßte nachdenklich werden, wenn er hört, daß ein Drama, in dem ein Zar als halbidiotischer Schwachkopf dargestellt ist, lange vor der „Revolution" auf russische Hofbühnen kommen konnte. Romantischer Ueberschwang im Stil Hernanis und der Maria Tudor ist gemieden und mit ernsthaftem Eifer, ohne um Gunst zu buhlen, versucht, die Handlung aus den Charakteren erwachsen zu lassen. Zar Feodor Iwanowitsch, der Sohn des Schrecklichen, ist sanft, liebenswürdig, gutmütig, doch ein Männchen ohne Knochen, ohne herrische Entschlußkraft und hellen Verstand. Der Tatarensproß Boris Godunow, sein Schwager, ist klug, zäh, tapfer und rasch zur That; ein Bonaparte aus kaltem Orient. Die Bojaren schwanken zwischen dem angestammten und dem imponirenden Herrn. Wenn der Zar zur Scheidung von seiner holden Irina gezwungen würde, wäre Boris entwurzelt. Wenn sie den Zarewitsch Dmitrij zum Gossudar ausriefen, wären sie von dem Schwärmer und von dem Hausmeier befreit. Da kommt die Kunde, Dmitrij sei in Uglitsch gestorben und der Tatarenkhan rücke mit seiner Horde gegen Moskau vor. Zagend vernimmt es der letzte Rurik; nur weinen kann er und aus seiner Ohnmacht die Frage himmelan senden, warum gerade er zum Zaren ausersehen sei. Boris aber kennt kein Zaudern. Ordnet, wie in ruhiger Zeit, die Staatsgeschäfte, giebt, um die Bojaren jetzt nicht zu reizen, einem zuverlässigen Manne den Oberbefehl über das Heer und folgt ihm als einfacher Kriegsmann in den Kampf gegen die Horde. Das ist der politische Inhalt des Dramas.

Digitized by Google

Daß es mißverstanden wurde, ist nicht dem Regisseur zuzuschreiben. Herr Konstantin Alexejew, der sich als Schauspieler Stanislawskij nennt, hat seine Aufgabe klar erkannt. Die Historie lebt in jedes Russen Gedächtniß, die Intrigue ist schon welk, die Wesensart der Menschen zu monoton, im Lauf der Handlung zu wenig entwickelt, um drei Stunden lang fesseln zu können. Wo ist der tiefste Punkt des Gedichtes? In dem Verhältniß des Volkes zum Zaren. Von hier aus muß diese Welt erbaut werden. Nur zweimal zeigt uns der Dichter das Volk. Zuerst kündet der Zar ihm, Boris habe sich dem mächtigen Bojaren Shujskij versöhnt; dann, vor der Erzengelkathedrale, erfährt es, daß Shujskij, den Boris einkerkern ließ, sich getötet habe, Feodors Bruder Dmitrij gestorben und die Horde in Moskowien eingefallen sei. Diese beiden Momente müssen benutzt werden. Jede einzelne Gestalt in den Haufen hat persönliches Leben; und doch seufzt und jubelt, winselt und brüllt aus Aller Brust die russische Seele. Die Massenpsyche einer bestimmten Zeit. Wir sehen etwas Merkwürdiges, westlicher Gewöhnung kaum Faßbares. Dieser Zar ist Gott und ist Bruder. Der stolzeste Bojar und der elendeste Muschik wirft sich dreimal vor ihm in den Staub, berührt, wenn er ihm naht, mit dem Haupte dreimal die Erde; und spricht mit ihm dann wie mit Seinesgleichen. Die Formen der Anbetung; und dennoch nicht der Gestank aus dem Pferch der Knechte. Jeder weiß: Väterchen ist ein schwaches Kerlchen, das stets das Gute will, oft aber, aus Schwachheit, das Böse schafft, ein armes Menschenkind, das seines Lebens nicht froh und des Geschickes nie Meister wird; doch unser Väterchen. Batushka, dem wir gehorchen müssen. Gott gab ihm die Krone, Gott wird ihn führen, Gottes Allmacht uns vor dem Schlimmsten gnädig bewahren. Gott, der ihn im Schoß einer Zarin weckte, beten wir an. Was könnte ein Godunow uns sein? Den rief der Herr nicht zum höchsten Amt. Der bliebe uns immer ein Fremdling. Feodor Imanowitsch gehört zu uns, wie unsere schwarze Erde, wie unser harter Winter und andere Mühsal, die wir lieben lernten; und wie wir Iwans Faust küßten, weil Gottes Zorn sie geballt hatte, so müssen wir uns auch vor dem Zärtling beugen, der vielleicht gesandt ward, die uns vom Vater geschlagenen Wunden zu heilen. Bei aller Ehrfurcht bleibt man mit Väterchen aber auf Du und Du; zupft ihn am Rockzipfel und schwatzt, wie mit dem Nachbar, mit ihm, bis er ungeduldig wird. Spricht man zu Gott denn anders? Der läßt sich auch nicht Euer Majestät nennen, heischt auch nicht, daß man stumm auf seine Ansprache warte. Alle Obrigkeit ist von Gott; ist sies nicht, so maßt sie sich nur Herrnrecht an und darf von uns nicht Gehorsam fordern. Zar, Pope, Polizeimann: auch wenn sie die Amtspflicht nicht erfüllen, stehlen, Hurerei treiben, trunken im Straßenschmutz liegen, haben vom Weltenschöpfer

einmal die Weihe empfangen. Frage nicht, Brüderchen, wie ihr Wandel ist, sondern bücke Dich vor der heiligen Macht, deren Gefäß sie sind. Diese islamische Stimmung mußte gezeigt werden; sonst war der Sinn des Dramas nicht zu verstehen. Und die Kunst eines Meisters wirkte ihr das Gewand.

Auch der Pracht des alten, von der Tatartschina noch nicht völlig aus der Demokratie gelockerten Zarthums. Fühlt der liberale Europäer nicht, daß er im Orient ist? Das Schloß funkelt von Gold; die Karawane hat köstliche Stoffe und edles Gestein herbeigeschafft; Wand und Decke prangt in leuchtenden Farben. Jeder Bojar kleidet sich wie im Westen kein mittlerer Territorialherr; und das zerlumpte Volk, dessen harte Fronarbeit die Häufung solcher Schätze ermöglichte, stöhnt nicht, sondern freut sich des Pompes. Wie in eine Höhle kriecht man ins Schlafgemach der Zarin; und scheut sich doch nicht, auch da den Gossudar mit Botschaft und Warnung zu suchen. Hörtet Ihr im Westen je eine Glocke, die wie diese klang? So ruft, mit tausend Zungen, nur die Altmutter Moskau. Hell tönt es, nicht schrill; schnell schwingt der Klöppel und für unser Gefühl ists im ersten Augenblick gar nicht feierlich. Ueber die Menge aber kommts wie Verzückung, wie die Erfüllung sehnsüchtiger Traumwünsche. Oder ists Hysterie? Das windet sich wie im Krampf, schlägt die Brust, lallt irre Laute, steht starr und stürzt dann, als hätte aus den Wolken sich eine Hand gereckt und den Aufrechten mit einem Streich gefällt. Die Glocke wimmert und jauchzt, das Land schluchzt und erbebt in Hoffnungwehen; und auf seiner Höhe krümmt sich der Zar: Warum ich, Urewiger, — warum gerade ich?

Die Protagonisten sind, wie sie sein müssen. Der Zar könnte jugendlicher und zarter sein. Selbst Nikolai Alexandrowitsch, an den er erinnert (der nur klüger ist, durchaus nicht der Tropf, den Zeitungweisheit aus ihm macht), hat mehr Charme, ein adeligeres Wesen als dieser fettige Jämmerling. Die haltlose Armseligkeit des Mannes ist aber mit triebhafter Sicherheit, nicht von wägendem Verstand nur, getroffen. Vor uns steht ein redlicher Mensch, gutmüthig, mild, von dem Wunsch erfüllt, Glück zu verbreiten; der als Bürger und Familienvater Gutes gestiftet hätte, dessen Hand Ruriks Schwert aber nicht zu schwingen vermag. Und neben ihm Boris: kräftig, kalt, verschlagen; der schöne Mann aus dem Heldenbuch. Daß man ihm die tatarische Abstammung ansieht, ist wichtig. Die Zarin ein Heiligenbild; still und lieblich und doch Godunows Schwester. Shuiskij ein gut genährter, stattlicher Bojar, der schon durch die Wucht der Erscheinung wirkt. Alle sprechen einfach, sind auf den selben Ton kräftiger Natürlichkeit gestimmt und sinken nie ins Triviale. Jeder, man merkts, kennt den Menschen, den er spielen soll, bis in die geheimste Seelenfalte; hat sich bemüht, ihm das dieser besonderen

Individualität angemessene Kleid zu schaffen, und kann auf seinem Weg nun niemals irren. („Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln". Und kann einen Schwächling nicht plötzlich heldisch stolziren, aus dem Mund einer Slavenmadonna nicht Gekreisch schallen lassen.) Und aus dem Gedröhn dieser Stimmen spricht zu uns Rußland.

Das alte Rußland. So war ich, spricht es, und bin im Wechsel der Zeit so, fast unverändert, geblieben. Sieh Dir den Goldreif, der Feodors Schädel umspannt, genau an. Das ist nicht mehr Ruriks Mütze. Seit Iwan der Dritte sich der Nichte des letzten Basileus von Byzanz vermählt und den zweiköpfigen Adler ins goldene Wappenschild gesetzt hat, ist das Erbe der oströmischen Palaeologen dem der Hordengroßkhane vereint. Iwan der Vierte war der Sohn einer Tatarin. Als sein Feodor, nach vierzehnjähriger Schattenherrschaft, gestorben, die letzte Frucht vom Mannesstamm Ruriks verdorrt war, schloß, gegen die Polen, deren Ladislaus sich zum Zaren ausrufen ließ, das russische Nationalgefühl mit der griechischen Orthodoxie den Bund, der vier Jahrhunderte währen sollte. Nicht nach Freiheit langte damals das Volk, sondern stand auf, um sich als Nation zu behaupten. Und als Michael Romanow den Thron der Waräger bestieg, erbte er die ungeschmälerte Würde des Basileus und des Großkhans. Der Boris, den Du hier siehst, hat die Bauern an die Scholle geschmiedet und dadurch die Macht der Bojaren, die er für sein Usurpatorenrecht werben wollte, gestärkt. Gegen den Willen des Zaren waren aber auch sie, waren alle Stände ohnmächtig. So mußte es sein; denn nur das gekrönte, heilige Haupt, das seinem Gott allein verantwortlich ist, ragt so hoch, daß es in der Ferne schon den Weg zu erkennen vermag, der dem Volke frommt. Siehst Du mich endlich nun, wie ich bin, und ahnst, wie schwer mirs sein müßte, anders zu werden? Griechisch-orthodoxe, evangelische, römisch-katholische und armenische Christen, Raskolniken, Mohammedaner, Israeliten, Buddhisten und Heiden leben auf meinem Boden, der vom Nördlichen Eismeer bis an die persische und chinesische Grenze reicht; Iranier und Turanier, Slaven und Germanen, Semiten und Mongolen, Hyperboräer und Stämme der ugrisch-finischen Gruppe. Ein Volk aus ihnen zu machen, schien die von der Vorsehung mir aufgebürdete Pflicht. Da blieb keine Muße, in ängstlichem Gewissen Freiheit und Menschenrecht zu bedenken. Wähnst Du, diese Arbeit sei jetzt gethan und ich könne bequem fortan nach dem Rhythmus Deiner Nerven leben? Dann mußt Du noch eine Strecke weiterwandern und sehen, welches Menschengethier heute mein Boden trägt . . . Genug für diesmal. Ihrer Heimath, die dem Europäer bis auf diesen Tag ein unfaßbares Räthselreich blieb, gaben die Moskauer Körper und Stimme. So wurde ihr erster Sieg möglich. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 28. April 1906.

Marginalien.

Zwei neue Ritter dürfen fortan das Orangeband und das hellblaue Kreuz des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler tragen. Herr Joseph Maria von Radowitz hat den vom ersten Preußenkönig gestifteten Orden als Lohn für die in Algesiras geleistete Arbeit erhalten. Tausend Zungen loben ihn jetzt; und keine fragt, warum der solchen Ruhmes würdige Mann am Manzanares verwittern, vierzehn Jahre lang müßig in Madrid sitzen mußte. Oft wurde hier die Frage gestellt; nie kam hörbare Antwort. Nicht beim Kaiser in Gunst; als ein aus bismärckischer Zeit Ueberlebender den Mignons verdächtig; und als Gatte einer Russin längst, dicht neben dem General von Werder, auf Holsteins Schwarzer Liste. So leben wir. Ueberall fehlts an tüchtigen Diplomaten: und Einer, der was kann, bleibt aus solchen Gründen im Schatten. Er mag lächeln, wenn er auf dem achtspitzigen Silberstern, den er nun an die Brust heften darf, den Altpreußenspruch liest: Suum cuique. Tritt er noch einmals ins Licht? Unwahrscheinlich. Am neunzehnten Mai wird er achtundsechzig Jahre alt, ist nicht mehr gesund und wollte schon nach Alfonsos berliner Visite den Abschied nehmen. Wer ihn, der dem Reich am Bosporus nützlicheren Dienst geleistet hat als in der Provinz Kadiz, in ein wichtigeres Amt riefe, gestünde damit ja auch, daß die Versetzung von Konstantinopel nach Madrid ein Fehler war. Und so lange es möglich ist, vermeidet man solches Bekenntniß gern. Der zweite neue Adlerritter ist Philipp Friedrich Karl Alexander Botho Fürst zu Eulenburg und Hertefeld, Graf von Sandels. Kein Hertefeld von Geblüt, kein Enkel des Fritz Polte, der das Schranzenthum seiner Standesgenossen mit so boshaftem Leckermaul höhnte und, als man ihm den einzigen Sohn in den Krieg gegen den

Korsen schleppen wollte, in heller Wuth schrieb: „Ich kann meiner Empörung noch immer nicht Herr werden und will es auch nicht. Meine Verachtung gegen den Urheber werde ich mit ins Grab nehmen. Von Patriotismus sprechen solche Leute, die vom Staat leben, immer. Glaube mir, mein Sohn, als einem alten, erfahrenen und von Vorurtheilen freien Manne: der Militärstand ist eine splendide Misere. Wenn man eine Zeit lang darin gearbeitet hat, so fühlt man erst das Angenehme der Indepedenz und, wie nützlich sich Der macht, der als ein Privater seine Güter selbst bewirthschaftet. Er dient dem allgemeinen Besten und braucht mit seiner Meinung nicht zurückzuhalten. Er ist ein freier Mann, der auch frei sprechen darf. Eine Klasse, die jeder Ehre bar und blos ist, läßt sich zu Allem brauchen; folglich ist sie nützlich. Ich wundere mich über nichts mehr (unter dem Dicken Wilhelm). Ich erkenne mehr und mehr, daß die Politik die Wissenschaft des Betruges ist. Und so wird es bleiben, bis vernünftige Landesverfassungen da sein werden, die Kraft haben, die Großen zu binden." Phili, der Skalde, dessen Mutter die Großnichte des letzten Hertefeld war, führt seit 1898 den Namen des cleviſchen Geschlechtes; hat von dessen Wesensart aber nichts geerbt und ähnelt weder dem Samuel Hertefeld, der das Havelluch entwässert und dem Anbau gewonnen hat, noch dem Friedrich Leopold, der über den halb frommen, halb lüderlichen Prunk des von der Lichtenau beherrschten berliner Hofes so grimmige Worte fand. Ist auch nicht der richtige Typus Eulenburg. Keiner von den starken Politikern des obersächsischen Dynastenhauses. Dichter, Komponist, Spiritist (wie der neue Chef des Großen Generalstabes); und auf die Dauer, wie es scheint, nicht aus der Gunst zu drängen. „Er liebt den Kaiser so innig, lebt nur von seinem Blick; und es ist so wohlthuend, dieses Schwärmerauge stets auf sich gerichtet zu fühlen." Immer geht, wenn Philis Name wieder auftaucht, ein Zittern durch die Reihen. Nun der Schwarze Adler; wofür? Rasch war ein Verschen draus gemacht. Eulenburg, hieß es, war Botschafter in Wien und hat seine alten Beziehungen jetzt benutzt, um den Grafen Goluchowski für den Sekundantendienst zu werben. Noch unwahrscheinlicher als Radowitzens Rückkehr ins Sonnenland. Erstens hat Goluchowski (wie hier bewiesen ward und wie er selbst via Paris melden ließ) dem Deutschen Reich gar nicht den Dienst geleistet, für den Wilhelms Eifer so burschikos dankte, sondern für die Franzosen mindestens eben so viel gethan wie für uns. Zweitens war der Fürst zu Eulenburg in Wien nie persona gratissima (höchstens im Palais Metternich) und hätte für Algesiras nichts Werthvolles zu wirken vermocht. Auch mit Holsteins Sturz, über den so viel Unkluges geschrieben wird, braucht die neue Auszeichnung des Günstlings nicht zusammenzuhängen. Die beiden Wirklichen Geheimen Räthe haben

Digitized by Google

lange gemeinsam, später gegen einander gearbeitet und in Liebenberg wird die Freude nicht klein gewesen sein, als die Kunde kam, der Mitwisser sei endlich nun gefallen, der Austernfreund dem Troubadour und seinem Kuno nicht mehr gefährlich. Doch der Kaiser hatte keinen Grund, diese Freude noch durch einen Huldbeweis zu würzen. Wozu in die Ferne schweifen? Phili hat sich wieder „bethätigt". Diesmal finds nicht Skaldensänge oder Methlieder, ists kein Waldmärchen, Seemärchen oder Märchen von der Freiheit, sondern ein Prachtwerk, das Wilhelm den Zweiten und andere dem Schwärmerauge groß scheinende Männer verherrlicht. Das Exemplar kostet fünfhundert Mark und auf dem Titelblatt ist der schwarze Aar zu schauen. Noch nicht auf der Brust des Herausgebers, dem ähnliches Verdienst den Sitz im Herrenhaus, Botschafterrang und Fürstenhut eingebracht hat? Höchste Zeit. Suum cuique.

Wenn im Januar die Ritter des Hohen Ordens im Schloß zum Kapitel versammelt sind, empfängt hoffentlich noch ein dritter Getreuer die Accolade. Freiherr Speck von Sternburg, Deutschlands Botschafter in Washington, ist nicht seit gestern erst dieser Ehre würdig geworden. Welche Mühsal und Kümmerniß hat ihm, bis es endlich untergebracht war, allein das Fritzendenkmal bereitet, mit dem der Kaiser die Yankees beglückte! Wahres Verdienst darf nicht ungekrönt bleiben; bleibts heutzutage auch nicht. Radowitz durfte, weil seine Frau Russin ist, nicht nach Petersburg. Speck darf, trotzdem er eine Amerikanerin geheirathet hat, in den Vereinigten Staaten das Deutsche Reich repräsentiren. Repräsentirt es aber auch wie kein Anderer vor ihm. Hat erreicht, daß amerikanische Kriegsschiffe, nachdem sie zweimal eingeladen waren und in Marseille (ohne eingeladen zu sein) den Präsidenten Loubet begrüßt hatten, nach Kiel kamen, daß Milliardäryachten bei Düsternbrook ankerten und Morgan und Genossen für die Kieler Woche kostbare Preisspenden lieferten. Tritt, wie der Gesandte eines Vasallenstaates, auf dem Bahnhof an, wenn Herr Roosevelt abfährt, der ihm, vielleicht zum Dank für solche Huldigung, seine Pferde leiht und ihn mit einem Jovislächeln Specky nennt. Die Möglichkeit eines anständigen Handelsvertrages hat er uns noch nicht näher gebracht. Thut nichts. Muß das Ansehen einer Großmacht nicht ungemein zunehmen, wenn ihr Vertreter auf dem Bahnhof Honneur macht, mit einem neckischen Kosenamen gerufen wird und, während der Präsident auf Reisen ist, einen huldvoll geliehenen Gaul besteigen darf? Jetzt hat Specky wieder bewiesen, daß er drüben noch immer das Tüpfelchen ist. Statt nach San Franzisko zu fahren und zu sehen, ob er den durch Erdbeben und Feuersbrunst des Hauses und der Habe beraubten Deutschen nützen könne, hat er in Pittsburg eine Tafelrede gehalten. Aus der wir zunächst erfahren, daß der Herr, der auf dem für unsere Wirthschaft wichtigsten Posten sitzt,

seit 1885 nicht in der größten Industriestadt der Vereinigten Staaten war. Die Reise ist kurz und bequem. Hat der Botschafter auch in der kongreßlosen Zeit so furchtbar viel zu thun, daß er sich nicht früher schon mit eigenen Augen von der Entwickelung des pittsburger Gewerbes überzeugen konnte? Seit er auf dem Weg ins Generalkonsulat von Kalkutta zur Nachfolge Hollebens berufen ward, ist manches Jahr vergangen. Trotzdem keine Muße zu so kleiner Fahrt. Ersetzt die Tiefe des Gemüthes dem Genialen die Anschauung? Doch die Rede lehrt uns noch mehr. Deutschlands Boden, vernehmen wir, birgt nicht so reiche Schätze wie der anderer Länder. Hier stock' ich schon. Wer Kohle, Eisen und Kali hat, braucht sich in der Fremde eigentlich nicht arm zu nennen. Und wie ist Deutschland zu einer mächtigen Industrie gekommen? Der Freiherr hat irgendwo gelesen, der Sieg deutscher Arbeit sei dem Bündniß von Wissenschaft und Industrie zu danken. Das ist nicht falsch; wird von dem Botschafter aber rasch der Regirung als Verdienst zugeschrieben. Die („Wilhelm der Große und sein eiserner Kanzler") gab das Kommandowort: „und die wissenschaftliche Armee änderte ihre Taktik und wandte sich praktischen Aufgaben zu; so wurde im modernen Deutschland der Professor und Forscher der Begründer der Großindustrie". Et voilà justement comme on écrit l'histoire. Doch kommts noch besser. Nach dem Großvater der Enkel. Wilhelm der Zweite ist „ein überlegener Geist, der die Wissenschaft in den Dienst der Industrie spannen will" und sogar die Pläne zu einem Laboratorium sachkundig zu ändern vermag; „ist bekanntlich einer der hervorragendsten technischen Fachmänner und Meister auf dem Felde der Mechanik in Deutschland." Das ist nicht etwa erfunden. Diese Sätze hat das offiziöse Depeschenbureau allen Zeitungen gemeldet. Was macht man mit solchem Redner? Der böse Bismarck hätte ihn vielleicht einen eloquenten Streber gescholten und unsanftiglich heimgewinkt. Wir wissen die Sorte besser zu schätzen, die den Mund nicht aufthun kann, ohne daß er vom Lob ihres Herrn überfließt. Auf dem weiten Rund der Erde ist kein Reich, dessen Vertreter so von ihrem Kaiser oder Sultan, König oder Präsidenten zu reden wagen. Der britische oder belgische Koburger, die in Geldsachen doch ihren Mann stehen, sind von ihren Ministern nie öffentlich als Finanzgenies gepriesen worden. Der Sternburger hats gewagt. Das blaue Kreuz mit den vier Adlern für unser kerniges Speckchen!

Ein anderer Botschafter, der sich solcher Leistung freilich nicht rühmen darf, ist jetzt in argem Gedräng: Graf Monts. In Rom bekrittelt, weil er sich mit dem Beileid der berliner Regirung erst einstellen konnte, als die vesuvianische Lava fast schon erkaltet war. In Berlin hart getadelt, weil er nicht eifrig genug mit der italischen Presse gearbeitet, die Lockerung des Bündnisses nicht

Digitized by Google

verhindert habe. Dieser Tadel ist ungerecht. Die Presse ist nicht überall so leicht und so billig zu haben wie bei uns; Herr Barrère verfügt über die wirksamsten Düngemittel; und kein Botschafter des Deutschen Kaisers konnte den Glauben an den Werth des Bündnisses sichern, seit Italien sich Frankreich, Frankreich sich Britanien versöhnt hat. „Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt. Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren rathsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keinem Vertrag zwischen Großmächten gesichert und es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden können, unter denen er zu Stande gebracht wurde." Das hat Bismarck vor drei Lustren geschrieben; und im nächsten Satz wiederholt, der Dreibund habe „die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses." Eine strategische Aufstellung ist von einer taktischen zu unterscheiden. Strategie bereitet die Operationen vor; auf dem Schlachtfeld herrscht dann die Taktik. Ich habe Grund, zu glauben, daß Bismarck nie angenommen hat, ein französischer Angriff auf das Reichsland werde unter allen Umständen sofort die Mobilmachung des italienischen Heeres bewirken. Ihm genügte, den Franzosen die Möglichkeit einer solchen Koalition zu zeigen; und er hätte seinen Landsleuten gerathen, höflich und ohne Groll von den Italienern Abschied zu nehmen, wenn die lateinische Verbrüderung und die franko-britische entente cordiale Ereigniß geworden wäre, als er noch im Sachsenwald saß. Das Geplärr, von dem die Gasse jetzt widerhallt, ist sinnlos und blamirt uns nur noch mehr; bringt uns höchstens Guicciardinis Heuchelschwüre, die nicht sechs Dreier werth sind. Die Römer wären Esel gewesen, wenn sie anders gehandelt hätten; sind nicht untreu geworden, sondern haben ihre Politik den veränderten „Verhältnissen, Bedürfnissen und Stimmungen" angepaßt. Und an dieser Aenderung ist Graf Monts unschuldig. Nicht er hat die Republik dem Empire vermählt, Victor Emanuel und die Montenegrinerin geärgert. Unsere Schreiber haben ein merkwürdiges Talent, immer den Falschen zu packen.

Unsere Abgeordneten machens nicht besser. Wer die Reden liest, die am fünften Apriltag im Reichstag über Deutschlands internationale Politik gehalten wurden, muß glauben, bei uns werde der ernsteste Fleiß vom stärksten Genie bedient und nur Treulosigkeit und Undank der Nachbarn hemme Germania

auf ihrem Weg. Ein Parlament, das bei so großem Anlaß so kümmerliches Zeug bietet, darf nicht klagen, wenn es verachtet wird. Bei so großem Anlaß: die politische Bilanz des Reiches war zu prüfen und die vom Volk zur Aufsicht Berufenen mußten den für das Defizit verantwortlichen Geschäftsleitern derbe Wahrheit sagen. Fiel ihnen nicht ein; sie wiederholten, was ihnen die Offiziösen vorgesagt hatten. Freiherr von Hertling, ein kluger, gebildeter Mann, Historiker und Politiker, Doktor und Professor gar, leistete eine Rede, die ihn als Vertreter einer großen Partei auf diesem Gebiet unmöglich machen müßte. Die Enthüllungen des Matin haben ein gewisses Unbehagen hinterlassen. (Wo denn? Im Matin ist nichts enthüllt worden; was da über das Werden und Wachsen der franko-britischen Intimität erzählt wurde, war längst bekannt.) Wenn in Italien die Regirung sich mit dem Papst verständigte, würde das Bündniß mit Deutschland gefestigt. (Das Bündniß, das erst möglich ward, als der Papst die Herrschaft über Rom verloren hatte; das Bündniß mit der Vormacht des Protestantismus.) Das Deutsche Reich wird gehaßt, weil es als Hort christlicher Kultur jeden revolutionären Ansturm abzuwehren vermag. (Nun kennen wir endlich den Grund; und wissen, warum in Frankreich nur die Rötheſten für uns sind.) Das Beste zuletzt. „Nordamerika war auf der Konferenz nicht vertreten; wäre es vertreten gewesen, so hätte es im Interesse des Friedens gewirkt." Das ist nicht ein verzeihlicher Lapsus. Das wurde in einer mit staatsmännischer Allure vorgetragenen Rede gesagt; und kein Zwischenruf unterbrach an dieser Stelle den Redner. Wer auch nur die Reportermeldungen über die Konferenz gelesen hatte, wußte, daß der Vertreter Nordamerikas in Algesiras hinter und vor den Coulissen eine wichtige Rolle gespielt und stets für Frankreich gestimmt hat. Wer es nicht weiß, also nicht einmal den von außen sichtbaren Verlauf der Sache kennt, sollte sich hüten, öffentlich darüber zu reden. Freiherr von Hertling sieht in dem Ergebniß der Konferenz einen Erfolg deutscher Staatskunst. Auch Herr Bassermann, aus dessen Mund man oft verständige Rede hört, bewies diesmal, daß er von den Vorgängen keine Ahnung hat. Die in Paris veröffentlichten Documents Diplomatiques, ohne deren Kenntniß ein halbwegs ernsthaftes Urtheil über den deutsch-französischen Hader nicht zu fällen ist, sind den Herren offenbar unbekannt geblieben. Müßte das Hohe Haus sich nicht schämen? Und doch dünkt jedes M. d. R. sich über die Journalistenzunft erhaben (deren Weisheit es nachstammelt) und heischt Ehrfurcht vor seiner geweihten Person, die nach immunem Belieben einen Minister seligsprechen und verdammen kann.

Dem Kanzler wurden Kränze gewunden; rechts, links und mit besonderer Emsigkeit in der Mitte. Aber der arme Kanzler wurde ohnmächtig und

Digitized by Google

mußte aus dem Saal getragen werden. Seitdem ist er krank. Unter der Last der Geschäfte zusammengebrochen, lasen wir. Lasen, daß kein Ersatz zu finden sei und diese furchtbare Stunde selbst den Zweifler gelehrt habe, was das Reich an dem Einen besitze. Darüber wollen wir heute nicht rechten; kein unfreundliches Wort in die Krankenstube rufen. Zusammengebrochen? So schlimm wirds nicht sein. Herr Bernhard von Bülow war nie, wie sein Vater, die „Heilige Kraft" des Auswärtigen Amtes, ein Fanatiker der Arbeit. Ein Kanzler, dem sechs Staatssekretäre als Dezernenten dienen, braucht sich auch nicht zu überbürden. Die letzte Zeit mag mehr Arbeit gebracht haben. Richthofen, der in stiller Ergebenheit seinen Pflichtweg abtrabte, war gestorben und Holstein in extremis; schon seit den Rosentagen des vorigen Sommers nicht mehr zu wichtigem Dienst heranzuziehen. Mehr Arbeit und, draußen und drin, viel mehr Aerger als sonst; denn nichts wollte nach Wunsch klappen. Dazu die von ängstlichen Freunden oft beklagte Neigung, zu viel zu essen und sich zu wenig zu bewegen. Eine Grippe, die noch nicht ganz überstanden ist; und doch den Wunsch, in den Reichstag zu gehen, weil das Gerede über Marokko vor dem formellen Schluß der Konferenz, wenn die Abgeordneten sich in die Osterferien sehnen, sicher nicht so lang und so lästig wird wie nach der Pause. Im Saal ists heiß, ein Sonnenstrahl blendet das Auge, der überfüllte Magen will sich erleichtern: Ohnmacht, Erbrechen und im Krankenbette dann schwere Migrainen. Das ist noch nicht gefährlich. Aber der Arzt weiß, daß der Vater in nicht viel höherem Lebensalter einem Schlaganfall erlegen ist, sieht den Leib des Sohnes mit allzu reichlicher Fettschicht gepolstert und erinnert sich, daß ein britischer Kollege dem ermüdeten Hirn Balfours eine Rastkur verordnet hat. Die Verantwortlichkeit wiegt nicht leicht und Vorsicht kann niemals schaden: also auf drei bis vier Wochen ins Bett, nichts von Geschäften, keine Aufregung und namentlich kein Besuch. Wenn Besuche erlaubt würden, käme der Kaiser wieder täglich zu „seinem Bernhard" und politische Gespräche wären nicht zu vermeiden; als der Kaiser nach Homburg gereist war, wurde die Thür des Krankenzimmers auch sofort geöffnet. Was dieses Symptom bedeutet, wird später zu prüfen sein. So lange von einer Gefahr des Zustandes geredet wird, möchte auch ich nicht allzu ernsthaft von Politik sprechen. Suum cuique: dem Leidenden zuerst. Was frommt ihm? Er hat alle Orden und Würden; hört vielleicht aber nicht oft guten Rath.

Noch ist das Glück ihm treu. Die Erkrankung konnte nicht gelegener kommen; sie ersparte ihm die immerhin schwierige Rede über die internationale Lage des Reiches und brachte ihm Hymnen ins Haus, die er als Aufrechter gerade jetzt wohl selbst von den Getreusten nicht vernommen hätte. Die Depesche an Goluchowski fiel nicht mehr in die Zeit seiner Verantwortlichkeit und

Digitized by Google

gute Menschen können behaupten, sie wäre nicht abgeschickt, wenigstens nicht von Berlin aus veröffentlicht worden wenn der Kanzler nicht ohnmächtig gewesen wäre. Nun sollte er gehen. Hellere Tage sind kaum noch zu hoffen. In großen Zeitungen hat über das Verhältniß zum Kaiser Allerlei gestanden, was wie das Echo eines Stöhnens klang und, trotz der offiziösen Korrektur, zur günstigen Stunde die erwünschte Wirkung nicht verfehlen wird. Am Hof hat der Hochgestiegene mächtige Gegner und die Gruppe, die ihm einst den Weg ebnete, nennt ihn längst undankbar, weil er sie für eine Weile in die Finsterniß gebracht hat. Herr von Holstein ist auch noch sehr rüstig, pflegt pünktlich zu quittiren und hat sich niemals gescheut, abgerissene Fäden wieder anzuknüpfen, wenn ein Strick draus werden konnte. Tout dépend de la manière dont on fait envisager les choses au roi. Und auch ohne Haß und Feindseligkeit ließe sich am Ende nachweisen, daß wir unter dem vierten Kanzler nicht allzu einträgliche Geschäfte gemacht haben. Geht er jetzt, so rettet er den Gesundheitrest und den Nimbus. Kann, als Fürst und Millionär, mit der geliebten Frau leben, wos ihm behagt. Reiten, Golf spielen, die Polster ablegen, nur mit den Menschen, Bildwerken und Büchern verkehren, die ihm gefallen. Der Kaiser, das Parlament und die Presse haben ihn eben erst so laut gelobt, daß sie das bis zum Tag der sichtbaren Ohnmacht Geleistete nicht mehr tadeln können; so laut, daß die Tonart, wenn er mit neuen Helfern im Amt bliebe, sich nicht lange halten ließe. Geht er jetzt, dann kündet die Legende späten Enkeln noch seinen Ruhm. Des Mannes, der die Landwirthe klug beschwichtigt, die Unverantwortlichen sacht zurückgedrängt, den ohne seine Mitschuld entstandenen Marokkozwist ohne Ehrverlust beigelegt, den Maulwurf in einer Bügelfalle gefangen und ohne Murren sich im Reichsdienst verbraucht hat. Nach ein paar Jahren könnte ein minder günstiges Urtheil gefällt werden. Daß Leute, denen er das Vergnügen nicht gönnt, auf seinen Rücktritt hoffen, darf ihn nicht bekümmern. Nur an sich selbst soll der Weise in diesem Fall denken; und an die Sache natürlich, die ihm zur Betreuung anvertraut ist. Will die Sache, daß er bleibt? Er wird die Frage bejahen. Jeder hält sich für unentbehrlich, für den besten verfügbaren Mann; und jeder Kanzler hat seit 1890 den Intimen erzählt, nur ihm gelinge manchmal noch die Abwendung jäher Entschlüsse. Caprivi und Hohenlohe haben an diesem Wahn sich in schweren Stunden geröstet; denn Keiner von Beiden wollte je gestehen, daß er freiwillig nicht vom Sitz der Macht zu scheiden vermochte. Daß er die Macht liebt, braucht auch der Größte nicht schamhaft zu bergen; doch nur der Kleine hascht nach dem Schein der Macht. Und die Hoffnung, Gefährliches zu hindern? Nie ward einem Staatsmann als Verdienst angerechnet, daß er unvermeidliche Entwickelungen verzögert hat.

Digitized by Google

Totenfeier in Japan.

Das Auge, das über eine japanische Schulklasse hinschweift, freut sich an den jungen Gesichtern. Der ungeübte Europäerblick unterscheidet zunächst nichts Spezielles in den Physiognomien; aber etwas ungemein Angenehmes scheint allen gemeinsam. Diese Züge sind nicht scharf ausgeprägt; im Vergleich mit abendländischen Gesichtern scheinen sie nur halb skizzirt: so weich ist ihre Umrißlinie. Nichts verräth Dreistigkeit oder Schüchternheit, ruhiges oder exaltirtes Wesen, Gleichgiltigkeit oder Neugier. Manche Gesichter schon erwachsener Jünglinge sind von kindlichster Treuherzigkeit und Frische; einige unbedeutend, andere interessant, einzelne von femininer Schönheit. Aber alle zeigen eine seltsame Gelassenheit, die weder Haß noch Liebe ausdrückt, kein heftiges Gefühl, nur vollkommene Ruhe und Sanftmuth, wie die träumerische Gelassenheit der Buddhabilder. Später wird sich dieser Eindruck leidenschaftloser Beherrschtheit nach und nach verlieren; wenn Du jedes einzelne Gesicht besser kennen lernst, wird es sich durch charakteristische Merkmale, die Dir früher entgingen, mehr und mehr individualisiren. Aber dieser erste Eindruck wird sich nie verwischen und nach vielen Erfahrungen wird man sich seiner erinnern, weil er so viel von dem japanischen Charakter enthüllte, der nur nach langer Bekanntschaft ganz begriffen werden kann. Wars nicht, denkt man dann, als habe ein Blitz uns damals die Tiefe der Rassenseele erhellt, mit ihrer unpersönlichen Liebenswürdigkeit und ihren unpersönlichen Schwächen, und empfanden wir nicht ein Behagen, als seien wir in dünne, reine, klare Luft getreten und unsere Nerven vom Druck einer beklemmenden Atmosphäre befreit?

Ich glaube, es war der überspannte Fourier, der von den schrecklichen Gesichtern der „Civilisirten" sprach. Einerlei: er hätte geglaubt, seine physiognomische Theorie bestätigt zu finden, wenn er gesehen hätte, wie der erste Anblick eines Europäergesichtes in diesem östlichsten Osten wirkte. Alles, was man uns daheim an einer Physiognomie als schön, interessant oder charakteristisch preist, verliert in China oder Japan die Geltung. Die den Gesichtsausdruck bestimmenden Schatten, uns als Zeichen unseres eigenen Gesichtsalphabetes vertraut, sind dem Orientalen auf den ersten Blick unsichtbar. Er sieht zunächst nur das Charakteristische der Rasse, nicht des Individuums. Die evolutionistische Bedeutung des tiefliegenden Auges, der vorspringenden Stirn, der Habichtsnase, der massiven Kinnlade, dieser Symbole der aggressiven Kraft und Gewohnheit, offenbarte sich der sanften Rasse in der selben intuitiven Weise, wie sich einem zahmen Thier die gefährliche Natur des ersten ihm begegnenden räuberischen Feindes offenbart. Den Europäern schienen die geschmeidigen, kleinen, feingesichtigen Japaner Knaben; noch immer wird jeder eingeborene Commis eines Kaufmannes in Yokohama boy genannt. Den Japanern erschienen die rothhaarigen, derben, trunkenen europäischen Seeleute wie Unholde, Shojos (Meerdämonen); von den Chinesen werden die Abendländer bis zum heutigen Tag „fremde Teufel" genannt. Die große Statur, die derbe Kraft, die herausfordernde Haltung der Fremden vertiefte in Japan noch den seltsamen Eindruck ihrer Gesichter. Die Kinder weinten vor Furcht, wenn sie ihnen auf der Straße begegneten; in entlegeneren Gegenden kommt es noch jetzt vor, daß der Anblick eines europäischen oder amerikanischen Gesichtes die Kinder in Schrecken und Furcht versetzt.

Digitized by Google

Eine Dame in Matsue erzählte in meiner Gegenwart aus ihren Kinderjahren. „Als ich noch ein ganz kleines Mädchen war", sagte sie, „berief unser Daimyo einen Fremden als Lehrer der Kriegswissenschaft. Mein Vater und viele Samurais gingen, um den Ankömmling schon im Hafen zu empfangen, und in den Straßen machte die Bevölkerung Queue; denn nie vorher war ein Fremder nach Izumo gekommen und deshalb wollte Niemand sich den Anblick entgehen lassen. Der Fremde kam zu Schiff; damals gab es bei uns noch keine Dampfer. Er war sehr groß und schritt mächtig aus; die Kinder fingen bei seinem Anblick zu weinen an, weil sein Gesicht anders war als die Gesichter der ihnen bekannten Leute. Mein kleiner Bruder kreischte laut auf und versteckte sein Gesicht in Mutters Kleiderfalten; Mutter verwies es ihm und sagte: ‚Dieser Fremde ist ein sehr guter Mensch; er ist gekommen, um unserem Fürsten Dienste zu leisten, und es ist deshalb sehr unehrerbietig, bei seinem Anblick zu weinen.' Aber mein Bruder wollte sich nicht beruhigen. Ich ließ mich nicht einschüchtern und blickte dem Fremden lächelnd ins Gesicht, als er vorüberkam. Er hatte einen großen Bart und mir schien sein Antlitz zwar seltsam und streng, aber gutmüthig. Als er mir nah kam, blieb er stehen, strich mit seiner großen Hand lächelnd über mein Haar und mein Gesicht, sprach ein paar mir unverständliche Worte und legte Etwas in meine Hand. Dann schritt er weiter. Als er vorübergegangen war, sah ich mir an, was er mir in die Hand gedrückt hatte; es war ein hübsches kleines Glas zum Durchgucken. Legt man eine Fliege darunter, so sieht sie ganz ungeheuer groß aus. Damals dünkte mich das Stückchen Glas etwas Wunderbares; und ich habe es bis heute aufbewahrt." Sie nahm aus einer Lade ein winziges Mikroskop und legte es vor mich hin.

Der Held dieses kleinen Erlebnisses war ein französischer Offizier, den man, als das Feudalsystem fiel, seiner Stellung enthob. Die Erinnerung an ihn ist in Matsue noch lebendig und ein Spottlied, das in rasch hervorgesprudeltem Kauderwälsch seine fremdartige Sprache nachahmen sollte, ist von alten Leuten noch nicht vergessen.

Shida wird nicht mehr in die Schule kommen. Er schläft unter den Schatten der Zedern in dem alten Friedhof. Bei der Totenfeier las Yokogi eine schöne Ansprache an die Seele seines toten Kameraden. Aber mit Yokogi selbst steht es nicht gut und ich bin sehr besorgt um ihn. Er leidet an irgend einer Gehirnaffektion, der Folge geistiger Ueberanstrengung, sagt der Arzt. Selbst wenn er davonkommt, muß er sich sehr schonen. Manche unter uns haben freilich mehr Hoffnung; denn der Knabe ist kräftig gebaut und noch sehr jung. Dem starken Sakane sprang im vorigen Monat ein Blutgefäß und er ist schon wiederhergestellt. Vielleicht wird es also auch mit Yokogi wieder besser. Adzukizawa bringt uns täglich Nachricht von seinem Freunde.

Einstweilen will die Erholung noch nicht kommen. Irgend eine geheime Feder im Mechanismus des jungen Lebens ist wohl gebrochen. Der Geist erwacht nur für kurze Zeitspannen zwischen langen Stunden der Bewußtlosigkeit. Eltern und Freunde harren auf dieses kurze Aufflackern, um dem Kranken ein liebkosendes Wort zuzuflüstern oder ihn zu fragen: „Hast Du irgend einen Wunsch?" Einmal antwortete er in der Nacht: „Ja; ich möchte in die Schule gehen, ich möchte die Schule sehen." Da befällt sie Angst, der zarte Geist sei vielleicht ganz in Verwirrung gerathen; aber sie sagen: „Mitternacht ist ja schon vorüber; wir haben

Digitized by Google

keinen Mondschein und die Nacht ist so kalt." „Ich sehe beim Sternenlicht genug; ich möchte so gern die Schule wiedersehen!" Sie bemühen sich liebreich, es ihm auszureden; vergebens. Der sterbende Knabe wiederholt mit der klagenden Beharrlichkeit eines letzten Wunsches: „Ich möchte die Schule wiedersehen, jetzt, gleich jetzt möchte ich sie wiedersehen."

Im Nebenzimmer wird geflüstert. Man berath. Tonsun-Schubladen werden aufgeschlossen, warme Kleider herausgenommen; dann tritt Fusaichi, der kräftige Diener, mit einer angezündeten Laterne ins Zimmer und ruft mit seiner lieben rauhen Stimme: „Ich will Master Tommy auf meinen Schultern in die Schule tragen; er wird die Schule wiedersehen. Es ist ja nur ein kurzes Stück zu gehen." Sorgsam wird der Knabe in wattirte Kleider gehüllt, dann schlingt er, wie ein Kind, seine Arme um Fusaichis Hals und der kräftige Diener trägt nun die leichte Bürde durch die winterlichen Straßen. Der Vater geht mit der Laterne voran. Ueber die kleine Brücke ists nicht weit.

Das ungeheure dunkelgraue Gebäude ragt beinahe schwarz gegen den Himmel; aber Yokogi kann es sehen: er blickt zu den Fenstern seines Klassenzimmers empor, sein Blick schweift über die überdachte Seitenthür, wo er vier glückliche Jahre lang jeden Morgen seine Getas mit lautlosen Strohsandalen vertauschte, auf die Kammer des schlafenden Schulpförtners, auf die Silhouette der Glocke, die in ihrem Thürmchen dunkel gegen den Himmel ragt, und murmelt: „Nun habe ich mir Alles eingeprägt und kann mich wieder daran erinnern; ich hatte Alles vergessen: so krank war ich! O Fusaichi, Du bist sehr gut! ich bin so froh, die Schule wiedergesehen zu haben."

Und dann eilen sie durch die langen, menschenleeren Straßen zurück.

— —

Yokogi wird morgen an der Seite seines Kameraden begraben werden.

Wenn ein unbemittelter Mensch im Sterben liegt, eilen Freunde und Nachbarn herbei, um der Familie mit Rath und That beizustehen. Manche bringen die Trauerbotschaft zu entfernt wohnenden Verwandten, Andere treffen die nöthigen Vorkehrungen, wieder Andere holen beim Eintritt der Katastrophe die buddhistischen Priester herbei. Den Priestern, sagt man, ist schon am Vorabend der Tod eines Menschen bekannt; denn da poche die Seele des Sterbenden dumpf an die Thür des Tempels. Dann stehen die Priester auf, kleiden sich an und sprechen, wenn der Bote kommt: „Wir wissen schon; wir sind bereit."

Inzwischen wird der Leichnam hinausgetragen und vor dem Butsudan auf die Flur gelegt. Unter den Kopf des Toten kommt kein Kissen. Auf den Leib legt man ein bloßes Schwert, um die Geister zu bannen. Die Thüren des Butsudan sind geöffnet und vor den Ahnentäfelchen brennen Lichte und dampft Weihrauch. Alle Freunde schicken zur Leichenfeier Weihrauch. Wer es ohne solchen Anlaß thäte, würde nur Unheil spenden. Der shintoistische Hausaltar muß mit weißem Papier verhüllt und den Blicken entzogen werden; auch die an der Hausthür befestigte Ofuda bleibt während der ganzen Trauerzeit verdeckt. Während dieser Zeit darf sich kein Familienglied einem Shintotempel nahen oder zu den Kamis beten. Zwischen der Hausthür und dem Leichnam wird ein Papierschirm aufgestellt; war der Verstorbene jung, so steht der Schirm verkehrt.

Freunde beten an der Leiche, neben der eine Büchse mit tausend Erbsen steht. Die zählt man ab, während man die tausend Beschwörungen hersagt, die

Digitized by Google

dem Heil der abgeschiedenen Seele auf ihrer Reise ins unbekannte Land förderlich sein sollen. Die Priester kommen und rezitiren die Sutras. Dann wird der Leichnam für die Beerdigung mit warmem Wasser gewaschen und in weiße Gewänder gekleidet. Der Kimono des Toten wird auf der linken Seite aufgesteckt. Wer ihn lebend, absichtlich oder zufällig, so trägt, mag sich vor Ungemach hüten. Ist der Tote in den viereckigen Sarg gebettet, so legt jeder Anwesende eine Haarsträhne oder ein Stück seines Fingernagels hinein.

Der Trauerzug setzt sich in Bewegung. An der Spitze schreitet ein Priester, der eine kleine Glocke schwingt; ein Knabe trägt das Ihai des Verstorbenen. Der Vortrab besteht ganz aus Männern, Verwandten und Freunden. Manche tragen Hatas mit symbolischen Wimpeln, Manche auch Blumen, aber Alle Papierlaternen; denn in Izumo werden die Erwachsenen stets erst nach Anbruch der Nacht beerdigt. Nur Kinder darf man bei Tage begraben. Der Sarg ruht, wie eine Sänfte, auf den Schultern von Männern aus der Pariakaste, deren Geschäft es ist, die Gräber zu schaufeln und beim Begräbniß Hilfe zu leisten. Zuletzt kommen die weiblichen Leidtragenden. Alle tragen weiße Kapuzen und weiße Gewänder. Man kann sich kaum etwas Gespenstischeres denken als solche Begräbnißprozession, die sich beim Schein der Papierlaternen fortbewegt. Hat man einmal einen solchen Zug gesehen, so wird er oft noch im Traum wiederkehren. Am Tempeleingang wird der Sarg auf das Pflaster gestellt und, unter klagender Musik und Hersagung von Sutras, eine zweite Andacht abgehalten. Dann ordnet sich der Zug wieder, umkreist einmal den Tempelhof und nimmt seinen Weg nach dem Friedhof. Doch erst vierundzwanzig Stunden später wird der Leichnam bestattet; sonst könnte der tot Geglaubte im Grab erwachen. In Izumo werden Leichen selten verbrannt; darin wie in anderen Dingen, zeigt sich die Macht der shintoistischen Empfindung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zum letzten Male blicke ich in sein Antlitz. Da liegt er auf dem Totenbett, weiß gekleidet vom Kopf bis zu den Füßen, weiß gegürtet für seine Reise ins Schattenreich. Unter den geschlossenen Lidern ist aber ein Lächeln von derselben seltsam sanften Art, wie ers hatte, wenn er die Lösung irgend eines ihm vorher unergründlich scheinenden Rätsels in unserer schweren englischen Sprache erhielt. Noch süßer dünkt mich das Lächeln; wie Eines, der plötzlich aller Geheimnisse Herr geworden ist. So lächelt in dem großen Tempel von Tokoji durch Weihrauchwolken das goldene Antlitz Buddhas.

Die große Glocke von Tokoji ruft dröhnend zur Totenfeier. Schlag um Schlag hallt mit ehernem Donner über den See, wogt über die Dächer der Stadt und bricht sich in tiefem Schluchzen an dem grünen Rund der Hügel.

Die Tsuito-Kwai ist eine ergreifende Feier voll seltsamer Ceremonien, die chinesischen Ursprunges, aber schon lange in den japanischen Buddhismus aufgenommen sind. Eine kostspielige Feier; und die Eltern Yokogis sind sehr arm. Aber alle Kosten wurden durch freiwillige Subskriptionen von Schulkindern und Lehrern gedeckt. Priester aus allen großen Tempeln der Zen-Sekte in Izumo haben sich versammelt. Alle Lehrer und Schüler der Stadt sind in den Hondo des ungeheuren Tempels eingetreten und haben sich rechts und links vor dem Hochaltar auf den geflochtenen Matten gruppirt. Draußen auf den Stufen stehen ihre Schuhe und Sandalen, die sie zurücklassen mußten.

Digitized by Google

Vor dem Haupteingang, dem hohen Altar gegenüber, wurde ein neuer Butsudan aufgestellt. Durch seine geöffneten Thüren sieht man im Innern das in Gold und Lack glitzernde Ihai des toten Knaben. Auf den hohen Ständer vor dem Butsudan hat man ein Weihrauchgefäß mit Büscheln von Senko-Wurzeln gestellt. Die Totengaben liegen hier: Früchte, Backwerk, Reis und Blumen. Große Blumenvasen zu beiden Seiten des Butsudan sind mit reizvoll geordneten blühenden Zweigen geschmückt. Vor dem Honzon brennen Fackeln in schweren Kandelabern, deren Arme aus polirter Bronze die Drachenform zeigen. Aus Gefäßen, die, wie der Heilige Hirsch, die symbolische Schildkröte und der sinnende Storch, an die Buddhalegende erinnern, ringelt der Weihrauch empor. Und darüber, im Dämmerlichte der großen Nische, lächelt Buddha das Lächeln friedlichster Ruhe.

Zwischen dem Butsudan und dem Honzon steht ein kleiner Tisch, auf dessen beiden Seiten Priester knien. Zwei Reihen glänzender Kahlköpfe und die Pracht scharlachfarbiger Seide und glitzernder Goldstickerei.

Die große Glocke hat zu läuten aufgehört; man vernimmt das Segaki-Gebet, das bei der Speisung der Geister hergesagt wird. Sonore Schläge und Klagelieder leiten die Feier ein. Der Mokugyo schlägt den Takt, der ungeheure Fischkopf aus Holz, vergoldet und lackirt wie der Kopf eines grotesk idealisirten Delphins; der Sang bringt aus dem Hokkekyo die herrliche Anrufung: „O Du, deren Augen klar sind, deren Augen gütig sind, deren Augen voll Erbarmen und Milde sind, o Du Liebliche mit Deinem hellen Angesicht, o Du mit Deinen herrlichen Augen! O Du Reine, deren Lichtglanz ohne Flecken ist, deren Weisheit ohne Schatten ist, o Du in alle Ewigkeit Strahlende, der Sonne gleich, deren Herrlichkeit keine Macht widerstehen kann, o Du Sonnengleiche in Deiner Gnadenbahn gießest Licht auf die Welt!“ Und während die Stimmen der Hauptsänger zusammenklingen, murmelt der Priesterchor in tiefen Tönen die mächtigen Strophen und es ist wie das Brausen der Meeresbrandung.

Der dumpfe Widerhall des Mokugyo hat aufgehört, der Gesang ist verstummt. Die ministrirenden Priester berühmter Tempel treten, einer nach dem anderen, an das Ihai heran, neigen sich tief davor, entzünden eine neue Weihrauchwurzel und stecken sie aufrecht in die kleine Bronzevase. Jeder spricht einen heiligen Vers, dessen Anfangston der Ton eines Schriftzeichens in dem Kaimyo des toten Kindes ist. Und diese Verse, die nach der Folge der Schriftzeichen auf dem Ihai hergesagt werden, bilden das heilige Akrostichon, das unter dem Namen „Die Worte des Duftes“ fortlebt. Dann kehren die Priester auf ihre Plätze zurück und nach einer kleinen Pause beginnt die Verlesung der an die Seele des Toten gerichteten Ansprachen. Zuerst sprechen die Schüler; je einer ward aus jeder Klasse erwählt. Er steht auf, nähert sich dem Tischchen vor dem Altar, neigt sich tief vor dem heiligen Honzon, zieht aus seinem Gewand ein Papier heraus und liest in dem hohen, singenden Ton, der beim Lesen chinesischer Texte üblich ist. So kündet jeder Einzelne die Neigung des Lebenden zu dem Toten in Worten zärtlichen Schmerzes und liebender Hoffnung. Zuletzt spricht ein sanftes Mädchen aus der Lehrerinnenbildungsanstalt; die weichen Töne ihres Mundes klingen wie Vogelgezwitscher. Nach der Verlesung wird jedes Blatt auf den Tisch vor dem Honzon gelegt; dann verneigt sich der Sprecher und geht.

Nun ist die Reihe an den Lehrern. Ein alter Mann tritt vor das Tischchen:

Digitized by Google

Katayama, der Lehrer des Chinesischen, berühmt als Dichter, angebetet als Lehrer. Und weil alle Schüler ihn lieben, wird nun das Schweigen noch feierlicher. „Hier, am dreiundzwanzigsten Tage des zwölften Monats im vierundzwanzigsten Meiji-Jahr, spreche ich, Katayama Shokei, der in tiefer Betrübniß der Totenfeier beiwohnt, zur Seele Yokogis Tomisaburo, meines Schülers. Da ich, wie Du weißt, zweimal fünf Jahre lang in verschiedenen Zeiten Lehrer an der Schule gewesen, bin ich wahrlich nicht mit wenigen ausgezeichneten Schülern in Berührung gekommen. Aber sehr selten ist einem Lehrer gegönnt, Deinesgleichen zu begegnen. So fleißig warst Du, so achtsam in allen Dingen, so allen Kameraden überlegen durch sittsames Benehmen und genaues Beobachten aller Vorschriften: nie übertratest Du ein Gebot. In dem Lande Ichoku, weit berühmt wegen seiner Pferde, pflegte man, wenn kein Thier edelster Rasse vorhanden war, zu sagen: ‚Es ist kein Pferd da.' Wir haben ja unter unseren Schülern viele prächtige Jungen, viele edle Renner; aber den Besten haben wir verloren. Mit siebenzehn Jahren zu sterben, in der besten Lernzeit des Lebens! Von den zehn Stufen hattest Du schon sechs erklommen. Wie traurig! Aber trauriger noch ist, zu wissen, daß Deine Krankheit durch Deinen eigenen Uebereifer veranlaßt wurde, und noch trauriger der Gedanke, daß Du, mit den seltenen Gaben Deines Geistes und Wesens, in der von Dir erwählten Laufbahn sicherlich Großes und Gutes vollbracht und dem Namen Deiner Vorfahren Ehre gemacht hättest, wäre Dir gegönnt gewesen, das Mannesalter zu erreichen. Ich sehe, wie Du Deine Hand hebst, um eine Frage zu stellen, und Dich dann über das Pult beugst, um Dir Alles aufzuschreiben, was Dein armer alter Lehrer Dir sagen konnte. Dann wieder sehe ich Dich bei den militärischen Uebungen, das Gewehr auf der Schulter, stramm aufrecht im Glied. Jetzt taucht Dein lächelndes Gesicht vor mir auf, so deutlich, als ständest Du neben mir; ich glaube, Deine Stimme zu hören, und weiß doch, daß ich Dich außer in der Erinnerung nie mehr sehen und hören werde. O Himmel, warum nahmst Du dieses knospende Leben aus der Welt und verschontest Einen wie mich, den alten, kraftlosen, siechen Shokei, der nur noch weinen, nicht mehr nützen kann! Nur im Verhältniß des Lehrers zum Schüler stand ich zu Dir; und doch: wie groß ist mein Schmerz! Ich habe einen vierundzwanzigjährigen Sohn (er ist jetzt, weit von mir, in Yokohama); ich weiß, er ist nur ein unbedeutender Jüngling: und dennoch giebt es nicht eine Stunde, wo das Herz seines alten Vaters nicht seiner gedenkt. Was erst muß Vater und Mutter, müssen Brüder und Schwestern dieses sanften, begabten Jünglings empfinden, nun er von ihnen geschieden ist! Der Gedanke schon läßt meine Thränen fließen; ich kann nicht sprechen: so voll ist mein Herz ... Du bist von uns gegangen! Aber Dein Ernst und Deine Güte werden nicht vergessen sein und Du wirst allen Schülern ein Vorbild bleiben. Wir, Lehrer und Schüler, gedenken in Andacht hier, mit Gebeten und Gaben, Deines Geistes. Beglücke uns, theure Seele, durch die Annahme des Geringen, was unsere demüthige Liebe beut!"

Das Schluchzen wird von dem Widerhall der Schläge auf den großen Fischkopf übertönt, als die hohen Stimmen der führenden Sänger die Sutra vom Nirwana anstimmen, den Triumphgesang von dem Weg über das Meer von Tod und Geburt. Und unter diesen hohen Tönen erbraust ein hundertstimmiger Chor.

Lafcadio Hearn.

Digitized by Google

Amerikanisches Tagebuch.*)

Wie oft, wenn ich durch die Weizenfelder und die Haferſaaten der nördlichen Prairie fuhr, endlos, Stunde auf Stunde, faſt Tag auf Tag; wenn ich die Obſtpflanzungen Kaliforniens ſah mit dem Meile auf Meile wiederholten römiſchen Quinkunx; wenn Tomatenfelder von flurenlanger Ausdehnung an mir vorübereilten oder ganze Flächen von der Größe eines kleinen Sees blaupurpurn erſchienen, mit Hürden bedeckt, auf denen eine ſüdliche Sonne Pflaumen dörrte; wenn ſich in den viele Tagereiſen langen Hochſteppen der Rocky Mountains aus dem einförmigen Dunkelgrün des Sage brush Farmen erhoben in ſtarker Uniformität der Anlage; wenn in der künſtlich bewäſſerten Umgebung Denvers bis zum Horizonte ſich Feim um Feim kürzlich geſchnittenen Getreides erhob: wie oft habe ich in ſolchen Zeiten nicht aus dem Rhythmus der ſtampfenden Lokomotive die Worte herausgehört: Semper idem, semper idem, semper idem! Und der Rhythmus wiederholte ſich; und indem er für einige Zeit mein ſtändiger Reiſebegleiter wurde im Frieden des platten Landes wie im Lärm der Städte, hoben ſich als Gegentöne leiſe die Klänge eines Gedichtes von Gottfried Keller, bis ſie in voller Deutlichkeit aus dem wallenden Suchen des Gedächtniſſes aufſtiegen:

In meiner Heimath grünen Thalen,
Da herrſcht ein ſchöner alter Brauch;
Wann hell die Sommerſterne ſtrahlen,
Der Glühwurm ſchimmert durch den Strauch:
Dann geht ein Flüſtern und ein Winken,
Das ſich dem Aehrenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das ſind die Burſche jung und wacker,
Die ſammeln ſich im Feld zu Hauf
Und ſuchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waiſe auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr ſchneiden ſie den Segen nieder,
Die reinſte Luſt ziert ihren Fleiß.

Schon ſind die Garben feſtgebunden
Und raſch in einen Ring gebracht;

*) Aus den Tagebüchern, die er von einer Reiſe durch die Vereinigten Staaten und Kanada heimbrachte, hat Geheimrath Lamprecht ein kleines, vielfach anregendes Buch gemacht, das, unter dem Titel „Americana“, im Mai bei Heyfelder in Freiburg erſcheinen wird. Ein Stück daraus lernen die Leſer der „Zukunft“ hier kennen.

Digitized by Google

Wie lieblich flohn die kurzen Stunden,
Es war ein Spiel in kurzer Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenluft
Die nimmermüden braunen Jungen
Zur eignen schweren Arbeit ruft.

Wo finde ich in Amerika der Heimath grüne Thale? Wo Nachbarsinn und Herbstesduft? Endlos, endlos ziehen sich die Aecker, von keinem Grenzstein gestört; und der jungfräuliche Boden trägt herb und fruchtbar Jahr vor Jahr nur eine Frucht. Da mag wohl ein Unterschied sein zwischen dem spärlichen Hafer, der dieses Jahr zum ersten Mal seit (Ja, seit wann? Seit der Schöpfung dieser Ebenen?) dem Boden abverlangt wird, und dem schwerwogenden, unter der Last seiner braungoldenen Aehren seufzenden Weizenfeld: im Ganzen ist der Eindruck der selbe. Semper idem! Und nicht blos für den fremden Beobachter. Auf der kanadischen Pacificbahn bin ich mit ein paar jungen deutschen Bauern aus der Gegend von Winipeg zusammengefahren: sie suchten Neuland im Westen; ihre Farmen seien zu gut, sie hätten nichts zu thun, der Boden trüge von allein, die Sache sei langweilig; Arbeit suchend, musterten sie Stunde um Stunde die Höhe und Art des Humus, der zu beiden Seiten der Bahn sichtbar war, und stiegen endlich an einer weltfremden kleinen Station aus: da werde es eine neue Heimath, weil neue Arbeit geben. Und wo glänzen über den Feldern noch silberne Sicheln? Ungeheure Maschinen, gelegentlich mit einem Regiment von sechzehn und mehr Pferden davor, siehst Du das Land durchkreuzen; sie raffen die Frucht dahin, die bald der unförmliche Elevator der nächsten Bahnstation aufnimmt.

Kann unter diesen Umständen der trauliche Sinn des Zusammenseins, können die frohen Sitten europäischen Nachbarenanbaues gedeihen, wie sie auf uralte Flur- und Feldgemeinschaften dieser oder jener Art zurückgehen? Nichts davon: der Farmer wohnt im Allgemeinen für sich, um ihn sein Herrschaftbereich, fern von Gemeindegenoß und Nachbar. Und er ist eine winzige Zelle jenes ungeheueren Wirthschaftkörpers der Union, dessen Leben Geld, dessen Geäder Telephon, Telegraph, Eisenbahn, dessen Herz Bank und dessen Gewissen Hauptbuch heißt.

Dennoch: wenn Du die verwitterten Gestalten allein auf weitem Felde siehst, wenn Du ihr Wesen verfolgst auf den Sonnabendszusammenkünften der nächsten Bahnstation, wenn Du sie auf dem Jagdwege beobachten kannst oder die Cowboys einer Ranchingfarm früh ausreiten siehst in dem verschleiernden Staube ihrer halbwilden Heerde: es liegt Poesie in diesem Leben; und so muß es seine eigenen, starken sittlichen Werthe haben: Werthe der Selbständigkeit, des Herrensinnes, der Hingabe an das Große dieser einfachen Natur.

Aber wie sie kennen lernen? Da genügt nicht ein flüchtiger Besuch. Fest

Digitized by Google

steht mir nur Eins. Fast alle meine Kollegen in den verschiedensten Gegenden des Landes habe ich gefragt, woher das beste Studentenmaterial komme. Und die weitaus überwiegende Mehrheit hat geantwortet: von den Farmen. Die Farm ist die große moralische und intellektuelle Vorrathskammer des Landes. Und die Union ist (und wird noch viel mehr werden) ein Farmerstaat. Wer viel gefahren ist, weiß: die Farm ist der reguläre Eindruck des Landes, die Stadt Ausnahme, die Industriestadt, trotz Pittsburg und Verwandtem, Seltenheit.

Für den Historiker ist es eine wunderliche Sache, mit lebenden historischen Größen zusammenzutreffen. Als ich Bismarck zum ersten Mal sehen sollte (es war bei einer Ankunft des Kanzlers aus Varzin auf dem Stettiner Bahnhofe in Berlin in den achtziger Jahren), hatte ich mir vorgenommen, den anderen Anwesenden durch lautes Hurrarufen ein gutes Beispiel zu geben. Aber es gelang nicht. Als ich den Kanzler sah, verschlug mir die Stimme: vox faucibus haesit. Dabei ein leises zwiespältiges Gefühl. In einer Person den Träger des Genialen als einer besonderen Substanz aus transszendenten Höhen anzuerkennen, widerstrebte mir entschieden; es hat mich noch später oft in Gegenwart bedeutender Männer trotzig gemacht: nicht als ob diese Männer mir das Anerkenntniß der Transszendenz abgefordert hätten (im Gegentheil), aber ihre Umgebung brachte es ihnen entgegen; und Das ging mir gegen den Strich. Auf der anderen Seite aber sah ich in jenem Moment auf dem Stettiner Bahnhof in Bismarck so sehr den symbolischen Träger, das sinnliche Behältniß gleichsam alles Großen, das mein Volk seit einem Menschenalter erlebt hatte, daß ich am Liebsten in schweigender Ehrfurcht gekniet hätte.

Etwas davon ist mir vor Menschen, die gewirkt haben, bis heute geblieben. So versteht sich, daß ich immer alte Leute überhaupt gern aufgesucht habe als Träger von irgend etwas Vergangenem, das doch nicht blos klein gewesen sein konnte. Und wie theuer erst sind mir Menschen gewesen, die notorisch Großes erlebt hatten! Die erste und älteste Gruppe waren da für mich, abgesehen von Ranke und meinem Vater, die noch weiter zurückreichten, die Achtundvierziger, besonders die Männer der Paulskirche. Ich habe von ihnen zwei gut gekannt, Meviſſen und Biedermann. Was sie und auch ihre Zeitgenossen, so weit sie nicht Parlamentarier gewesen waren, auszeichnete, war eine besondere, rasch gewinnende und dauernd wärmende Milde. Nicht nur die Milde des Alters. Die Milde vielmehr einer Erfahrung, der Resignation. Meviſſen sprach selbst von Bismarck mild und ehrfurchtvoll, obgleich er ihn im Grunde nicht mochte, — nicht mögen konnte. Es waren geistige Portraits, denen im Sinnlichen Bildnisse in jener Alles ins Gute vertreibenden lithographischen Kunst entsprochen haben würden, die die popu-

Digitized by Google

läre Bildnißkunst der dreißiger und vierziger, vielfach auch der fünfziger Jahre ausmachte.

Wie würde sich nun zu diesem Charakter der in Deutschland gebliebenen Achtundvierziger das Wesen der deutschen Männer stellen, die Achtundvierzig übers Meer nach Amerika vertrieben hatte? Unter dieser Neugier habe ich zuerst den alten Castelhun in San Franzisko aufgesucht. Ich kannte ihn in gewissem Sinn schon aus seinen Gedichten: als einen der Unentwegten, einen scharfen Kritiker des neuen Deutschlands, Jemand, der auf dem Grunde der deutschen Kultur der vierziger (allenfalls noch der fünfziger) Jahre leben und sterben wollte.*) Der Eindruck war überraschend. Fast die selbe gleichsam formale Milde der deutschen Achtundvierziger, bei aller Lebendigkeit! Kein Zweifel: Biedermann, Meyssen und Castelhun würden sich ohne Zwist verständigt haben, hätten sie sich getroffen; Disierenzen des Urtheils hätte man Differenzen bleiben lassen. Dieser Eindruck hat sich wiederholt, da ich Karl Schurz kennen zu lernen das Glück hatte.

Das erste Zusammentreffen war merkwürdig genug. Ich wurde in einer Gesellschaft gefragt, was wohl die Haupteigenschaft eines Biographen sein müsse. Als ich antworte: „Die Liebe zu seinem Helden", tritt Jemand herzu und stellt die Frage: „Wie hat sich dann aber ein Selbstbiograph zu verhalten?" Es war Karl Schurz, der eben an der Geschichte seines Lebens schreibt.

O könnte ich Euch doch noch vervielfältigt sehen, ihr reichen Abende, die ich bei dem Nestor der deutschamerikanischen Welt zugebracht habe! Wahrlich: Schurz ist berechtigt, sein Biograph zu sein; und seine Biographie würde für einen Historiker, der vornehmlich der Kunst seines Berufes lebt, zu den schönsten Aufgaben gehören, die die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts darbietet. Welche Hintergründe: Deutschland, Spanien, eigentlich ganz Europa in den verschiedenen Phasen seiner Entwickelung, vor Allem aber Amerika: die Union der Zeit vor dem Bürgerkriege, der Krieg selbst, in dem es Schurz bis zum General brachte, darauf die Zeiten des Ausgleiches von Nord und Süd, wirthschaftliche Erringung des Westens, Friede und Fortschritt, Entwickelung des Wirthschaftlebens der freien Unternehmung, neue Verfassung- und neue Parteibildungen, Expansion und Imperialismus, Anfänge einer eigenen nationalen Kultur: welch eine Unsumme drängender Vorgänge, wandelnder Couliffen!

Schurz selbst lebte in den Abendstunden, die er mir schenkte, in den sechziger Jahren, in vielem Betracht ja auch seinen großen Zeiten, den Zeiten des von ihm über Alles geliebten Lincoln. Wie lebendig hat er ihn gemalt, wie fein und doch farbig einige bezeichnende Anekdoten von ihm erzählt! Von dem englischen Gesandten, der auf die feierlich überbrachte Botschaft von

*) Er ist inzwischen heimgegangen. R. I. P.

Digitized by Google

der Geburt eines englischen Prinzen mit puritanischen Bibelworten minder feierlich abgefertigt wurde. Von dem Lord, der nach einem Trip durch die Union den Präsidenten aufsucht und ihm herablassend bemerkt, in Amerika sei Manches gut, schlecht aber, daß sich die Herren die Stiefel selber putzten, und als Antwort von Lincoln die Gegenfrage erhielt: „Wessen Stiefel putzen denn die Herren in England?" Und so weiter.

Neben den Ereignissen des Bürgerkrieges nahm Schurz gern die Indianer zum Gesprächsthema; sehr natürlich an sich: die Zeit, wo er Staatssekretär des Innern war, hatte ihn alsbald in das Problem der Behandlung der Indianer hinübergetragen. Daneben führte ihn aber auch unverkennbare Sympathie mit den unglücklichen einstigen Herren des Landes diesen Weg. Wohlthuend berührte da, wenn er ihren Charakter rühmte. Und mit Stolz zeigte er allerlei Andenken an Häuptlinge, die er sich nicht scheute, seine Freunde zu nennen.

Zu einer der auffallendsten Erscheinungen der Union wird vielleicht bei längerem Aufenthalte der kriegerische Sinn der Bevölkerung. Freilich nicht Das, was ich militärischen oder kriegerisch-technischen Sinn nennen möchte: eine in Deutschland weitverbreitete Eigenschaft. Ich habe wiederholt Truppen der Vereinigten Staaten exerziren sehen; ich war, glaube ich, stets der einzige Zuschauer. Und doch gab es so viel zu sehen, faßte man auch nur den Rahmen des Bildes ins Auge, von den prächtigen Kasernenbauten im Einzelhäusersystem Plattburghs, die die schönsten Exerzirplätze begrenzen, bis zu dem wilden Exerzirplatze der Farbigenkavallerie im Yosemitethale und den schmalen Exerzirräumen im Beringe der Weltausstellung von Saint Louis, auf denen, meist unter gewaltigem Hörnerschall, Infanterie und auch Marinetruppen übten. Und nun die Truppen selbst! Schmucke Kerle, gut genährt, nach körperlicher Auswahl und Beschaffenheit gewiß zum Besten fähig. Aber freilich: im Dienst ein laxes Wesen, das ein deutsches Auge beleidigt, und nur da eigentliche Aufmerksamkeit, wo sich die Uebungen dem Sport nähern. Daher weitaus das schönste Bild, das ich je gesehen, die Exerzitien der Farbigenkavallerie. Da konte ich gar nicht wieder loskommen und mein militärisches Interesse (nur das eines bescheidenen Landwehroffiziers a. D.) schlug rasch in ein ästhetisches um, ja, in ein halb historisches. Denn sind Das nicht Gestalten, wie sie die Griechen kannten, Gestalten, die in der Verwachsenheit von Roß und Reiter die Vorstellung des Kentauren nicht nur nahelegen, nein, eigentlich unmittelbar schaffen? Es war mir eine Offenbarung gleich der, da ich am belgischen Strand zum ersten Mal von vorspringenden Dünenhügeln die Wogen steigender Fluth heranjagen sah: siehe, die Rosse Poseidons!

Digitized by Google

Sportmäßig sind auch die Uebungen in der Kriegsakademie in West Point; die kavalleristischen Leistungen treten fast in Wettbewerb mit denen eines Cirkus und Fußball gilt als wichtiges Erziehungmittel. Daneben freilich in diesem Fall, für die künftigen Offiziere der Armee, eine überaus sorgfältige theoretische Ausbildung, ja, Begründung einer allgemeinen Bildung überhaupt; in einer Unterrichtsstunde, deren Inhalt ich folgen konnte, wurde sehr eingehend das Staatsrecht der Union behandelt: Wahl des Präsidenten, Technik bei der Aufstellung der Wahlergebnisse u. s. w. Die Unterrichtsweise war dabei, wie in West Point überhaupt, sehr intensiv: kleine Klassen bis herab zu nur sechs Schülern; Aneignung des Lernstoffes außerhalb der Lehrstunden; diese in Vorträgen der einzelnen Schüler verlaufend, deren Themata geeignet sind, den Lernstoff nach anderen Gesichtspunkten durchzukneten als den vom Lehrbuch gebotenen. Ich bin von West Point mit hoher Achtung vor den unterrichtlichen Leistungen geschieden; eine überaus freundliche menschliche Aufnahme, die historische Bedeutung des Ortes, die herrliche Lage tragen dazu bei, meine Erinnerung an den Ort zu einer der angenehmsten des amerikanischen Aufenthaltes zu machen.

Aber, wie gesagt, an all diese Dinge ist nicht zu denken, wenn vom kriegerischen Sinn der Amerikaner die Rede ist. Sie sind, so zu sagen, nur berufmäßige Einzelheiten der Soldarmee. Auf einen anderen Zusammenhang weist es schon hin, wenn junge Leute mir vom übermächtigen Wettbewerb der Offiziersuniform in der Damenwelt berichtet haben. Die Armee ist heute belebt; sie ist der Stolz der Nation. Und sie ist es nicht nur auf Grund von Leistungen, sondern, weil sie gleichsam ein Exponent wahrhaft kriegerischen Sinnes Aller ist. Man sehe nur die Unsumme von Generalsdenkmalen, die namentlich in den Städten des Ostens und speziell des Bürgerkrieges Straßen, öffentliche Plätze und Parke schmücken. Zu Pferd und nicht blos in der ewig repräsentativen Pose unserer Herrscherdenkmale ... Der kriegerische Sinn der Nation aber beruht nicht so sehr auf dem sehr hoch gespannten, ja, überspannten Nationalstolz wie auf einem Gefühl körperlicher Leistungfähigkeit, das in einem großen Theil der Bevölkerung, der des platten Landes, mit einem noch vielfach halb okkupatorischen Beruf, einem Beruf zur Herrschaft über Feld und Wald, ohne Weiteres verbunden ist und das für einen wichtigen Kreis der Stadtbewohner, nämlich die oberen Schichten, durch das Camping-, Fishing-, Hunting-Life des Sommers immer wieder erweckt wird. Es ist am Ende der Ausdruck der Thatsache, die unleugbar ist und mir auch von Karl Schurz als allgemeine Erfahrung des Bürgerkrieges bestätigt wurde, daß in dem Amerikaner ein geborener Krieger steckt, dessen Potenzen in kurzer Zeit zu soldatischen entwickelt werden können. Oder wie erklärten sich sonst die rough riders Roosevelts? Für die geringe Achtung des Technischen aber ist charakteristisch, daß Roose-

Digitized by Google

velt glaubte, im soldatischen Lehrgang etwa eines Monats ein guter Oberst werden zu können.

Diese Novembertage in New-York sind herrlich. Ewig klarer Himmel über einer Großstadt! Und welche Aussicht von meinem Zimmer im elften Stock des Manhattan-Hotels! Unter mir die breiten Massen des Centralbahnhofes, dann nach rechts und links die Straßenmenge der Riesenstadt, dahinter das blaue Wasserband des East River, Brooklyn und als Schlußdekoration die historischen Höhen der schönen brooklyner Parke. Dazu ein Sausewind, der Alles wegfegt, was den Dunstkreis einer Weltstadt ausmacht, der an den Läden meines Thurmgemaches eilfertig rüttelt, ohne doch das Stahlskelet des Hauses auch nur im Geringsten ins Schwanken zu bringen. Wie verführerisch dieser Morgen! Lebe wohl, Philisterplan, ins Metropolitan Museum zu gehen, lebe wohl, peruvianische Keramik! Der Liftjunge, ein Kanadier, räth in einem archaischen Französisch zu Battery Park und Freiheitstatue. Gut!

Der Lotterweg der Fünften Avenue, der Leidensweg des Broadway hinter mir; vor mir hüpfende Wellen. Ein kleines Dampfboot trägt zur Libertyinsel, zur Statue; unterwegs herrlicher Blick den Hudson auf- und abwärts und nach New-York; dazu amerikanische Vaterland- und Freiheitlieder im Klingklang einiger dürftigen Instrumente: ich unterscheide My country t'is of Thee und While we were marching through Georgia.

Die Statue ist eine Freude. Wie ist sie in den Raum komponirt! Das Verdienst, kein geringes, wird mir erzählt, gehört den Amerikanern. Frankreich hat nur die Statue geschenkt; der Sockel (und Das heißt: Architektur und Maßverhältnisse des Ganzen) ist amerikanisch. Schärft der große Raum auch die Raumanschauung, hier möchte man fast sagen: die Raumempfindung?

Ich gehe mit einer kleinen Gesellschaft junger Leute den Weg zur Statue und in der Statue empor bis zu den Aussichten, die zu den schönsten New-Yorks gehören. Einer der jungen Männer ist Arzt in Kalifornien, hat in Deutschland studirt, nennt auch einzelne Universitäten und mir dem Namen, zum Theil sogar der Person nach bekannte Professoren: und trägt den Leuten vor, wenn man die Professoren in Deutschland nicht als Geheimräthe titulire, falle man durchs Examen. Soll ich dazwischen reden? Ich fange ein anderes Gespräch über beliebige Materien mit der Gesellschaft an, suche möglichst liebenswürdig zu sein und bemerke schließlich an passender Stelle, rasch darüber hingleitend, ich sei deutscher Professor und sogar auch Geheimrath. Man lächelt; ich bin verstanden. Und als nun ein besonders unbedachter Jüngling fragt, ob denn in Deutschland Examengefahr bestehe, wenn u. s. w., habe ich leicht, mit schlichtem Nein glaubhaft abzulehnen. Aber wie mochte der Kalifornier zu seiner Auffassung gekommen sein? Ein Bischen via Mark Twain? Jedenfalls bona fide. Der deutsche Freiheitbegriff hat manchmal sonderbare Facetten.

Digitized by Google

Wir steigen hinab; ich bleibe allein. Da drüben die nächste Insel in einförmigem Blau ist Ellis Island. Da sitzen die Einwanderer und werden auf Herz, Nieren und Geldbeutel geprüft, ehe man sie ins Gelobte Land der Union einläßt. Ob sie auch über Geheimrathstitelräthseln brüten? Zollrevision, Gesundheitlegitimation, Auswandererprüfung: Das sind Dinge, über die Jeder, der in New-York landet, eigene Geschichten hat. Denn bei diesen Gelegenheiten wird zugefaßt; und wo die amerikanische Verwaltung wirklich zufaßt, faßt sie kräftig. Mit Hundertdollarstrafen ist in New-York und anderswo sogar das Ausspeien in den Straßenbahnwagen verboten.

Mich erinnert das Alles an die Hanse und an die Nachfolgerin der Hanse in einem spezifischen Charakter von Gebot und Verbot im deutschen Norden, an die preußische Verwaltung: die haben verwandte Begriffe von obrigkeitlicher Banngewalt gehabt und haben sie noch. In Amerika kann man Das koloniale Freiheit nennen.

Und wie stehts mit dem lieben Deutschen, der sich in der Neuen Welt der Lebensweisheit Vischers erinnert:

Doch dem Biedern ists zu gonnen,
Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen Guten schenkt?

Glaube ja nicht, daß Du Dich in der Kneipe in germanischer Willkürwahl hinsetzen kannst, wohin es Dir beliebt; der Kellner wird Dir den Ort zeigen, wo Du sitzen sollst. Und bist Du etwa so ein deutscher Eigenbrötler, der sich nicht fügt und im Schatten der Kneipe wie ein alter Germane sitzen will, ut fons, ut nemus placuit: so wirst Du vom Kellner schlecht bedient werden. Und nun gar die alkohollosen Kneipen, die (um mich pariserisch auszudrücken) Duvals für Kaffee, Tee, Kakao und andere „sterke Dranken" mit Frauenzimmerbedienung! Da sperren die Kellnerinnen womöglich die Hälfte der Sitzbänke, weil ihnen sonst zu viel Lauferei entstehen würde: und Du wirst als neuer Ankömmling an die Queue der Schmausenden angeschoben (beinahe hätte ich geschrieben: anrangirt, wie ein Güterwagen auf der Bahn). Und Das sind nur Erfahrungen in Auswahl. Ganz durchweg lebt der Amerikaner unter dem absoluten und, von unten her betrachtet, sehr aufgeklärten Absolutismus all Derer, die da Diener heißen. Die Ueberschrift aber zu diesem Kapitel, dessen Schluß eine Jeremiade über das Dienstbotenelend sein würde, über die Stellung Derer, die man in prähistorischen Zeiten Hausgesinde nannte, kann weitaus am Besten lauten: demokratische Freiheit.

Jetzt aber fahre ich, erst spät am Nachmittag, aus all der sonnigen Wärme von Liberty Island heim: vor mir das großartige und doch wunderliche Panorama New-Yorks. Da steigen sie auf, all die Skyscraper: hinweg über das gemeine Häuserpack, luftig und doch fest, und suchen den Himmel.

Digitized by Google

Aber aus der zerrissenen Silhouette steigt mir auch ein anderes Bild auf; langsam geht es aus den gegebenen Massen und Umrissen hervor, wie in Nebelbildern eine Lenzeslandschaft aus herbstlichem Gemälde: und nun weiß ich, was es ist. San Gimignano, Du trotziges Tuskernest, wie kommst Du hierher? Aber das Bild weicht nicht, wie ich es einstmals gesehen: der lange Bergrücken gegen einen Horizont, an dem dunkle Wolken einer Burraska drohen, deren Blitze in wenigen Minuten zucken werden, und zwischen Berg und Himmel, wuchtig auf die Erde aufgestemmt, die Mauer des Städtchens; darüber hin die, irre ich nicht, dreizehn fünf-, sechs- und siebenstöckigen Türme der Geschlechter, die einst hier hausten, sich von den Bauern ringsum mit den Gaben der Theilbauwirthschaft füttern ließen und unter einander Montecchi und Capuletti spielten. Und nun weiß ich, was Du in diesem Zusammenhang willst, Du einzig erhaltener Typ der frühmittelalterlichen Stadt Italiens, Du Geschlechterzwingburg naturalwirthschaftlicher Zeiten, die Du in Deinen Thürmen und Deinen Weinkellern und Getreidescheuern den sauren Schweiß des Landmannes sammelteſt. Gleichen Deine Thürme nicht den Skyscrapern da drüben, in denen bis zum vierundzwanzigsten Stockwerk die Schreibmaschinen rasseln? Und würden Deine Keller und Scheunen nicht heute Banken und Engrosmagazine sein? New-York das San Gimignano der Gegenwart; seine Bankiers und Großhändler die Montecchi und Capuletti von heute; das ganze Uniongebiet das Theilbaufeld, aus dem Reichthum um Reichthum in der Empire city zusammenströmt; danach Alles geformt, geregelt, verwaltet, eingerichtet, sogar gebaut: Das ist des Räthsels Lösung. Und wie würde man das System im Ganzen taufen? Im Mittelalter hieß es libertas nobilium, heute heißt es kapitalistische Freiheit oder liberty der captains of industry.

Doch nun, in den vom Verkehr durchbrausten Straßen New-Yorks, wollen wir nicht vergessen: über Alledem schwebt schützend noch immer mit gelegentlich doch recht scharfen Fängen der amerikanische Aar: die große Freiheit, wie sie Penn verstand, wie die Altvordern der Revolution sie erfaßten und erkämpften: die Freiheit der Verfassung.

— —

Achter November 1904. Das Schiff geht mit Verspätung ab. Gründe? Es ist Präsidentenwahltag; man hört, nicht wenige Fahrgäste verzögerten ihr Eintreffen, um erst zu wählen. Das nenne ich Wahlpflichteifer!

Nun ist die Hudsonbarriere passirt; langer Aufenthalt wegen eines Zwischendeckspassagiers, der sich bald nach der Abfahrt erschossen hat. Verhandlungen deshalb noch mit amerikanischen Behörden. Und im Gesprächsstoff streiten sich der Selbstmörder und der künftige Präsident der Vereinigten Staaten um den Vorrang der Meistbegünstigung. Die Nacht ist mild.

Digitized by Google

Was lasse ich doch Altes in Amerika zurück und was nehme ich Neues mit fort! Viel gelernt; wichtiger vielleicht noch: viel verlernt. In Beurtheilung von Verfassungdingen bin ich ein Anderer geworden. Auf diesem Gebiete pulsirt in den Vereinigten Staaten ein neues Leben, ein eigenes Leben: und packt mit unsichtbarer Gewalt. Ich hatte kaum mit Jemand über Politik gesprochen; mich nie expressis verbis nach ihren Materien erkundigt. Die Luft schon lehrt. Das ist ein universalhistorischer Gewinn im Ablauf der Völkergeschicke, den die Neue Welt sich gut schreiben darf.

Man spricht immer nur von den Schäden des amerikanisch-politischen Lebens, Wahlbestechung, Aemterambitus usw., von Entwickelungskrankheiten, die das sittliche Niveau nur ritzen, nicht drücken. Wie sollen Institutionen, die demokratischem Leben auf engbegrenztem Raum ursprünglich angepaßt waren, ohne Schäden auf die heutige Weiträumigkeit übertragen werden? Aber der Amerikaner will es. So wird ein Wahlrecht zum Schemen, das ursprünglich auf die persönliche Kenntniß von Wählern und Gewählten aufgebaut war, und zum Miethlingwesen ein Beamtenthum, für dessen Ernennung dem Präsidenten die ursprünglich geringe Ausdehnung der Verwaltung (und darum die geringe Zahl der Beamten) die Möglichkeit gewährte, die meisten zu höheren Aemtern berufenen Kandidaten persönlich zu kennen. Und ist man nicht in heißer Arbeit, zu bessern, und hat man nicht den Vortheil, bei der Autonomie sehr verschiedenartigen Verfassunglebens in Union, Staaten, Counties und Städten dazu sehr verschiedenartige Experimente machen zu können? Schon ist viel erreicht; und Garfield starb nicht umsonst den Märtyrertod.

Allerlei neue Bekannte, meist Deutsche. Hurra: es geht der Heimath zu.

Auch diesmal wieder das Garküchenmäßige über dem Golfstrom. Es riecht ordentlich nach Hauswäsche. Die Fernen duftig, bald dunstig. Wunderbare Feuersbrunst des Sonnenunterganges. Wir haben Marconiverbindung. Ueber die Präsidentenwahl noch nichts Sicheres. Thörichte Gerüchte über Port Arthur: sollte es schon gefallen sein? Wetten; allerlei Wettergerede und ein Hin und Her um die Tagesknotenzahl des Schiffes.

Dreizehnter November. Dies also war Sturm. Angebliche Windstärke 9; immer nur Gerüchte, die umlaufen wie der Schwarze Peter in einer Kindergesellschaft. Ich gehöre zu den Wenigen, die diese Nacht geschlafen haben. Man beruhigt: das Schlimmste sei vorbei. Ich wende mich an die sauberste Autorität, den Arzt, der es wissen muß: das Centrum des Sturmes ist passirt.

Und nun am Heck des Schiffes zu stehen! Unser „Kaiser Wilhelm II." marschirt durch diese empörte Wasserwelt mit der Biederniß des treuen deutschen Hundes auf Dürers „Ritter, Tod und Teufel": forcht sich nit. Die Maschinen arbeiten, wie am ersten Tage, in gespensterhafter Schnelle. Was schadets, daß Himmelswasser und Meeresdunst vermischt in sie schlagen! Und

Digitized by Google

ich stehe am Heck, fliege auf und nieder, und wenn das Schiff eins der Wellengebirge genommen hat und in eins der Wellenthäler gedrängt wird und die beiden Schrauben sich hinten ein paar Sekunden in der Luft drehen und das Schiff aufbrüllt in einem eisernen Geheul gleich hundert Löwen: da geht in mir ein leiser, stiller Rhythmus von alten Erinnerungen und verdichtet sich zum vollen Gesang: *Πολλὰ τὰ δεινά, κ' οὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει.* Das ist es: mit Sophokles' unsterblichen Versen verschlingen sich die herben Töne Mendelssohns, — und ich bete an, was Natur heißt und menschliche Herrschaft über sie.

Wie behaglich bei diesem Aufruhr in der Kabine! Licht und elektrischer Ofen. Stille und einziges Zeitmaß der Rhythmus des Wogendranges gegen das Fenster. Vor mir steigen die new-yorker Tage auf. Die Liebe Unbekannter zu mir. Das Glück eines Namens, den Dieser und Jener kennt. Die Ehrenpromotion in Columbia University, der Stolz, als es hieß, Karl Lamprecht, ein Deutscher von deutschen Eltern nach Geburt und Blut: so lange man weiß von deutschem Geschlecht. Nichts rührender als alte Formeln mit junger Wirkungskraft. Die Zuvorkommenheit, die freundschaftliche Hilfe der Kollegen und der väterliche Ernst des Präsidenten. Der Abend im Deutschen Verein in Columbia. Wie war es leicht, zu sprechen, wo Jedermann verstand, sprachlich und tausendmal mehr inhaltlich! Und wie Viele sahen eben in Leipzig ihre geistige Heimath! Bin ich alles Dessen werth gewesen? Jeder Deutsche im Ausland hat zugleich eine Mission seines Volkes zu erfüllen; sonst müßte er manchmal schamroth werden.

Nichts großartiger als der Anblick des dünenden Meeres nach Sturm: der Natur, die sich nach Zornesausbruch zu fassen sucht. Tausend Wirbel aus drohender Tiefe, Farben des Wassers wie bei großer Kälte, Gischt oben drauf: eine Oberfläche wie von Schollen drängenden Eises. Und nun die aufblitzenden Lichter vom neuen Sonnenstrahl und leuchtende Fernen hier und da, am Horizont in den Himmel verlaufend. Allumfassende Natur! Kann es einen schöneren Tod geben als den auf hoher See? Und bist Du doch nicht wieder eng und klein gegenüber der Menschheit? Einen neuen Kontinent der Menschheit bereist zu haben: Das ist doch höchster amerikanischer Gewinn.

Vierzehnter November. Neue Marconiverbindung: Roosevelt. Keinerlei Aufregung; man wußte es vorher.

Englische Küste, feine, scharfe Streifen an stahlgrauem Horizont. Lebe wohl, Amerika! New-York ist nicht Rom und das Reservoir im Centralpark ist nicht die Fontana di Trevi. Und dennoch . . . dennoch . . . Auf Wiedersehn!

Cherbourg-Paris. Welche klappernden Eisenbahnwagen! Und Schmutz überall im Vergleich zu Amerika. Aber die Anlage der Champs Elysées wird von keiner Weiträumigkeit der Neuen Welt übertroffen.

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.

Digitized by Google

Salpeter.*)

Im Taltal beginnt die Salpeterregion von Chile, die sich im Norden bis zu den von Chile okkupirten Provinzen Takna-Arika erstreckt. Es ist eine Wüste, in der vielfach auch Metallbergbau vorkommt, die aber durch die Salpeterindustrie ihr besonderes charakteristisches Gepräge erhält. Um diese Industrie zu studiren, kann man natürlich nicht all die zahlreichen, zum Theil schwer zu erreichenden Salpeteroffizinen einzeln besuchen. Das hätte auch wenig Zweck, da in der Hauptsache eine Offizin der anderen gleicht; nur sind die neueren moderner und vielfach praktischer eingerichtet als die älteren. Ich hatte mir für meine Studien die im Hinterlande von Tokopilla liegenden neuen großen deutschen Salpeterwerke von Sloman & Co und der Aktiengesellschaft „Deutsche Salpeterwerke" zur Besichtigung gewählt und hatte es nicht zu bereuen. Ich hätte eben so gut die Salpeterwerke bei Taltal, insbesondere das dortige deutsche Salpeterwerk, oder die Gegend von Iquique und Pisagua besuchen können, wo die meisten Salpeteroffizinen liegen, freilich auch meist ältere Werke und meist englischer Besitz. Die Besichtigung der Werke bei Tokopilla bot den großen Vortheil, daß ich dort die größten und modernsten Salpeteroffizinen Chiles, die jetzt bei neuen Anlagen vielfach als Muster dienen, deutschem Kapital gehören und ganz deutsche Verwaltung haben, sehen konnte. Be-

*) In den „Berichten über Handel und Industrie", die im Reichsamt des Inneru zusammengestellt werden, hat (in den Heften vom dreißigsten Dezember 1905 und vom fünfzehnten März 1906) der Handelssachverständige bei dem Kaiserlichen Generalkonsulat in Valparaiso (wie ich höre, der jetzt in Erlangen als Privatdozent thätige Dr. Gottfried Zoepfl) über seine Reise durch das nördliche Chile, Bolivien und Peru und über das Kartell der chilenischen Salpeterindustrie Berichte veröffentlicht, die mir geeignet scheinen, einen großen Leserkreis zu interessiren. Da ich in der Presse bisher nichts darüber fand, will ich einige Fragmente aus den (sehr ausführlichen und lehrreichen) Berichten hier abdrucken, die der kapitalistisch in der Salpeterindustrie Betheiligte und der durch Neigung zu solchen Fragen Gezogene freilich im Zusammenhang lesen muß. Salpeter wird als Düngemittel für Getreide, Kartoffeln und Zuckerrüben (im Ganzen 920000 Tonnen im Jahr 1904) und für die Chemische Industrie (Pulver, Schwefelsäure, Salpetersäure, Kalisalpeter; 1904 warens 200000 Tonnen) gebraucht. Die europäische Landwirthschaft hat für die 920000 Tonnen (à 200 Mark) 184 Millionen Mark gezahlt, in einem Jahr also, weil der Preis vom Kartell erhöht worden war, einen Mehraufwand von 55 Millionen den Kosten der Produktion hinzuzurechnen gehabt. Da handelt sichs also um sehr beträchtliche Interessen. Deutschland hat nach Zoepfls Berechnung 36 Millionen jährlich mehr zu zahlen. Da wir jetzt ja eben sehen, wie schwer es ist, solche Summe durch neue Steuern aufzubringen, ists eigentlich seltsam, daß von diesem geglückten Ausbeutungversuch eines ausländischen Trusts so wenig geredet wurde. Das Unternehmen verdiente nicht weniger Tadel als der viel öfter angegriffene Petroleumtrust Rockefellers. Die meisten Schiffe, die Salpeter nach Europa bringen, fahren unter englischer Flagge; doch wird ein Theil der Märkte auch von deutschen Rhedern und Händlern versorgt. Zoepfl erwähnt, daß von 100 ausreisenden deutschen Segelschiffen 31, von 100 nach Europa heimkehrenden 42 im chilenischen Salpetergebiet ihre Fracht suchten und fanden. Auch ein Symptom von der Bedeutung dieses Handels.

Digitized by Google

sonderes Interesse bieten diese Werke auch noch dadurch, daß sie die ersten sind, die Wasserkraft und Elektrizität als Betriebskraft benutzen.

Tokopilla mit seiner ruhigen und soliden Abwickelung der Geschäfte, welche die Deutschen Salpeterwerke und deren Agenturen im Hafen beherrschen, bildet einen gewissen Gegensatz zu dem an eine Goldgräberstadt erinnernden Antofagasta. Der Toko, wie die Gegend von Tokopilla heißt, ist ein Centrum deutschen Unternehmungsgeistes, wie es sonst an der Westküste nicht mehr zu finden ist. Die Eisenbahn freilich von Tokopilla hinauf nach der Salpeterpampa ist, wie fast alle Privatbahnen im nördlichen Chile, in englischen Händen. Durch diese Eisenbahnen, die einen Werth von 150 Millionen repräsentiren mögen, hat England allein schon einen Vorsprung in seiner wirthschaftlichen Stellung und in seinem Fortschreiten im nördlichen Chile. Dazu kommt, daß auch die Salpeterindustrie und der Bergbau im Norden, namentlich in der Gegend von Iquique, weit überwiegend in englischen Händen sind. Es ist gewiß sehr erfreulich, daß das deutsche Kapital sich noch rechtzeitig den jetzt so außerordentlich ergiebigen Salpeterunternehmungen zugewendet hat; die deutschen Unternehmungen sind auch die größten und wohl besteingerichteten und bestverwalteten in Chile überhaupt, aber der Zahl nach sind sie nur gering im Vergleich mit den englischen. Daß deutsches Kapital und deutscher Unternehmungsgeist sich bisher wenig für Chile und für das ganze pazifische Südamerika interessirt haben, ist notorisch. Nicht eine einzige Eisenbahn in dem ganzen pazifischen Küstengebiet Südamerikas ist in deutschen Händen; nicht einmal eine einzige größere Minengesellschaft in all diesen mienreichen Ländern kann deutsch genannt werden, wenn man von der süddeutschen Minengesellschaft in Chuquiaguillo bei La Paz absieht, die Goldwäscherei betreibt.

Im Punkte der Rentabilität kann man sich wohl kaum etwas Idealeres denken als große Salpeterunternehmungen, wie etwa die von Tokopilla, bei den gegenwärtigen Salpeterpreisen. Freilich hat die Salpeterindustrie auch schon schlechtere Zeiten gesehen; aber die Preise sind jetzt so abnorm günstig, daß ein heute errichtetes Salpeterwerk die sämmtlichen Millionen für die Anlagekosten der Offizin in höchstens zwei Jahren aus dem Reingewinn der Salpeterproduktion abschreiben kann, wenn es im ersten Jahr auf entsprechende Dividende verzichtet. Ein unter so günstigen Verhältnissen arbeitendes Salpeterwerk hat einen Reingewinn von etwa 40 Pence per Sack Salpeter ab Offizin. Eine Besonderheit deutscher Werke bei Tokopilla ist die weitgehende soziale Fürsorge und die strenge Zucht, mit der nicht nur die Arbeit, sondern auch das Leben der Beamten und der Arbeiter geregelt wird. Die deutsche Auffassung vom sozialen Staat, im Gegensatz zur englischen vom bloßen Rechtsstaat, spiegelt sich ganz klar selbst in der Salpeterwüste in dem Unterschiede der Verwaltung der deutschen Salpeteroffizinen bei Tokopilla und der englischen bei Iquique. Im Allgemeinen lebt man ja in einer solchen Salpeteroffizin mitten in der Wüste wie auf einem Schiff mitten im Ozean. Der Administrator hat Kapitänsrechte; man versammelt sich zu bestimmten Stunden zu den Mahlzeiten im Verwaltungsgebäude und das Kampamento, wo die Arbeiterschaft mit ihren Familien lebt, ist ein streng getrenntes Zwischendeck. Auf den englischen Offizinen im Norden geht es freier zu; dort giebt es außer den Kampamentos im Bereich der Offizin die sogenannten Pueblos, kleine Dörfer, die neutrales Gebiet bilden. Auf den deutschen Offizinen sind diese nicht gestattet; hier ist Alles streng administrativ geregelt. Dafür haben hier die großen Offizinen ihre Kirche, Schule, Arbeiter-

Digitized by Google

kasino mit Bibliothek und eine Reihe sonstiger sozialpolitischen Einrichtungen. Trotzdem leben die Beamten bei der immer mehr um sich greifenden sozialdemokratischen und anarchistischen Propaganda wie auf einem Pulverfaß. Dieser Vergleich gewinnt noch an Bedeutung, wenn man erwägt, daß die großen Vorräthe an Salpeter leicht entzündlich und explosibel sind und daß sie nicht einmal mit Wasser gelöscht werden können. Dem großen Gewinn der Salpeterindustrie steht also auch wieder eine beträchtliche Aufopferung gegenüber, die dieses Leben in der Wüste erheischt. Auf den großen Offizinen sind Laboratorien eingerichtet, in denen fleißig wissenschaftliche Versuche gemacht werden.

Die chilenische Salpeterindustrie, die sich zu einer Weltindustrie entwickelt hat, ist in einem Kartell organisirt, das sich „Combinacion Salitrera" nennt. Gelingt es der organisirten Industrie, den Preis für das spanische Quintal (= 46 Kilogramm) Salpeter um 1 Shilling höher zu halten, so bedeutet Das für die deutsche Landwirthschaft und die deutsche Chemische Industrie bei deren Verbrauch von ca. 600000 Tonnen jährlich eine Mehrbelastung von ca. 12 Millionen Mark jährlich. Da die chilenische Salpeterindustrie früher auch bei wesentlich niedrigeren Preisen als den jetzigen prosperirt hat, bei der Hälfte der heutigen Preise noch existiren konnte und neuerdings (1904 und 1905) bei einem Preisaufschlag von 3 Shilling gegen 1900 außerordentlich hohe Gewinne machte, so beginnen jetzt auch die Salpeterkonsumenten sich für die Lage der Salpeterindustrie und für die Zukunft des Salpetermarktes mehr zu interessiren. Rechnet man für das Quintal den im letzten Jahr auf dem europäischen Markt erzielten Preis von 10 Shilling oder rund 20 Shilling pro 100 Kilogramm oder 200 Shilling pro Tonne, so zahlten allein schon die europäischen Konsumenten für ihren Jahresverbrauch von 1 120000 Tonnen nicht weniger als 224 Millionen Shilling oder rund 220 Millionen Mark. Die Preisdifferenz von 3 Shilling bedeutet für den Weltkonsum von Salpeter im Jahre 1904, nämlich 36 Millionen Quintal, eine Mehrbelastung von 108 Millionen Shilling und das deutsche Volkseinkommen hat in Folge dieser Preissteigerung für Salpeter eine jährliche Mehrausgabe von 36 Millionen Mark zu leisten. Vom Standpunkte deutscher Wirthschaftspolitik aus darf man diese Thatsache, die auch die Erzielung einer passiven Handelsbilanz mit Chile zur Folge hat, nicht unbeachtet lassen.

... Die Auffindungen von Salpeter in anderen Theilen der Erde, besonders in der Sahara und in Kalifornien („Thal des Todes"), haben sich bis jetzt noch als ungefährlich erwiesen, weil die Ausbeutung dieser Lager durch den Bau von Industriewerken, Häfen und besonders durch Eisenbahneneinrichtungen, die in Chile schon bestehen, theurer sein würde, als die Salpeterproduktion in Chile ist. Für die Ausbeutung der kalifornischen Salpeterlager ist übrigens im Jahr 1904 eine Gesellschaft gegründet worden. Wichtiger wird wohl die Ausbeutung der bedeutenden Salpeterlager werden, die neuerdings in Peru entdeckt worden sind. Der peruanische Staat hat übrigens bereits seine Hand auf die Terrains gelegt und ein Gesetz erlassen, wonach alle Salpeterfelder in Peru Staatseigenthum sind, das nicht in Privatbesitz übergehen kann. Auch bei Erschöpfung der Salpeterlager Chiles wären also noch nicht alle Quellen versiecht. Dann würden, falls man noch auf natürlichen Salpeter angewiesen ist, die Salpeterlager, die jetzt nicht ausbeutungsfähig sind, rentabel werden, auch wenn ihr Rohmaterial, wie das in Kalifornien, nur 10 Prozent Salpeter enthält. Auf dem chilenischen Salpeter liegt übrigens ein Exportzoll, der sehr beträchtlich ist und in anderen Gegenden wegfällt.

Digitized by Google

Der Salpetertrust hat mit seinen hochgehaltenen Preisen das Streben nach der Herstellung künstlichen Salpeters und der Salpetersurrogate wesentlich gefördert und die Konkurrenz dieser Artikel bewirkt jetzt schon, daß die Combinacion wohl kaum über einen Preis von 8 Shilling pro Quintal (Hafen Chile) hinausgehen kann, ohne Märkte zu verlieren. Diesen Preis hat aber die Combinacion schon überschritten (November 1904: 8,1½ Shilling) und damit in ihrer Preispolitik wohl Alles erzielt, wozu ihre straffe Organisation und tüchtige Leitung sie befähigte. Die früheren Versuche zur Kartellirung der Salpeterindustrie in den Jahren 1884, 1891 und 1896 hatten wegen Uneinigkeit und Unzufriedenheit der leistungfähigen Werke stets nur kurzen Bestand. Das jetzige, im Jahr 1900 begründete „Convenio" der Salpeterkombination, das sich auf fünf Jahre erstreckt, regelt nur die Produktion durch Zutheilung einer Exportquote an jede der ihr angeschlossenen Salpeteroffizinen. „Oficinas" werden die einzelnen (in der Technik übrigens höchst einfachen) und gleichförmigen Salpeterauslaugungbetriebe genannt. Die Einzelheiten des Convenio-Vertrages haben die Tendenz, keine Störungen der Produktionregulirung aufkommen zu lassen, die mit dem System der Exportquoten durchgeführt wird. Die Produktionbedingungen der einzelnen Offizinen, die sich der Combinacion anschließen, werden durch eine Kommission abgeschätzt, die den Gehalt der Salpeterterrains prüft, die Leistungfähigkeit des Maschinenhauses, den Kubikinhalt der Kühlschiffe u. s. w. feststellt und die Exportquote der Offizin bestimmt oder vorschlägt; dann erst folgt die Probeleistung, bei der die Offizin natürlich mit voller Kraft arbeitet, um eine möglichst hohe Quote zu erreichen. Im ersten Jahre darf die neu aufgenommene Offizin ihre volle Quote ausarbeiten, während im Uebrigen die Produktion von der Combinacion dadurch regulirt wird, daß von den ursprünglich für die Dauer des fünfjährigen Vertrages zugesprochenen Quoten Abzüge in Prozentsätzen gemacht werden, um den während dieser fünf Jahre auftretenden Bedürfnissen des Marktes besser entsprechen zu können und um die Angliederung weiterer, besonders neugegründeter Offizinen während der Dauer des Convenio zu ermöglichen. Die Quote ist also das feste, der Abzugsprozentsatz das bewegliche Element in der Produktionregulirung.

Der Salpeter ist ein Saisonartikel (weshalb ja auch das Salpeterproduktionjahr nicht mit dem Kalenderjahr zusammenfällt); er ist ferner wegen der vielen die Marktpreisschwankungen beeinflussenden und nicht vorauszusehenden Faktoren (Wetter, Saat, Bedarf anderer Märkte u. s. w.) ein sehr unsicherer Saisonartikel. Deshalb wird in Salpeter viel gespielt und spekulirt. Es giebt Offizinen, die mit ihrer ganzen Produktion spekuliren, also Alles auf eine Karte setzen. Solide, gut geleitete Häuser spekuliren wohl auch, aber in mäßigen Grenzen. Daß die Spekulation, besonders die des Zwischenhandels, mit kostspieliger, Zinsverlust bringender Einlagerung der Waare verbunden ist und dadurch den Artikel auch an sich schon vertheuert, ist ein Schade, den, wenn die Operation gut geht, der Konsument zu tragen hat. Bestrebungen, den Zwischenhandel ganz auszuschalten und das Produktionkartell zu einem Handelstrust zu erweitern, um den bedeutenden Gewinn des Handels den Produzenten zu erhalten und noch festere Grundlagen für die Produktionpolitik zu schaffen, werden besonders von englischen Firmen in der chilenischen Salpeterindustrie vertreten; die deutschen Unternehmungen sind dagegen, weil sie mit den großen deutschen Salpeterhandelshäusern in Valparaiso und Hamburg einen auch auf das Kapital sich erstreckenden „Concern" bilden.

Digitized by Google

Mit 74 Offizinen und mit einer Gesammtquote von 30393000 Quintals hatte die Combinacion der Salpeterindustriellen im Jahr 1900 ihre Thätigkeit begonnen. Im Jahr 1906, nach Fertigstellung der 19 im Bau begriffenen Offizinen, wird die Combinacion am Ende ihres fünfjährigen Convenio 58 Offizinen mehr aufweisen als zu dessen Beginn und eine um 46 536 000 Quintals höhere Produktionquote, also 76 929 000 Quintals. Man wird sehr große prozentuale Abstriche machen müssen, um eine dem Markt entsprechende Exportquote zu erhalten. Die Salpeterassoziation rechnet für 1907 mit rund 160 Offizinen und rund 100 000 000 Quintals Produktionquote. Dem gegenüber steht ein Konsum, der (1905) 33 798 013 Quintals betrug, sich seit 1900 ziemlich stabil zeigte und im Jahr 1906/07, wenn kein Krieg kommt, keine Zuckerkrisis eintritt und sonst Alles normal geht, vielleicht einige 40 Millionen Quintals betragen wird. Also müßten 60 Millionen Quintals von den den Offizinen zugetheilten Produktionquoten, fast zwei Drittel, wieder abgestrichen werden, was doch wohl bedeuten würde, daß die Organisation der Salpetercombinacion an das Ende ihrer Wirksamkeit gelangt wäre. Praktisch wichtig und ausschlaggebend für die Abwendung einer schweren Krisis der Salpeterindustrie ist nur die Vermehrung des Salpeterverbrauchs und die Gewinnung neuer Märkte durch energische Propaganda. Die durch das Permanent Nitrate Committee in London und die Delegationen der Asociacion salitrera in allen wichtigen Absatzgebieten der Salpeterindustrie verursachten und von der Combinacion prozentual getragenen Propagandakosten beziffern sich jetzt schon auf rund 50 000 £ jährlich, wovon auf den Etat des Komitees allein 32 000 £ kommen; in Deutschland werden pro Tonne abgesetzten Salpeters 19,8 Pfennig Propagandakosten bezahlt. Der chilenische Staat gab früher einen beträchtlichen Zuschuß und soll jetzt um größere Hilfeleistung angegangen werden. Die Angestellten der „Asociacion" auf fremden Märkten pflegen den Erfolg der Propaganda zu konstatiren und die Aussichten des Konsums als aussichtreich hinzustellen; sie dürfen auch wohl auf weitere Erfolge rechnen. Ob es aber gelingt, den Verbrauch so zu steigern, daß er der außerordentlich großen Mehrproduktion der nächsten Jahre entspricht, erscheint doch sehr fraglich.

Die Combinacion hat nicht nur durch die Erhöhung der Unternehmergewinne, sondern auch durch die Steigerung der Produktionkosten und Löhne den Preis hinaufgetrieben. Auch die mit schlechtem Caliche (Mineral), schlechter Einrichtung und Verwaltung arbeitenden Fabriken wollten ja ihre Quote exportiren; und die Arbeiter wußten, daß die Unternehmer reichlich genug verdienen, um auch übertriebene Lohnforderungen bewilligen zu können. Das Suchen nach den günstigsten Produktionbedingungen in freiem Wettbewerb (ohne garantirte Exportquote) würde die Salpeterindustrie spornen, in technisch-ökonomischer Beziehung noch rationeller als bisher zu arbeiten. Die Arbeiterschaft, die jetzt die Unternehmer mit ihren Ansprüchen beunruhigt, wäre auf eine Anzahl von Betrieben, die jede Gewinnchance ausnützen müssen, angewiesen und könnte unsinnige Ansprüche nicht durchsetzen; die Verkehrsunternehmungen und alle übrigen Hilfseinrichtungen würden zur höchsten Leistungfähigkeit genöthigt. Die Staatsregirung, die für die Salpeterindustrie im fernen Norden von Chile noch wenig thut, obwohl sie beinahe von den Salpeterexportzöllen lebt, müßte an der Herstellung günstiger Produktionbedingungen mitwirken und könnte vielleicht sogar dahin gebracht werden, die Exportzölle herabzusetzen.

Erlangen. Dr. Gottfried Zoepfl.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Briefe der Ninon de Lenclos. Mit zehn Nachbildungen von Radirungen Karls Walser. Berlin, bei Bruno Cassirer. 8 Mark.

Die von mir besorgte Verdeutschung der Lettres de Ninon de Lenclos brauche ich hier, wo neulich Franz Blei über Ninons Persönlichkeit geschrieben hat, nur kurz anzuzeigen. Diese Briefe, ob echt oder apokryph, wie Manche glauben, zeigen ein für die Zeit ihrer Entstehung ungewöhnliches Feingefühl der seelischen Analyse. Heutige Autoren, die über die „Psychologie" und „Physiologie" der Liebe mehr dicke als gescheite Bände veröffentlichen, könnten daraus lernen, wie man ohne wissenschaftliche Prätentionen mitunter der Wahrheit näher kommt als durch tiefgründige Betrachtungen aus der weltfremden Studirstube. In meiner Uebertragung nahm ich unwesentliche Kürzungen da vor, wo mir das Original gar zu weitläufig in Wiederholungen und Abschweifungen sich zu verlieren schien.

Lothar Schmidt.

Neuromantik. Eugen Diederichs, Jena.

Mein Buch ist aus der Liebe zur Kultur der Gegenwart entstanden. Ist es nicht Feigheit, zu sagen, wir kehrten wieder zur alten Romantik zurück, nachdem uns ein keimreicher Naturalismus neue Wege gewiesen hat, die nur nach mühsäliger Wanderung ans Ziel, zu einem festen Stil in Leben und Kunst führen können? Aber ist nicht dennoch die Verwandtschaft von Gegenwart und alter Romantik eine unabweisbare Thatsache? Dieses Dilemma wollte ich lösen. Wenn, wie ich nachweise, die Kulturentwickelung in Rhythmen verläuft, in denen jeder Rhythmus eine Stufenfolge von Naturalismus, Romantizismus und Klassizität ist, und wenn unsere Kulturphase eine romantische Stufe ist, dann ist zwar eine Verwandtschaft der Gegenwart mit der Romantik um 1800 vorhanden; aber sie erstreckt sich nur auf die allgemeinen Merkmale; durchaus verschieden sind die spezifischen, wesenhaften Züge der alten und der neuen Romantik. Allgemeine Merkmale einer romantischen Stufe sind Mystik, Aestheten thum und Decadence; und diese Erscheinungen findet man in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts und in unserer Zeit. Vor Allem aber kam es mir darauf an, die spezifischen Züge beider Zeiten aufzudecken, um so der Gegenwart zum Bewußtsein ihrer Bedeutung und ihres Rechtes zu verhelfen.

Köln. Ludwig Coellen.

Historisches Schlagwörterbuch. Karl J. Trübner. 6 Mark.

Dies Buch soll als ein Seiten- und Ergänzungstück zum wohlbekannten „Büchmann" das Aufkommen und die Entwickelung von annähernd fünfhundert deutschen und fremden Schlagwörtern in unbefangener historischer Würdigung erläutern. Zwar ist sicher: viele leere und verwirrende Schälle tönen uns aus ihnen entgegen. Und doch unterrichten sie nicht minder anschaulich über die Psychologie des Publikums, über allerlei modische Strömungen wie über tiefgehende politische oder kulturgeschichtliche Bestrebungen und Erregungen. Solche Zeugnisse zu sammeln, ist mein Buch bestimmt. Wenn es trotz Verwerthung der einschlägigen Arbeiten

Digitized by Google

und systematischer Lecture noch so manchen berechtigten Wunsch unerfüllt lassen wird, so rechne ich mit diesem Versuch auf die Nachsicht der Leser. Ein Schelm giebt mehr, als er hat. Erst durch das Interesse und die Mitarbeit weiter Kreise kann sich eine solche Sammlung wirklich befriedigend auswachsen.

Dr. Otto Ladendorf.

Paukzeit. Sechs Wochen Heldenthum. Arthur Caracl, Leipzig.

Die meisten Bücher haben einen Helden; meins hat einen Feigling. Ein harmloser, schwächlicher Mensch, ein Student, der blos studirt, blos seinem Studium und seiner Neurasthenie lebt und nichts von Studententhum und Welt und Weibern weiß, wird durch eine Kontrahage plötzlich aus seiner grüblerischen Einsamkeit herausgerissen und plötzlich mit Allem bekannt gemacht: mit Studententhum, Welt und Weibern. Und nun muß er sich in der Hast von sechs wahnsinnigen Wochen durch das Alles durchhasten und durchkämpfen, wozu andere junge Leute Jahre brauchen. Die natürliche Feigheit, die Angst vor dem Duell, die Furcht vor dem Sterben. Das ermüdende Paukwesen, das studentische Getriebe, der ganze Satisfaktion-Mechanismus. Das Treiben der Welt, der jungen Leute, der großen Stadt. Und vor Allem das Kapitel: Weiber und Weib. Das spielt sich stumm ab und vor den Leuten ist er der kaltblütige Gentleman. Erst in dem Augenblick, wo ihn das Weib enttäuscht, kommt dieser Sonderling zur Besinnung und zur Nutzanwendung dieser sechs Wochen: genau so zu werden wie die Anderen, genau so leichtfertig und heuchlerisch; und er geht nun ruhig zum Duell.

Wien. Ludwig Hirschfeld.

Chamforts Aphorismen und Anekdoten. R. Piper & Co., München.

Am einundzwanzigsten April wurden einige Proben gegeben; noch ein paar:

Menschen, die man nur halb kennt, kennt man überhaupt nicht; Dinge, die man nur zu drei Vierteln versteht, versteht man gar nicht. Diese beiden Ueberlegungen genügen zur Bewerthung aller Gesellschaftgespräche.

— —

Eine grausame Wahrheit, aber doch muß man sie eines Tages als Wahrheit erkennen: In der Gesellschaft, zumal in der vornehmen, ist Alles Künstlichkeit, Bewußtheit, Berechnung, auch Das, was auf den ersten Blick wie Einfachheit und liebenswürdiges Sichgehenlassen aussieht. Ich fand Leute, bei denen Alles, was sich als anmuthige ursprüngliche Regung gab, nichts war als die allerdings sehr geschickte Ausführung feinster und bewußtester Ueberlegungen. Kühlste Berechnung paarte sich da mit augenscheinlicher Naivetät und sorglosester Leichtigkeit, einer eingeübten Nonchalance, ähnlich der koketter Weiber, bei denen eine letzte Künstlichkeit Alles ausgeschaltet hat, was wie Künstlichkeit aussieht. Das mag ärgerlich sein aber es ist ein ärgerliches Naturgesetz. Darum wehe Dem, der nicht sogar vor dem besten Freund seine schwache Seite, seine Blöße verbirgt! Ich habe erlebt, wie solche besten Freunde die Eigenliebe Derer verletzten, deren Geheimniß sie herausbekommen hatten. Beim heutigen Zustande der Gesellschaft, der gebildeten Gesellschaft, die ich hier stets im Auge habe, scheint es mir ganz unmöglich, daß irgend Jemand seine ganze Seele, alle Seiten seines Charakters, auch die schwachen, einem Anderen offenbaren kann; auch nicht dem besten Freunde. Wie gesagt: man muß in diesen Kreisen

Digitized by Google

eben sein Raffinement überfeinern, so daß es als solches nicht mehr erkannt wird. Sei es auch nur, um von dieser Truppe ausgezeichneter Komoedianten nicht als schlechter Schauspieler verschrien zu werden.

Nur die Geschichte freier Völker ist werth, daß man sie studirt. Die Geschichte von Völkern, die im Despotismus leben, ist eine Anekdotensammlung.

Definition einer despotischen Regirung: Eine Ordnung der Dinge, wo Die oben niedrig und Die unten erniedrigt sind.

Die meisten Adeligen erinnern an ihre Ahnen ungefähr wie ein italienischer Cicerone an Cicero.

Man verheirathet die Frauen, ehe sie Etwas sind und sein können. Der Ehemann ist eine Art Maschine, die den Leib der Frau zerstört, ihren Geist formt und ihre Seele entwickelt.

Die Frauen scheinen eine Hirnwindung weniger, aber eine Herzensfaser mehr zu haben als die Männer. Es gehört ihre besondere Organisation dazu, um Kinder zu ertragen, zu pflegen, zu liebkosen.

Die Liebe macht mehr Vergnügen als die Ehe; Romane sind ja auch amusanter als die Weltgeschichte.

Die schlimmste Mesalliance ist die des Herzens.

Junge Frauen und Könige haben ein gemeinsames Unglück: Sie haben keine Freunde. Ihr Glück ist, daß sie dieses Unglück nicht empfinden. Die Könige hindert daran ihre Größe und die Frauen ihre Eitelkeit.

Ein Schriftsteller, sagte Diderot, kann eine Geliebte haben, die Bücher schreibt; aber seine Frau muß Hemden nähen können.

Zu Herrn X, Mitglied der Akademie, sagte Jemand: „Eines Tages werden Sie doch heirathen." „Ich habe viel über die Akademie gespottet und jetzt bin ich drin", antwortete er; „ich habe Angst, daß es mir mit der Ehe genau so gehen wird."

Man wunderte sich oft, daß der Herzog von Choiseul sich so lange gegen Madame Dubarry zu halten vermochte. Sein Geheimniß war sehr einfach. So oft seine Stellung schwankend wurde, ließ er sich Audienz beim König geben. War er einmal vorgelassen, so erkundigte er sich regelmäßig, was er mit den fünf oder sechs Millionen machen solle, die er im Kriegsdepartement erspart hatte; wobei er jedesmal darauf hinwies, daß es wohl nicht schicklich sei, sie direkt dem königlichen Schatz zu überweisen. Der König begriff die Anspielung und sagte: „Sprechen Sie mit Bertin, geben Sie ihm drei Millionen in den und den Papieren; den Rest schenke ich Ihnen." Der König theilte so das Geld mit seinem Minister; und da er nicht sicher war, daß ein anderer ihm Dies eben so leicht machen würde wie der Herzog von Choiseul, behielt er ihn trotz allen Intriguen der Dubarry.

München. Hermann Esswein.

Digitized by Google

Verse.

Ballade de Marguerite.

O Mutter, mich widert im Wald die Jagd,
Ich will auf den Markt, wo der Heerbann tagt!

„Geh nicht! Wohl leuchten die Dächer roth,
Doch die Hufe der Rosse bringen Dir Noth."

Bei den Ritterspielen will ich nicht stehn,
Nur meiner Dame zur Seite gehn.

„Mein Kind, mein Kind, Du bist viel zu kühn!
Eines Försters Sohn soll dahin nicht ziehn."

Glaubst Du, weil der Vater am Martinstag
Im grünen Wamms, sie darum mich nicht mag?

„Vielleicht müht sie am Webstuhl sich;
Doch Spindel und Wolle sind nichts für Dich."

O, wenn sie webt einen Teppich dicht,
Dann halt' ich die Fäden beim Flackerlicht!

„Vielleicht jagt sie das schlanke Reh;
Wie folgst Du ihr dann durch Wald und Klee?"

In schnellem Lauf geleit' ich sie
Und blas' auf dem Horn das Hallali.

„In Saint-Denys kniet sie betend vielleicht
(Die Barmherzige Mutter sei ihr geneigt!)"

Und liegt sie betend in stiller Kapell',
Ich schwinge den Weihrauch und läute hell.

„Komm hinein, mein Sohn, Du bist so blaß!
Der Vater füllt Dir ein frisches Glas."

Doch wer sind die Ritter in lichtem Stahl
Wie in buntem Gepränge zum Festesmahl?

„Das ist der König von Engelland.
Er kommt als Freund an den gastlichen Strand."

O Mutter, die Glocke tönt so bang!
Und was soll der dumpfe Totengesang?

„Hugo von Amiens, mein Schwestersohn,
Den tragen sie dort als Leiche davon."

Nein, weiße Lilien seh' ich klar:
Es liegt kein Mann auf der Totenbahr.

„Es ist Jeannette, die Beschließerin;
Ich wußte, im Herbst ging sie dahin."

Digitized by Google

Nein, Dame Jeannette hat kein goldbraunes Haar!
Die alte Jeannette auch so schön nicht war.

„Von unsrer Sippschaft ists Niemand, — Nein!
Gott wolle der Sünderin gnädig sein!"

Nun hör' ich der Knaben klagendes Lied:
Elle est morte, la Marguerite.

„Komm hinein, mein Sohn, komm, ruh' Dich aus,
Laß die Toten in ihrem Totenhaus!"

O Mutter, Du weißt, ich liebte sie treu,
Hat denn ein Grab nicht Raum für Zwei?

Vita nuova.

Ich stand am Meer, am brausend wilden Meer,
Gesicht und Haar vom Schaum feucht übersprüht;
Des Tages Sonnen waren fast verglüht,
Es pfiff der Wind über die Wogen her;
Die Möwen flogen klagend auf den Strand
Und auch mein Leben war mir dumpf und leer;
Denn wer kann ernten Früchte gold und schwer
Von diesem wüsten, ruheloſen Land?
Ich warf mein Netz, zerrissen und zerklafft,
Noch einmal aus mit allerletzter Kraft
Und harrend hab' ich dann den Zug ermessen.
Da plötzlich kams wie jähe Flammengluth,
Ein weißer Leib stieg silbern aus der Fluth —
Und all mein Leid war jubelnd nun vergessen.

E tenebris.

O Christus, komm und hilf mir, reich die Hand!
Auf wildrem Meere bin ich in Gefahr,
Als Petrus einst vor Deinen Augen war!
Mein Lebensblut rinnt langsam in den Sand;
Mein Herz ist wie ein hungerwüstes Land,
Von aller Nahrung, allem Segen bar;
Und vor mir seh' ich die Verdammniß klar,
Seit diese Nacht vor Gottes Thron ich stand.
„Er jagt im Wald oder er schläft vielleicht,
Wie Baal, wenn die Priester nach ihm rufen, —
Den Sonnentag von Carmels Felsenstufen."
Nein: still; ich seh ihn, eh' die Nacht verbleicht,
Den wunden Fuß, das flammenweiße Kleid
Und auf dem Antlitz alles Menschenleid.

Digitized by Google

Requiescat.

Daß sie Dein Schritt nicht stört
Hier unterm Schnee,
Sprich leis, ganz leis: sie hört
Rauschen den Klee.

Ihr glänzend goldnes Haar
In Rost und Staub;
Was lichte Schönheit war,
Des Todes Raub.

Ihr süßer, weißer Leib
Ein Lilientraum.
Sie war ein Weib
Und wußt' es kaum.

Sie decken Holz und Stein
Für immer zu;
Ich quäl' mein Herz allein,
Doch sie hat Ruh.

O still, sie hört nicht mehr,
Nicht Lied noch Hauch —
Mein Leben tot und leer
Begrabt es auch!

Beim Gesang „Dies irae" in der Sistina.

Nein, Herr, nicht so! Im Frühling die Narzissen,
Olivenhaine, Silbermöwenflug,
Von Deiner Liebe reden sie genug —
Sprich nicht mit Schreckensgluth in Finsterniſſen!
Von Dir muß noch der Wein im Kelche wissen.
Der Vogel, der sich abends heimgewandt,
Spricht nur von Ihm, der keine Stätte fand —
Und nur von Dir die Schwalben zwitschern müssen.
Nein, komm im Herbst, an lichtem Nachmittag,
Wenn Baum und Strauch in gelb und rothen Farben
Und durch die Felder tönt der Sensenschlag.
Komm, wenn der Mond auf seinem Silbergang
Weiß überstrahlt die Reihen goldner Garben!
Dann ernte Du . . . wir harrten Dein schon lang.

Ostern.

Die Silbertuben dröhnten durch den Dom,
Rings alles Volk in Ehrfurcht auf den Knien
Und hoch auf Männernacken sah ich ihn
Wie einen Gott, den Heilgen Herrn von Rom.

Digitized by Google

Als Priester im Gewand so weiß wie Schaum
Und königlich von Purpur überwallt,
Drei goldne Kronen trug die Hochgestalt
In Pracht und Glanz: so zog er durch den Raum.
Da floh mein Herz zurück in ferne Zeit
Zu Einem dort am öden Meeresstrand,
Der für sein Haupt die Ruhestatt nicht fand.
„Ein jeglich Thier, ihm ist sein Nest bereit,
Ich, ich allein muß gehn auf wunden Füßen
Und meinen Wein mit bittren Thränen süßen."

Madonna mia.

Ein Lilienkind, das nicht von dieser Welt,
Im Strahlenkranz von weichem braunen Haar,
Feucht überhaucht das große Augenpaar,
Wie Nebeldunst auf blaue Fluthen fällt.
Die blasse Wange kennt noch keine Gluth,
Die Lippen stumm und scheu vor jeder Lust,
Der Hals weiß wie der Silbertaube Brust,
Ein Hauch im Marmor wie von Milch und Blut.
Ob auch die Lippen laut sie preisen müssen,
Doch wag' ich nicht, den lichten Fuß zu küssen,
Von heilger Ehrfurcht schattend überweht —
Wie vor des siebenten Himmels goldnen Stufen,
Unter des Löwen Flammenbrust berufen,
Mit Beatrice Dante schauernd steht.

Oskar Wilde.
(Deutsch von Theodor Susc.)

Prospekte.

Bevor ein Werthpapier zum Börsenhandel zugelassen wird, soll ein Prospekt veröffentlicht werden, der alle für die Beurtheilung des Papieres nöthigen Daten giebt. Das klingt einfach und klar. Trotzdem wird das amtliche Organ zur Prüfung der Prospekte, die Zulassungstelle, oft getadelt. Im Fall der Terraingesellschaft Müllerstraße, wo sie den Prospekt wegen zu hoher Zwischengewinne und der dadurch bedingten „offenbaren Uebervortheilung" des Publikums ablehnte, hat sie freilich nur Lob geerntet und die berliner Handelskammer, die als Beschwerdeinstanz meist gegen die Zulassungstelle entscheidet, mußte deren Spruch diesmal bestätigen. Daraus darf man aber nicht schließen, daß bei allen genehmigten Emissionen das Publikum nicht übervortheilt wird. Erstens prüfen die Zulassungstellen die Unterlagen nicht immer so sorgsam wie im Fall der Terraingesellschaft Müllerstraße, kennen oft die Details auch nicht so genau; zweitens ist ihre Macht bei der materiellen

Digitized by Google

Prüfung der Prospektangaben beschränkt und ein wesentlicher Theil der Prüfung bleibt dem Publikum überlassen. Wenn die Zulassungstelle, wie kürzlich auch bei einer anderen Emission von Terrainaktien, den Prospekt aus „materiellen" Gründen ablehnt, wird sie beschuldigt, ihre Befugnisse überschritten zu haben. Oft klagt man auch darüber, daß der Prospekt in zu wenigen Blättern veröffentlicht, dem größten Theil des Publikums gar nicht zur Kenntniß gebracht worden sei. Mancher wiederum sagt, man solle überhaupt nur kurze Prospekte, in möglichst vielen Zeitungen, veröffentlichen; lange Darstellungen lese und verstehe das Publikum doch nicht. Darüber ließe sich reden, wenn man einig darüber wäre, daß der Prospekt alle nothwendigen Angaben enthalten muß. Zwei „offizielle" Organe haben für den Prospekt eines amerikanischen Eisenbahnpapieres 8000 Mark bekommen. Nützlicher wäre das Geld wohl verwendet worden, wenn man den Prospekt in dreißig Zeitungen veröffentlicht hätte; dann wäre er aber gekürzt worden und die Angaben hätten dem berechtigten Anspruch auf Klarheit und Vollständigkeit vielleicht nicht mehr genügt. Die Zahl der Inserate thuts also auch nicht; eben so wenig natürlich der Wortschwall der Prospektangaben. Das Börsenkommissariat, heißt es jetzt oft, unterschied besser als die Zulassungstelle zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem und war in den meisten Fällen mit kurzen Prospekten zufrieden. Das mag richtig sein; die Verhältnisse sind aber komplizirter geworden und deshalb ist auf Ausführlichkeit heute selten zu verzichten.

Schlimm ist, daß die Vorschriften des Gesetzes der Auslegung weiten Spielraum lassen. Nach Paragraph 36 des Börsengesetzes hat die Zulassungstelle die Aufgabe und die Pflicht: die Vorlegung der Urkunden, welche die Grundlage für die zu emittirenden Werthpapiere bilden, zu verlangen und zu prüfen; dafür zu sorgen, daß das Publikum über alle zur Beurtheilung der zu emittirenden Werthpapiere nothwendigen thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse, so weit es möglich ist, informirt wird, und bei Unvollständigkeit der Angaben die Emission nicht zuzulassen; endlich auch solche Emissionen nicht zuzulassen, die erhebliche allgemeine Interessen schädigen oder offenbar zu einer Uebervortheilung des Publikums führen. Damit die Zulassungstellen diese Pflichten erfüllen können, wird im Paragraphen 38 weiter bestimmt, daß „vor der Zulassung, sofern es sich nicht um deutsche Reichs- oder Staatsanleihen handelt, ein Prospekt zu veröffentlichen ist, der die für die Beurtheilung des Werthes der einzuführenden Papiere wesentlichen Angaben enthält. Das Gleiche gilt für Konvertirungen und Kapitalserhöhungen. Der Prospekt muß den Betrag, der in den Verkehr gebracht, den Betrag, der vorläufig vom Verkehr ausgeschlossen werden soll, und die Zeit, für die dieser Ausschluß zu erfolgen hat, ersichtlich machen." Diese Vorschriften werden ergänzt durch die Gewährung eines Privilegs für Schuldverschreibungen, bei denen das Reich oder ein Bundesstaat die volle Garantie übernommen hat, und für Schuldverschreibungen kommunaler Körperschaften, kommunalständischer Kreditinstitute und der unter staatlicher Aufsicht stehenden Pfandbriefanstalten. Bei diesen Papieren kann auf die Einreichung eines Prospektes verzichtet werden. Trotz all diesen Bestimmungen weiß man nicht absolut sicher, was von einem Prospekt zu fordern ist. Schon die an sich gewiß gerechtfertigten Ausnahmen für staatliche und kommunale Schuldverschreibungen haben zu Streitigkeiten geführt. Bekannt ist der Konflikt der Zulassungstelle mit der preußischen Regirung, die bei einer Emission von Schatzanweisungen die Höhe des zuzulassenden Betrages nicht angeben wollte. Die Handelskammer brachte die Sache nothdürftig in Ordnung: der Minister

Digitized by Google

nannte die Gesammtsumme der auszugebenden Schatzanweisungen und die Handelskammer verfügte, der Totalbetrag sei zuzulassen (obwohl einstweilen nur ein Theil ausgegeben wurde). In diesem Fall hatte die Regirung das Gesetz etwas selbstherrisch interpretirt und die Handelskammer sich mit einem Kompromiß beholfen.

Die Zulassungstelle hat auch für Landschaftpfandbriefe Prospekte gefordert, weil, seit die Beleihungsgrenze erweitert und bei den neuen Landschaften die Gesammtbürgschaft der Kreditoren abgeschafft sei, die Grundlage dieser Pfandbriefe sich beträchtlich verändert habe. Deshalb seien vom ersten April 1906 ab Landschaftpfandbriefe nur nach Einreichung und Prüfung eines Prospektes zuzulassen. Damit sind neue Konfliktsmöglichkeiten gegeben. Der preußische Handelsminister hat in einem Erlaß an die berliner Handelskammer schon gegen das Verlangen der Zulassungstelle protestirt. Rentenbriefe, sagt er, seien preußischen Staatsanleihen gleichzustellen und deshalb vom Prospektzwang zu befreien. Solcher Streit ist sicher nicht geeignet, das Ansehen der Zulassungstelle und den Werth der Prospekte zu erhöhen. Gerade auf dem Markt der ausländischen Anleihen, von dem die Prospektbewegung ausging, zeigen sich die Folgen der Unklarheit. Hier herrscht jetzt ein Brauch, den man nicht billigen kann: die Papiere werden, bevor noch der Prospekt genehmigt und die Zulassung ausgesprochen ist, zur Zeichnung aufgelegt. Das hat leider die Deutsche Bank mehrmals gethan. Die letzte türkische, die neue chilenische, die japanische Anleihe wurde vor der Zulassung emittirt; noch andere Beispiele wären anzuführen. Da die Subskription am bestimmten Tag auch im Ausland erfolge, dürfe man, so hieß es, in Deutschland die Emission nicht später bringen; sonst würde das Ergebniß in Frage gestellt. In Ausnahmefällen mag dieser Grund gelten; besonders wenn sichs um politisch und wirthschaftlich gesicherte Staaten handelt. Zwischen Subskription und Zulassung können in anderen Fällen aber Ereignisse eintreten, die gegen den Antrag auf Zulassung sprechen. Wird dann die Zulassung versagt, so bekommen die Zeichner Papiere, die sie, weil die amtliche Börsennotiz fehlt, nicht verkaufen können. Das ist bei Anlagewerthen zu ertragen; recht unbequem aber, wenn bei Aktien zwischen Zeichnung und Zulassung eine lange Zeit liegt. Und auch für Dividendenpapiere beginnt die Subskription jetzt vielfach schon vor der Zulassung. Als die Allgemeine Berliner Omnibusgesellschaft Aktien im Betrag von 2,10 Millionen ausgab, dauerte es fast ein Jahr, bis die gezeichneten Aktien zum Börsenhandel zugelassen wurden. In solchen Fällen bekommen die Zeichner einen genehmigten Prospekt nicht zu sehen und der, den die Zulassungstelle später genehmigt, kann ganz anders aussehen als die vorher veröffentlichte Aufforderung zur Subskription. Der Scharfblick der Kontroleure soll nicht angezweifelt werden; die Verlockung, einen nicht offiziell der Censurbehörde vorzulegenden Prospekt rosig zu färben, ist aber auch nicht zu unterschätzen. Die Zulassungstelle hat ja, wie ich schon erwähnte, nicht die Qualität der einzuführenden Papiere, sondern nur die Frage zu prüfen, ob alle zur Beurtheilung des Werthes nöthigen Angaben in dem Prospekt gemacht sind. Die Genehmigung des Prospektes giebt aber dem Publikum eben die Gewißheit, daß ihm alle zur Bildung des Urtheiles erforderlichen Thatsachen unterbreitet wurden. Fehlt diese Gewißheit, dann handelt sichs um eine „wilde Emission".

Wenn die Zulassungstelle befugt würde, ihr Urtheil (das ja immer nur subjektiv sein könnte) über den Werth eines Papieres auszusprechen, dann würde ihre Objektivität gemindert und sie selbst zu einer Auskunftstelle, von der das Publi-

Digitized by Google

kum Belehrung erwartet und fordert. Zwischen der Zulassungstelle und den emittirenden Bankhäusern entstünde ein ewiger Krieg und die Frage nach dem Regreßanspruch (für falsche oder lückenhafte Prospektangaben) wäre noch schwerer als jetzt zu beantworten. In der Begründung zum Entwurf des Börsengesetzes wurde gesagt, das Vertrauen in die Richtigkeit und Vollständigkeit der vom Emissionhaus im Prospekt gemachten Mittheilungen sei bestimmend für den Erwerb der Papiere; werde das Publikum getäuscht, so dürften die Urheber des Prospektes nicht ohne Verantwortung für den daraus entstehenden Schaden bleiben. Man wollte damals also die Regreßansprüche der Effektenkäufer sichern; ganz leicht ist dieser Anspruch aber nicht durchzusetzen. Der Nachweis unrichtiger oder unvollständiger Angaben genügt noch nicht: erwiesen muß außerdem auch werden, daß die Emittenten fahrlässig oder dolos gehandelt haben und daß der Verlust durch falsche Prospektangaben bewirkt worden ist. Dieser Beweis wird selten gelingen. Wer hat denn, als große Summen an Griechen und Portugiesen verloren waren, auch nur gefragt, ob diese Verluste nicht vielleicht durch Mängel der Prospekte verschuldet waren? Und gerade der Gedanke an ausländische Rentenpapiere hatte doch zu den Vorschriften für Prospektzwang und Regreßanspruch geführt. Wie schwer es heute noch ist, auf falsche Prospektangaben Schadensersatzforderungen zu gründen, zeigt der Prozeß, den Aktionäre der aachener Lederfabrik De Hesselle & Co. gegen den Schaaffhausenschen Bankverein führen. Der Bankverein hatte den Prospekt für die Hesselle-Aktien eingereicht; und dieser Prospekt, der die Kläger zum Kauf veranlaßte, soll eine gefälschte Bilanz enthalten haben. Das Landgericht I Berlin lehnte die Klage nicht nur aus sachlichen Gründen ab, sondern erklärte die Erhebung auch für unzulässig, weil nicht der Bankverein, sondern die Aktiengesellschaft als Urheber des Prospektes anzusehen sei; auch fehle der Nachweis ursächlichen Zusammenhanges zwischen dem Schaden der Kläger und dem Prospekt, der Beweis, daß der Prospekt die Kläger zum Kauf veranlaßt habe. Da dieser Beweis mit unzweideutiger Sicherheit natürlich überhaupt nicht zu führen ist, wäre ein auf den Prospekt zu gründender Schadensersatzanspruch kaum jemals noch durchzusetzen, wenn die rechtskräftig entscheidende Instanz sich der landgerichtlichen Auffassung anschlösse. Da die Furcht vor der Regreßpflicht aber mehr als jedes andere Moment zu vorsichtiger Sorgfalt drängt, würden die Prospekte dann ziemlich werthlos und wir könnten eine schlimme Aera des Prospektschwindels erleben. Die Sache schwebt jetzt vor dem Kammergericht und die Bankleute sind sehr gespannt auf die Entscheidung.

Schwierig ist wohl auch der Nachweis, daß Prospektangaben über die Aussichten des Unternehmens wider besseres Wissen erfolgt sind, wenn zur Zeit der Veröffentlichung des Prospektes erst die Hälfte des Geschäftsjahres vergangen ist. Die Käufer der im April 1905 eingeführten Wanderer-Fahrrad-Aktien können davon ein Lied singen. Der Prospekt stellte für 1905 ein gutes Resultat in Aussicht; die Dividende blieb aber um 7 Prozent hinter der vorigen zurück und die Aktien verloren seit der Einführung etwa 80 Prozent. Wer trägt die Schuld? ... Ein der gesetzlichen Vorschrift genügender Prospekt, der kurz sein kann, aber klar und lückenlos sein muß, ist unentbehrlich, entbürdet das Publikum aber nicht von der Pflicht, sich über die ihm angebotenen Papiere selbst ein zuverlässiges Urtheil zu bilden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Berlin, den 5. Mai 1906.

Der Fall Murri.

Die romanischen Demokratien wurzeln in erotischer Erregbarkeit. Jeder Einzelne ist, weil ihm immer eine Frau dazwischenkommt, undisziplinirbar; ist Künstler, weil die Begierde nach der Frau seinen Vorstellungen Kraft giebt; eitel, kühn und gewandt durch den Wettbewerb um die Frau; und, da er sich immer ihren Blicken ausgesetzt fühlt, um seine Manneswürde immer besorgt. Auch der König ist nur ein Mann: ein Rival. Die fortwährende Gegenwart des Geschlechtes läßt keine Ehrfurcht aufkommen. Die monarchischen Rassen sind erotisch kälter, weniger wach. Das befähigt den Einzelnen, sich selbst im hinteren Rang zu dulden, Treue zu üben und vom Menschlichen gewisser vorgesetzten Menschen abzusehen. Für diese Rassen ist es eine moderne Entdeckung, daß „Fürsten auch Menschen" sind. Die Italiener haben Das nie vergessen. Durch ihr Geschlecht wach erhalten, jeden Augenblick an ihr Ich erinnert und zur Hingabe an Höheres untauglich, sind sie Vernünftler. Das mäßige metaphysische Bedürfniß der Rassen von schlummerndem Geschlecht ist ihnen unbekannt. Bei ihnen entsteht metaphysischer Trieb nur als Reaktion auf körperliche und geistige Libertinage, übertrieben und zu rascher Abnutzung verurtheilt. Zwischen Heiligkeit und Atheismus (gleich starken Formen des Ichgefühles) schnellt diese Rassenseele hin und her. Und natürlich macht

---

Die im berliner Buchbindergewerbe Angestellten haben beschlossen, am ersten Maitag nicht zu arbeiten. Auf diesen Beschluß haben die Prinzipale mit einer Aussperrung geantwortet. Der so entstandene Krieg (der erst Montag erklärt wurde) hat mich gezwungen, die Redaktion dieses Heftes früher als sonst zu schließen und ihm etwas weniger Text zu geben. Force majeure. Das diesmal Fehlende wird rasch nachgeliefert werden

auch wieder ihr Rationalismus sie unempfänglich für das monarchische Gefühl. Die Würde der eigenen Person und die Würde der menschlichen Vernunft: Beide stehen ihm entgegen. Aus einer Menge von Individuen, deren jedes eifersüchtig auf sich hält, kommt eine romanische Demokratie zusammen.

Jedes dieser Individuen ist mittelmäßig; fast nie erhebt sich eins ins Unermeßliche. Die Energie der Rasse erschöpft sich in der Schaffung eines hohen Mittels von Intelligenz und Persönlichkeit; für das Entstehen von Kolossen bleibt nicht genug übrig. Diese Menschen verlangen eine weiche, dumpfe Volksmasse, die ihnen als Dünger dient. Die großen Italiener waren selten Genies: nur durch Zeitumstände gesteigerte Talente. Ihr Volk sieht zu ihnen nicht auf; sie hausen ihm nicht, wie Beethoven und Goethe den Deutschen, in den Wolken: es verkehrt mit ihnen auf gleichem Fuß und ohne Phrase. Gemeine Soldaten stehen im Palazzo Pitti vor den Meisterwerken, als hielten sie Arm in Arm bei einem Laden, in dem Mädchen verkaufen. Wo die Musik am Höchsten reicht, findet sie doch noch auf die Lippen eines Gipsfigurenjungen, spricht noch immer aus, was er für seine Liebste fühlt. (Und der Komponist ist stolz darauf.) Nordländer mißverstehen das italienische Theater, wenn sie glauben, wie daheim, in einen Kunsttempel zu treten, in eine vom Leben unterschiedene Welt; wenn sie an Klatschen und „Bis"-Geheul sich ärgern wollen und Verachtung fassen für das unfeierliche Gebahren des Volkes, für den Mangel an Selbstentäußerung beim Darsteller. Denn Dies ist Straße! Noch immer wird hier unter freiem Himmel gespielt. Die vergoldete Decke täuscht; in Wirklichkeit ist Dies Straße. Junge Leute kommen zu Mandolinen singend daher und reißen Viele in ihre Stimmung mit. Vor einer Hausthür schießt eine Verlassene auf ihren Verführer. Das ist Alles. Niemals will das Aufgeführte Etwas bedeuten, Symbol für das entlegene Erleben eines Einzelnen sein; es versteht sich sinnlich und unmittelbar, allem Volk von der Straße ohne Weiteres zugänglich. Das Theater gehört der Straße; dafür auch die Straße dem Theater. Sie ist voll von Individuen, die, vom Gecken vor der Konditorei bis zum Zeitungausrufer, auf ihre persönliche Wirkung bedacht sind, Alles, was vorgeht, gleichberechtigt mitmachen und mitbesprechen und nichts viel ernster nehmen, als wenn nachher die Lampen ausgelöscht würden und das Ganze nicht wahr gewesen wäre. Seine Wallungen, generös oder brutal, beherrscht dies Volk fast immer, rafft fast immer rechtzeitig seine Vernunft und Skepsis zusammen. Es versteht sich rasch und kommt leicht in Bewegung; und es beruhigt sich mit Anmuth und allein: anders als in anderen Rassen eine schwerer fließende Menge, die, einmal entfesselt, die Polizei braucht. Auf den vollen Straßen der italienischen Städte ist die Polizei wenig bemerkbar und würde, wollte sie sich wichtig machen, ins Lächerliche gerathen.

Welche Erholung gewährt Dem, der Anderes in sich trägt, diese ani-

Digitized by Google

malische Sicherheit und Leichtigkeit! Um ihn her singt es und tummelt sich; Stimmen und Geberden sind schleierlos und tapfer; und seine quälende Geistigkeit rüstet ab, vergißt sich unter diesen Sonnenströmen von Sinnlichkeit. Es erleichtert ihn, keine Seele um sich zu wissen, die ihm verwandt wäre und hinter sein Fragwürdiges spähen könnte. Er verachtet Die ein Wenig, die es so leicht haben, und mit ihrer Unschuld rühren sie ihn. Gesundes Wohlwollen und junge Begeisterungfähigkeit machen sie ihm theuer. Er bewundert sie, die inmitten einer gealterten Europa noch das harte Geschick gefangener Räuber besingen, die Auslieferung von Revolutionären nicht zulassen und mit Sündern aus Leidenschaft mild verfahren; bewundert ihre glänzende Einmüthigkeit, ihren nie versagenden Instinkt und das Tempo ihrer Oeffentlichen Meinung. Doch auch auf die Gegenprobe sollte er gefaßt sein; sollte sich fragen, wie es Menschen gleich ihm selbst, modernen Menschen unter diesem Volk ergehen müßte. Hier ist man eitel auf jede Engländerin, die daherschlendert und einem das Zeichen zum Gruß giebt; das junge Mädchen aus der Stadt aber, das allein in eine Konditorei ginge, würde man auspfeifen. Drum kommt es auch Wochen lang nicht aus dem Hause. Nur die Gefangenschaft der Frau verbürgt in diesem Handgemenge von Begehrlichkeiten ihrem Besitzer eine leidliche Ruhe. Sie selbst ists zufrieden. Ihrer Rechtlosigkeit entspricht ihre Freiheit von Pflichten. Weder Arbeit noch Bildung wird ihr abgefordert. Ihre heimlichen Freuden sind anerkannt von der Gesellschaft, die nichts verlangt, als daß sie heimlich bleiben. Nur eine Instinktschwache wäre nicht die erste Gegnerin des Ehescheidungsgesetzes. Wirklich ist vor Allem am Widerspruch der Frauen die Vorlage gescheitert. Wenige Männer, Unruhige oder Ehrgeizige, Ideologen und ausländisch Geschulte, haben sich dafür eingesetzt: die Nation selbst bleibt gefeit gegen moderne Verführungen. Die Ausländer, die sie vertreten, begegnen höflichen Gesichtern, die Landsleute, die sich ihnen hingeben, werden mit Mißtrauen, Skepsis und Groll betrachtet. Ein wohlhabender Begünstiger der Sozialdemokratie gilt hier noch als Heuchler, Narr oder Spaßmacher. Und er wirds sein. Um ein ehrlicher und unterrichteter Sozialist zu sein in dieser individualistischen Demokratie, die mit Massenwirkungen gar nicht rechnet, müßte er fast den Heimathboden unter den Füßen verloren haben, müßte mit Trieben und Bildung nur halb noch zu seinem Volk gehören. Die Arbeiter selbst unterscheiden kaum zwischen sozialistischer und anarchistischer Gesinnung. Mit ihren deutschen Theorien finden die Führer zu ihnen nicht hin und müssen, um interessant zu bleiben, die Pfaffenhetze unterhalten. Einem durch das Geschlecht bedrängten, zum Handeln hingedrängten Italiener ist es mehr gemäß, eine Bombe zu werfen (denn Das erleichtert), als, ein unpersönliches Glied einer maschinenmäßigen Organisation, in Unterordnung und dumpfem Glauben das Wirken der Geschichte abzuwarten. Die Freiheitkämpfer von ehemals: all jene

Digitized by Google

undisziplinirten, aber heiß auf die selbe Sache bedachten Individuen, deren jedes zur bestimmten Nachtstunde mit seinem Revolver von einem Hügel herabstieg, deren jedes sich der waghalsigen Befeindung einer Regirung ergeben hatte: sie nur waren auf dem rechten nationalen Wege. Garibaldi, der ihnen voranschritt, bleibt der unwandelbare Held der Rasse: der Löwe, der seinen Kriegerinstinkt der Menschlichkeit dienstbar machte; der Begeisterte, der sich mit genau so viel Skepsis zu korrigiren verstand, daß er Erfolg haben konnte; und der nur auf sich, auf seinen Machtwillen Gestellte, der dennoch, als die schwere Stunde kam, abzudanken vermochte, die Sache, das Land höher anzuschlagen vermochte als sich. Glücklich die Kleinen, die unter diesem Großen leben durften. In seiner Seele erkannte sich ihre, wie in einem festlichen Symbol. All ihren Gaben schaffte er Verwendung und noch ihre Laster wurden durch ihn lobenswerth. Sie brauchten nicht ans Morgen, nicht an die Familie zu denken, durften ihrer politischen Spielleidenschaft das Glück der Gattin, das Vermögen der Kinder opfern: und eines Tages waren sie, die in allen Entbehrungen, allem gehetzten Dasein doch nur sanguinisch sich selbst genossen hatten, zu siegreichen Märtyrern umgewandelt, wurden geehrt und belohnt und sahen ihre Namen auf Marmortafeln in einen Dom gefügt. Noch lange werden sie den Jungen Neid erregen; denn die Rasse wars, die in ihnen sich auslebte.

Einer von ihnen war der Großvater des jungen Tullio Murri, der, um die Schwester von unerträglicher Tyrannei zu befreien, ihren Mann ermordet hat. Fünfzig Jahre früher würde er sich vielleicht im Schlafzimmer eines kleinstaatlichen Volksbedrückers versteckt haben. Jetzt drang er in das des plumpen, dumpfgeistigen Feudalen, an den die Schwester gefesselt war. Als Student hatte er in den Befreiungskrieg der Griechen gewollt. Dann hatte er sich zum Anwalt und Vorkämpfer der Armen gemacht. Seine Genugthuung wird gewesen sein, dem Genossen, den er vor Gericht vertheidigt hatte, all sein Taschengeld zu schenken und dann leichten Herzens im Spielklub neues zu erobern. Der bureaukratische Dienst der Partei hat ihn schwerlich befriedigt. Er hat in Unruhe gelebt, in unbewußtem Ausschauen nach einer That, in der endlich er selbst ganz enthalten wäre. Lange hatte er Lindas unglücklicher Ehe zugesehen, ohne den entscheidenden Stoß zu spüren. In seinem gutmüthigen, starken Schwager begegnete er Verwandtem, rieth der Schwester sogar zur Wiedervereinigung mit ihm. Linda mußte erst vom Gatten im Besitz der Kinder bedroht werden, mußte erst krank, geschwächt, ihrer Thränen nie mächtig vor ihm stehen, damit Tullio die Dinge umsehen, damit er eines Tages entdecken konnte, daß hier ihm seine Sendung geworden sei. Er hatte nach ihr in der Welt gesucht, in der Geschichte; und im Engsten ergriff sie ihn nun. Es galt eine Befreiung, die Erzwingung von Gerechtigkeit; und galt, sich selbst einzusetzen für eine Schwache: für Eine statt Aller. Nie hatte er mehr er-

Digitized by Google

träumt als Dies. Ein wahnsinniges, schreckliches Glück muß ihn befallen haben, auserwählt und geängstet muß er umhergegangen sein, voll tiefen Sträubens gegen den Dämon in ihm, — bis er endlich das Opfer seiner selbst vollzogen hatte. Aber er brachte es ihr. Seiner einzigen Gefährtin: ihr, die unter all den heuchlerischen Dutzendweibern mit ihm zu fühlen vermochte. Die, wie er, zu Mitleid, Güte und Haß des Ungerechten erwachsen war. Die beim Anblick der ausgehungerten Bauern ihres Mannes sich schämte. Die Alles von ihrem Mann erduldet hatte, so lange er noch nicht ihren kleinen Sohn zu dem harten und stumpfen Menschenverächter erziehen wollte, der er selbst war. Ihr sich darzubringen, die allein seinen Traum von der Frau erfüllte: Das hat den Bruder berauscht. Wie oft, als er bei der Augenkranken im verdunkelten Zimmer saß, hatte er ihr gesagt: „Wenn ich Eine fände wie Du!" Aber in einer gewissen Klasse seelischer Ansprüche findet man Keine mehr. Bei dem allzu Empfindlichen stößt Jede an; in einer Wendung, einem Wort erklärt sich plötzlich der feindliche Stamm. Ringsum sind Barbaren und nur Eine beschreibt von je her im selben Tempo die selben Empfindungskurven, ist einem in Allem selbstverständlich und vertraut: die Schwester. Die Flucht aus der Einsamkeit kann vielleicht nur zu ihr führen ... Und Das errathen die Fremden, Die auf dem breiten Wege; sie spüren es dumpf heraus; und aus dem Fragwürdigen in diesen beiden Seelen machen sie, nach ihrer Art, etwas derb Körperliches, einen Inzest ganz einfach. Das war unvermeidlich; anders konnte dies Volk von Erotikern die Selbstaufopferung des Bruders auch gar nicht begreifen. Und auf dieser dem Volk faßlichen Perversität erwuchs das Uebrige: das Einverständniß der Geschwister im Mord Dessen, der sie störte; die lange, umsichtige und hartnäckige Vorbereitung der That durch die Frau; die schauerlichen Vorübungen, die der Bruder anstellte. Als die öffentliche Phantasie ausschweifend ward, schob sie den Murri noch blendendere Laster zu, machte eine Familie schöner Monstren aus ihnen und freute sich, unter Schmährufen, der Wiederkehr der Borgia. Nun mochte Tullio schreien, er habe die That allein, allein vollbracht: es stand fest, daß zum Mindesten fünf Personen an ihr betheiligt waren. Einer war gedungen; die anderen Vier aber, Tullio und sein Mädchen, Linda und ihr Geliebter, waren auf ihr Opfer eingestürzt, nachdem sie sich, wie zu einer Blutorgie, ganz nackt ausgezogen hatten.

Das krönte die merkwürdige Nationaldichtung, in die Italien eine ihm unheimliche Familie einfing. Die Seltenheit der Murri ward ihr Verderben in diesem Lande, das die Ausnahmen haßt Tullio hätte nur ein landläufiger junger Mann zu sein brauchen, der die Ehre der Schwester mit einer Kugel rächt: und er wäre frei ausgegangen. Linda hätte als Ladenmädchen oder übliche Konteffa das Recht gehabt, einen treulosen Geliebten niederzuknallen. Das Unverzeihliche war ihre fremdartige Kultur, ihre gesellschaftliche Zurück-

Digitized by Google

haltung, daß sie, die Dame, sich den Armen verbunden fühlte, und ihre Unfähigkeit, einen Mann zu ertragen, den jede Andere bequem gefunden hätte. Warum schonte sie ihn nicht, indem sie ihn betrog? Warum bestand sie, sobald sie einen Geliebten hatte, auf Trennung? Sie erkannte also die herrschende Sittlichkeit nicht an und war in Aufruhr gegen die Gesellschaft. In einem Aufruhr, den irgend eine unbegreifliche Auszeichnung nährte. Und die mißtrauische Demokratie ward gequält durch das Unbegreifliche, Auszeichnende, dem sie innerlich nicht beikommen konnte und das sie über sich drohen fühlte. Das ist unerträglich: man ahnt, hier handle schon ein Stück Zukunft, lebe Jemand nach Forderungen, die künftig wohl an Alle gestellt werden sollen, — und man selbst kann ihnen nicht nachkommen, ist verurtheilt, in der Tradition stecken zu bleiben. Man setzt, mit dieser eifersüchtigen Gleichberechtigung streng mittelmäßiger Individuen, eigentlich noch immer die Gesellschaft der Renaissance-Republiken fort, findet nicht heraus aus einem längst verkitschten Individualismus, aus der Heuchelei des alten Sittenbegriffes, aus verjährten Formen des wirthschaftlichen Lebens. Zur Industrie ist man so untauglich wie zu der Modernisirung der Gesellschaft, die ihr folgen würde: weil man, um sich zum Diener und Theil von Maschinen zu machen, zu sehr auf Persönlichkeit angewiesen ist; und mit Persönlichkeit weiß die Zeit nichts mehr anzufangen; ihren Werth und ihren Grad setzt sie täglich tiefer. Aus Mangel an modernem Empfinden bringt man, trotz dem genialen Temperament der Rasse, auch künstlerisch fast nur noch Armes und Rückständiges hervor. Man verkümmert, nicht weil man körperlich verfiele (ist man doch gesünder als die Fremden!), sondern nur, weil man unzeitgemäß organisirt ist. Und da (Das ist das Unerträgliche) muß man in der eigenen Mitte Feinde erstehen sehen: Menschen, die die Zeit im Leibe haben. Entsetzen zittert herauf, wie in einer verrathenen Stadt. Gleich einem einzigen Salon, worin die allzu Soziablen eine kleinliche und sterile Psychologie üben, steckt das ganze Land die Köpfe zusammen und klatscht über die unerhörte Familie. Das Grauen befruchtet sich selbst und gebiert abergläubige Angst, die Murri könnten sich freizaubern, durch okkulte Macht, durch Unterminirung der Justiz. Die Zeitung wäre gerichtet, die jetzt noch die Partei der Geächteten nähme. Kein Geschworener mehr könnte sie unbemakelt freisprechen. Zwar ist offenbar, daß Tullio Murri ein zum Tyrannenmord Geborener ist, der, ins tiefe, schaudernde Geheimniß eines Erwählten gebannt, seinen nagenden Gedanken mit Sterblichen nie getheilt hätte: thut nichts, er muß sich mit Linda verabredet haben. Zwar genügt ein Blick auf Körper und Wesen dieser Linda, um sich zu überzeugen, daß solche Kranke, längst auch im Willen Kranke unmöglich die zähe, barbarische Geduld dieses Mordplanes aufgebracht hat; einerlei: sie wird zur größten Heuchlerin des Jahrhunderts, man verleiht ihr Nerven, wie der Mönch welche hatte, der, um Papst zu werden, sich sein halbes Leben

Digitized by Google

lang einfältig stellte. Im Kerker hat sie Memoiren geschrieben, die, wenn sie nicht die einfache Wahrheit wären, die Vision eines Genies sein müßten: aber lieber noch Genie als unschuldig; und allenfalls, wenns auch offensichtlicher Unsinn ist, läßt sich behaupten, eine Andere sei die Verfasserin. Längst hat die Massensuggestion alle Grenzen des Menschlichen und des Wahrscheinlichen hinter sich. Die Arbeiter sind in ihr befangen wie die Bürger. Die erotischen Stachel der Affaire gelten ihnen mehr als die Rettung eines Führers. Der Glaube an Lindas Schuld, an die Verruchtheit all der Ihren ist, ohne Unterschied der Parteien, zur nationalen Sache geworden; er hat ihre werbende Kraft und ihr Ueberwältigendes. Die Wenigen im Volk, die ihm Widerstand leisten, thun es in verzweifelter Donquijoterie, mit Ausfällen und Boutaden, die ihre Worte unwirksam und weniger hassenswerth machen. Sie zappeln sich ab zwischen den ruhigen Mauern des Vorurtheils. Niemand glaubt ihnen; sie glauben sich selbst kaum; und inzwischen erobert die Sache der Nation sogar das Ausland. Jedem in einem Glauben einmüthigen Volk scheint der Erfolg gesichert zu sein. Nicht auf die Qualität einer Ueberzeugung kommt es an, nur auf ihre Stärke. Ueberall haben die Murri Haß und Schaudern erregt; kaum ein fremder Zeitungskorrespondent hat sich der Lüge erwehrt, die er mit der Luft einsog; und leichtsinnig berauscht durch die Kunde erotischer Gräßlichkeiten, die aus dem Lande der Lukrezia kam, haben die Schreiber im Ausland noch hinzugelogen und in seinem ungerechten Krieg gegen eine Familie sich Italien verbündet. Wiener Aerzte, die Verdienst und Charakter des alten Murri kannten, wollten ihn ehrenvoll in ihre Gesellschaft aufnehmen. Die Neue Freie Presse verhinderte es: unwissentlich wohl; denn als der Verleumder entlarvt war, entließ ihn die Redaktion des wiener Blattes. Aber welche Art verkommenen Artistenthumes ist denn nöthig, um in Feuilletons mit den Schicksalen lebender Menschen ein amusantes Spiel zu treiben, als seien sie die blassen Figuren eines Problemstückes, an deren Existenz Niemand glaubt? Stellte man sie sich vor, man würde doch mit ihren Thränen rechnen. Auch hier entsteht Grausamkeit durch Stumpfsinn, durch Mangel an Phantasie.

Das italienische Volk hat wache Sinne und eine Künstlerphantasie, von der seine beste Menschlichkeit abstammt. Heute kehrt es, abgemattet, schalen Geschmack im Munde, aus seinem Taumel zurück und entdeckt langsam das Unwiderrufliche, das geschah. Es ist unwiderruflich; das höchste Gericht hat gesprochen; und gerade darum rühren sich erste Zweifel. Nun erinnert man sich, daß im Lärm immer einzelne Stimmen für Linda redeten: sie klingen im Ohr nach und klingen jetzt edel. Auch hört man nach der Bestätigung des Urtheils, das die Kinder mutterlos macht, ihren Vormund schluchzen: „Was soll ich ihnen sagen? Ninetto wird mir sterben!" Und man erschrickt und seltsame Wünsche kommen: „Möchten diese Kinder, einst erwachsen, lieber

Digitized by Google

uns für schlecht und ungerecht halten und ihre Mutter, die sie vielleicht nie wiedersehen werden, für unschuldig." Wünsche, die nicht weit von Reue sind. Es sieht aus, als stehe die Bildung einer Partei des beunruhigten Gewissens bevor. Man reicht dem illustren Alten die Hand, dem Vater der Verurtheilten, den man einst in seiner abergläubigen Angst für den unfaßbaren Geist teuflischer Ränke hielt, den man auf Plätzen und von Bühnen herab beschimpft hat. Jetzt fordert man ihn auf, zu vergessen, ruft seine Lebenserfahrung an und wird sich, bald vielleicht, bereit zeigen, ihn zu ehren. Mit Zorn und Verachtung wird er sich abwenden. Er wird denken: „Ich liebte Euch, ohne daß Ihr mir Grund zur Liebe gegeben hattet. Ich lebte, da mein Vater an die Befreiung dieses Landes sein Vermögen setzte, eine harte Jugend und glaubte, an die Spitze meiner Wissenschaft und zu Wohlstand gelangt, dennoch nicht, um meiner selbst willen groß geworden zu sein. Da ich meiner eigenen Menschlichkeit im Lauf des Lebens immer höhere Ziele gesteckt hatte, wähnte ich unversehens, auch Ihr nähertet Euch den Idealen; und mußte plötzlich erfahren, daß Ihr Wahrheit und Gerechtigkeit für nichts achtet, wenn Eure Ruhe und Ordnungliebe, wenn Gendarmen, Richter und König ihnen entgegen sind. Aber was mein Sohn Unentschuldbares verbrach, that er in Eurem Sinn, im Geist unserer sinnlich stürmenden Rasse, und nicht deshalb verdammt Ihr ihn, sondern um der neuen, Euch fremden Ideale willen, denen der Sozialist sich ergab; gerade wie, die Tochter mir zu rauben, die sinnlose Anschuldigung des Mordplanes Euch nur Vorwand ist und Ihr die Schuldlose im Kerker dahinsterben laßt, weil ein noch in der Verirrung des Ehebruches höheres Menschenthum an ihr Euch ärgert. Denn höher ist es als das Eurer Frauen und Töchter, selbst wenn sie keusch wären. Ich stehe dafür ein, ich, der es sie lehrte. Der schuldige Geist (Ihr hattet Recht) bin ich; und ich rühme mich Dessen. Mußte ich den Sohn denn nun verwerfen und verlieren (ich selbst zeigte ihn Euch an!), so nenne ich dennoch meine Kinder meine Thaten. Da Ihr sie haßt, sehe ich, daß Ihr von je her mich haßtet. So laßt mich allein!" Aber er soll wissen, daß Einige ihn verstehen. Wenn er sich zur Kirche oder zum Freimaurerorden gehalten hätte, er wäre gerettet worden. Aber er hat sein Leben auf eigenen Wegen verbracht, ist innerlich über sein Volk hinausgewachsen und hat erfahren, daß er dadurch zum Feind dieses Volkes geworden war. Er hat seine tragische Stunde gehabt. Möge er aus der Höhe seiner Einsamkeit Trost schöpfen. Die Kleinen haben Recht, die ihn zum Verzeihen auffordern. Denn er ist an seinem Schicksal zu groß geworden, um noch bitter zu sein ... Aber die Partei des beunruhigten Gewissens ist im Wachsen. Lindas Begnadigung hat sie für ihr Ziel erklärt und Niemand widerspricht ihr laut. Die Geschworenen selbst, die Linda schuldig sprachen, unterschreiben das Gesuch um Begnadigung. Möge sie gewährt, möge die Wallung von Menschlichkeit, die jetzt das Volk aufhebt, schnell belohnt werden!

Heinrich Mann.

Digitized by Google

Abschiedsbericht.*)

Als vor sechs Jahren die Aufforderung an mich erging, die oberste ärztliche Leitung des neuen Kreiskrankenhauses in Großlichterfelde zu übernehmen, da bestimmten meinen Entschluß ganz besondere Gründe. Nicht darum konnte sichs handeln, in dem angebotenen Wirkungskreis die Befriedigung einer bisher nur unzureichend genährten Thatenlust suchen zu wollen. Fünfundzwanzig Jahre ärztlichen, die ganze Persönlichkeit beanspruchenden Wirkens lagen hinter mir. Eine verantwortungreiche Lebensaufgabe war abgeschlossen, da der Mann nicht mehr lebte, dem zu dienen die vornehmste und endlich die einzige Bestimmung dieses Wirkens erschien. Das redliche Bewußtsein einer

*) Im Juni giebt Geheimrath Schweninger die Leitung des großlichterfelder Kreiskrankenhauses auf. Er hat die sechs Jahre, für die er sich verpflichtet hatte, allen Widerständen zum Trotz, tapfer ausgehalten. Die Art seines Wirkens habe ich (als Laie, der über das Ergebniß dieser Arbeit nicht sachverständig urtheilen kann) im April 1903 hier zu schildern versucht; wenn er aus dem Amt geschieden ist, wird darüber wohl noch Einiges zu sagen sein. Daß er besorgt und skeptisch auf das Wesen heutiger Medizinwirthschaft sieht, ist bekannt; auch, daß er gegen ärztliche Geschäftspolitik gesprochen und allerlei Modemittel und Modekuren unbarmherzig verspottet hat, manchmal in bajuvarisch burschikoser Rede, die böser Sinn leicht in eine Pauschalverdammung allen Arztbetriebes umzufälschen vermochte. Er sieht in seinem Beruf eine Kunst, die nicht in Hörsälen und Laboratorien zu lernen ist, hat die Symptomkurirer gehöhnt, das Rezept dem Ablaßzettel verglichen und nie der Glaubenslehre zugestimmt, nach der jeder Doktor mehr leistet als der vom Staate nicht diplomirte Arzt. Nur natürlich, daß sich gegen solche Ketzerei Widerspruch regte. Möglich auch, daß der Tag vor Tag Gescholtene sich manchmal zu einer Uebertreibung verleiten ließ. Immerhin scheint mir ein Arzt, der freiwillig, um einer Idee zu leben, den größten Theil seiner internationalen Praxis opfert, schon für so seltene Uneigennützigkeit Dank zu verdienen. Bei seinen Kranken hat er ihn gefunden. Die waren noch unter heftigen Schmerzen fröhlich, wenn er, dreimal an jedem Tag, nach ihnen sah. Er hat in diesen sechs Jahren für sein Krankenhaus gelebt; und ich kann nur wiederholen, daß ich ihn im Leidenszimmer Bismarcks nicht banger, nicht sorgsamer gesehen habe als am Bett eines Taglöhners, eines Fabrikmädchens, eines auf Kreiskosten verpflegten Arbeiterkindes. War es nöthig, dem Mann das Wirken so schwer zu machen? Viele Aerzte (und berühmte darunter) haben mir gesagt, daß sie in manchen Dingen zwar Schweningers Auffassung nicht theilen, aber gerade in den Hauptfragen ärztlicher Praxis durch sein Beispiel oft Anregung und Erweiterung ihres Gesichtskreises empfangen haben. Der Versuch, ein öffentliches Krankenhaus nicht nach dem Schema, nicht in einem Kondominium mit dem Chirurgen, sondern nur nach dem Gebot persönlichster Ueberzeugung zu leiten, wird nicht vergessen werden. Starke Persönlichkeiten haben heutzutage aber kein bequemes Leben ... Aus der Abschlußmittheilung, die der Scheidende an den teltower Kreistag richtet, möchte ich hier die allgemein interessirenden Sätze veröffentlichen.

Digitized by Google

erfüllten Pflicht wähnte sich berechtigt zu der Abkehr von jeder weiteren ärztlichen Thätigkeit, zur Flucht in eine nur noch der großen Erinnerung gewidmete Ruhe. Zu sättigende Reste irgend welchen Ehrgeizes waren nicht mehr vorhanden, da die zurückliegende Jugend schon an den letzten und höchsten Erfüllungen eines Erfolge suchenden Berufes sich hatte genug thun können. Der Erwerb aus einem Entgelt an verwerthbaren Gütern hatte von je her wahrlich nicht genügende Reizkraft, um die Abhängigkeit von Menschen, von Verhältnissen, von Dingen erträglich zu gestalten.

Was die Erwägungen zu dem Entschluß brachte, der auf ein otium cum dignitate verzichtete, eine wahlfreie Selbstbestimmung von dem verantwortungslosen Platz des Zuschauenden weg und neuerlich in den Kreis nie befriedigenden Mühens und Kämpfens drängte, war ein Rückstand von Unlust. Es war das Empfinden, daß eine große Ueberlieferung, in deren Lichtstrahlen sich zu sonnen jeder Arzt ein Recht hatte, in unseren Tagen wieder einmal bedroht erschien, weil die Auffassung der diesem Recht gegenüberstehenden Pflichten wieder schwankend geworden war. Hier wurde Mitarbeit ein Gebot; eigensüchtige Wünsche mußten schweigen. Die in langer Arbeit gereifte Ruhe eines Beobachters, der nichts mehr gewinnen konnte und der nie einen Verlust gefürchtet hatte, vermochte da immerhin von verwendbarem Werth zu sein, wo es sich in erster Reihe um das Finden von Urtheilmaßen handelte. Ein solcher Beobachter mußte erkennen, daß heute ein reiches Vätererbe oft in dünkelhaftem Uebermuth verschmäht wird, daß es in schnell entschlossener Leichtfertigkeit hingeworfen wurde, um einem wohl umfangreichen und glanzvollen, in seinem inneren Gehalt aber noch nicht ausreichend erprobten Besitz Platz zu machen. Man that mitunter, als ob die Heilkunde und der ärztliche Stand nicht die Wegspur einer Geschichte von Jahrtausenden schon hinter sich hätten. Da mußte Jeder seine Erfahrung und sein Können aufbieten, damit Thatsachen geschaffen würden, an denen abgemessen werden konnte, ob all das heute als einzig richtig Verkündete, das als einzig wahr Gepriesene, das als einzig nothwendig Verlangte auch in Wirklichkeit richtiger, wahrer, nothwendiger sei als all Das, was gestern und vor tausend Jahren richtig, wahr und nothwendig erschien.

Auch manche alte Autorität hatte sich schon als Statthalter Gottes auf Erden gefühlt. Dünkten die neuen Autoritäten sich über diese alten nun wieder hoch erhaben? War das neue „Wissen" wirklich mehr als ein neuer Glaube? Der Beobachter war nicht selten zum Widerspruch genöthigt. Er sah unwillig, daß Leute, die nie einen Kranken zu Gesicht bekamen, die ihre Gedankenarbeit in einem nach allen Seiten gegen das Leben vermauerten Laboratorium geleistet hatten, sich anmaßten, als Schulmeister Die zu gängeln, die am konkreten Leben, an dessen eigenwilligem und nie vorher zu bestimmendem Geschehen ihre Fähigkeit erweisen sollten. Er bekannte sich zu der Ansicht, daß der ärztliche Stand

Digitized by Google

seine werthvollsten Güter gefährde, wenn er sein großes Arbeitfeld in kleine und immer kleinere Rentengütchen zerstücke. Hatte nicht längst der einzige Arzt, der „praktische", vor dem unpraktischen Theilhandwerker immer mehr sich in die Bedeutungslosigkeit eines geringer geschätzten Nichtswissers und Nichtskönners schämig zurückziehen müssen? Fristete er nicht oft sein Leben als Kommissionär für diese Spezialisten, für Laboratorien, für Geräthefabriken?

Wer im Widerstreit zu allem Denken, Thun und Lassen einer Zeit so empfinden und urtheilen zu müssen glaubt, Der hat die Pflicht, sich der Zeit zum Kampf zu stellen. Die Erfahrung und das Können, die ein Arzt an mehr als zweihunderttausend Kranken gewonnen zu haben glaubt, werden aber für nichts geachtet von einer Zeit, die sich erschöpft in dem Dienst vor gedrucktem Papier. Wer seinem zweifelnden Fragen Gehör, wer seinem mittheilenden Belehren und seinem beweisenden Handeln Geltung verschaffen und bewirken will, daß man über dessen Werth oder Unwerth zu Gericht sitze, Der muß einen amtlich beglaubigten Schein vorlegen können. Krankengeschichten müssen da sein, Präparate, Protokole; die Ergebnisse der Arbeit müssen gewonnen sein mit Hilfe von Apparaten, Statistiken, Assistenten, unter der Beaufsichtigung von Behörden. Sonst gilt alles Geleistete als nicht vorhanden.

Daher der Entschluß, die Last einer Arbeit aufzunehmen, die in Jahrzehnten vielleicht eine Frucht tragen konnte, die zunächst aber nichts versprach als ermüdendes Ringen mit kleinlichen Widerwärtigkeiten, als zähen Kampf und wenig Ehre. Für das Gelingen konnte der Erwerb aus einer langen, durch die Eigenart der Verhältnisse ungemein mannichfach gestalteten Berufsthätigkeit eingesetzt werden. Die nothwendige Sicherung fand das Selbstvertrauen in einer ärztlichen Laufbahn, die von der reinen Forschung ausgegangen war und sehr früh schon, unter der unmittelbaren Leitung eines der hervorragendsten deutschen Forscher, zu selbständiger wissenschaftlichen Bethätigung und zum Lehrberuf geführt hatte. Die weitere Entwickelung, deren Wege sich abseits hielten von dem Schwarm der Anbeter täglich wechselnder Modelehren, reifte die Unabhängigkeit des Handelns. Sie bedingte den freiwilligen Verzicht darauf, die aus dem Thun und Lassen entspringende Verantwortlichkeit in entscheidenden Augenblicken jemals hinter dem Schutzwall von Autoritäten, anerkannten Systemen und Methoden decken zu können.

Der Entschluß, dem ehrenvollen Ruf zur Leitung eines neuen Krankenhauses zu folgen, wurde durch eine weitere Absicht mitbestimmt. Meine Grundsätze und Anschauungen schienen dem fern stehenden Zuschauer bisher nur an bemittelten Kranken erprobt; an dem eng begrenzten Bethätigungfeld eines klinischen Sonderfaches (der Dermatologie) hatten sie ihren Anspruch auf allgemeinere Gültigkeit nicht deutlich zu erweisen vermocht. Die tiefe Ueberzeugung, daß der Unterschied zwischen Arm und Reich vor den ärztlichen, den reinsten

Digitized by Google

aller menschlichen Hilfebestrebungen nicht bestehen bleiben dürfe, schuf den entscheidenden Bestimmungsgrund. Erst dann hat Wissen und Können seines Daseins Berechtigung erwiesen, wenn es über alle menschlichen Einrichtungen hinweg aufgenommen werden kann in den großen Strom, aus dem zu schöpfen jeder der Hilfe bedürfende Nebenmensch ein rückhaltlos zugestandenes Recht hat; der Reichste nicht mehr als der Aermste, der Letzte so gut wie der Erste. Arzt sein, heißt, ein humaner Künstler sein. Deshalb konnte es nicht genügen, sich auf den bequemen und üppig ausgestatteten Posten des Leiters eines Sanatoriums zurückzuziehen, wo mit überreichlichen Mitteln alle Ergebnisse wissenschaftlichen und technischen Suchens in luxuriöser Verschwendung, ohne Rücksicht auf Geld, auf Zeit und einfachste Zweckmäßigkeit, herbeigeschafft und verwendet werden können. Die Arbeit war zu leisten innerhalb der genau bestimmten Grenzen einer aus öffentlichen Mitteln erhaltenen, gewissenhafte Hauswirthschaft als erste Regel heischenden Einrichtung, die jedem leidenden Kreisinsassen offen steht. Gelang sie da nicht, dann war sie im höchsten Sinn werthlos.

Als der Dirigirende Arzt das neue Haus übernahm, war ihm Umfang und Begrenzung der Aufgabe nicht zweifelhaft. Hier war nicht eine Mehrung von Erkenntnissen zu suchen, deren Mittel und Objekt der Kranke abgab, sondern der Beweis zu erbringen, daß ein komplizirter wissenschaftlicher Betrieb, wie eine tonangebende Schule ihn als Grundgesetz ärztlichen Handelns selbstherrlich verlangt, mit der Behandlung Hilfe suchender Menschen nicht das Geringste zu thun habe. Ein Programm, dessen Einzelheiten in langjähriger, aus praktischer Arbeit gewonnener Erfahrung sich zu festen Anschauungen gestaltet hatten, war unter Verhältnissen durchzuführen, die sozial-ökonomischen Erwägungen die höchste Bedeutung gaben. Die allgemein pathologischen und therapeutischen Auffassungen des Dirigirenden Arztes waren nicht etwa auf ihre Richtigkeit, auf ihre wissenschaftliche Geltung hin zu erweisen. Sie sollten vielmehr als Zweck ärztlicher Bethätigung zeigen: wie kranke Menschen mit einfachen, so mild wie möglich zu wählenden Mitteln zu behandeln und wie alle in ihrem Organismus vorhandenen Hilfmöglichkeiten, all seine immanenten „Heilkräfte“ nutzbar zu machen sind. Nicht „Krankheiten“ sollten mit Mitteln, mit Instrumenten, mit Methoden behandelt oder gar geheilt werden. Jeder kranke Mensch sollte die ihm nöthige Hilfe, die nöthige Ergänzung der ihm verlorenen Leistungfähigkeit finden. Dazu sollten die alten, als gut erprobten, durch neue Einsicht und Erfahrung ergänzten Methoden dienen. Nie aber sollte der Zweifel ängstigen, ob der Arzt, der das gestern Gelernte ausführte, nicht am Ende schon wieder hinter den „neusten Errungenschaften der Therapie“ zurückbleibe. Wo in unserem Können Lücken sind, da muß man sie ausfüllen. Wo aber tausendfach seit der Urväter Zeiten bewährte, gute und zuverlässige Mittel zur Verfügung stehen, da, aus Neuerungsucht, um dem Anspruch der Theo-

Digitized by Google

retiker zu genügen, in unruhevoller Vielgeschäftigkeit immer wieder neue und allerneuste Verfahren einführen zu wollen: Das ist nicht die Art verständigen Fortschrittes. Die Heilkunst ist kein parteipolitischer Tanzplatz; Fortschritt um jeden Preis ist ein leeres Zeitungwort. Nirgends aber erscheint es nöthiger als gerade im Angesichte der therapeutischen Bestrebungen unserer Tage, den gesunden Menschenverstand als ein konservatives Element gegenüber einer nur fadenscheinig begründeten rerum novarum cupido zu erhalten. Man heiße Das rückständig, reaktionär: schön! Jeder, der durchgehende Pferde aufhalten will, ist solcher Reaktionär. Er will einen Fortschritt hemmen, der nur den Pferden angenehm und nützlich sein könnte.

Schon die Einrichtung des neuen Hauses, seine Eintheilung und Betriebsordnung mußten sich von den üblichen Formen unterscheiden. Keine Abtheilungen, in denen man die leidenden Menschen von Ihresgleichen absondert, weil deren „Krankheit" einen anderen wissenschaftlichen Namen trägt. Wo Trennungen zu verfügen waren, hatten sie aus praktischen Gründen zu erfolgen (Männer, Frauen, Isolirräume). Verbannt war aus dem Hause Alles, was die Kranken belästigen konnte. Jeder Spitalgeruch, der aus Apothekendunst und Unreinlichkeit sich mengt. Sauberkeit, Licht und Luft sollten herrschen. Der Garten, das Luftbad, der Turnplatz waren nicht außerhalb der Weichbildgrenze gelegene Ausflugsorte, die zu bestimmten Stunden mit Erlaubnißschein besucht werden durften. Sie bildeten vielmehr eine Erweiterung der Krankenstube, deren Mauern dadurch auseinandergerückt erschienen. Die Kranken waren kein „Material", an dem die jüngeren Aerzte für die Erlernung eines Handwerkes dressirt wurden und aus dem die älteren Semester Themen zu wissenschaftlichen Arbeiten „herausschinden" sollten. Die Aerzte waren der Kranken wegen da, nicht die Kranken wegen der Aerzte. Der ärztliche Dienst mußte so eingerichtet werden, daß Gewöhnung an handwerkende Einseitigkeit sich nicht einnisten konnte; alle Aerzte, vom ältesten bis zum jüngsten, hatten an der gemeinsamen Arbeit, an täglichen Visiten, an den Operationen und Aussprachen theilzunehmen. In der Leitung der Abtheilungen mußten die Herren abwechseln, die mir im ärztlichen Dienst zur Seite standen, und Keiner durfte je das Bewußtsein verlieren, daß er für das Ganze verantwortlich sei.

Wir haben nie einen Zweifel darüber gelassen, daß wir eine ontologische Auffassung des Wesens einer Erkrankung für absurd erklären. Aus dieser Stellungnahme ergab sich von selbst die Folgerung, daß wir keinerlei Mittel anerkennen, denen möglich wäre, das (von uns als existent geleugnete) Wesen einer Krankheit zu heilen. Da diese Möglichkeit heute selbst von der herrschenden Lehre nur noch für eine geringe Zahl von Mitteln in Anspruch genommen wird, denen man ganz eigenartige Beziehungen zu einer Reihe von bestimmt gearteten Krankheitprozessen zuspricht, galt unsere Beachtung vor Allem dieser Gruppe,

Digitized by Google

den „spezifischen Mitteln". Wir haben im Lauf der Jahre ohne diese Spezifika, ohne Salizylsäure, Eisen, Chinin, Quecksilber und Jod, behandelt: 264 Gelenkrheumatiker, 193 Blutarme (Anämische, Chlorotische), 4 Malariakranke und 141 Syphilitiker. Da in Bezug auf alle übrigen Mittel eine Diskussion nicht erst nothwendig wurde (keins von ihnen nimmt selbst vor den apodiktischen Lehrsätzen der heute herrschenden Schule eine Stellung ein, die mit der anerkannten Herrschaftmacht der Spezifika sich irgend vergleichen ließe), so braucht nicht erwiesen zu werden, daß wir ohne diese Substanzen auszukommen vermochten.

Da die Digitalis, das Morphium, das Atropin, das Brom, die Antipyretika nur für Zwecke der symptomatischen Hilfeleistung als unentbehrlich bezeichnet werden, wir aber in der Bekämpfung von Symptomen nur einen letzten Nothbehelf sehen können, so kommt für uns die Nothwendigkeit dieser Potenzen so wenig in Betracht, daß wir ihnen eine Unentbehrlichkeit im Dienste der Krankenbehandlung natürlich nicht zusprechen können. Bevor wir bei ihnen Hilfe suchen, muß die bewährte Wirksamkeit unserer heißen Lokalbäder, der mechanischen und diätetischen Verordnungen erschöpft sein. Deshalb verzeichne ich hier nur einige Beiträge zu allgemeinen Fragen der Arzeneibehandlung. Seit der Eröffnung des Hauses wurden für 42 320,97 Mark Heilmittel verbraucht. Das macht für jeden Kranken jährlich 5,06 Mark. Eingerechnet sind die in seltenen Fällen verabreichten Antipyretika, Morphium, Brom, Digitalis, ferner Gummipapier, Oel, Terpentin, Abführmittel, Schwitzthee, Kamillen, Pflaster, Seife, Verbandmaterialien aller Art. Die Verwendung der hier angeführten „allopathischen" Heilmittel diene zum Beweis, daß wir das Gute nehmen, wo wir es finden, daß wir den Ereignissen gegenüber durchaus nicht mit halsstarriger Einseitigkeit an grundsätzlichen Forderungen festhalten.

Behandelt wurden: Schwindsüchtige ohne spezifische Mittel: 479; davon gestorben 145; Typhuskranke ohne Antipyretika (mit heißen Bädern): 27; davon gestorben 4; Pneumoniker ohne medikamentöse Expektorantien (mit heißen Lokalbädern): 104; Herzkranke ohne Digitalis (mit heißen Lokalbädern, Diät, Athemübungen u. s. w.): 155; Magenkranke ohne Salzsäure oder andere Medikamente: 219; Psoriatiker ohne Chrysarobin, Pyrogalol (mit Diät, Bädern, Abreibungen mit Murmorstaubseife): 34; Ekzematöse ohne Thee (Diät, mechanische und physikalische Anwendungen, heiße Bäder): 112; Scharlachkranke: 165; gestorben: 25; Masernkranke: 45; gestorben: 2; Keuchhusten: 16; Nothlauf: 72; gestorben: 10. Alle ohne Medikamente. Ueber den Erfolg dieser Behandlung ist in den Jahresberichten Auskunft gegeben worden. Mehr als 150000 heiße Lokalbäder wurden verordnet und die als unentbehrlich geltenden Kontra-Indikationen unterlassen. Trotzdem war nicht ein einziger Unglücksfall zu verzeichnen.

Ohne operativen Eingriff wurden behandelt: Abszesse, Panaritien, Phlegmonen, Furunkel, Gangraen und Sphacelus, eingeklemmte Hernien, Fisteln,

Digitized by Google

Senkungabszesse, tuberkulöse Prozesse, Blinddarmkranke. In 1034 Fällen schien uns eine Operation nöthig. Um die Asepsis zu erreichen, brauchten wir keinerlei chemische Desinfizirmittel. Wir beschränkten uns auf die Verwendung von sehr heißem Wasser und Marmorstaubseife. Eine Unterstützung fanden wir in der bei uns zum Gesetz erhobenen peinlichsten Reinlichkeit. Alle Kranken und Aerzte im Hause baden fast täglich.

Der Diphtheriefrage galt unsere besondere Aufmerksamkeit. Nach wie vor müssen wir die Diphtherie als eine Allgemeinerkrankung mit lokalem Ausdruck an den Schleimhäuten, vornehmlich des Halses, ansehen. Wir konnten bis heute an der Ueberzeugung festhalten, daß die Diagnose durch das Eingreifen der Bakteriologie erschwert wird, und haben festgestellt, daß das in den letzten Jahren veröffentlichte statistische Material für die Beantwortung der Frage völlig werthlos ist, in erster Reihe wegen der Unsicherheit und Unzuverlässigkeit der heute üblichen Diagnostik. Beinahe in der Hälfte aller Fälle haben wir in den uns mit der Diagnose „Diphtherie" Eingelieferten Anginöse und andersartig Erkrankte erkannt. Wir vermochten uns von dem „Heilwerth" des Serums nicht zu überzeugen; seine Bedeutung für die Prophylaxe wird nie zu erweisen sein, da kein gewissenhaft urtheilender Arzt in einem einzigen konkreten Fall behaupten wird, eine beginnende Diphtherie, die nach vorgenommener Injektion einen milden oder relativ kurzen Verlauf nahm, hätte schwer oder gar tötlich ablaufen müssen, wenn das Serum nicht injizirt worden wäre. Nach einem unglücklichen Ende aber zu sagen, es wäre nach Anwendung des Serums nicht eingetreten: solche Behauptung wäre noch kühner oder laienhafter. Unsere Statistik ist in den Jahresberichten zu finden.

Im Ganzen hatten wir zu verzeichnen: 8359 Kranke mit 262 018 Verpflegungtagen; die relative Sterblichkeit betrug 10,9 Prozent. Danach kann Niemand mit gutem Gewissen behaupten, unsere Verfahrensart habe den Kranken erweislichen Schaden gebracht und meine therapeutischen und pathologischen Anschauungen seien als falsch erwiesen. Was wir, meine mir in Freundschaft verbündeten Mitarbeiter und ich, im Kreiskrankenhaus geleistet haben, braucht den Vergleich mit den Ergebnissen anderer Krankenhäuser nicht zu scheuen. Wenn ein Mann, der das Bewußtsein hat, nur Gutes gewollt zu haben, der bestrebt war, dies Gute mit anständigen und ehrlichen Mitteln zu erreichen, sieht, daß nicht sachlich ihn bekämpfende Gegner, aber Hasser und Verleumder seine besten Absichten durchkreuzen wollen, wenn dieser Mann trotzdem eine nicht zu kleine Zahl intelligenter und tüchtiger Jünger um sich zu sammeln vermochte, so kann er beruhigt und mit der Ueberzeugung der erfüllten Pflicht von seiner Stelle scheiden. Die Menschen wechseln; die Kraft einer Idee aber ist unsterblich. Ich kann ruhig sein, denn ich weiß mein Werk geborgen in treuen, reinen und ehrlichen Händen und habe den Spruch unbefangener Richter nicht zu fürchten.

Professor Dr. Ernst Schweninger.

Digitized by Google

Hofmusik in Böhmen.*)

Frühmittelalter. Nach den Gewittern der Völkerwanderung beginnt des Christenthumes große, ruhige Kulturarbeit. Und unberührt, in finsterem Heidenthum verstockt, von hohen Bergen und dichtem Urgewälde behütet, lag Böhmen da, die alte Heimath der Bojer, jetzt von slavischen Völker besiedelt. Aber eifrige Glaubensboten finden zuletzt den Pfad auch durch die Wildniß, Mönche und Kleriker des Bisthumes Regensburg dringen an den Fürstenhof zu Prag, bekehren 895 Herzog Spitihnew: und beim Feste der Scherung seines Neffen, des später heilig gesprochenen Wenzel, erklang zum ersten Mal zum feierlichen Hochamt der römische Meßgesang im Böhmerland. Als er zur Herrschaft gelangt war, beförderte Wenzel auf jede Weise die Durchführung der Liturgie und mit ihr den liturgischen Gesang. Unter Boleslaw dem Zweiten (967) wird Prag zum selbständigen Bischofssitz erhoben, der Sachse Thietmar besteigt ihn, vom Tedeum der Geistlichkeit feierlich begrüßt. Da christliche Lieder in der Volkssprache nicht vorhanden waren, stimmte der Herzog mit seinem vornehmen Gefolge dem neuen Kirchenfürsten zum Gruß ein deutsches an: „Christe genade, kyrie eleison, und die hailigen alle helfen uns." Dem Volk hatte man wenigstens beigebracht, wie in Deutschland mit dem aus „kyrie eleison" verballhornten Ruf krleš einzufallen. So nimmt die Musik in Böhmen unter deutscher Vormundschaft ihren Anfang.

Das heißt: die geistliche, die Kunst- und Kultusmusik. Denn eine nationale Tonkunst hat das Volk, haben die Slaven natürlich besessen. Aber daran haftete der Makel — wenn nicht des Heidenthumes, so doch — der Weltlichkeit; und nur aus den Verboten und Warnungen der Kirche erfährt man von den schändlichen Schwänken und Mummentänzen, von den Ansingliedern, von der Freude des Weibervolkes an Tanzgesängen, die es selbst in den Vorhallen der Kirchen anzustimmen wagte, von den üppigen Possenliedern bei Gastereien u. s. w. Mit Reigen, Flötenspiel und Trommelschlag empfing das Volk 1092 den siegreich heimkehrenden Herzog Bretislaw; die 1158 mit Barbarossa nach Italien ziehenden böhmischen Schaaren sangen von der Belagerung Mailands; selbst der böhmische Spielmann taucht schon aus dem Dunkel der Geschichte auf. Denn 1107, meldet der Chronist Cosmas, mußten zum Lösegeld Swatopluks selbst die Zitherspieler ihr Scherflein beisteuern.

Je tiefere Wurzeln der christliche Glaube und Kultus im Volk schlägt, um so mehr drängt auch das fromme Empfinden der Menge zu volksthümlichem Ausdruck. Der liturgische Gesang wirkte als ein Wunderbares, aber schon der lateinischen Sprache und des Bannes der Kirchentöne wegen als ein ewig Fremdes auf die Laienwelt. In dem altehrwürdigen „Hospodyne pomiluj ny" (Herr, erbarme Dich unser) haben wir das erste geistliche Volkslied Böhmens, dessen Melodie uns Johann von Holleschau (1397) überliefert. Eine spätere Sage schreibt es dem Heiligen Adalbert zu. Patriotische Eitelkeit wollte es bis in die Tage Cyrills und Methuds zurückversetzen. Doch reicht sein Ursprung schwerlich bis in die Mitte des zwölften Jahrhunders zurück, obwohl es 1260 bei Cosmas ein allgemein ge-

*) Ein Fragment aus dem Buch „Die Musik in Böhmen", das Herr Dr. Richard Batka (als achtzehnten Band der von Richard Strauß herausgegebenen Sammlung „Die Musik") bei Bard, Marquardt & Co. erscheinen läßt.

Digitized by Google

sungenes Lied genannt wird. Jedenfalls bleibt seine große Bedeutung bestehen, die ihm als einem bis auf den heutigen Tag fortlebeden Nationalliede des czechischen Volkes gebührt. Man sang es auf Wallfahrten und Bittgängen, in der Feldschlacht und beim Empfang hoher Würdenträger; und im Krönungceremoniell des böhmischen Hoflebens spielt es keine nebensächliche Rolle. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem durch die Sekte der Geißler das Gefallen an religiösen Liedern in der Volkssprache neue Nahrung erhalten hatte, kam neben dem „Adalbertsliede" das sogenannte „Wenzelslied" auf, das jenem bald an Beliebtheit nichts nachgab. Aus beiden Liedern singt der inbrünstige Wunsch einer sturmbewegten Zeit nach Ordnung und Frieden im Lande.

In dem Maße, wie der Reichthum des Landes wächst, wird der Kultus prächtiger, der Wunsch nach künstlerisch ausgeführter Kultusmusik reger. Kirchen und Klöster, von frommen Fürsten reich begabt, wetteifern in ihrer Pflege. Dabei gelangt sie nirgends über den Stand der Dinge in Deutschland hinaus und von den Kämpfen um das Organum, den Diskant und die Mensur, die das französische Musikleben erschütterten, ist Böhmen gleichfalls unberührt geblieben. Eine Stiftung des Dekans Veit ruft um 1250 ein Konvikt von zwölf Sängerknaben, Bonifanten genannt, für den prager Dom ins Leben. 1256 wird in der selben Kirche eine Orgel erbaut und auf Anregung des eben erwähnten Maecens Veit beginnt man, die alten Gesangbücher durch schön ausgestattete im ganzen Land zu ersetzen. Die prager Domschule steht natürlich an der Spitze aller künstlerischen Bestrebungen und in Veits Sinn wirkt der kunstfreundliche Bischof Tobias weiter. König Wenzel II. interessirte sich ungemein für den Kirchengesang, ja, er selbst „sang die Tagweis' (die Horen) als ein Pfaff", wie Dalimil, der Reimchronist, berichtet.

Wenzel I. hatte um 1240 die deutschen Rittersitten in Böhmen eingeführt und mit den Einrichtungen des höfischen Lebens kam auch der deutsche Minnesänger ins Land. Für die Pflege des Minnegesanges während seiner klassischen Zeit haben wir allerdings kein Zeugniß. Wir wissen nicht, ob des Vogelweiders Weisen je am prager Hof erklungen sind, obwohl ihn die sagenhafte Tradition der Meistersinger einen „Landherren aus Böhmen" nennt. Aber später haben Reinmar von Zweter, Meister Sigeher, Bruder Wernher, Friedrich von Sonnenburg, der Meißner und Heinrich Frauenlob in Böhmen geweilt. Frauenlob besang mit anderen Singern den Tod Wenzels des Zweiten. Der König selbst erscheint in der Manessischen Handschrift abgebildet im Kreise seiner Spielleute und mehrere Lieder gehen unter seinem Namen. Zum Minnegesang in czechischer Sprache scheint es nicht gekommen zu sein, obwohl eine späte Sage Zawisch von Falkenstein als verführerischen Liedersänger kennt.

Bei den damals zum größten Theil deutschen Bewohnern der Städte ist der deutsche Spielmann natürlich auch zu Haus. Er wird unter dem Landvolk slavische Kollegen gehabt haben. Bei der Krönungfeier Wenzels des Zweiten tanzten Deutsche und Czechen getrennt, weil zum Tanz eben auch gesungen wurde. Sonst zeigt das äußere Kulturbild der Volksmusik beider Stämme, wie es die Annalen bei großen Festlichkeiten zu schildern pflegen, die selben Züge. Die Menge jauchzt und tanzt, man rührt die Trommel und schlägt die Zither. Die Posaune ertost, die Mimen führen ihre Possen auf. Ganz besonders aber thun sich die Weiber hervor. „Sie singen unziemliche Schandlieder und hören am Liebsten eitles Gepfeif und Musiziren", wie ein zeitgenössischer Moralist zetert; und ein für Böhmen er-

Digitized by Google

lassenes Verbot, mit Juden zu kneipen oder zu tanzen, bezeugt, daß bei Sang und Klang sogar die konfessionellen Schranken fielen.

Aus den Miniaturen der Bilderbibel Weislaws, aus Erwähnungen bei Dichtern und Annalisten wissen wir, daß man in Böhmen Trommeln, Glockenspiele, Posaunen, Hörner, Schalmeien, Flöten, Lauten, Liren, Rotten, Zithern, Psalter und Fiedeln kannte. Der Ruf der böhmischen Flötenspieler war bis nach Frankreich verbreitet und von der Fiedel singt Ulrich von Eschenbach, der deutsche Hofpoet Wenzels des Zweiten, in seinem Epos „Wilhelm von Wenden" (1290), nachdem er die bei einem Fest zur Verwendung gelangten Instrumente aufgezählt hat: „Seht, über alle diese Spiel' ich mir die Fiedel loben will. Sie ist zu hören gar gesund. Welch Herz von Trauern ist verwund't, das empfängt ein sanft Gemüthe von ihrer süßen Güte." Seit mehr als sechshundert Jahren also ist die Fiedel in Böhmen das Lieblinginstrument.

Unter der Regirung Johanns von Luxemburg (bis 1346) erleidet das Kulturbild Böhmens zunächst keine große Veränderung. Der deutsche Einfluß ist auch in musikalischen Dingen maßgebend. Der Minnesang giebt den Ton an, wenn auch seine Pflege aus den Händen ritterbürtiger Künstler in die bürgerlicher „Meister" übergegangen ist. König Johann schätzte den sangeskundigen Konrad Streicher und erfreute sich an dem Fiedelspiel des Meisters Heinrich von Mügeln, der lange Zeit am Hof zu Prag hauste, und eben damals stellt auch die deutsche Bürgerschaft der Landeshauptstadt ihren Vertreter auf dem Parnaß in einem gewissen Mülich von Prag. Als junger Mann sang Der seinen „Reihen" zum Lobe der Frauen nach höfischer Weise; im Alter hingegen mystisch-religiöse, lehrhafte Lieder nach der Meistersänger Art. Es sind die ältesten erhaltenen Denkmale deutscher Musik aus Böhmen. Eine „Singschule" jedoch scheint es in Prag niemals gegeben zu haben. Spuren zunftmäßigen Meistergesanges findet man nur in Ellbogen und Trautenau, und zwar erst im sechzehnten Jahrhundert.

In der zweiten Hälfte seiner Regirung hielt sich der König nur wenig in Böhmen auf. Sein Sekretär war Guillaume de Machault, der Dichter, zugleich der bedeutendste französische Komponist dieser Zeit. Doch ist billig zu bezweifeln, ob dieser Mann bei seinen kurzen Besuchen Lust gehabt hat, die böhmischen Barbaren in den galanten und gelehrten Künsten der französischen Musik zu unterweisen.

Neues geistiges Leben beginnt in Böhmen erst, seit Karl IV. die Herrschaft antritt, Prag zum Sitz des deutschen Kaiserhofes, zur ersten Universitätstadt und zum Erzbisthum erhoben wird. Dadurch vermehren sich zunächst die Repräsentationpflichten der Kirche; und gleich der erste Erzbischof, Ernst von Pardubitz, bemüht sich, sie in glänzender Weise zu erfüllen. Gehörte Karls Vorliebe auch der Baukunst, so mußte, den prachtvollen neubegründeten Kirchen entsprechend, doch auch der Gottesdienst und damit die geistliche Musik üppiger und prächtiger werden. Bald zählte das Kirchenjahr in Böhmen an hundertfünfzig musikalische Fest- und Feiertage. Immer mehr entfaltete sich von Frankreich her der Marienkult, zumal in der Frühmesse. Neben dem gregorianischen Gesang, dessen Weisen immer reicher kolorirt wurden, pflegte man zu Sankt Ambrosius auch den mailänder Ritus und im Kloster Emaus die slavische Liturgie. Im Dom zu Sankt Veit konnten die Bonifanten dem gesteigerten Bedarf nicht mehr genügen. An ihre Stelle traten vierundzwanzig Mansionäre, von denen wenigstens die Hälfte aus geschulten Sängern sich zusammensetzte. Dazu kamen später noch dreißig Chorschüler, zwölf Psalmisten und an hohen Festtagen konnten an den prager Kirchen insgesammt etwa zwölfhundert

Digitized by Google

liturgische Gesangskräfte ins Treffen geführt werden, eine Zahl, die schon an sich von der imposanten Entwickelung der gottesdienstlichen Tonkunst spricht.

So weit die vorhandenen Mittel reichten, folgten die Landkirchen diesem hohen Beispiel. In dem damals deutschen Kolin bildete sich 1368 eine „Bruderschaft Unserer Lieben Frau" zur Stiftung einer Marienmesse. Auch in Königgrätz bestritten 1374 Bürger die Kosten einer mehrstimmigen, mensurirten Marienmesse. Die französische Kunstmusik begann, in Böhmen einzuziehen. Die Musikfreude beim Gottesdienst nahm so überhand, daß die Erzbischöfe durch strenge Verordnungen das Absingen weltlicher Rondelle und den Gebrauch der Instrumente (mit Ausnahme der Orgel) in den Kirchen verbieten mußten. Weltliche und geistliche Elemente mischten sich besonders in den Weihnacht- und Osterspielen.

Karls weitläufige Beziehungen leiteten die Ströme aller europäischen Kulturen in das erblühende Land. Deutsche, italienische, besonders aber französische Einflüsse durchkreuzten einander. Es ist vielleicht nicht nothwendig, alle französischen und italienischen Einwirkungen auf unmittelbaren Verkehr zurückzuführen; aber ein solcher Verkehr hat ohne Zweifel bestanden. Ob der sogenannte „Prager Rondellus", der eine lateinische Hymne auf die Heilige Agnes mit einem niederdeutschen Lied „Ach du getruys blut" kontrapunktisch verkoppelt und den ein böhmischer Geistlicher für seinen Freund, den Mönch Konrad zu Eger, niederschrieb, Eigenbau oder Import ist, läßt sich kaum bestimmen. Aber in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts treffen wir auf eine Reihe von einheimischen monodischen Komponisten, die man als eine besondere nationale Schule bezeichnen kann. Sie lehnt sich in den Liedern des Zawisch noch an die Art des deutschen Meistergesanges an, dessen berühmter Vertreter, Heinrich von Mügeln, bis 1358 am prager Kaiserhof lebte. Neben liturgischen Stücken hat er auch ein Liebeslied: „Mich fliehen alle Freuden" hinterlassen. Johann von Jenstein, der fanatische Marienverehrer und geistige Urheber des Feiertages Mariae Heimsuchung, führt aus Frankreich die Mensur ein; und die schöne Sequenz eines unbekannten Autors: „Ein Myrrhenbusch" zeigt starken nationalen Einschlag. Noch mehr tritt Dies in den ersten böhmischen Studentenliedern hervor, welche die Dreitheiligkeit des Minnegesanges bewahren: „Der Baum schmückt sich mit Laube" und „Geliebtes Engelchen"; und zwei überlieferte Instrumentalmelodien dieser Zeit zeigen uns die slavische Rhythmik schon unverkennbar ausgeprägt.

Damit sind wir auf dem Boden weltlicher Musik angelangt, die besonders in dem reichen Prag, das damals den Ruf der lustigsten Stadt Europas erwarb, in voller Kraft sich entfalten konnte. Karl IV. freute sich allabendlich an der Musik seiner Spielleute, unter denen die beiden Pfeifer, Svach, genannt die „Goldene Hand", und sein Bruder Marik, und die Trompeter hervorragten. Mochte das gemeine Recht den Musikanten auch für ehrlos erklären und mit Ehebrechern, Komoedianten, Spielern auf eine Stufe stellen, so nahmen sich aufgeklärte Männer, wie der Prediger Stitny der vervehmten Spielleute an und erklärten den Zeloten zum Trotz, daß eine gute Musik an sich etwas ganz Ehrbares sei und nur der Mißbrauch schade. Wenn wir Guillaumes de Machault Mittheilung glauben dürfen (er zählt über dreißig Instrumente als am prager Kaiserhof gebräuchlich auf), so war der gesammte mitteleuropäische Instrumentenschatz vorhanden. Eine Spezialität bildeten die prager Glocken, deren Zusammenklang die „große Melodie" ergab, die der vielgereiste König Peter von Lusignan bei seinem Besuch an Karls Hof so sehr bewunderte.

Prag. Dr. Richard Batka.

Digitized by Google

Versicherung.

Seit das kalifornische Erdbeben die Welt erschreckt hat, ist ziemlich viel von dem Schaden geredet worden, den die Versicherungsgesellschaften dadurch erlitten haben sollen. Auf diesem Gebiet wissen nur Wenige Bescheid; die Zahl Derer, die Versicherungaktien besitzen, ist jedenfalls größer. Ganz thöricht war natürlich das Gerücht, die Gesellschaften hätten sich bereit erklärt, ohne Rücksicht auf ihre statutarische Verpflichtung den entstandenen Schaden zu ersetzen. Einen Schaden, der, wie es hieß, auf 30 Millionen Pfund Sterling zu schätzen sei. Institute, die so handelten, würden sämmtliche Reserven und einen beträchtlichen Theil des Aktienkapitals verlieren und wären kaum noch im Stande, den Durchschnittsbetrag der außerdem im laufenden Jahr entstandenen Ersatzverpflichtungen aufzubringen. Sie dürften aber gar nicht so handeln. Wenn sie wirklich sentimentalen Regungen folgen wollten, böte das Reichsgesetz vom Jahr 1901 dem Kaiserlichen Aufsichtamt für Privatversicherung die Möglichkeit, einzuschreiten und zu verhindern, daß die in San Franzisko Versicherten auf Kosten aller anderen bevorzugt werden. Die deutschen Feuerversicherungsgesellschaften klagen ohnehin über die Last einer Konkurrenz, die sie zwinge, die Prämien niedrig zu halten und mit einer sehr geringen Verzinsung des Aktienkapitals sich zu begnügen. Nach den großen Bränden in Chicago und Baltimore hat man sich höchst coulant gezeigt; damals handelte sichs immerhin aber um kleinere Summen. Jetzt sind die reichen Bürger der Vereinigten Staaten zu jeder möglichen Hilfe bereit, der Präsident hat die vom Ausland angebotenen Spenden dankend abgelehnt: da ist den Versicherungsgesellschaften wirklich nicht zu verdenken, wenn sie von der Klausel Gebrauch machen, die bei Erdbeben ihre Haftpflicht ausschließt. Daß sie so verfahren würden, haben die Aachen-Münchener von Anfang an unzweideutig erklärt. Das war vernünftiger als Wehklage und Schönfärberei; wirksamer auch als eine nach Berlin lancirte Erklärung der Münchener Rückversicherungsgesellschaft, in ihrer Bilanz werde von dem kalifornischen Unglück kaum Etwas zu merken sein. Die Direktion mußte dann selbst zugeben, die Summe der in San Franzisko bei ihrer Gesellschaft versicherten Objekte betrage 3 Millionen Dollars (über 12 Millionen Mark). Selbst wenn der Brandschaden an diese Ziffer nicht heranreicht, wird man die Folgen wohl in der Bilanz spüren. Man hat der Münchener Rückversicherungsgesellschaft vorgeworfen, in dem dichten Gewirr von Tochtergesellschaften und Betheiligungen, zu denen auch der Phönix in Wien und die Allianz in Berlin gehört, sei ihr eigenes Risiko nicht klar genug zu erkennen. Wenn jetzt Phönix und Allianz etwa großen Verlust erleiden, kommt er in der Bilanz der Münchener Rückversicherungsgesellschaft nicht zum Ausdruck, weil die Aktien der beiden Tochtergesellschaften dort nur zu Pari gebucht sind; da ihr aber die Aktien der beiden Gesellschaften zum größten Theil gehören, hat die Rückversicherungsgesellschaft die von ihnen erlittenen Verluste jedenfalls mitzutragen. Ihr Generaldirektor Thieme gilt für einen der ersten jetzt lebenden Versicherungfachmänner und man darf erwarten, daß auch ein Erdbeben sein Ansehen nicht erschüttern wird.

Hoffentlich lehrt das Unglück endlich wenigstens das Publikum erkennen, welches Risiko es beim Kauf von Versicherungaktien übernimmt. Leben, Unfall, Haftpflicht: Das mag gehen. Da ist auf Grund von Wahrscheinlichkeitrechnungen die Gefahr so genau festgestellt, daß Abnormitäten ziemlich ausgeschlossen sind. Bei

Digitized by Google

diesen Versicherungen kann man mit ziemlich gleichmäßigem, mindestens nicht allzu stark schwankenden Ertrag rechnen, ihre Aktien können also, wenn auch nicht gerade dem kleinen Kapitalisten, als Anlagepapier empfohlen werden. Feuer-, Hagel- und Rückversicherungsgesellschaften sind, weil der Schaden gar nicht vorauszusehen ist, fürs große Publikum aber durchaus ungeeignet. Ein schlechtes Jahr kann die Geschäftslage der Hagelversicherunganstalten zu einer sehr unbequemen machen, wie wir 1905 erlebt haben; eben so unsicher ist der Ertrag der Feuer- und der Rückversicherungsgesellschaften: er hängt da von Zahl und Umfang der Brände, dort von dem Schaden ab, den die versicherten Gesellschaften erlitten haben. Von gleichmäßiger Rentabilität kann nicht die Rede sein. Die Münchener haben Jahre lang 20 bis 30 Prozent Dividende gegeben; wer bürgt nun dafür, daß die kalifornische Katastrophe nicht den ganzen Gewinn und einen großen Theil des Reservefonds aufzehrt? Das ist, wenn es mit rechten Dingen zugeht, nicht undenkbar. Dann würde zunächst einmal keine Dividende gezahlt und die Aktionäre könnten lange warten, bis sie wieder 20 oder gar 30 Prozent erhielten. Die münchener Börsenspekulation (wenn man von einer solchen überhaupt sprechen darf) scheint sich diesen Thatbestand nicht klar gemacht zu haben. Als die Hiobspost aus San Franzisko kam, sah es zunächst aus, als sollten die Aktien der Rückversicherungsgesellschaft ins Bodenlose fallen. Dann aber brachten die Versuche, von Tag zu Tag Kursgewinne zu machen, die Aktien wieder in die Höhe. Unkenntniß der Thatsachen oder Frivolität? Der Eindruck, den diese Transaktionen hinterließen, war jedenfalls nicht angenehm. Wer rechnen kann, muß ein von 1800 wieder auf 2100 Mark getriebenes Papier weit überzahlt finden, dem, nach 30 Prozent Dividende, die Gefahr droht, im nächsten Jahr nichts oder im besten Fall nur wenig zu erhalten. Die Aktien der Münchener Rückversicherungsgesellschaft gehören an sich nicht zu den überzahlten Papieren; die Aachen-Münchener aber sind mit über 10000 Mark so unvernünftig bewerthet, daß sogar die Direktion erklärt, der hohe Kursstand (an dem sie unschuldig ist) sei ihr durchaus nicht angenehm. Nur natürlich war also, daß diese Aktien nach dem Erdbeben mehrere tausend Mark verloren; nicht so natürlich, daß sie einen Theil des Verlustes gleich wieder einholten. Die Aachen-Münchener haben allerdings Dividenden von über 80 Prozent gegeben; dabei war an das Risiko eben nicht gedacht worden. Die Börse berechnete, wie so oft, den Kurs nach der Dividende und fragte nicht nach der inneren Sicherheit des Papieres. In San Franzisko kommt für die Aachen-Münchener ein Bruttoengagement von 20 Millionen Mark in Betracht. Die Gesellschaft erklärt, zur Deckung des Verlustes brauche sie noch nicht einmal alle für solchen Zweck bereiten Reserven; das Aktienkapital werde unberührt bleiben und das laufende Geschäft sich bequem abwickeln. Ganz schön; die besondere, bei Aachen-München ungewöhnlich hohe Reserve wird aber aufgezehrt und im nächsten Jahr ist für abnorme Fälle dann keine Rücklage mehr vorhanden. Das gilt für alle Gesellschaften, die sich jetzt darauf berufen, daß ihr laufendes Geschäft unter den Folgen des Erdbebens nicht zu leiden habe. Ihre finanzielle Lage ist jedenfalls doch verschlechtert und dieser Wandel müßte auch im Kursniveau sichtbar werden. Wenn morgen irgendwo auf der Erde eine ähnliche Katastrophe einträte, wären die Gesellschaften nicht mehr so gut vorbereitet wie vor den kritischen Apriltagen.

Die kalifornischen Bruttoengagements der deutschen Gesellschaften werden auf ungefähr 300 Millionen Mark beziffert. Diese Summe verloren zu nennen, war

Digitized by Google

eben so unklug wie die Annahme, die auf die einzelnen Unternehmen entfallenden Schäden seien aus liquiden Mitteln zu decken. Die Fonds der Versicherungsgesellschaften sind in Hypotheken und Effekten angelegt; erst der Verkauf würde also die erforderlichen Beträge schaffen. Vielleicht ist es nöthig, große Posten Staatsrente abzugeben: dann würden auch unsere Anleihen, denen es schon schlecht genug geht, das Erdbeben fühlen. Die Amerikaner haben die Gefahr allzu umfangreicher Effektenverkäufe vorausgesehen und ein Schutzkomitee gebildet, das den Feuerversicherungsgesellschaften, um ihnen solche Verkäufe zu ersparen, flüssige Mittel vorstrecken will. Der Yankee scheint die Schwierigkeit der Situation wieder einmal klarer zu erkennen als die deutschen Institute, die freilich den Schauplatz des Unglückes auch nicht so nah haben. Wir wollen hoffen, daß den amerikanischen Feuerversicherungsgesellschaften gelingt, den häßlichen Eindruck zu verwischen, den die Skandalgeschichten der Lebensversicherungsgesellschaften in Europa gemacht haben. Die in Amerika vielfach angewandte Methode der Versicherung au premier risque könnte bei der Berechnung des von deutschen Gesellschaften zu tragenden Schadens übrigens günstig wirken. Die Amerikaner pflegen nämlich ihre Häuser nicht zum vollen Werth zu versichern, sondern nehmen nur die Hälfte oder den dritten Theil des Werthes als Grundlage für die Versicherung, weil sie voraussetzen, bei der Zuverlässigkeit ihres Feuerlöschwesens werde nicht das ganze Haus, sondern meist nur ein Stockwerk gefährdet sein. Wenn das Objekt also 100 000 Mark werth, aber nur mit 50 000 versichert ist, wird dem Besitzer, falls das Haus zur Hälfte abbrennt, auch nur die Hälfte des Schadens ersetzt; und brennt das Haus ganz nieder, so erhält der Besitzer, nach dem Kontrakt natürlich auch nur den Betrag der Versicherungsumme, also nicht 100 000, sondern nur 50 000 Mark. Bei der Versicherung au premier risque wird eben bis zur Höhe der angegebenen Versicherungsumme jeder Schaden vergütet, ohne Rücksicht darauf, ob der versicherte Gegenstand einen höheren Werth hatte. War diese Sitte auch in San Franzisko verbreitet, dann werden unsere Gesellschaften davon profitiren. Nicht ganz leicht wird die Frage zu beantworten sein, welche Häuser durch das Erdbeben, welche durch Feuersbrunst zerstört worden sind. Das Interesse des Versicherten trennt sich da schroff von dem der Gesellschaft, die durch die Erdbebenklausel gedeckt ist. In jedem einzelnen Fall wird zu prüfen sein, wann und wo das Feuer entstand: auf dem versicherten Grundstück als unmittelbare Folge des Erdbebens oder in der Nachbarschaft. Wahrscheinlich giebt es also noch langwierige und kostspielige Prozesse.

Wenn Verluste zu decken sind, kann im Nothfall auch eine Nachzahlung auf das Aktienkapital gefordert werden. Für das Versicherungsgeschäft ist flüssiges Kapital ja nicht so wichtig wie die Bürgschaft, daß die Mittel schnell herangeschafft werden können, wenn man sie braucht. Da diese Gesellschaften in normaler Zeit keines großen Kapitals bedürfen, sind die Aktien fast nie voll eingezahlt (bei der Münchener Rückversicherung sind auf 20 Millionen Aktienkapital nur 5 Millionen, bei der Aachen-Münchener auf 9 Millionen nur 1,80 Millionen eingezahlt, also im ersten Fall 25, im zweiten 20 Prozent), sondern nur bestimmte Prozentsätze bar vorhanden und für den Rest Solawechsel der Aktionäre bei der Gesellschaft hinterlegt. Diese Wechsel verpflichten die Aktionäre, im Bedarfsfall den vollen Nennwerth ihres Antheils sofort oder in Raten nachzuzahlen. Diese Art der Einzahlung erklärt, daß erstens die Uebertragung von Versicherungaktien (die auf den Namen lauten und nicht ohne Genehmigung des Aufsichtrathes oder der Direktion den Besitzer wechseln

Digitized by Google

dürfen) mit gewissen Schwierigkeiten verknüpft ist und daß zweitens die Gesellschaften ihre Aktien eigentlich nur kapitalkräftigen Besitzern überlassen dürfen. Das Verfahren, die Hinterlegung der Solawechsel, ist ja nicht gerade modern, in diesem Fall aber nützlich: wenn der Handel in Versicherungaktien erleichtert würde und diese Papiere dem großen Publikum bequemer erreichbar wären, könnten wir üble Folgen erleben. Richtig ist ja, daß bei diesen Gesellschaften das Kapital geringere Bedeutung hat als die Reserven, daß man also das Kapital verringern und die Wechsel zurückgeben könnte; dann würden aber Leute, die allenfalls Geld genug haben, um sich ein Rentenpapier zu kaufen, glauben, Versicherungaktien seien für sie zur Anlage geeignet. Die Leipziger Feuer-Versicherung-Anstalt ist meines Wissens die einzige deutsche Gesellschaft, die aus Spezialreserven die Wechselverbindlichkeiten ihrer Aktionäre getilgt hat. Sie brauchte dazu allerdings zwanzig Jahre; aber der Umtausch der Aktien in vollgezahlte ist durchgeführt, die Solawechsel sind verschwunden und das Aktienkapital ist eben so beweglich wie das anderer Aktiengesellschaften. Dieses Institut ist sehr vorsichtig geleitet; da schadet es also nicht, daß die Aktien jetzt rascher umlaufen und in weitere Kreise gedrungen sind: denn die Gesellschaft braucht heute nicht mehr ängstlich nach der Vermögenslage der Käufer zu forschen. Das ist aber eine Ausnahme. Im Allgemeinen muß man sagen, daß Versicherungaktien dem „Mann auf der Straße" nicht zur Anlage zu empfehlen sind. Wenn das Erdbeben darüber Klarheit schafft, hat es wenigstens eine gute Wirkung gehabt.

Ladon.

Briefe.

Herr Georg Hirzel schreibt mir aus Leipzig:

„Seit die Errichtung eines Heinrich Heine-Denkmals in Deutschland wieder in den Vordergrund des Interesses gerückt ist, wurde in den Zeitungen und da, wo man in Gesprächen für die Einlösung dieser Dankesschuld eintrat, auch schon die Art der Aufstellung erwogen. Auf den öffentlichen Plätzen, las und hörte man, sei gerade dieses Denkmal den Zerstörungsgelüsten des Pöbels, in diesem Fall auch des besseren Pöbels, mehr als andere Standbilder preisgegeben. Das ist wohl leider wahr. Aufgestellte Wachtposten können Beschädigungen nicht immer verhindern, wie die Jugendjahre der Siegesallee in Berlin gezeigt haben; und dann wäre es doch ein beschämendes Gefühl, das von einem guten Theil des Volkes gewollte Standbild wiederum vor dem Volke schützen zu müssen. Die Wichtigkeit der Aufstellungfrage darf schon jetzt, wo vorurtheillose Männer festen Schrittes auf das Ziel losgehen, nicht unterschätzt werden. Die Siegesallee war der ausgeführte Wille eines Einzelnen; sie erfreut nur die Zaungäste im Reich der Kunst, reizt aber auch Keinen ernstlich (höchstens das ästhetische Mißbehagen); und doch kam es zu Attentaten auf diese versteinerten Majestäten. Das Heine-Denkmal aber wird stärkeren und tiefer begründeten Widerspruch hervorrufen; subjektiv gerechten und ganz ungerechten. Heinrich Heine wird allein stehen, auf der Erde oder auf einem Fels (hoffentlich nicht auf einem symmetrischen Sockel, von einem halben Dutzend Loreleys bewacht; den unsterblichen Dichter soll kein unbeschlagener Pegasus sterblich machen); er wird allein stehen und nicht mit Goethe und Schiller und Lessing sich zu einem Familientag

Digitized by Google

treffen, wie die Markgrafen und ihre höheren Verwandten in der Siegesallee. Er wird die Blicke allein auf sich ziehen, mehr als ein anderes Denkmal, die Kritik wird zur äußersten Schärfe geschliffen werden und wir werden vielleicht über die Zahl Derer erschrecken, die ihren Mißmuth nicht anders als durch rohe Kraftentfaltung ihrer Hände äußern können. Wie können wir einer Verunglimpfung rechtzeitig vorbeugen? Soll man das Denkmal mit einem hohen Gitter einfassen, alte Nachtwächter zur Bewachung ausgraben (ein junger Nachtwächter mit langen Beinen kommt athemlos hierher gerannt, schreibt Heine) oder es gar von bissigen Hunden bewachen lassen? Soll man ein Privatgrundstück kaufen, auf dem der Dichter hinter einer hohen Mauer gezeigt wird, Entree fünfzig Pfennig. Dichter und Backfische zahlen die Hälfte? Wem gehört dann dieses Poetenareal? Etwa einer Heinrich Heine-Denkmals-Schutz- und Betriebsgesellschaft m. b. H.? Nur eine Art der Aufstellung, scheint mir, wäre des Mannes würdig, stimmungvoll und pöbelsicher; freilich würde sie sich von der hergebrachten Art wesentlich unterscheiden. Ich denke mir einen kleinen See oder Teich (in öffentlichen Anlagen mit Waldbestand oder auf einer schmalen Waldwiese), aus dessen Mitte zwischen grünumrankten Steinblöcken und verstreuten Blumen sich das Denkmal erhebt. Diese Wasserfläche kann, wenn sie erst künstlich angelegt werden muß, in ihrer Form leicht der landschaftlichen Umgebung und dem Monument selbst angepaßt werden, dürfte aber nicht, wie symmetrische Bassins, einen dem Auge sichtbaren hochgemauerten Rand haben. Für Liebhaber giebt es in den königlichen Marmorbrüchen vor dem Brandenburger Thor genug zweckloses Mauerwerk. Die das Wasser umgebende Rasenfläche, auf der Koniferengruppen und Bäume vertheilt sind, fällt von allen Seiten leicht zu ihr ab und nur an der Vorderseite des Denkmals führt der Weg in der Mitte bis nah an das Wasser heran, ähnlich wie an manchen Stellen in den Anlagen am Neuen See im Thiergarten. Auf der Rückseite dieser Anlage müßten sich hohe Bäume und Büsche möglichst nah an das Ufer schließen. Hamburg bewirbt sich um den Platz für das Denkmal. Gerade diese Stadt ist wasserreich genug, um die hier angeregten oder ähnliche Bedingungen leicht erfüllen und die Teichanlage auch durch ständigen Zufluß frischen Wassers vor dem Eindruck einer Naturspielerei schützen zu können. Die Breite und Form dieses kleinen Sees zu bestimmen, müßte ausschließlich dem Künstler überlassen bleiben, der mit der Ausführung betraut ist; denn von dem richtigen Verhältniß zwischen der Breite des Sees und der Größe des Standbildes hängt der größte Theil der Gesammtwirkung ab. Sollte nicht durch ein Zusammenwirken von Künstler, Architekt und Gärtner auf die angedeutete Weise möglich sein, das Poetenstandbild mit einem Stück echterer Naturpoesie zu umgeben, als es ein anderer Platz vermag, selbst wenn ich an eine Aufstellung unter Bäumen denke, deren grüne Schatten nur die Kälte des Marmors steigern? Ist es schließlich nicht auch reizvoller, das Denkmal aus einer stillen, glitzernden, von weißen Schwänen belebten und von Wasserrosen unterbrochenen Wasserfläche sich erheben zu sehen? Wird es da in seiner Unnahbarkeit nicht noch intimer wirken als auf einem Platz, über den vom Morgen bis zum Abend der lärmende Verkehr der Großstadt zieht? In abgeschiedener Ruhe, von der Natur geschmückt und zugleich geschützt: so denke ich mir das Standbild unseres Dichters Heinrich Heine."

* * *

Einem Freunde der „Zukunft" berichtet ein Ansiedler in Deutsch-Ostafrika über die dortigen Zustände. Er rühmt die Fruchtbarkeit des Landes, das gesunde Klima und meint, wenn nur genug Ansiedler da wären, könnte diese Kolonie unser Manko an Brotgetreide so bequem decken, daß wir keiner Einfuhr aus anderen Staaten mehr bedürften.

Digitized by Google

Nur fehlen Bahnen, ohne die ja keine Verwerthung der landwirthschaftlichen Erzeugnisse möglich sei. Und er fügt noch die folgende Klage an. „Unser kaiserliches Gouvernement scheint es für Pflicht zu halten, den Reichsdeutschen die Ansiedlung möglichst zu erschweren. So darf sich kein deutscher Unterthan hier ansiedeln, der nicht mindestens zehntausend Mark Barvermögen nachweisen kann. Ganz anders werden Buren und andere Ausländer behandelt. Die bekommen ohne Vermögensnachweis Lynd, Vieh, sogar Gewehre und Patronen. Jetzt hat das Gouvernement die Absicht, die aus Rußland weggejagten Deutschrussen hier auf Staatskosten anzusiedeln. Ja, wenn man nur kein Deutscher ist, hat man hier die besten Chancen und kommt wohlfeil zu Land, Vieh und Geld. Auch als Kolonialschmarotzer hat mans gut." Zu den Kolonialschmarotzern rechnet er auch die Missionare. Das ist gewiß irrig und ungerecht, verdient aber als Stimmungssymptom Beachtung. Er behauptet, willige Arbeiter finde man unter den Schwarzen nur da, wo noch keine Missionare hingekommen seien. Das wäre freilich recht schlimm.

* * *

Herr Menzel, ein Lehrer, schreibt mir:

„Nicht ein Schulunterhaltungsgesetz ist es, das den preußischen Landtag beschäftigt, sondern ein Schulgesetz. Man hat mit der Neuregelung der Schulunterhaltungpflicht die für Preußen so schwer, vielleicht nie befriedigend zu beantwortende Frage der Konfessionalität verquickt. Ohne Noth; denn wie es einem früheren Ministerium trotz dem Widerstreben mächtiger Parteien gelang, ein Lehrerbesoldungsgesetz, getrennt von einem allgemeinen Schulgesetz, zu schaffen (und zwar in einer Zeit, in der die Erinnerung an die Niederlage von 1892 noch frisch im Gedächtniß lebte), so war auch jetzt bei einigem guten Willen und Geschick möglich, ein reines Schulunterhaltungsgesetz zu Stande zu bringen. Selbst die Konservativen konnten um ihrer ländlichen Wähler willen ihre Hilfe nicht versagen. Das ist nicht geschehen: und so erneut sich der Streit um Preußens Volksschule. Herr Karl Jentsch hat hier neulich darüber gesprochen. Wenn er die konfessionelle Volksschule in der Gegenwart für das Natürliche und Gegebene hält, so will ich, um meinen entgegengesetzten Standpunkt zu vertheidigen, nicht auf die historische Entwickelung der preußischen Konfessionschule eingehen, auch nicht die Gründe erörtern, die den weitaus größten Theil der Lehrer beider Bekenntnisse zu Gegnern der reinen Konfessionschule machen. Nur Eins zu bemerken, sei mir gestattet. In dem Augenblick, da man für die Einrichtung der Schule kirchliche, nicht pädagogische Rücksichten gelten läßt, nimmt man ihr die Selbständigkeit und erniedrigt sie zur kirchlichen Filialanstalt. Dann aber gebührt auch ihre Beaufsichtigung der Kirche, nicht dem Staat. Worin besteht denn die Aufgabe der Volksschule? Soll sie das Kind für eine bestimmte Konfession erziehen? Nein: sie soll Kenntnisse und Fertigkeiten vermitteln, Gleichartigkeit und Gleichmäßigkeit in der Bildung innerhalb eines Volkes anstreben. In dieser Erkenntniß haben die beiden hochkonservativen schlesischen Schulräthe Bock und Giebe bei der Berathung der noch heute für Preußens Volksschule geltenden ‚Allgemeinen Bestimmungen' die Aufnahme der Forderung durchgesetzt: „Wo in einem Ort mehrere einklassige (konfessionelle) Schulen bestehen, ist ihre Vereinigung zu einer mehrklassigen anzustreben.' Denn in Gemeinden mit konfessionell gemischter Bevölkerung läuft die Minderheit immer Gefahr, durch Einrichtung konfessioneller Zwergschulen bei der Bildung ihrer Kinder benachtheiligt zu werden. Herr Jentsch giebt diesen Nachtheil auch zu, meint aber, dieser Grund für die Einrichtung simultaner Schulen gelte nur für Orte mit kleinen konfessionellen Minderheiten, nicht für Orte, wo nur eine Konfession vorhanden sei oder beide mit großen Zah-

Digitized by Google

len vertreten seien. ‚Und da diese beiden Kategorien die Regel sind, so ist auch die Konfessionschule als Regel festzuhalten.‘ Ich bestreite, daß die Zahl der Orte mit einer kleinen konfessionellen Minderheit heute noch, bei unseren Verkehrs- und Erwerbsverhältnissen, so gering ist, daß man sie als die Ausnahme von der allgemein giltigen Regel bezeichnen kann. Es giebt wohl heute in Preußen kaum noch einen Ort mit dreitausend und mehr Einwohnern, der nicht, wenn der Entwurf Gesetzeskraft erlangt, für seine konfessionelle Minderheit eine besondere Schule erhalten wird. Wie verschieden aber konfessionelle und simultane Schuleinrichtung auf die Gliederung und damit auf Lehrplan und Unterricht der Schulen wirken, sei nur an einem Beispiel nachgewiesen. Im Bezirk Wiesbaden ist die reine Simultanschule durchgeführt. Er besaß 1904 unter 91 städtischen Volksschulen zwei einklassige, eine zweiklassige und elf dreiklassige Schulen. Der Regierungbezirk Münster dagegen mit seinen reinen Konfessionschulen hatte unter 87 städtischen Volksschulen 14 einklassige, 9 zweiklassige und 19 dreiklassige Schulen. In Wiesbaden hatte also nur der sechste bis siebente Theil der städtischen Volksschulen eine Gliederung, die auch den bescheidensten Ansprüchen nicht zu genügen vermochte, während im Bezirk Münster diese Schulen fast die Hälfte ausmachten. Und so ist es in zahllosen Klein- und Mittelstädten. Herr Jentsch wird sich auch in Neisse davon gewiß schon überzeugt haben. Von sehr vielen anderen schlesischen Städten weiß ich es selbst. Ist es nun richtig, daß man die Jugend unserer Volksgenossen nur um ihrer Konfession willen so kärglich mit Kenntnissen und Fähigkeiten ausgerüstet ins Leben schickt? Wenn es wahr ist, daß der letzte Grund aller sozialen Gefahr nicht in der Dissonanz des Besitzes, sondern der Bildung beruht, so hat der Staat um seiner selbst willen die Pflicht, solche Ungleichheiten nicht ohne Noth zu vergrößern. In meiner langjährigen Thätigkeit an den kaufmännischen und gewerblichen Fortbildungschulen der Provinz und in Berlin habe ich stets die Erfahrung gemacht, daß die Schüler dieser Zwergschulen in ihren Kenntnissen und ihrem sittlichen Charakter, in ihrem Eifer und Lebensernst weit hinter den anderen zurückbleiben. Der geistige Vater des Schulkompromisses, Freiherr von Zedlitz und Neukirch, schrieb einst: ‚Es droht die Gefahr (durch den Lehrermangel und die Landflucht der Lehrer), daß die heranwachsende Jugend eines großen Theiles des Landes einen ungleich geringeren Fonds von Sittlichkeit, Patriotismus, Fähigkeit zu selbständigem Denken und Kenntnissen aus der Volksschule ins Leben mitbringt als die der anderen Theile und deshalb schließlich auch wirthschaftlich verkümmert. Daß Dies geradezu ein nationales Unglück wäre, dessen Hereinbrechen rechtzeitig mit allem Fleiß vorgebeugt werden muß, bedarf der näheren Darlegung nicht.‘ Um so auffallender ist, daß der Freiherr jetzt zu übersehen scheint, wie diese Gefahr durch die konfessionellen Zwergschulen vergrößert wird.

In anderen deutschen Staaten kennt man die üblen Seiten der reinen Konfessionschule. Der bayrische Kultusminister Dr. Wehner sagte 1904 im Finanzausschuß des Abgeordnetenhauses: ‚Wenn man nur die Schulinteressen ins Auge faßt, nicht aber die konfessionellen Rücksichten gelten läßt, dann würde die Simultanschule die Regel und nicht die Ausnahme werden. Durch Zusammenlegung der konfessionell getrennten Schulen könnte man den reinen Schulinteressen am Meisten dienen.‘ Und in der badischen Kammer gab der Abgeordnete Fehrenbach im Namen des Centrums die Erklärung ab, ‚daß es die Simultanschule als gesetzlich und zu Recht bestehend anerkenne und einen Angriff auf sie nicht unternehmen werde.‘

Ich bin mit Herrn Jentsch der Ueberzeugung, daß man früher die Simultanschule nicht kannte; weil man sie nicht brauchte. Die Konfessionen waren schiedlicher getrennt

Digitized by Google

dem Raum und friedlicher vereinigt der Gesinnung nach. Heute ists anders. Der Ausbau der Verkehrsmittel und die Entwickelung der Industrie haben unsere Bevölkerung durcheinandergewirbelt wie nie zuvor. Ein Beweis dafür sind die konfessionellen Mischehen, deren es in Preußen zuletzt etwa 348 000 mit rund 420 000 schulpflichtigen Kindern gab. Für diese Kinder, oder doch für die meisten, bestand also eine Familien-, aber keine Schulparität. Und wenn Herr Jentsch selbst zugiebt, daß heute die Konfessionen einander schroffer gegenüberstehen, so folgere ich daraus die Nothwendigkeit der Simultanschule. Für jede menschliche Gemeinschaft, heiße sie Familie, Gemeinde oder Staat, bildet die stete Hervorkehrung des Trennenden eine Gefahr. Und ich behaupte: die größte Gefahr für den inneren Frieden eines paritätischen Staates liegt in dem Versuch, gerade die große, wenig gebildete Masse in der engherzigsten konfessionellen Anschauung zu erziehen. So lange die religiösen Parteien die Verunglimpfung des Gegners noch rühmlicher und dringlicher dünkt als die eigene Vervollkommnung, so lange der Katholik den Protestanten noch einen Ketzer, der Protestant den Katholiken noch einen abergläubigen Dummkopf nennen zu müssen oder doch zu dürfen glaubt und so lange Beide den Juden als minderwerthiges Glied der menschlichen Gesellschaft zu betrachten gewohnt sind, hat der Staat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, die Scheidewand auf dem Gebiete der Jugenderziehung zu beseitigen, damit wenigstens hier Achtung und Liebe gegen Andersgläubige den Kinderherzen eingeimpft werde. Die Konfessionschule will den Menschen zum Himmelsbürger erziehen, die Simultanschule ihn zunächst für dieses Leben als Staatsbürger tüchtig machen. Dem Staat sollte es nicht schwer sein, zu entscheiden, welche Erziehung seiner künftigen Bürger ihm frommt. In einem paritätischen Staatswesen kann eine rein konfessionelle Erziehung niemals zugleich auch eine nationale sein. Und darum heißt die Frage, auf die wir die Antwort erwarten, eigentlich nicht: ‚Konfessionell oder Simultan?', sondern: ‚Konfessionell oder National?' Diese Frage giebt dem Schulstreit seine Bedeutung."

* * *

Neulich, lieber Leser, als der Vesuv (um die Italiener für Algesiras zu strafen, versteht sich) Lava gespien hatte, konnte ich Dir Etwas von Goethe ins Gedächtniß zurückrufen. Die Erinnerung hat Dir, wie ich aus manchem Mund hörte, aus manchem Brief sah, gepaßt und deshalb habe ich, als in San Franzisko das grausere Unheil geschehen war, alle Schatzkammern durchstöbert, um wieder ein Meisterbild vorführen zu können. Vergebens. Nichts Großes, nichts stark durch die Zeiten Dauerndes zu finden. Hittells Geschichte von Kalifornien und das interessante Buch, das Daniel Lévy über das Land und die Hauptstadt der Goldgräber geschrieben hat, sind noch zu neu und die Verfasser, bei aller Kunst lebhafter Darstellung, als Persönlichkeiten nicht kräftig genug. Nur ein Leckerbißchen fand ich. Vor neunzig Jahren war Adalbert von Chamisso in Kalifornien. Er hatte Coppet, den Hof der Stael, verlassen und wollte in Berlin Naturwissenschaft studiren. Da stand 1813 das Volk auf; und 1815 brach der Sturm noch einmal los. Der Sohn der Champagne, der als Neunjähriger dem Mutterboden entführt worden, als Fünfzehnjähriger ins Pagencorps und bald danach in die Armee des Preußenkönigs getreten war, mußte müßig dem Kampf zuschauen. „Die Zeit hatte kein Schwert für mich" (Bismarck hat nach 1890 das Wort gern citirt); „aber aufreibend ist es, bei solcher waffenfreudigen Volksbewegung müßiger Zuschauer bleiben zu müssen." Er wollte mit dem Prinzen Max von Wied nach Brasilien, meldete sich aber zu spät. „Da kam mir zufällig einmal bei Julius Eduard Hitzig ein Zeitungartikel zu Gesicht, worin von einer bevorstehenden Entdeckungexpedition der Russen nach dem Nordpol verworrene Nachricht

Digitized by Google

gegeben ward. ‚Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol!‘ rief ich unmuthig aus und stampfte dabei wohl mit dem Fuß. Das Blatt nannte Otto von Kotzebue als Führer der Expedition. Mit dem Staatsrath August von Kotzebue hatte Hitzig in Verbindung gestanden und war mit ihm in freundlichem Verhältniß geblieben. Brief und Zeugnisse meiner Lehrer, die zu meinen Freunden zu rechnen ich stolz sein konnte, sandte Hitzig mit der nächsten Post an den Staatsrath ab.“ Ein schwächlicher Professor, der mitfahren sollte, scheute im letzten Augenblick die Strapazen der Reise und Chamisso kam „als Titulargelehrter“ an Bord der Brigg „Rurik“, die der Reichskanzler Graf Rumanzow zur Erforschung der Südsee und der Beringstraße aussandte. Ich habe die beiden Bände der Reisebeschreibung durchblättert, doch über Kalifornien nicht viel Merkenswerthes gefunden. Die paar Sätze, die sich aus dem Zusammenhang lösen ließen, interessiren durch die Erinnerung an kalifornische Jugendzeit heute vielleicht aber manchen Leser. Hier sind sie:

„Am zweiten Oktober 1816 nachmittags um vier Uhr segeln wir in den Hafen von San Franzisko ein. Wir lassen die Anker vor dem Presidio fallen: und kein Boot stößt vom Ufer, zu uns zu kommen, weil Spanien auf diesem herrlichen Wasserbecken kein einziges Boot besitzt... Am anderen Morgen traf ich den Artillerieoffizier Don Miguel de la Luz Gomez und einen Pater der hiesigen Mission, die eben an das Schiff kamen, als ich selbst im Auftrag des Kapitäns nach dem Presidio gehen wollte. Der geistliche Herr lud uns auf den folgenden Tag, der das Fest des Heiligen war, auf die Mission von San Franzisko ein, wohin zu reiten wir Pferde bereit finden würden. Auf den ausgesprochenen Wunsch des Kapitäns wurden wir sofort mit Schlachtvieh und Vegetabilien auf das Reichlichste versorgt. Nachmittags wurden die Zelte am Land aufgerichtet, das Observatorium und das russische Bad. Das Fest des Heiligen Franziskus gab uns Gelegenheit, die Missionare in ihrer Wirksamkeit und die Völker, an die sie gesandt waren, in gezähmtem Zustand zu beobachten ... Der Kapitän wußte den Kommandanten und seine Offiziere an unseren Tisch zu gewöhnen. Wir speisten auf dem Lande unter dem Zelt und unsere Freunde vom Presidio pflegten nicht auf sich warten zu lassen. Das Verhältniß ergab sich fast von selbst. Das Elend, worin sie seit sechs bis sieben Jahren, von Mexiko, dem Mutterland, vergessen und verlassen, schmachteten, und das Bedürfniß, redend ihr Herz auszuschütten, trieb sie, sich uns zu nähern, mit denen sich leicht und gemüthlich leben ließ. Sie sprachen nur mit Erbitterung von den Missionaren, die bei mangelnder Zufuhr doch im Ueberfluß der Erzeugnisse der Erde lebten und ihnen, seit das Geld ausgegangen, nichts mehr verabfolgen ließen, wenn nicht gegen Verschreibung, und auch so nur, was zum nothdürftigsten Lebensunterhalt unentbehrlich, worunter nicht Brot, nicht Mehl einbegriffen war; seit Jahren hatten sie, ohne Brot zu sehen, von Mais gelebt. Selbst die Kommandos, die zum Schutz der Missionen in jeglicher stehen, wurden von ihnen nur gegen Verschreibung nothdürftig verpflegt. ‚Die Herren sind zu gut‘, rief Don Miguel aus, den Kommandanten meinend; ‚sie sollten requiriren, liefern lassen!‘ Ein Soldat ging noch weiter und beschwerte sich gegen uns, daß der Kommandant ihnen nicht erlauben wolle, sich dort drüben Menschen einzufangen, um sie, wie in den Missionen, für sich arbeiten zu lassen. Mißvergnügen erregte auch, daß der neue Gouverneur von Monterey (damals die Hauptstadt), seit er sein Amt angetreten, sich dem Schleichhandel widersetzen wolle, der sie doch allein mit den unentbehrlichsten Bedürfnissen versorgt habe.

Das Jahr war schon alt und die Gegend, die in den Frühjahrsmonaten einem Blumengarten gleichen soll, bot jetzt dem Botaniker nur ein dürres, ausgestorbenes Feld. Auf der nackten Ebene, die am Fuß des Presidio liegt, steht einzeln zwischen niedrigem

Digitized by Google

Gebüsch eine Eiche. Den Baum hat noch jüngst mein junger Freund Adolf Erman gesehen; wenn er ihn näher betrachtet hätte, so hätte er in dessen Rinde meinen Namen eingeschnitten gefunden... Das hier beliebte Schauspiel des Kampfes eines Bären mit einem Stier war uns verheißen. Am Einundzwanzigsten fuhren zehn bis zwölf Soldaten in der Barkasse der Mission nach dem nördlichen Ufer hinüber, dort Bären mit dem Lasso einzufangen. Man will am späten Abend von der See her Geschrei gehört haben, was auf die Bärenjäger auf jener Küste gedeutet wurde; kein Bivouacfeuer war jedoch zu sehen. Die Indianer sollen ein gar gellendes Geschrei erheben können. Erst am Zweiundzwanzigsten abends brachten die Jäger eine kleine Bärin ein. Dem Thier, das am anderen Tag kämpfen sollte und über Nacht in der Barkasse blieb, wurden gegen den Brauch Kopf und Maul freigelassen, damit es sich frischer erhalte. Am Dreiundzwanzigsten fand der Bärenkampf am Strand statt. Unfreiwillig und gebunden, wie die Thiere waren, hat das Schauspiel nichts Großes und Erhebendes... Der Gouverneur brachte ein Geschenk a su amigo Don Adelberto, eine Blume, die er am Wege gepflückt hatte und die er mir, dem Botaniker, feierlich übergab. Es war zufällig unser Gänserich oder Silberblatt (Potentilla anserina), wie er nicht schöner bei Berlin blühen kann ... Am ersten November, am Allerheiligenfest, morgens um neun Uhr lichteten wir die Anker. Das Wasser des Hafens von San Franzisko war in hohem Maß von sehr feinen Lichtpunkten phosporeszirend und merklich schimmernd entrollte sich auch die brandende Welle auf dem Strande der Küste außerhalb der Bucht. Ich habe das Wasser des Hafens mit dem Mikroskop untersucht und darin nicht häufige, ausnehmend kleine Infusorien beobachtet, denen ich dennoch bei dem Leuchten keine Rolle zuschreiben mag. Wir schauten hier täglich dem Spiel der Nebel zu, die, vom waltenden Seewind ostwärts über das sonnerhellte Land gewehet, zerflossen und sich auflösten. Besonders schön war das Schauspiel, welches sie uns bei der Abfahrt bereiteten, indem sie verschiedene Gipfel und Gegenden der Küste bald verhüllten und bald verschleierten.

Ein niederes Gebirg umzäunt, wo wir sie sahen, die Küste von Kalifornien und verhindert den Blick, in das Innere zu dringen; es hat kein vulkanisches Ansehen. (Bei Sankta Barbara, 34° nördlicher Breite, erhebt sich von der Küste ein noch wirksamer Vulkan, dessen Fuß das Meer bespült, und noch an anderen Orten der Halbinsel offenbart sich vulkanische Natur.) Der Hafen von San Franzisko, in dem Burney mit gelehrter Kritik den Hafen von Sir Franzis Drake erkennt, dringt durch ein enges Thor ein, nimmt Flüsse aus dem Innern auf, verzweigt sich hinter den Höhen und macht eine Halbinsel aus dem südlich des Eingangs gelegenen Land. Die Höhen auf der nördlichen Seite des Hafens sind Kieselschiefergebirg. Der Hügel, der ihnen auf der südlichen Seite entgegensteht und worauf das Fort liegt, ist von Serpentin. Wenn man den Strand nach der Punta de los Lobos gegen Süden zu verfolgt, hört der Serpentin auf und man trifft auf etliche fast senkrechte Lager Kieselschiefer, die gegen grobkörnigen Sandstein mit Kalkspatgängen schildförmig anliegen; und dieser Sandstein, aus dem die südlicheren Hügel bis zur Punta de los Lobos bestehen, scheint die tiefer liegende Gebirgsart zu sein. Flugsand liegt an manchen Orten in einer beträchtlichen Höhe über dem Stein und an manchen Stellen hat sich ein neuer Sandstein erzeugt. Die Gegend um San Franzisko bietet in der nördlichen Halbkugel eine weit ärmere Natur dar als unter gleicher Breite die Küste von Chile in der südlichen. Im Frühjahr, nachdem der Winter der Erde einige Feuchtigkeit gegönnt, schmücken sich zwar die Hügel und Fluren mit Schwertlilien und anderen Blumen, aber die Dürre zerstört sie bald.

Digitized by Google

Jeder Mission stehen hier zwei Franziskanermönche vor, die sich verpflichtet haben, zehn Jahre in dieser Welt zuzubringen. Sie sind von der Regel ihres Ordens dispensirt und erhalten je vierhundert Piaster von der Krone. Mehrere Missionen stehen unter einem Presidio. Die Presidios haben keinen Ackerbau; kaum legen die Offiziere Gärten an: sie betrachten sich wie Verbannte, die ihrer baldigen Zurückberufung harren. Die Pueblos, deren es wenige giebt, sind Dörfer der Spanier. Die Bevölkerung besteht aus einigen anfangs ausgeschickten Kolonisten und ausgedienten Soldaten. Ihre Weiber sind meist Indianerinnen. Mit neidischer Besitzsucht breitet sich hier Spanien aus, nur um Anderen den Raum nicht zu gönnen; es erhält mit großem Aufwand seines Presidios und will durch Prohibition alles Handels das bare Geld zwingen, nach seiner Quelle zurückzufließen. Ein Wenig Freiheit würde aber bald Kalifornien zu dem Kornboden und Markt der nordischen Küsten dieser Meere und der sie befahrenden Schiffe machen. Und wer, mit Industrie und Schiffahrt, Töchtern der Freiheit, könnte an diesem Handel mit mehr Nutzen Antheil nehmen als eben Kalifornien, das vor allen Küsten jetzt die Seeotter besitzt? Aber Kalifornien liegt öde und unbevölkert; es hat sechs bis sieben Jahre, während der inneren Kriege Spaniens und seiner Kolonien, ohne alle Zufuhr von Mexiko vergessen geschmachtet. Ein Schleichhandel, dem erst der jetzige Gouverneur sich zu widersetzen strebt, versorgt allein diese Provinz mit den unentbehrlichsten Bedürfnissen. Ohne Rücksicht auf Spaniens eitle Gebietsansprüche verhandeln England und die Freistaaten von Amerika jetzt über die Ansiedlungen am Ausfluß der Kolumbia und die russisch-amerikanische Compagnie hat noch eine Niederlassung wenige Meilen nördlich von San Franzisko.

Man schiebt der Erhaltung dieser Ansiedlungen einen anderen Grund unter als einen politischen: nämlich die fromme Absicht der Verbreitung des Glaubens Christi und der Bekehrung der heidnischen Völker. Diesen Gesichtspunkt gab uns selbst der Gouverneur als den richtigen an... Hier wird ein gutes Werk zweckwidrig begonnen und schlecht vollführt. Die frommen Franziskaner sind in keiner der Handwerkskünste unterrichtet, die sie hier ausüben, lehren sollen; in keiner Sprache der Völker, an die sie gesandt sind. Die Kirche hat ein unveräußerliches Recht auf ihre Kinder und vindizirt hier dieses Recht mit Gewalt. Kann Dies befremden, wo das Mutterland noch die Inquisition hegt? Der Wilde ist unbedachtsam und unbeständig wie das Kind. Ungewohnte Arbeit wird ihm schwer; er bereut den Schritt, der ihn bindet; er begehrt nach seiner angeborenen Freiheit. Ein unglücklicher Umstand ist, daß die Missionare die Völker verachten, an die sie gesandt sind. Keiner von ihnen scheint sich um deren Geschichte, Bräuche, Glauben, Sprachen bekümmert zu haben. ‚Es sind unvernünftige Wilde; mehr läßt sich von ihnen nicht sagen.' Das Presidio ist neu aus Luftsteinen erbaut und mit Ziegeln gedeckt; der Bau der Kapelle ist noch nicht angefangen; auch in den Missionen ist gebaut worden und die Kasernen der Indianer in San Franzisko sind von gleicher Bauart. Ein Artillerist hat Mühlen, die von Pferden getrieben werden, in den Missionen angelegt; sie sind jetzt meist außer Stand und können nicht wieder eingerichtet werden. In San Franzisko ist ein Stein, den ohne Mechanik ein Pferd über einen anderen dreht, die einzige im Gang befindliche Mühle. Für eiliges Bedürfniß zerreiben die Indianerweiber das Korn zwischen zwei Steinen. Eine Windmühle der russisch-amerikanischen Ansiedlung erregt Bewunderung und findet keine Nachahmung. Als vor etlichen Jahren Handwerker mit großen Unkosten hierher gezogen wurden, die verschiedenen Künste, deren man bedarf, zu lehren, benutzten die Indianer den Unterricht besser als die Gente racional (das vernünftige Volk). Das ist der Ausdruck, womit die Spanier sich bezeichnen."

So sah Chamisso Kalifornien. Die Alta California, die seit 1768 zu Spanien

Google

gehörte. Eine dünn bevölkerte Wildniß, in der man sich, unter kirchlicher Vormundschaft, an Bärenkämpfen ergötzte und für deren Civilisation der Indianer fast mehr that als der träge Weiße. Dieser Zustand sollte nicht lange mehr dauern. 1833: Säkularisation; die Missionare verlassen das Land, das in Barbarei und Anarchie zurückfällt. 1846: Kriegsschiffe aus den Vereinigten Staaten landen; Sieg der Amerikaner über die Spanier. 1848: Oberkalifornien wird gegen eine Entschädigung von fünfzehn Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten abgetreten. Im selben Jahr (San Franzisko hatte damals achthundert Einwohner) wurde das erste Gold gefunden. Ueber die Wandlung, die dann begann, hat Herr Jules Huret in seinem hübschen Buch De San Francisco au Canada allerlei Merkwürdiges erzählt. Ein Mormone fand das erste Gold. Als die Kunde sich verbreitete und durch den Augenschein bestätigt wurde, ließ Alles die Arbeit liegen und ging auf die Goldsuche. Die Soldaten desertirten und benutzten ihre Bayonnette als Gräberhacke. In der Zeit des höchsten Fiebers blieben nur die völlig Mittellosen den Minen fern. An Beschäftigung und Verdienst fehlte es ihnen nicht: Dienstboten bekamen in der Stadt Monatslöhne bis zu vierhundert, auf dem Land bis zu fünfhundert Mark. Kein Wunder, da jeder Rüstige, der sich ein Werkzeug anschaffen konnte, zu den Gräbern ging. Eine leere Flasche (zur Aufbewahrung von Goldstaub) kostete fünf, ein Filzhut siebenzig, eine gute Katze (ein Rattenheer peinigte die Stadt) hundert Dollars. 1848 hatte Kalifornien 13000, Ende 1849 fast 100000 Bewohner. Da die Zahl der Häuser natürlich nicht ausreichte, lebte man in Zelten. Drei Jahre danach hatte das Land 326000 Bewohner und exportirte für beinahe zweihundert Millionen Mark Gold. Der dritte Theil der Bevölkerung arbeitete in den Minen. Ein Maurer bekam vierzig, ein Schneidergesell mindestens zwanzig Mark Tageslohn. Abends wurde gespielt und gemordet; für die keuschen Herzen sorgten Weiber aus Mexiko, Chile und den Negerbezirken. Wer ein Hemd waschen ließ, hatte zwei Dollars zu zahlen. Setzer und Buchdrucker erhielten für eine Arbeitzeit, die ihnen in Paris einen halben Franc eingebracht hätte, das Zwanzigfache. Eine Französin bringt einer kleinen Verwandten eine Puppe mit, die dem Zollbeamten gefällt. Er will sie für sein Töchterchen kaufen. Nein. Er steigert sein Gebot und erwirbt die Puppe schließlich für 320 Dollars. Von 1850 bis 51 hatte der französische Konsul vier Millionen Francs für Privatrechnung in die Heimath zu schicken. Das war nur ein Theil der Ausbeute, die den Familien französischer Goldgräber zufloß. Sehr fühlbar war der Mangel an Frauen. Der Bürgermeister von San Franzisko bat die pariser Regirung, junge Bäuerinnen hinüberzuschicken. Die würden auf eine vortheilhafte Ehe nicht lange zu warten haben, da neben 200000 Männern nur 1500 Frauen im Goldland lebten. Noch 1904 hat Huret als Durchschnittsgehalt einer Schulvorsteherin 150, einer Lehrerin 70 Dollars (für den Monat, meine Damen) notirt. Das Paradies der Frauen. Auch die Männerarbeit steht aber hoch im Preis. Huret giebt Ziffern, die der Europäer staunend liest. Dienstboten fordern und bekommen 35 bis 50 Dollars Monatslohn; dazu ein anständiges Zimmer mit Teppich. Ein Maurer verdient noch immer 5, ein Straßenbahnführer 3 Dollars pro Tag. Der Monatssold eines Schutzmannes beträgt 100 Dollars. In der Aera der Krankenkassen, des Medizinerproletariates und der billigen Pfuscherei wird der vom Syndikat der Aerzte aufgestellte Tarif in Deutschland besonderen Neid erregen. Der erste Besuch eines Arztes kostet 10, jeder folgende 5 Dollars (am Tag; Nachtbesuche sind nicht unter 10 Dollars zu haben). Ein Attest kostet 20, ein Totenschein 50, die Heilung eines Knochenbruches 500 Dollars. Und so weiter. All diese Zahlen geben einen Begriff von dem Reichthum der Stadt. Tropisches Wachsthum, tropische Fülle. Der Verlust, den große Feuersbrünste brachten, war rasch ersetzt; war nicht erst

Digitized by Google

langer Rede werth. Diesmal siehts schlimmer aus. Der durch das Erdbeben entstandene Schaden soll ungefähr zwei Milliarden betragen. Solchen Stoß spürt selbst der Stärkste. Auch die Vereinigten Staaten werden ihn lange spüren. Daß der Präsident das vom Ausland angebotene Almosen ablehnte, war trotzdem verständig. Le geste était beau; und die paar Milliönchen, die im besten Fall übers Meer geschickt worden wären, kann Amerika entbehren. Wenn Rothschilds Palast abbrennt, braucht kein Durand den armen Mann zu warmem Abendbrot zu laden. Die Ablehnung sollte aber Deutsche nicht hindern, für ihre geschädigten Landsleute zu sorgen. In San Franzisko ist für eine Weile der alte Urstand der Natur wieder Ereigniß geworden. Steinreichen Leuten hat eine Stunde Alles geraubt; nun heißts, von der Hände Arbeit leben. Die Löhne werden noch höher steigen. Die erste Goldgräberzeit scheint zurückgekehrt; man lebt wieder in Zelten und muß für ein frisches Ei einen Dollar bezahlen. Nur das Gold fehlt. Und aus qualmenden Trümmerhaufen glitzern noch die Reste des üppigsten Kulturluxus hervor. Die Menschen sind muthig geblieben. Männer und Weiber unverzagt. Damen, die sonst keinen Finger rührten, stehen jetzt auf der Straße und kochen dem Mann und den Kindern ein Bischen Suppe. Auf dem Kopf den geretteten Federhut und in der Brust ein tapferes Herz.

* * *

Hermann von Budde, der seit dem Juni 1902 in Preußen Minister der öffentlichen Arbeiten war, ist gestorben. Er war längst ein aufgegebener Mann. Mastdarmkrebs. Keine Minute ohne Schmerz. Du hast Dich, lieber Leser, gewiß über die Lobsprüche gefreut, die ihm ins Grab nachgerufen wurden. Hast wohl empfunden, daß sie ehrlicher gemeint waren als mancher andere. Tote Minister werden bei uns ja immer gelobt; meist auch lebende, wenn sie aus dem Dienst scheiden. Wer sich erinnert, welche Lorbeerfülle Herrn von Thielen, dem grauen Bureaukraten, beim Abschied gespendet ward, schätzt solche „Ehrung" nicht mehr allzu hoch. Diesmal klang die Leichenklage aufrichtiger. Der Mann hatte sich Achtung erzwungen. Wenn er sprach, wars eine Lust, ihm zu lauschen. Er hatte Muth und Humor; haschte nicht nach der Gunst und scheute sich nicht, auszusprechen, was ist. Er redete niemals über Dinge, die er nicht kannte. Und man merkte stets, daß er mehr war als ein Redner. Die deutsche Tarifreform, deren dringende Nothwendigkeit von den Parlamenten und der lieben Oeffentlichen Meinung leider noch nicht begriffen ist, hat der kranke Mann nicht durchzuführen vermocht. Doch gute Arbeit gethan. Seht Ihr nun, Excellenzen, daß auch ein preußischer Staatsminister gelobt, vom Radikalsten sogar gerühmt werden kann? Gehet hin und thut Desgleichen. Daß Budde Minister wurde, war freilich ein Zufall. Ihm war das Amt nicht, wie Herrn von Stubenrauch, dem Erbauer des Teltowkanals, Jahre lang zugedacht. Bis in den August 1899 wußten selbst die ihm Vorgesetzten nicht, daß er mehr könne als irgend ein anderer Oberst. Wenn der Generalstabsdezernent, der im Landtag die militärische Bedeutung der Kanalvorlage nachweisen sollte, nicht plötzlich erkrankt wäre, hätte Budde vielleicht nie die Gelegenheit bekommen, sein Können zu zeigen. Er sprach: und wurde sofort als Persönlichkeit erkannt. Zuerst von den hellen Köpfen der Großindustrie; Herr Loewe rief ihn an die Spitze der Deutschen Waffenfabrik. Dann, als der gehätschelte Thielen unmöglich geworden war, von den Regirenden. Er wurde Minister, weil man einen guten Konalredner brauchte. Zufall. Wer weiß, wie viele Buddes ungenützt altern? Die Monarchie ist ernstlich bedroht, wenn nur dumme und ungeschickte Leute ihre Geschäfte besorgen; sie muß die besten, zum Regiren geeignetsten Helfer suchen. Thut sies immer und überall? An Buddes Grab müßte man einmal der Frage nachsinnen, ob es nicht möglich wäre, im preußischen Reich deutscher Nation dem Volk und den Fürsten eine verständige Ministerauslese zu sichern.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Berlin, den 12. Mai 1906.

Praestigia.

Zu meiner Freude sehe ich, daß Euer Durchlaucht völlig genesen ist. Die Berichte über Spazirgänge und Reisepläne hätten mich nicht überzeugt; aber die Offiziösen sind wieder munter und schwatzen allerliebstes Zeug. Wochen lang wars nicht zu lesen. Daß Sie sich sogar in Norderney und Baden-Baden bis in die Nacht hinein pro patria plagen, überhaupt viel zu fanatisch fleißig seien und das Martyrium schon längst nicht mehr tragen könnten, wenn Seine Majestät Ihnen nicht so huldvoll bei der Erledigung der Geschäfte hülfe. Den Leuten fehlt eben das Augenmaß; sie wissen nicht, was man dem Publikum allenfalls noch zumuthen darf, und sind ohne Aufsicht drum eigentlich gar nicht zu brauchen. Das Martyrologium konnte nicht wirken; und selbst liberale Einfalt fand den Auferstehungjammer lächerlich. Jetzt gehts ja wieder. Gott sei Dank! Der Mann, der für Sie die Süddeutsche Reichskorrespondenz bedient, macht seine Sache immer am Besten. Hat Takt und kann schreiben; un cordon bleu, den Sie um jeden Preis festhalten müssen. Das erste Maidessin lobt aber auch den Meister und beweist, daß Sie wieder auf den Beinen sind. Famoser Einfall, dreist und gottesfürchtig zu behaupten, „in parlamentarischen und sonstigen politischen Kreisen" (der schlechte Stil war hier wohl von dem Wunsch nach Unklarheit empfohlen?) werde auf Ihren Rücktritt gehofft und erzählt, lange würden Sie nach dem Kollaps nicht mehr im Amt bleiben. Sehr nett namentlich der Ton ironischer Ueberlegenheit, der harmlose Gemüther den verborgenen Sinn und Zweck der Glissirung nicht ahnen läßt. Natürlich hat in der „Umgebung des Reichskanzlers" keine Seele den Unfall je ernst genommen noch

Digitized by Google

an rascher Rekonvaleszenz gezweifelt; natürlich. Daß in diesem Gerede kein wahres Wort ist, weiß Euer Durchlaucht genauer als ich. Gerade die werthe „Umgebung" hat noch in der dritten Aprilwoche gesagt: Der wird nicht wieder. So sprachen auch die Reichsdiätarien, die dicht vorm Auge gesehen hatten, wie Sie vom Stuhl sanken. Erste Diagnose: leichter Schlaganfall. Zweite: Embolie. Dritte: nichts unmittelbar Bedrohliches, aber Warnung in zwölfter Stunde; wer solchen Attaquen ausgesetzt ist, muß sich von der Verantwortlichkeit für die Reichsgeschäfte entbürden. Doch keine Spur von Sehnsucht nach Ihrem Rücktritt. Den wünscht nur das Ihnen wohlbekannte Fähnlein der Aufrechten, mit deren Hilfe Sie einst bergan kletterten und deren Enttäuschung nun dem high-reaching Buckingham Rache sinnt. Den „parlamentarischen und sonstigen politischen Kreisen" blieb so frevler Wunsch fern. Die sind froh, wenn kein Neuer kommt, der vielleicht weniger bequem wäre. Daß versucht wurde, den möglichen Nachfolger früh zu erspähen, kann Sie nicht überraschen; man möchte doch dans le mouvement sein und Benzin aufgießen, ehe die Wettfahrt beginnt. Die Schreiber hatten schnell ihren Mann: Radowitz. Die vom Bau schüttelten ungläubig das Haupt. Der (bitte: recht freundlich!) „entschieden" Liberale grub eine Hoffnung aus: Marschall. Ist persönlich zwar nicht allzu beliebt, hat aber noch immer ein Steinchen im Brett. Daneben, versteht sich, ungefähr Alles, was noch im Licht wandelt. Bronsart und Bethmann, die Beide gewiß nicht dran denken, auch keinen Diplomatenkursus durchschmarutzt haben; der Kastanienwaldmann, der manchmal Ihre Doublette schien; und der unvermeidliche Phili, der erstens, nach eigenem Geständniß, lieber kingmaker als king ist und zweitens mit seinen Arterien keinen Staat mehr machen kann. Seit in Oesterreich ein Hohenlohe Ministerpräsident ist, scheinen die Chancen des Langenburgers gewachsen. Vettern an der Spitze der Kaiserreiche: nur ein Erzschelm könnte dann noch an der Innigkeit des Bündnisses zweifeln. Aber Ernstchen muß erst auf die Hohe Schule; und hätte, mit der englischen Herzogstochter als Frau, jetzt keinen leichten Stand. Die meisten Stimmen hatte Hermann Hatzfeldt, der von Kopps Ungnade getroffene Trachenberger; vielleicht, weil er als Kandidat des Kaisers galt, vielleicht, weil auch der Malteserbailli öffentlich gern als moderner Mensch paradirt. Für Vollständigkeit der Liste kann ich nicht bürgen. Doch versichern, daß Sie Favorit blieben und jeden Tag zu hören, zu lesen war: Einen Besseren findst Du nit. Würdige Männer schämten sich nicht, laut zu künden, im Deutschen Reich gebe es anno 1906 außer Euer Durchlaucht keinen möglichen Kanzler. Und diese Getreuen werden nun als arglistige Ränkespinner hingestellt und mit kars-

Digitized by Google

ruhiger Ironie bewirthet. Thut nichts; der Pfeil fliegt ja höher hinauf und wird sein Ziel nicht verfehlen. Hauptsache: „frischer und kräftiger als vor dem Unfall und schon mit Mancherlei beschäftigt, aber nicht mit Rücktrittsgedanken." Als Selbstanzeige nicht übel. Mit Mancherlei? In den fünf Wochen ist ja nicht wenig geschehen. Sie haben von Ihren Geheimräthen sicher Alles brühwarm erhalten, werden, bevor Sie wieder die Martyrqual auf sich nehmen, wohl aber nicht schelten, wenn ein Ergebener das Wichtigste rekapitulirt.

Witte ist gegangen. Er konnte nichts Klügeres thun, seinem Herrn nichts Besseres rathen. Die neue Firma Goremykin haftet nicht für alte Schuld, braucht sich auf Erörterungen wittischen Handelns nicht einzulassen und kann vorsichtig warten, bis die radikalsten Kindsköpfe in der Reichsduma abgewirthschaftet haben. Sie haben in diesem Ministerwechsel gewiß ein Meisterstück schlauer Orientalenpolitik bewundert und über die Tröpfe gelächelt, die wieder mal für nächste Woche den Untergang des Zarenreiches ansagten. Die Anleihe war ein Riesenerfolg. Die Leiter des berliner Russenkonsortiums werden Ihnen erklären, daß es ein politischer Fehler war, dem internationalen Concern schmollend fern zu bleiben (statt mit gelassener Miene dreihundert, fünfhundert Millionen gegen fest garantirte Industrielieferungen zu übernehmen), und ein ökonomischer, den Franzosen günstigere Bedingungen zu verschaffen. Kollege Goluchowski hat die wiener Banken sanft genöthigt, mitzumachen; weil Habsburg die Intimität mit Holstein-Gottorp zeigen und den durch die Mensurdepesche genährten Verdacht entkräften wollte, die preußische Losung sei ihm Gebot. Zum ersten Mal hat auch England wieder den Russen Geld geliehen. Die franko-britisch-russische entente ist um eine hübsche Strecke näher gekommen. Großbritanien benutzt die Gelegenheit, um in Persien und mehr noch in Egypten die Türkei zu ärgern. Ob die Whigs beweisen wollen, daß sie seit Gladstones Zeit doch Etwas gelernt haben, und ernstlich dran denken, Egypten zur englischen Provinz zu machen? Darüber könnte Lord Grey mit Bourgeois verhandelt haben. (Fragen Sie nicht Radolin! Den interessirt höchstens der Stammbaum der anglonormännischen Familie.) Hauptzweck ist zunächst aber wohl, dem mißtrauischen Abd ul Hamid ad oculos zu demonstriren, daß er in Nothlagen auf Deutschland nicht rechnen kann. Diese Absicht war sofort erkennbar und deshalb mußten wir uns ruhig halten und durften nicht loskreischen: Wir werden Englands Kreise nicht stören! Welcher Kadett war denn wieder für dieses falsche Manöver verantwortlich? Wenn Sie im Bett liegen, muß doch Jemand da sein, der die allerärgsten Mißgriffe hindert. Nach Abd ul Aziz nun Abd ul Hamid. Und der Islam sollte unsere große

Digitized by Google

Hoffnung sein. Schöne Worte haben die Mohammedaner gehört, in Konstantinopel und Tanger, aber nachgerade auch gemerkt, was drauf zu geben ist. Sobald sie einsehen, daß sie ohne England nichts erreichen, hat die Freundschaft mit den deutschen Giauren ein bitteres Ende; und die Geschenke, die unser Kaiser, in solcher Fülle nur er, vom Sultan empfangen hat, sind dann ein dürftiger Trost. Onkel Eduard versteht sein Geschäft. Hat uns in aller Stille die Gefährten weggewinkt. Einen nur, Albertus von Monaco, ließ er uns. Trotzdem er auf seiner Kreuzfahrt durchs Mittelmeer Zeit genug hatte, auch an der Azurküste zu landen. Doch warum auf Zéro setzen? Der Frühling ist herrlich, auf dem schon zur Ausreise gerüsteten Dampfer der Ballinie ward die Kaiserstandarte nicht gehißt und der Neffe muß deutsche Fürsten besuchen.

Ein großes, kräftiges, auf allen Lebensgebieten schöpferisches Volk: und so völlig vereinsamt. „Deutschland in der Welt vornan". Das glorioſe Wort hören Sie wohl nicht mehr gern. Und wir sind vor schlimmerer Ueberraschung nicht sicher. Trotz allen friedlichen Gelübden sieht nicht nur der böse Nachbar in dem Deutschen Reich eine wachsende Gefahr. Soll England warten, bis sein Gewerbe von den besten Marktplätzen verdrängt ist? Günstiger kann die Gelegenheit kaum noch werden. Wer verbürgt uns, daß sie ungenützt bleibt? Ein naher Tag kann uns zur schwersten Waffenprobe zwingen. Auch öffentlich schlechte Behandlung darf eine Großmacht auf die Dauer nicht hinnehmen, ohne in ihrem Kredit zu leiden; und unter uns müssen wir eingestehen, daß die Behandlung schon recht viel zu wünschen übrig läßt. Feinde ringsum. So weit haben wirs gebracht. Verdienen die Leute, die Sie dennoch für den besten aller möglichen Kanzler halten, für solchen arglosen Glauben nicht die Bürgerkrone?

„Die gegenwärtigen Minister Eurer Majestät haben alle Erwartungen getäuscht, das Vertrauen der Völker und der Regirungen verscherzt. Preußen steht fast allein in Deutschland, ja, in Europa. Das Haus der Abgeordneten lehnt seine Mitwirkung zu der gegenwärtigen Politik der Regirung ab. Jede weitere Verhandlung befestigt uns nur in der Ueberzeugung, daß zwischen den Rathgebern der Krone und dem Land eine Kluft besteht, die nicht anders als durch einen Wechsel der Personen und mehr noch durch einen Wechsel des Systems ausgefüllt werden wird." So sprach einst, im Mai 1863, die Mehrheit (239 gegen 61 Stimmen) über eine Regirung, deren sichtbarste Köpfe Bismarck und Roon waren. Diese Zeit ist fürs Erste vorbei. Von dem Reichstag, in dem nur die Sozialdemokraten Ihnen opponiren, brauchen Sie nichts zu fürchten. Auch von der Presse noch nichts dem Amtsleben Gefährliches. Beide haben sogar Ihre Rede vom fünften April gerühmt, die Sie doch sicher selbst kümmerlich fanden. „Wir wollten bekunden, daß sich das Deutsche Reich nicht als

quantité négligeable behandeln läßt." Immer die alte Leier. Den damals noch höllisch ängstlichen Franzosen war nicht eingefallen, den starken Nachbar als quantité négligeable zu behandeln; auch Herrn Delcassé nicht, der Ihren Radolin früh ins Vertrauen zog, sich später zur Beseitigung jeder etwa noch vorhandenen Konfliktsmöglichkeit bereit erklärte und von dem ohne Geräusch mehr zu haben war, als Sie in Algesiras je erlangen konnten, mehr als die unbefristete Handelsfreiheit, der mäßige Antheil an der Staatsbank und die franko-spanische Hafenpolizei mit dem Konzession-Schweizer, der nichts zu sagen hat. Als quantité négligeable ist das Deutsche Reich von den Italienern behandelt worden, für deren Treue Sie sich persönlich verbürgt hatten. Die haben uns ihr Abkommen mit Frankreich verheimlicht, die von Wilhelm gewünschte, von Loubets Eitelkeit leicht zu erwirkende Aussprache der Staatshäupter gehindert und den Botschafter des auf der mailänder Ausstellung offiziell vertretenen Reiches jetzt nicht einmal zur Eröffnung geladen. Diese lästigen Dinge sind nicht mehr zu unterdrücken. Millionen sind im Urtheil einig; sprechen es nur noch nicht laut auf der Straße aus. Nach dem Tag von Kronstadt hatte Caprivi im Volksvertrauen nicht eine so schmale Basis wie die, auf der Sie heute stehen. Hat man Ihnen alle Zeitungen vorgelegt? Dann kann die Wandlung der Tonart Ihnen nicht entgangen sein. Schon sickert die Wahrheit durch. Das Tageblatt beschwört den Schatten Bismarcks und fleht die Regirung an, hinfüro weniger unstet und schwächlich zu handeln. In der Rheinisch-Westfälischen Zeitung wird den verantwortlichen Beamten Mangel an Muth und Fähigkeit vorgeworfen und gestöhnt: „Wir genießen die bitteren Früchte einer Regirung voll großer Phrasen und schwächlicher Thaten". Im Hannoverschen Courier heißt es: „Unsere Diplomatie, mit ihr aber leider unser Land, erntet die Folgen einer Haltung, der Stetigkeit und Festigkeit dauernd abzugehen scheinen und die vergebens die ihr mangelnde Würde durch tönende Phrasen zu ersetzen sucht". In den Hamburger Nachrichten: „Seit anderthalb Jahrzehnten herrscht der Kultus des äußeren Scheines; wir leben nicht im Zeichen des Verkehrs, sondern in dem der schönrednerischen Phrasen". Das sind fromme nationalliberale Blätter. Und Sie wissen, wie schnell böses Beispiel gute Sitten verdirbt. Ueber ein Kleines werden Sie von allen nicht ganz Zuverlässigen diesen Ton hören. Die anständigen Leute im Land fordern ihn und sperren den Jubelhymnen das Ohr.

Da Sie „frischer und kräftiger als vor dem Unfall" sind, darf man ja offen reden. Der Reichstag parirt noch. Nur dürfen Sie nicht etwa glauben, das dort so reichlich gespendete Lob sei Ausdruck einer Ueberzeugung. Träge Herren wollen, so lange es irgend geht, mit den ihnen gewaltig Scheinenden gut stehen; kurzsichtige Patrioten das internationale Ansehen der Regirung nicht

Digitized by Google

schmälern. Auch schätzt der schlechte den besseren Rhetor und bedenkt nicht, daß schon Macaulay gesagt hat: „Die stärkste Rednergabe braucht durchaus nicht mit Kraft des Willens und Scharfsinn, sicherem Blick für die Menschen und die Zeichen der Zeit, politischer und ökonomischer Bildung, diplomatischem oder militärischem Talent verbunden zu sein; gerade die Anlagen, denen die Reden eines Weltmannes den persönlichen Reiz danken, sind manchmal unvereinbar mit den Eigenschaften, die den Staatsmann befähigen, eine drängende Noth mit raschem und festem Griff abzuwehren.“ Und kann ein deutsches Parlament sich eine bequemere Lage wünschen als die von Ihnen bereitete? Jeder große Entschluß bleibt ihm erspart. Diäten wollt Ihr? Sollt sie haben. Die Kontrolvorschläge passen Euch nicht? Werden geändert. Ein Sekundaner könnte ausrechnen, daß die Flottenvermehrung nutzlos bleiben muß, wenn das Tempo nicht beschleunigt wird. Aber der Reichstag will nicht mehr Geld bewilligen; und „nur keine inneren Konflikte!“ Halten Sie den alten, braven, müden Freiherrn von Stengel wirklich für den Mann, der die Reichsfinanzen saniren kann? Undenkbar. Fühlen Sie nicht, wie diese traurige Läpperei den Kredit des Reiches schädigt? Gewiß. Die Anleihe wird wie saures Bier ausgeboten; mit einem Kinderspaten wird nach Einnahmequellen gegraben und jetzt, um würdig zu vollenden, gar, wie in Bankerotenstaaten, die Eisenbahnfahrkarte besteuert. Das Alles fleckt kaum die Brandsohle. Wir brauchen in unserer Vereinsamung viel mehr Geld. Wenn aber die großen, allein ergiebigen Objekte angebohrt würden, käme ein Zetermordio aus den auf hohen Stimmzettelhaufen thronenden Parteien. Also betteln wir uns lieber durch und hoffen, daß es morgen Bratwürste regnen wird. Weil der Reichstag getäuscht sein wollte, mußten wir den südwestafrikanischen Krieg erleben. Weil der Reichstag sonst ärgerlich würde, werden die Truppen sacht schon wieder aus Südwest zurückgezogen, trotzdem kein Lindequist garantiren kann, daß dem unzureichend geschützten Land nicht ein Aufstand der Owambos droht, der gefährlicher wäre als die Guerilla der Hereros und Hottentoten. Und drei Jahre lang zärtlich gehätschelte Reichstag sollte solcher Durchlaucht nicht von Herzen dankbar sein?

Das Land ists nicht. Obwohl alle Becken gerührt wurden, war während der Konferenzwehen von ruhigen Bürgern das schlimme Wort „Olmütz“ zu hören. Das Land ist wach und wird nicht so bald wieder in den Schlummer zurücksinken. Das dürfen wir hoffen. „Wir lassen uns die Lügen, offizielle, offiziöse und freiwillig geleistete, nicht länger mehr gefallen. Wir wissen, daß niemals, nicht unter Phokas noch unter Louis Napoleon, so dreist, so unaufhörlich gelogen, so systematisch jedes für die Nation wichtige Ereigniß entstellt worden ist wie heute bei uns; und haben satt. Jahre lang ließen wir uns ein-

Digitized by Google

lullen und wähnten, nur Grillenfänger und Klugschwätzer sähen den deutschen Himmel umdüstert. Aus diesem Wahn sind wir erwacht; und der Lärm, der uns aufrüttelte, hat uns erkennen gelehrt, wie viel schon verthan, unrettbar verloren ist. Nie war unsere Heimath in so gefährdeter Lage; auch der kleine Preußenstaat nicht, seit er gegen Bonaparte in Ost und West Bundesgenossen fand. Aufs Haar ist Alles so gekommen, wie Bismarck hundertmal vorausgesagt hat, den die Lügnerzunft drum wie einen enttäuschten Stellenjäger behandelte. Mit unserem Willen soll nicht noch mehr verloren werden. Euer Geschrei von der großen Zeit, von den herrlichen Errungenschaften und Persönlichkeiten, den Reden und Staatsmännerthaten, denen die Welt andächtig lauscht, Eure Reklamekniffe und Komoediantenmätzchen sind uns zum Ekel geworden. Auch Eure niederträchtigen Versuche, durch Sensation, die Ihr aus aller Herren Ländern zusammenschleppt, das Volksgewissen zu täuben, die Blicke der Nation von den Dingen abzulenken, die allein für sie wesentlich sind. Laßt die Russen ihren Nikolai verdauen, die Magyaren an ihrem Borstenspeck und Pußtadreck ersticken oder noch fetter werden. Noth zwingt uns einstweilen zu so ernster, so unaufschiebbarer Arbeit, daß wir nicht Zeit haben, anderen Völkern in die Töpfe zu gucken. Pfeift uns auch nicht mehr das Lied von dem Frommen, der nicht still in Frieden leben kann, weil es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Wir werben nicht um, rechnen nicht auf Liebe, sind selbst bereit, die Dummheit, das Irrlichteliren des Nachbars zu unserem Vortheil zu nützen, und bezahlen die Wächterschaar nicht, damit sie sich müßig übertölpeln läßt, sondern, damit sie uns früh vor Fährniß warnt. Vermag sie Das nicht, dann müssen wir dafür sorgen, daß sie, ob heute auch die Gnadensonne sie noch so hell bescheint, morgen weggejagt wird. Da Czechen vom Hause Habsburg den Sturz jeder Regirung ertrotzen, russische Juden, Studenten und Sektirer den Kaiser-Papst zur Wahl des ihm lästigsten Ministers zwingen konnten, wird das tüchtigste Volk Mitteleuropas wohl im Stande sein, sich fähige Geschäftsführer zu verschaffen. Leicht; und ohne eine Sekunde nur die wirklichen Rechte des ersten deutschen Fürsten anzutasten. Daß es bisher nicht gelang, ist Eure Schuld, Eurer pfiffigen Schelmenkunst oder Eures fahrlässigen Leichtsinns. Jetzt seid Ihr gewarnt; und steht, wenn Ihr das Trügerhandwerk weitertreibt, als Landesverräther am Pranger". So endlich zu sprechen, wurden vor sechs Monaten die ernsthaften Leute in der „Zukunft" ermahnt. Sagen die Nationalliberalen, die ich vorhin citirte, nicht fast das Selbe, mit anderen Worten nur? Die deutsche Welt sieht heute nicht mehr aus wie im holden Mai 1905. Damals hatte der Bürger noch Ihre stolze Rede im Ohr: „Wir stehen mit zwei großen Mächten in einem sicheren Bundesverhältniß, zu fünf anderen Mächten in

Digitized by Google

freundschaftlichen Beziehungen. Auch mit Frankreich werden wir, so weit es von mir abhängt, nach wie vor dem Vertrag (der entente cordiale mit England) in Ruhe und Frieden leben. Vor einer Isolirung brauchen wir uns nicht zu fürchten. Deutschland ist zu stark, um nicht bündnißfähig zu sein. Für uns sind mancherlei Kombinationen möglich; und wenn wir unser Schwert scharf erhalten, brauchen wir das Alleinsein nicht zu fürchten". Brauchens noch immer nicht und wollens nie lernen. Fragen aber, wo die beiden fest Verbündeten, die fünf Freunde und die mancherlei Kombinationen seitdem geblieben sind. Und haben einstweilen keine Lust, ähnlicher Rede zu lauschen. „Wie es um uns in der Welt steht, haben die Herren gesehen", sprach nach Tisch der Kaiser.

... Am achten Maiabend kam aus Karlsruhe die Botschaft: Der Kanzler ist frischer und kräftiger als vor dem Anfall; hat also, durfte man ergänzen, die Geschäfte wieder in starker Hand. Und am selben Abend lasen wir: „Kaiser Wilhelm besucht im Juni den Kaiser Franz Joseph. Der Chef des Großen Generalstabes wird ihn begleiten. Nach den unruhigen Tagen der Marokko-Konferenz soll ein neuer, weithin sichtbarer Beweis von dem unverrückbaren Bestande des deutsch-österreichischen Bündnisses gegeben werden. Der Empfang unseres Kaisers wird sich überaus glanzvoll gestalten. Zwei Prunkmahle und eine große Truppenrevue sind geplant. Die Anregung zu der Zusammenkunft ist vom Kaiser Wilhelm ausgegangen." Das schien zunächst das Wichtigste. Der jüngere Herrscher hatte sich (vielleicht von Donaueschingen aus via Fürstenberg-Schönborn-Buchheim-Hohenlohe) angesagt, war nicht von dem älteren eingeladen worden; und die am wiener Ballplatz Regirenden legten Werth auf die rasche Feststellung dieser Thatsache. Unbehaglich. Nicht jeder Besuch, den ein artiges Lächeln der Wirthe willkommen heißt, wird von frohen Herzen begrüßt. Wozu die Affichirung eines seit Jahrzehnten unterschriebenen Bündnisses, an dessen Bestand Niemand zweifelt? Dieses Bündniß ist jetzt, da an einen russischen Angriffskrieg nicht zu denken ist, den Oesterreichern gar nicht unbequem: nur für uns leider unfruchtbar. Ist Euer Durchlaucht sicher, wie der schwarzgelbe Hase laufen würde, wenn im Westen ein Brand ausbräche? Sehr günstig wirkt übrigens der Versuch nicht, uns im Glanz österreichischer Freundschaft zu sonnen. „Ist mir nichts, ist mir gar nichts geblieben als die Ehr' und dies greisende Haupt." Wer weiß, ob die freundliche Absicht drüben mit Wohlbehagen vermerkt wird? Generalstabschef, Galatafeln: da sind Reden zu erwarten; und die Leute fürchten nachgerade überall, von uns politisch festgenagelt und öffentlich genöthigt zu werden, d'épouser les haines d'autrui. Auch auf den „glanzvollen Empfang" hätten wir gern verzichtet. Eduard fährt als Reisender für die britische Weltfirma durch Europa und macht ohne Aufsehen gute Geschäfte. Glaubt

Digitized by Google

man, dem Deutschen Kaiser Augenweide und Festgepräng bieten zu müssen? Am Ende kommt, wie in Narwa, Windsor, Rom, Budapest, wieder nichts Nützliches heraus. Ein Glück noch, wenn Alles ohne sichtbares Ungemach abläuft.

So dachten wir; und fröstelten im heißen Mai. Zwölf Stunden danach hatten wir schon die erste Lenzbescherung. Hochoffiziöses aus Wien: „Kaiser Wilhelm wird, wie wir vernehmen, die Hofburg nicht betreten, sondern nur im schönbrunner Schloß, im Hause seines Botschafters und im Palais des Grafen Wilczek verweilen. Parade, Prunkmahl, Trinksprüche sind nicht in Aussicht genommen. Es wäre auch verfehlt, dem Besuch irgendwelche politische Bedeutung beizulegen; und die Tendenz, ihm eine gegen Italien oder England gerichtete Spitze zu geben, würde hier sehr unangenehm berühren". Eine liebliche Ouverture. Kollege Goluchowski scheut das Feuer. Ein Privatmann würde nach solcher Aufnahme der Besuchsankündung vielleicht schroff absagen. Das kann der Vertreter einer Großmacht nicht. Aber muß es unter dem wechselnden Mond denn immer so bleiben? Die selbe Geschichte haben wir, in Einbänden von verschiedener Farbe, nun doch oft genug gelesen. Die wiener Herren finden, sie hätten mit Ungarn, Czechen, Alldeutschen, Polen, mit zwei Wahlreformen jetzt gerade genug zu thun. Keine Neigung, noch einmal zu hören, Oesterreich habe in Algesiras „brillant sekundirt"; und sich für Nothfälle (von denen man lieber nicht vorher redet) die Gegenleistung versprechen zu lassen. Deshalb wird flink die Schranke gezogen. „Aufrichtig erfreut. Aber wir bleiben familiär, auch wenn Moltke und Tschirschky mitkommen. In Schönbrunn blühen im Juni die schönsten Rosen und Wilczek zeigt uns sein restaurirtes Schloß. Nur kein politisch Lied! Intimität ist auf dieser argen Erde höchster Lebensgenuß." Hoffentlich sind die berliner Offiziösen sofort richtig instruirt worden. Noch ein paar taktlos überschwängliche Artikel: und der Verbündete wird deutlicher und erklärt, der casus foederis (den er jetzt vom nahen Osten her nicht zu fürchten braucht) werde ihn in Bereitschaft finden; eben so wichtig wie das Bündniß sei ihm aber das ungetrübte Verhältniß zu den Westmächten. Dann hätte der liebe Onkel wieder einen guten Tag. Und in den letzten Jahren haben wir selten zu werben aufgehört, bevor der eingehandelte Rosenkorb von Europa beschnüffelt war.

Plan und Arrangement des Besuches, der nach der Mensurdepesche ja dreimal vorbedacht sein wollte, stammt natürlich von Ihnen. Einen Besseren findst Du nit. Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften bestätigt, schon in der Terminologie der Kieler Woche, daß „Höchstsie auch bei hoher See und widrigem Wind das Staatsschiff in unbeirrter Fahrt halten, mit der Ruhe und Sicherheit, der wir in der ernsten Zeit der letzten Jahre vertrauen lernten."

Digitized by Google

Dialog vom Marsyas.

Mehrfach hat man neuerdings versucht, die altklassische Form des zum Gespräch umgestalteten Kunstessays wieder zu erneuern. Mit vollem Recht und nicht ohne Glück. Fritz Mauthners Totengespräche, in denen Phantasie und Gelehrsamkeit witzig mit einander ringen, Arbeiten von Herzl, Hofmannsthal, Oestéren und Anderen haben gezeigt, wie vielseitig verwendbar diese Form ist und welche lässige und anmuthende Bewegungfreiheit sie dem Essayisten gestattet. Nun hat auch Hermann Bahr, wohl vornehmlich durch Wilde angeregt, die Spuren Platos betreten und damit eine seiner Begabung besonders zusagende Ausdrucksform gefunden. Bahr ist ja auch im Leben ein hervorragender Gesprächskünstler, einschmeichelnd, beredt, leichtbeweglich und blitzartig gepackt und fortgerissen. Dabei doch nicht ohne eine listige Kühle, die ihm gestattet, den Gang der Unterhaltung unmerkbar nach seinen Absichten zu lenken, oft mit feinem Hintersinn und mit einer leise lächelnden graziösen Ironie. In seinem „Dialog vom Tragischen", und neuerdings in dem „Dialog vom Marsyas"*) hat er wahre Muster dieser Kunstgattung geschaffen. Mit gefälliger Leichtigkeit gleitet das Gespräch dahin und wächst von zufälligen Ausgangspunkten, allmählich sich steigernd, zu immer höheren und wuchtigeren Fragen auf. Schließlich sind wir (wir wissen kaum, wie) in die Erörterung von Grundproblemen der psychologischen Aesthetik verstrickt; und indem wir dem Hinundherwogen der Meinungen gespannt lauschen, meldet sich mehr und mehr auch unsere eigene Meinung zum Wort und wir fühlen uns lebhaft angeregt, sie zu formuliren. Dem stilistischen Kunstwerth des „Dialoges" thut es keinen Abbruch, wenn wir inhaltlich vielfach zu völlig abweichenden Ergebnissen gelangen.

Das Gespräch, in dem der „Meister" gegenüber einem Sammler, einem Künstler, einem Arzt und einem Grammatiker das große Wort führt, gleitet von der Betrachtung einer raffaelischen Handzeichnung „Apoll und Marsyas" zu einem antiken Relief gleichen Inhalts, dem Praxiteles zugeschriebenen „Relief von Mantinea" über, zieht verwandte altgriechische Kunstschöpfungen mit in den Kreis und gelangt so allmählich zur Erörterung gewichtiger antiker Kunstprobleme. Die Kreise des Dionysischen und des Apollinischen schließen sich gegen einander ab, Marsyas wird als Repräsentant der Künstler gefaßt, die durch ihr überhitztes Bemühen das fremde Schöne auf Kosten der eigenen Schönheit schaffen, und wir erfahren recht bemerkenswerthe Dinge über die

*) Mit einer Photogravure und fünfzehn Vollbildern in Tonätzung. Als vierter Band der von Cornelius Gurlitt herausgegebenen Sammlung „Die Kultur", bei Bard, Marquardt & Co. in Berlin erschienen. Zu beanstanden wäre der Titel „Dialog", da es sich nicht um ein Zwiegespräch, sondern um eine Unterhaltung unter fünf bis sechs Personen handelt.

Digitized by Google

geringe gesellschaftliche Bewerthung, der die handwerklich arbeitenden Künstler im antiken Leben unterworfen waren. Dann wird die That des Perikles besprochen, der aus politischen Gründen und, um den selbstzerstörerischen Instinkten des atheniſchen Demos entgegenzutreten, die aus der Ueberfülle des Taentes drohende Gefahr dadurch zu beschwichtigen versucht habe, daß er die εὐφροσύνη, die harmonische Zügelung aller Affekte zu Gunsten einer gedämpft auftretenden weltmännischen Gesittung, gleichsam als Ideal attischer Civilisation proklamirt (besser noch: lancirt) habe. Zum Schluß folgt dann die Anwendung auf die künstlerische Kultur überhaupt, insbesondere die unserer Zeit; zwischen dem „Künstler aus Affekt" (Typus Kleist) und dem „Künstler aus Charakter" (Typus Goethe) wird unterschieden; der erste, als dem Gefolge des Marsyas zugehörig, wird verworfen, der andere, als der wahre und vorbildliche, empfohlen.

Um den Kern der Erörterung zu finden, wollen wir zunächst bei der atheniſchen Auffassung vom sozialen Werth des Künstlers verweilen. Es klingt ja anfangs verblüffend, wenn wir (was Bahr dem Praxitelesbüchlein von Ubell entnommen hat) hören, das für die Kunst begeisterte Volk von Athen habe die Persönlichkeiten der Künstler so wenig geachtet. Mindestens der Künstler, die, wie die Bildhauer, mit einer den Körper und die Kleidung entstellenden und beschmutzenden Thätigkeit befaßt waren. So bewunderte man eine Athena des Phidias und betete vor ihr; Phidias selbst aber hielt man wegen seiner niedrigen Hantirung nicht für gentlemanlike. Nicht wahr, recht banausisch und bornirt? Geduld: die Sache hat doch auch ihre andere Seite; und vielleicht ist die atheniſche Auffassung von unserer nicht so unermeßlich weit entfernt (oder sollte es doch nicht sein), wie es anfangs scheint. Zunächst scheint freilich der Gegensatz zu unserem Zeitalter vollkommen, zu unserem Zeitalter des überschwänglichen Dichter- und Künstlerruhmes und zumal der die Mode beherrschenden, vielgefeierten und umschwärmten Künstlerinnen. Uns ist Künstler und Kunstwerk fast untrennbar; wer das Werk bewundert, so lautet das Gesetz unserer Zeit, Der schuldet auch der Persönlichkeit des Künstlers Ehrfurcht. Dieses Gesetz finde ich sehr gerecht; aber es gilt bei uns nur zum Schein. Die Gesellschaft denkt gar nicht daran, den Künstler seiner Werke wegen zu feiern; sie feiert ihn nur seiner „Berühmtheit" wegen. Die Künstlerinnen aber feiert man vor Allem wegen ihrer Schönheit, Eleganz, Extravaganz und Pikanterie. Hier handelt sichs also um eine modische Verirrung und nicht um den ernst zu nehmenden Ausdruck einer künstlerischen Kultur. Ein Künstler, der sich nicht zu einer Salonerscheinung machen kann, ist heute gesellschaftlich genau so mißachtet wie im alten Athen, ja, vielleicht noch mehr, da das alte Athen das fürchterliche Gespenst der „Tagesberühmtheit" noch nicht wie unsere heutige Welt gekannt hat. Ein unberühmter Künstler, und wenn er das Höchste leistet, ist heute ein armer

Digitized by Google

ausgestoßener Gesell, der verhungern kann, ohne daß sich eine Hand nach ihm ausstreckt. Dagegen vermag sich die Nichtigkeit des höchsten gesellschaftlichen Glanzes zu erfreuen, wenn sie ein paar gute Trompeter zu besolden versteht und über einen tadellos sitzenden Frack oder über eine Reihe eleganter (einerlei, von wem bezahlter) Roben verfügt. Wir haben also nicht den mindesten Anlaß, uns mit unserer „Schätzung künstlerischer Persönlichkeiten" der Antike gegenüber zu brüsten. Denn erstens erwischen wir viel zu oft die falschen und zweitens sind unsere Prunksucht und Eitelkeit mehr dabei betheiligt als unsere künstlerische Bildung. Der Künstler ist heute gesellschaftlich nicht höher geachtet als früher; nur wird mehr Humbug mit ihm getrieben. Eine gute bürgerliche und nun gar eine aristokratische Familie betrachtet es noch immer als ein „Unglück", wenn eins ihrer Kinder sich einem künstlerischen Beruf zuwendet, und erst wenn die äußere „Karriere" sich glänzend anläßt, athmet man erleichtert auf und ist zur Verzeihung bereit. Das Zauberwort aber heißt: Berühmtheit. Eine ganz äußerliche und eitle Schätzung von Künstlern, ohne eine wahrhaft innerliche Schätzung der Kunst: Das ist die wenig beneidenswerthe Höhe, zu der sich unsere heutige Civilisation emporgeschwungen hat. Daß es Ausnahmen giebt, braucht ja wohl nicht erst versichert zu werden.

So kämen wir denn zu dem Ergebniß: daß die Kultur einer Zeit sich nicht in ihrer Schätzung der Künstler, sondern in ihrer Schätzung der Kunst verräth und daß deshalb unsere Zeit hinter der Antike weit zurückbleibt. Sie liebte und verstand das Kunstwerk; wir mißverstehen und feiern den Künstler.

Damit sind wir wieder bei Bahr angelangt. Er zeigt sich nämlich, bei all seinem vornehmen Streben, noch in dem traurigen Persönlichkeitkultus unserer Zeit befangen. Die Person des Künstlers steht ihm so unendlich viel höher als das zu schaffende Kunstwerk, daß er das Kunstwerk beinahe haßt, weil es dem Künstler Etwas nimmt. Als ob die Kunst da wäre, um Künstler zu züchten, und nicht, um Kunstwerke entstehen zu lassen! Wir hören bewegliche Klagen darüber, daß das Kunstwerk den Künstler „ärmer und verlassener" mache. „Im Schaffen ist mir oft, als ob ich durch das Werk, das mich plagt, wenn mir gelingt, es auszutragen, gereinigt und erweitert und gesteigert werden müßte. Bin ich es aber los, dann, in der Ermattung, die den Wallungen folgt, scheint mich mit dem Werk meine beste Kraft verlassen zu haben und ich bleibe ausgehöhlt, ausgepumpt, erschöpft, nichtig und leer zurück, schlechter, als ich war." Wie wenig muß ein Künstler seine Kunst lieben, der bedauert, daß er ihr seine beste Kraft hingeben muß! Und wie wenig muß ein Künstler seiner Kunst vertrauen, der nicht weiß, daß alle Kraft, die er ihr hingiebt, ihm doppelt und dreifach zurückgegeben wird! Mir scheint, es ist das geheimnißvolle Gesetz des künstlerischen Wachsthumes: Wer sich voll ausgiebt, erhält sich gesteigert zurück; wer jedoch knausert und spart und ängstlich abwägt, schrumpft mehr und

Digitized by Google

mehr zusammen. Hieraus folgt, daß das Lebensgesetz der Kunst, die überall den Einsatz des Höchsten und Letzten fordert, zugleich ein Gebot des künstlerischen Egoismus ist, da der Künstler sich durch Selbstverschwendung bereichert. Ist die Zeit der natürlichen Ermattung, die jeder Kraftanstrengung folgt, erst vorüber, so gewinnt der Organismus seine volle Ruhe zurück und Alles an ihm ist dann gestählter, gefestigter, auf höhere und kühnere Ziele gespannt. Aufgaben, die der Künstler sich ehemals gar nicht zu stellen wagte, rücken in den Bereich der Möglichkeit, reizen das Kraftgefühl mächtig und lockend an, werden erwogen, ergriffen, gehämmert, bewältigt. Und bald steht ein neues Kunstwerk da, das das frühere, in dem der Künstler scheinbar seinen letzten Blutstropfen dahingab, an Schönheit, Gesundheit und Kraft noch übertrifft. Und wenn auch dieser Steigerungprozeß nicht endlos fortgesetzt werden kann, so zeigt er doch den einzigen Weg, auf dem ein Künstler allmählich über sich selbst hinauszuwachsen vermag. Das aber fordert die Kunst von ihm; nicht etwa, seine Persönlichkeit zu inszeniren.

Wenn daher Bahr von Lionardo sagt: „Statt mit Werken zu prahlen, war er besorgt, niemals mehr zu geben, als er entbehren konnte, ohne zu verarmen", so sagt er damit etwas recht Bedenkliches. Auch trifft es auf Lionardo nur scheinbar zu. Sorge vor geistiger Verarmung hat diesen Reichsten gewiß niemals benagt. Eher könnte man sagen, daß der Reichthum ihn bedrückt und seine einzelnen schöpferischen Kräfte mit Lähmung bedroht habe. Wo er aber sich in eine schöpferische Aufgabe hineinlebte, wie beim Abendmahl, bei der Mona Lisa, beim Schlachtkarton, da that er es auch ganz, ohne zu sparen, und gab Alles hin, — ein Fürst, der sehr wohl wußte, warum er sich verschwenden durfte. Eher könnte man bei Goethe eine gewisse haushälterische Berechnung der auszugebenden Kräfte vermuthen; doch nur, so lange er noch schwankte und erwog, nicht, während er ausgab und schuf; denn wer den Faust, den Tasso, die Gedichte schrieb, wußte nichts vom Sparen.

Wo bleibt nun also die schöne Unterscheidung zwischen dem „Künstler aus Charakter", nämlich dem Sparer, und dem „Künstler aus Affekt", nämlich dem Verschwender? Zu Staub ist sie zerfallen. Wer kein Verschwender ist, ist kein Künstler, und wer zu sparen sucht, ist bald ein armer Mann. Gab es je einen größeren Kunstverschwender als Shakespeare? An den gleichgiltigsten Stellen streut er Diamanten aus. Und nun unser armer, bitter gescholtener Kleist! Ich brauche ihn nicht gegen den Vorwurf zu vertheidigen, in seinem „Prinzen von Homburg" herrsche „der schlechte Geruch und die verdorbene Luft eines kläglichen und krampfhaften Menschen, der vor Schwäche zappelt". Wer dergleichen Geruchshalluzinationen hat, ist zu bedauern. Uns schien bis jetzt gerade in diesem Stück die reinste, hellste und klarste Luft zu wehen, die sich gesunde Geisteslungen nur irgend zu wünschen vermögen. Aber lassen

Digitized by Google

wir „Homburg"; denken wir an „Pentheſilea". Es giebt vielleicht kein klaſſiſcheres Beiſpiel für die Hingabe der äußerſten Künſtlerkraft an ein Kunſtwerk und für die unermeßliche Steigerung aller Kräfte durch dieſe grandioſe Art von Hingabe. Da entſtand ein Werk, ſo ſtrotzend von barbariſch ſchöner Pracht, daß es im Guten und im Schlimmen nicht ſeinesgleichen hat und daß es umwittert iſt von funkelnden, unvergänglich-lockenden Geheimniſſen, gleich einem Bild von Giorgione, gleich Shakeſpeares Hamlet.

Und um nun zum Schluß Bahr wieder einen Schritt entgegenzugehen, ſage ich Folgendes: Statt im Künſtler zwei Typen zu unterſcheiden, hätten Sie lieber den einen großen, untheilbaren Künſtlertypus, den ſchöpferiſchen Selbſtverbrenner, neben den anderen, eben ſo großen Typus des allſeitig harmoniſch entwickelten Idealmenſchen ſtellen ſollen. Sie konnten dann mit Recht behaupten, daß Erſcheinungen wie Lionardo und Goethe mehr dieſem zweiten als dem erſten Typus beizuzählen ſeien und daß die Kultur der Antike wie der Renaiſſance bewußt dieſen zweiten Typus ſich als höchſtes Ziel geſetzt habe. In dieſem Sinn konnten Sie dann immerhin ſagen, was Sie ja dreimal mit Behagen wiederholen: „Der ſtarke, freie Menſch iſt Nicht-Künſtler". Und wir hätten Ihnen hierin zugeſtimmt, weil der Künſtler reinſten Blutes (Shakeſpeare, Michelangelo, Beethoven), der alle Kraft und Leidenſchaft auf die Bethätigung und Entwickelung einer einzigen Kraft ſetzt, gar keine Zeit und auch kein Intereſſe daran hat, ſich zum Prachtexemplar einer nach außen und innen harmoniſch-ſchönen Vollnatur zu entwickeln. Inſofern ſind ja freilich die hochbegabten Menſchen durch ihr Schaffen ärmer geworden, als ſie in der Beſeſſenheit ihres ſchöpferiſchen Triebes immer „unmöglicher" für den normalen Verkehr mit Menſchen (oder für den Verkehr mit Normalmenſchen) werden. Ihre einſeitig entwickelte Schaffensleidenſchaft trägt Schuld, daß all ihre Talente geſelliger Art verkümmern, daß ſie weder liebenswürdig noch unterhaltend ſind, ſondern nach außen hin mürriſch, mißtrauiſch, unberechenbar und exploſiv. Sie haben ihr äußeres Menſchenthum dem inneren Reichthum ihrer Kunſt gleichſam zum Opfer gebracht. Ein Opfer iſts wirklich; faſt ein Martyrium. Aus Michelangelos Gedichten, aus Beethovens Briefen und aus Shakeſpeares Sonetten können wir die ſchrille Stimme dieſes tiefen Schmerzes hören, der herzerſchütternden Klage über Vereinſamung. Wir haben ſie in unſeren Tagen wiederum in Nietzſches Briefbekenntniſſen geleſen; und wer Ohren hatte, zu hören, vernahm die ſelben Wehelaute, wenn auch geheimnißvoll verhüllt, in Ibſens Epilog „Wenn wir Toten erwachen". So furchtbar muß der Künſtler für ſein Kunſtwerk bezahlen. Aber er kann gar nicht anders: ſein Werk iſt ihm das Höchſte und ſo mag ihm das Leben darüber verloren ſein.

Dieſem Typus des reinen Künſtlers ſtehen Univerſalnaturen wie Lionardo und Goethe faſt fremdartig gegenüber. In ihnen hat die Kunſt nicht

Digitized by Google

den ganzen Menschen beansprucht und aufgebraucht, weil der Künstler in ihnen eine Erscheinung unter verschiedenen anderen, vielleicht gleichwerthigen ist; wird die Kunst aber einmal in ihnen mächtig, dann steigt sie rastlos bis auf den höchsten Gipfel. Diesen Menschen ist die Kunst gleichsam nur das Symbol ihrer höchsten Geisteskräfte; es gewinnt in einigen Schöpfungen Inhalt, aber den Hauptinhalt bildet das Leben. Goethe und Lionardo stellten sich selbst dar, nicht nur Das, was sie schufen; sie waren gleichsam ihr eigenes Material, das sie in Bezug auf die umgebende Außenwelt formten, als imponirende Persönlichkeiten, als harmonische Vollmenschen. Der Schwerpunkt lag bei ihnen mehr im Menschlich-Persönlichen als im Schaffend-Künstlerischen. Sie trugen das Licht beider Kreise in Händen und beleuchteten den einen mit dem anderen.

Wien. Franz Servaes.

Eine neue Partiturschrift.

Seit einiger Zeit bereits wurden in den musikalischen Fachschriften Vorschläge gemacht, wie man das Partiturbild vereinfachen könne. Vielleicht ernstlicher als je zuvor. Die Instrumentirungskünste der Neusten haben die Partituren in einer Weise verschnörkelt, daß auch Fachleute sie oft nur noch buchstabiren, nicht mehr lesen können. Kapellmeister, die andauernd in der Bewegung sind, beherrschen natürlich auch diese Partituren und würden selbst noch schwerer lesbare beherrschen. Aber schließlich sind Partituren doch nicht nur für die Kapellmeister da. Die vielen volksthümlichen Ausgaben, die heute von älteren Orchesterwerken hergestellt werden, beweisen, wie wenig dem musikalisch Gebildeten der kahle Klavierauszug genügt. Aber auch der sauberste Stich und der auf den kleinsten Vertikalraum zusammengepreßte Druck setzen beim herkömmlichen Partiturbild schon für die einfachen älteren Werke eine ganz ansehnliche Sonderbildung voraus. Und nun erst die Partitur eines Richard Strauß, Mahler oder Reger! Giebt es wirklich kein Mittel zur Vereinfachung?

Zwei Vorschläge wurden gemacht. Zunächst sollten nur noch die allen Klavierspielern bekannten Violin- und Baß- (oder G- und F-)Schlüssel zulässig sein. Die Ganzradikalen beschränken sich gar auf einen einzigen Schlüssel, der künftig, wie ein Dicterich, Alles erschließen solle. Der zweite Vorschlag betraf die sogenannten „transponirenden Instrumente". Diese transponirenden Instrumente sind das fürchterlichste Kreuz für jeden nicht ganz festen Partiturleser. Sie klingen nämlich anders, als sie geschrieben werden. Da steht etwa ein C und der Leser soll sich ein F oder A oder Es dabei denken. Der Grund ist: ein transponirendes Instrument wie die Klarinette hat je nach der Länge des Rohres eine andere Stimmung. Sein Naturklang, also sein Grundton bei geschlossenen Klappen und Zügen, wird stets als C aufgezeichnet. Je nach der Rohrlänge kann dieses C nun wie B oder wie A klingen und diese verschiedene Stimmung hat der Partiturleser dann umzudenken. Nun transponiren nicht nur die Klarinetten, sondern auch das englische und das Bassethorn und das Saxophon, die Trompeten, die Ventilhörner und die Kornetts (ausgenommen natürlich all diese Instrumente in der C-Stimmung). Es

Digitized by Google

ist wirklich nicht immer so ganz einfach, sich da durchzufinden, und häufig genug wird die Lecture zum schwierigen Exempel.

Prüfen wir nun die Vorschläge, die bei den wenigen Takten, die gelegentlich als Probe vorgelegt wurden, die Partitur fast bis zur Uebersichtlichkeit eines schlichten Klavierauszuges vereinfachten. Zunächst also die Schlüsselfrage. Hier muß ich gestehen, daß mir der hartnäckige Widerstand gegen eine Vereinfachung nicht ganz verständlich ist. Denn die Entwickelung der gesammten Notenschrift drängt gebieterisch auf eine solche Vereinfachung hin. Wir haben heute im Wesentlichen nur noch die G-, die C-, und die F-Bezeichnung (Violin-, Alt- und Baßschlüssel). Ueberzeuge man sich nun, aus welcher Vielgestaltigkeit diese verhältnißmäßige Einfachheit hervorgegangen ist, denke an die alten Sopran-, Mezzosopran-, Tenor-, Baryton- und Subbaßschlüssel: wirklich, es ist Partiturenpartikularismus, wenn man die Beschränkung auf höchstens zwei, womöglich einen Schlüssel gar so heftig ablehnt.

„Aber die transponirenden Instrumente? Wird nicht dem Kenner der alten Schlüssel das Lesen dieser Stimmen ganz erheblich vereinfacht?" Das ist der stärkste Trumpf für Alle, die von einer Aenderung nichts wissen wollen. Darauf ist zu entgegnen: So lange unser ganzer Instrumentenbau keine Reformation erlebt, muß jeder Kapellmeister ein Virtuose im Transponiren bleiben. Aber beim besten Willen kann ich nicht einsehen, weshalb es denn so viel schwerer sein soll, von C nach Es oder von Es nach C zu transponiren. Würde bei den transponirenden Instrumenten Seite für Seite beim Zeilenanfang der Buchstabe der Stimmung angegeben, so würde jeder geschulte Kapellmeister sich vor einer neuen Partitur nicht weniger gut mit seinen Leuten verständigen können wie vor einer alten.

Ich schreibe diese Zeilen nach der Lecture einer in der neuen Einheitschrift aufgezeichneten Partitur: der Manfred-Ouverture von Schumann, herausgegeben von Stephani im Verlag Dreililien. In dem Heftchen sind alle Folgerungen gezogen. Nur der Violinschlüssel gilt und die Bezeichnung 8 oder 16 am Zeilenanfang unten giebt die Anweisung, ob die Zeile um eine oder zwei Oktaven tiefer zu spielen sei. Die Beseitigung auch des Baßschlüssels schien mir anfangs bedenklich. Ein Kontrabaß im Violinschlüssel notirt: Das ist so ungewohnt. Aber nach wenigen Seiten findet man sich auch darin zurecht.

Die Gelehrten, so weit sie gute Europäer sind, stimmen heute darin überein, daß man einen Forscher nicht deshalb gleich unwissenschaftlich nennen müsse, weil er einen lesbaren Stil schreibe. Das aber scheint mir das Wesentliche bei der neuen Partiturschrift im Vergleich zur alten: daß sie eine uns schwer verständliche Fachsprache in einer allgemein verständlichen Form vorträgt.

Wilmersdorf. Willy Pastor.

Der Chinese.

Eine Kindergeschichte.

Hinter dem Hause im Hof hielten Karlos und Nikolas Thiere, Hausthiere und Thiere der Pampa. Oft machten sie Streifzüge und kehrten mit einem Fang zurück, einem jungen Strauß, einer Kropfeidechse, einem Gürtelthier; sie stellten Fallen im Hof auf und fingen Beutelratten. Aber über die neuen Thiere vernachlässigten und vergaßen sie die alten. Einmal brachen die meisten aus. Ein junges Reh

Digitized by Google

hatte oben im Salon übernachtet, eine Kropfeidechse war ins Bett einer Magd gekrochen. Da wurde Karlos und Nikolas gedroht, die Thiere müßten fort, wenn sie sich nicht besser um sie kümmerten.

Am nächsten Tag waren die Knaben, wie gewöhnlich, hinaus in die Pampa geritten. Nach einer Stunde scharfen Galops wandten sie die Ponies nach einem Ombu, um Rast zu halten; es war ein sehr heißer Tag, die Pferde ließen die Köpfe hängen und bewegten die Ohren müde nach den Seiten; die Sättel lagen beinahe auf ihren Hälsen. Als die Knaben sich dem Baum näherten, sahen sie dort einen seltsamen, kleinen, dicken Mann auf der Erde sitzen, den Kopf gegen den Stamm gelehnt. Statt eines Rockes oder Ponchos trug er einen ganz eigenthümlichen Kittel, der ihm bis an die Knie reichte; neben ihm lag ein breitrandiger Strohhut, wie sie die Peones im Lande tragen, und ein rothes Bündel. Gleich nachher erkannten sie jedoch, daß es kein Mann war, sondern eine Frau in Männertracht; denn es trug einen langen, dünnen Zopf.

„Das ist komisch", sagte Karlos und lachte.

„Sehr komisch", sagte Nikolaus und lachte auch.

Sie ritten ganz nah an den Baum heran: es war keine Frau.

„Ein Chinese!" sagte Karlos und erbleichte.

„Ein Chinese!" sagte Nikolas und erbleichte auch.

Der Kopf und der Kittel waren ganz so, wie sie es bei Chinesen auf Bilderbogen gesehen hatten.

Der Chinese, der geschlafen hatte, war erwacht und sah die Knaben ohne merkliches Erstaunen an.

Sie wollten Kehrt machen und fliehen, denn sie hatten gehört, diese Menschen seien wild und blutdürstig wie die Indianer des Gran Chaco. Aber sie ermannten sich zugleich, denn Keiner wollte vor dem Anderen feig erscheinen; und dazu blinzelte und lächelte der Chinese so gemüthlich und Vertrauen erweckend, daß Flucht den Knaben doppelte Feigheit erschien. Vielleicht ist es ein zahmer Chinese, dachten sie.

„Was schaut Ihr mich so an, Ihr Büblein?" fragte er endlich. Seine Stimme klang sanft; sie hatte nichts von einem wilden Indianergeheul.

„Wir schauen Dich nicht an", sagte Karlos und starrte fortwährend auf ihn.

„Seht mir diese Knaben!" Der Chinese lachte und schlug sich auf die dicken Schenkel; das Gesicht, das er dabei machte, war so komisch, daß auch Karlos und Nikolas in Lachen ausbrachen.

„Was hast Du in Deinem Bündel?" fragte Karlos nach einer Weile.

„Zwei Hemden und eine Hose; denn ich bin auf Reisen."

„Weite Reisen?"

„Ich gehe von Gut zu Gut und suche mir eine Stelle als Koch. Meine letzte Herrschaft hat ihr Gut verkauft und ist ausgezogen; da bin auch ich ausgezogen. Könnt Ihr einen Koch bei Euch brauchen, Ihr Buben?"

„Nein", sagte Karlos. Gleich darauf aber durchzuckte ihn ein Gedanke: „Wir können Dir aber eine andere Stelle verschaffen."

„So. Eine andere Stelle? Und die wäre?"

„Du könntest unsere Thiere pflegen, denn sonst müssen sie fort. Ich will Mama sagen, daß man Dir so viel bezahlt wie einem Koch. Kannst Du Thiere pflegen?"

„Gewiß; aber was für Thiere sinds, Ihr lieben kleinen Knaben?"

Digitized by Google

„Verschiedene; wenn Du mit uns nach Hause kommst, wirst Du sie sehen."

Der Chinese war damit einverstanden; die Kinder hielten kurze Rast, rückten dann die Sättel zurecht, schnallten die Gurte fester und stiegen zu Pferd. Der Chinese saß bei Nikolas hinten auf.

„Wie ist denn Dein Name?" fragte Karlos; „denn wenn wir jetzt zu Mama gehen, um Dir die Stelle zu verschaffen, müssen wir wissen, wie Du heißt.""

Der Chinese nannte einen Namen, der sehr seltsam klang. Die Knaben brachten immer nur Bichuante heraus. „Nennt mich nur immerhin Bichuante!"

Mit stark klopfendem Herzen ritten Karlos und Nikolas in das Gut ein. Von irgendwo erschien José, der Knecht, und starrte diesem seltsamen Aufzug mit offenem Munde nach. Die Knaben ritten bis zur Mittelthür des Hauses. Karlos sprang ab und rannte hinauf zu seiner Mutter.

Sie saß im Musikzimmer am Klavier. „Mama", schrie er, „wir haben einen Chinesen mitgebracht, aber einen zahmen Chinesen!"

„Was habt Ihr mitgebracht?" Sie unterbrach ihr Spiel.

„Einen ganz zahmen Chinesen, Mama, der Bichuante heißt."

„Was redest Du da für Unsinn? Was soll denn der Mann?"

„Er soll unsere Thiere pflegen, Mama."

Karlos faßte seine Mutter am Arm, zog sie ungestüm nach dem Fenster und zeigte nach unten: „Dort ist er."

Wahrhaftig: es war ein Chinese. „Das ist schon Euer verrücktester Einfall!" sagte die Mutter. Aber nachher ward ihnen gestattet, den Chinesen zu behalten.

Er trat sofort seinen Dienst an. Ställe mußten ausgebessert und gründlich gereinigt werden. Er stieg in den Taubenschlag hinauf und wirthschaftete. Weiß gesprenkelt und mit Federn bedeckt, kam er wieder herunter. Er grub für das Wasserschwein einen regelrechten Teich; bisher hatte es sich mit einem Tümpel begnügen müssen, der nach einer halben Stunde immer wieder ausgetrocknet war. Vor Allem war es eine Freude, zu sehen, wie sanft er mit den Thieren umging. Die Kaninchen schnupperten ihm durch die Fenster ihrer Kisten entgegen, sobald er sich zeigte; nicht lange: und die Tauben setzten sich ihm auf die Schultern, das Reh lief ihm nach. Nikolas glaubte sogar, zu sehen, wie das Gürtelthier ihn freundlich anblinzelte. Die Knaben liebten den Chinesen, besonders Nikolas.

Von den Dienstboten hielt sich der Bichuante möglichst fern, denn sie lachten über ihn und spielten ihm auch manchmal einen Schabernack. Namentlich aber fürchtete er José. Als er einmal an der Küche vorbeiging, hörte er, wie der Knecht dem Gärtner sagte, er wolle den Chinesen umbringen (José haßte ihn, weil er fand daß die Thierpflege eine zu leichte Arbeit sei). Der Bichuante erbebte, ließ aber nie ein Wort darüber verlauten. Nur wenn er zu Bett ging (seine Kammer lag neben der Josés), verriegelte er die Thür, schlief aber trotzdem immer gleich ein.

Er kümmerte sich aber gar nicht nur um die Thiere auf dem Hof. Er striegelte und sattelte die Ponies, er putzte ihr Zaumzeug; einmal wusch er sogar den Schecken des Verwalters. Als José Das sah, war er gleich darauf bedacht, ihm nach Kräften von seiner Arbeit aufzubürden, und seinem Beispiel folgten die anderen Dienstboten. Der Chinese verrichtete Alles, still, ohne zu klagen.

Manchmal, wenn er sich frei machen konnte, saß er gegen Sonnenuntergang mit den Knaben auf der Weide im Grase. Ein leichtes Lächeln lag auf

Digitized by Google

seinen Lippen, er pflückte eine Blume, besah sie aufmerksam und murmelte leise Etwas vor sich hin. Karlos und Nikolas rückten ganz nah an ihn heran, um zu hören, was er sage. Dann baten sie: „Sprich jetzt mal ganz laut auf Chinesisch." Der Bichuante zog die dünen Augenbrauen in die Höhe, bewegte den Kopf langsam hin und her und sagte einige Sätze, worüber die Kinder laut auflachen mußten.

„So, jetzt sprich wieder die christliche Sprache", sagte Karlos; denn er wußte von den Gauchos: Alles, was nicht spanisch ist, ist auch nicht christlich. Dann mußte der Bichuante Purzelbäume schlagen. Das konnte er wie kein Anderer. Nikolas umarmte ihn und gab ihm lautschallende Küsse auf beide Backen. Aus Dankbarkeit, denn den ganzen Tag hatte er sich auf diese Purzelbäume gefreut. Und dann saßen sie wieder im Gras bei einander.

Der Bichuante stand auf und schlich auf den Zehenspitzen einem Schmetterling nach; ohne eigentlichen Grund, aus unbegreiflicher Freude. Der Schmetterling setzte sich auf eine Blume, klappte die Flügel auf und zu; aber sobald der Bichuante sich genähert hatte, flog er wieder auf und setzte sich auf eine andere Blume. Der Chinese blieb in behutsamer Entfernung von ihm stehen und ahmte mit Daumen und Zeigefinger den Flügelschlag nach, ganz erstaunt, als hätte er nie in seinem Leben einen Schmetterling auf einer Blume gesehen.

„Wie merkwürdig ist doch so ein Chinese!" sagte Nikolas zu Karlos.

Einmal hatte Nikolas, ohne etwas Böses zu denken, den Bichuante am Zopf gezogen; da hatte ihn der Chinese sehr ernst und traurig angeschaut und gesagt: „Thu Das ja nie wieder, mein Liebling!" Nikolas erschrak. Auch freute es den Chinesen nicht, wenn die Kinder den Ponies Zöpfe flochten, wie es am Samstagabend geschah, damit die Pferde gewellte Mähnen hätten, wenn man am Sonntag zu den Wettrennen der Gauchos ritt. Merkwürdig, dachte Nikolas; er fand Manches an dem guten Bichuante merkwürdig.

Die Eltern der Knaben waren auf einige Zeit nach Buenos-Aires verreist. Die Kinder blieben unter der Obhut des Verwalters, eines sehr strengen Franzosen, der selbst einmal ein großes Gut gehabt hatte. Er kümmerte sich äußerst gewissenhaft um die Wirthschaft und Alle fürchteten ihn. Der Bichuante hatte mehrmals in der Küche mithelfen müssen und da war sein Kochtalent in vollem Glanz sichtbar geworden. Der Franzose hielt auf gute Küche. Er entließ ohne Weiteres den alten Koch und erhob den Chinesen auf diesen Posten. Der Bichuante erhielt einen weißen Rock, eine weiße Schürze, eine weiße Mütze und war mit einem Schlag eine Respektsperson unter den übrigen Dienstboten. Das war ein Triumph für Karlos und Nikolas, die dem Verwalter denn auch sehr dankbar waren.

Sechs Wochen waren vergangen; es war an einem außergewöhnlich heißen Tage, der Chinese stand in der Küche und bereitete den Teig für die Nachtisch-Pasteten. Karlos und Nikolas schauten ihm zu. Weil die Hitze geradezu unerträglich war und der Chinese, seit er seine neue Stelle bekleidete, viel dicker geworden war, beschloß er, um sich Luft zu machen, Rock und Hemd abzuthun. Karlos und Nikolas halfen ihm dabei unter Freudengeschrei.

„Nie hätte ich geglaubt, daß Du einen so dicken Bauch hast", sagte Karlos und klopfte ihm auf den Leib.

Aber ein unendlicher Jubel brach aus, als der Bichuante, um sich ein Späßlein zu erlauben, zwei Hände voll Teig nahm und, sich ein Wenig nach hinten

Digitized by Google

beugend, ihn auf seinem nackten Leib zu kneten begann. „Bravo!“ riefen die Knaben, umtanzten ihn und schüttelten sich vor Lachen. Und der Chinese stand da, von Fliegen umsummt, grinste und knetete weiter. Dann wurde der Teig auf dem Tisch ausgerollt und die Pasteten geformt und gefüllt.

„Das ist meine Pastete“, sagte Karlos und machte in die größte ein Loch mit dem Zeigefinger. „Und die ist die meine“, sagte Nikolas und machte ein Loch in die zweitgrößte. Dann wurden die Pasteten in den Ofen geschoben.

Einige Stunden später saßen Karlos und Nikolas mit dem Verwalter bei Tisch. Die Suppe und der Puchero, die Carbonada und der Asadi wurden gebracht; zum Schluß kamen die Pasteten . . .

„Ach“, sagte der Verwalter, „die Pasteten sind heute wirklich ganz ausgezeichnet“

Karlos würgte, denn er hatte den Mund voll und wollte antworten. „Warum sind sie so gut?“ sagte er, mit vollen Backen kauend; „weil der Bichuante den Teig auf seinem nackten Bauch geknetet hat. So macht mans in seiner Heimath und dann werden die Pasteten sehr gut.“

„Was hat er gethan?“ fragte der Verwalter betroffen.

„Er hat Rock und Hemd ausgezogen und hat den Teig auf seinem nackten Bauch gerieben“, sagte Karlos arglos; und er sprang auf, beugte sich etwas rückwärts und ahmte dem Chinesen nach. Der Verwalter gab keine Antwort . . . Er schob seinen Teller weg und drückte auf den Knopf einer Klingel . . .

Eine Viertelstunde später hingen Karlos und Nikolas weinend am Hals des Chinesen; der Bichuante mußte fort. Die Knaben wußten: der Verwalter hat sein letztes Wort gesprochen.

„Warum hast Du Das von den Pasteten erzählt, Karlos!“ heulte Nikolas.

„Ich wußte doch nicht . . .!“ Karlos konnte nicht weiter. Er drückte sein Gesicht auf den Hals des Chinesen, der ganz naß von Thränen war.

„Der Bichuante muß jetzt fort . . .!“ Die Stimme des Knaben schnappte über, er gluckste und hustete.

„Geh nicht fort, Bichuante!“ heulte Karlos.

„Weinet nicht, Ihr Buben“, sagte der Chinese, der seine Rührung niederzwang; „weinet nicht seid Männer!“

Karlos und Nikolas trockneten sich die Augen und schneuzten sich. Sie sahen einander an, ein Beben ging über ihre Züge und wieder brachen sie in Thränen aus.

Am nächsten Morgen war der Aufbruch.

Karlos und Nikolas sattelten ihre Ponies; der Chinese saß bei Nikolas hinten auf. Man ritt in der Richtung des Ombus; dort wollte man Abschied nehmen, denn dort hatte man sich einst gefunden. Auf des Chinesen Gesicht lag ein ruhiges, resignirtes Lächeln. Karlos und Nikolas weinten leise. Der Bichuante redete ihnen zu: „Ruhig, ruhig, Ihr Buben, seid Männer!“

Als sie vor dem Ombu angekommen waren, stieg der Chinese vom Pferd. Er umarmte Karlos und Nikolas; auch sie schlangen ihre Arme um seinen Hals und küßten ihn auf den Mund.

Dann, wie auf Verabredung, wandten sie die Pferde (denn sie wollten als Helden scheiden) und ritten im Galop, doch laut heulend, nach dem Gut zurück.

Rudolf Schmied.

Digitized by Google

Die Stadien der Liebe.

Auf der Stufenleiter geschlechtlicher Empfindungen lassen sich drei Stadien sexueller Attraktion oder Gravitation unterscheiden, die, wenn auch vielfach in einander übergehend, doch ziemlich scharf von einander zu trennen sind. Das erste Stadium erotischer Anziehung ist die Hervorbringung einer unwillkürlichen Excitation der Sinne, in erster Linie des Auges, in zweiter auch der Hör- und Riechnerven durch ein begegnendes Objekt. Die Wahrnehmung ist durch einen spezifischen positiven Gefühlston charakterisirt, der sich als ein Gefühl der Sympathie, des ästhetischen Wohlgefallens äußert, aber nicht immer zu einer Berührung und Bethätigung zu drängen braucht. In den weitaus meisten Fällen freut man sich lediglich, eine Person zu sehen und zu hören, ist gern mit ihr zusammen und bemüht sich, ihr gefällig, nützlich und angenehm zu sein. Diese Beziehungen machen oft so vollkommen den Eindruck rein geistiger Freundschaft, daß ein nicht sachverständiger Dritter, ja, oft selbst der eigene Träger des Affektes den erotischen Unterton der Empfindung gänzlich übersieht. Ich glaube, daß auch Benedict Friedländer in seinem großangelegten und verdienstvollen Werk „Renaissance des Eros Uranios“ mit seiner „physiologischen Freundschaft“ dieses erste Stadium gemeint hat, halte aber den von ihm gewählten Ausdruck für wenig glücklich und geeignet, die Begriffe mehr zu verwirren als zu entwirren, da die Freundschaft zwischen einem Liebhaber und einem Liebling im Sinn von Platos „Gastmahl“ und Friedlaenders „Renaissance“ von der nicht erotischen Freundschaft, die wir doch gewöhnlich nur als Freundschaft zu bezeichnen pflegen, im Hauptsächlichen gänzlich verschieden ist.

Sicher ist, daß in vielen Freundschaftverhältnissen zwischen Aelteren und Jüngeren in Wirklichkeit oft unbewußt Anziehungen erotischen Charakters in leichterem Grade vorliegen, wie es sich auch beim Flirten und Poussiren, bei den Tändeleien und Liebeleien, bei der Galanterie und Koketterie junger Mädchen und Männer meist um Aeußerungen des ersten Liebestadiums handelt. Daß wir hier von wirklicher Attraktion reden dürfen, geht schon daraus hervor, daß sich zunächst die Sinnesorgane völlig spontan an die ihnen sympathische Erscheinung heften.

Unsere Sinne sind stets, ohne daß wir uns darüber klar sind, auf der Jagd nach wohlthuenden Empfindungen; sie tasten, fahnden, suchen und halten Auslese. Treten wir in einen Kreis von Menschen, so setzen sich die Sinnesorgane mit jedem Anwesenden in ein bestimmtes Verhältniß; einer großen Gruppe stehen sie neutral gegenüber, eine zweite stößt sie ab, eine dritte zieht sie an. So ist es, wenn wir eine Gesellschaft, eine Versammlung, einen Ballsaal, eine Gastwirthschaft, einen Straßenbahnwagen betreten; wer die Eisenbahn benutzen will, sucht nicht selten ein Coupé, in dem sein Auge eine ihn fesselnde, anziehende Gestalt bemerkt, und setzt sich so, daß er sich möglichst des ihm angenehmen Anblickes erfreuen kann; vor der Schaubühne wendet sich die Aufmerksamkeit mit Vorliebe den Personen zu, welche die Sinne am Meisten ansprechen, und auf der Straße beachten und beobachten wir in der Menge immer wieder die Gestalten, die uns schön scheinen; diesen Objekten geht das Auge und mit ihm oft der ganze übrige Körper nach. Auch auf Abbildungen, Photographien, plastische Darstellungen, Illustrationen, überträgt sich dieses leichte erotische Lustgefühl.

Vortrefflich hat Goethe die sexuelle Gravitation im zweiten Theil der „Wahl-

Digitized by Google

verwandtschaften" beschrieben: „Nach wie vor übten sie eine unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft gegen einander aus. Sie wohnten unter einem Dach; aber selbst ohne gerade an einander zu denken, mit anderen Dingen beschäftigt, von der Gesellschaft hin- und hergezogen, näherten sie sich einander. Fanden sie sich in einem Saal, so dauerte es nicht lange und sie standen, sie saßen neben einander. Nur die nächste Nähe konnte sie beruhigen, aber auch völlig beruhigen; und diese Nähe war genug: nicht eines Blickes, nicht eines Wortes, keiner Geberde, keiner Berührung bedurfte es, nur des reinen Zusammenseins. Dann waren es nicht zwei Menschen, es war nur ein Mensch im bewußtlosen, vollkommenen Behagen, mit sich selbst zufrieden und mit der Welt. Ja, hätte man Eins von Beiden am letzten Ende der Wohnung festgehalten, das Andere hätte sich nach und nach von selbst, ohne Vorsatz, zu ihm hinbewegt."

Wie viele Leistungen der Menschen, wie viele Fortschritte im Gang ihrer Entwickelung entsprangen in ihren Uranfängen unbewußt sexuellen Regungen! Die meisten Menschen fühlen sich, wenn sie sich nur in der Gesellschaft sie erotisch anziehender Personen befinden, ohne daß die eigentliche Geschlechtlichkeit überhaupt in Betracht kommt, gekräftigt und gehoben. Ein Gruß, ein freundliches Zunicken, ein langer Blick der anziehenden Person beglückt sie. Sind sie mit ihr beim Tanz, auf der Eisbahn, in der Ausübung eines Sports oder Spiels, beruflich oder außerberuflich zusammen, so verspüren sie ein Gefühl der Belebung und Sättigung. Daß es sich in diesem ersten Stadium der Attraktion thatsächlich um endogen-objektive Veränderungen im Körper handelt, scheint mir zweifellos aus vielen Aeußerungen hervorzugehen, mit denen die subjektiven Empfindungen beschrieben werden: den Körper „durchrieselt", „durchdringt", „durchrinnt", „durchschauert", „durchströmt", „durchzuckt" ein unbekanntes Etwas, es „geht ihnen durch und durch", „es überläuft sie ganz eigenthümlich", „sie fühlen sich wie elektrisirt", „wie festgebannt", „fieberhaft erregt", „es ist ihnen, als ob das Herz, der Athem stockt".

Kommt das Auge als Empfangsstation für Außenreize in Wegfall, so sehen wir für die Attraktion andere Sinnesorgane kompensatorisch in Funktion treten. Ich gebe hier die sehr bemerkenswerthe Selbstschilderung eines Patienten von mir wieder, eines Offiziers, der, durch hohe Intelligenz ausgezeichnet, in Folge eines Schusses in die Stirn sein Seh- und Geruchsvermögen einbüßte; er schreibt über die Art seiner erotischen Reizbarkeit:

„Als ich noch im Besitz des Sehvermögens war, übten männliche Wesen ihre homosexuell erotische Anziehungskraft durch die Wohlgestalt ihrer Erscheinung und durch ihren Blick auf mich aus; dagegen kam es auch oft genug vor, daß häßliche Menschen, ohne abnorm oder grotesk zu sein, mich anzogen, wobei ich mir ihrer Unschönheit voll bewußt war. Ich glaube nicht, daß es sich dabei um Perversität handelte, denn ich empfand diese Neigungen schon in früher Jugend und bin stets gesund und nicht überreizt gewesen. Da mein Geruchssinn damals sehr ausgebildet war, übte er seine anziehende Wirkung aus, sobald der Gegenstand meiner Neigung einen besonders männlichen Geruch körperlich oder aber durch Cigarrenrauch ausströmte. Cigaretten und Parfum waren mir aber stets eben so abstoßend wie elegante Kleidung, seidenes Unterzeug und Aehnliches. Meine Vorliebe für das voll Männliche, heterosexuell oder bisexuell, ist mir auch als Blindem treu geblieben, jedoch scheint der Strom der Sympathie, der früher durch

Digitized by Google

das Auge geleitet wurde, auf das Ohr übergegangen zu sein. Das war schon vorher sehr fein entwickelt, übersah aber oft seine warnende Pflicht, weil das Auge fortgerissen wurde. Ich glaube, viel sicherer zu gehen, seit ich in meinen Neigungen nur durch das Gehör geleitet werde. Der Wohllaut eines vollen männlichen Organs, die Art, auszusprechen und Sätze zu bilden, scheinen mir jetzt entscheidend für meine Neigung. Diese Neigungen sind zuerst durchaus nicht erotischer Art, werden es aber bei näherer Bekanntschaft, wenn die Berührung der Haut und die Form der Hand gefallen. Eine schmale, weiche Hand und dünne Finger kühlen ab, wogegen eine kräftige, fleischige oder knochige Hand anzieht. Besonders anziehend erscheint mir ein ruhiges, bestimmtes Auftreten. Das gilt von jedem Alter, vom Jüngling bis zum Fünfziger. Der Geruchssinn spielt insofern keine Rolle mehr, als er mir zugleich mit dem Augenlicht verloren ging und auch nicht vermißt wird:

Meine Blindheit scheint meine frühere körperliche Abneigung gegen die Frau vermindert zu haben, ohne jedoch meine Anlage ins Bisexuelle zu verschieben. Die Frau ist mir aber als Gesellschafterin lieber als der Mann; das immerwährende Zusammensein mit einem geliebten Mann stumpft die erotische Hinneigung bei mir völlig ab. Nur die erotische Beziehung zu dem Geliebten darf bestehen; eine geistige Beziehung ertötet bei mir die erotische."

Victor Cherbuliez sagt: „Für den blind Geborenen ist die Stimme einer Frau so viel wie ihre Schönheit"; er citirt dann die schönen Verse eines verliebten Blinden aus den „Chants et légende de l'aveugle" par Edgar Guilbeau, professeur d'histoire à l'Institution Nationale des jeunes aveugles:

„Eclat vibrant, note touchante,
Son timbre en moi vint se graver;
Elle me plut . . . elle m'enchante!
Tous ses attraits me font rêver . . .
Cette voix que j'adore absente
Et dont l'écho suit tous mes pas,
Je la voudrais toujours présente,
Car l'écho ne me suffit pas."

Nicht ganz selten wird auch angegeben, daß Personen den Eintritt oder die Anwesenheit einer ihnen sympathischen Person fühlen, bevor ihre Sinne sie wahrgenommen haben. Ohne hier zu erörtern, ob diese Angaben wissenschaftliche Beachtung verdienen, will ich als Beispiel einen Bericht anführen, den Helene von Rakowitza in ihrem Buch: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle" giebt. Er lautet: „Als ich bald darauf an Holthoffs Arm den Ballsaal betrat, flüsterte mir mein Begleiter zu: ‚So Kind, jetzt wollen wir sehen, ob er schon da ist.' Ohne zu denken, was ich sagte, erwiderte ich ruhig: ‚Nein, Papa! Er ist noch nicht da, ich fühle es.' So eigenthümlich Das klingen mag, so wunderlich es Holthoff erschien: es war doch so. Ich hatte eben noch nicht jenes früher beschriebene, angstvoll wonnige Gefühl, wie michs überkam, wenn Lassalle im selben Raum mit mir weilte. Aber Holthoff wußte von diesen meinen Empfindungen bis dahin noch nichts; und so antwortete er denn mit einem fast ärgerlichen, jedenfalls spöttischen Lächeln: ‚Um Gottes willen, Kind, fangen Sie mir keine nervös-mystischen Geschichten an; wenn Sie sich auf somnambule Ahnungen verlegen wollen, bringe ich Sie sofort wieder nach Hause!" Aber da zuckte ich zusammen: das unnennbare

Digitized by Google

Gefühl war da; und willenlos sagte ich halblaut und zusammenschaudernd: ‚Jetzt kommt er!‘ Holthoff sah sich um und sagte, beinahe verdrießlich, daß ich Recht hatte, und erstaunt über meinen Zustand: ‚Wahrhaftig, Sie haben Recht! Jetzt kommt er!‘“

Das zweite Stadium der erotischen Erregung und Anziehung wird durch den Hautkontakt hervorgerufen. Vielfach, wenn auch keineswegs immer, geht die Lustempfindung im ersten Liebestadium in den Drang über, das anziehende Objekt körperlich zu berühren, es zu erfassen, zu umfangen, sich mit ihm Hand in Hand, Arm in Arm zu fühlen, sich an die geliebte Person anzulehnen, ihre Haut, ihre Haare zu streicheln, sie zu küssen. Auch hier ist der besondere Gefühlston, den das Objekt im Subjekt erzeugt, das Wesentliche, denn all diese Betastungen kommen auch in nicht erotischen Beziehungen, etwa zwischen Verwandten, vor, sind aber dann nur Symbole der Sympathie, äußere Zeichen der Zusammengehörigkeit, eine Form, nicht aber eine die Lust steigernde Annäherung, die zu vasomotorischen Reflexen führt.

Wie die Zeichen der Liebe, die Berührung der Lippen und Hände, so wird auch das Wort Liebe selbst vielfach für alle möglichen Arten der Zuneigung in symbolistischem, übertragenem, verallgemeinertem Sinn angewandt. Man sollte den Ausdruck Liebe nur für die sexuelle Liebe aufsparen. Die einheitliche Bezeichnung so verschiedener Empfindungskategorien, wie es die Geschlechtsliebe, die Mutterliebe, die Vaterlandliebe, die christliche Nächstenliebe sind, ist der Klärung der Begriffe nicht förderlich.

Welcher Unterschied zwischen dem kurzen Händedruck einander begrüßender Freunde und dem langen, innigen zweier Menschen, die einander lieben und bei denen von der Berührungstelle aus ein Strom wohlthuender Erschütterung durch die Reihen der Neurone zum Centralorgan zieht! Wie verschieden der oberflächliche Kuß zwischen Verwandten von dem Kontakt der Lippen, bei dem die Summation der Nervenreize zu einer weit im Körper irradiirenden Hyperämisirung führt! Gerade die oft schwer zu definirende, stets aber deutlich wahrzunehmende Art der Empfindung während der Berührung ist dafür entscheidend, ob eine Beziehung erotischer oder unerotischer Natur ist. Ist sie erotisch, so können schon ganz leichte Berührungen, etwa der Fuß- oder Fingerspitzen, der Kniee oder Ellbogen, das eigenartige Lustgefühl erregen, das bei unsympathischen unangenehm, bei neutralen als neutral wahrgenommen wird, als belanglos aber überhaupt nicht ins Bewußtsein dringt. Gewisse nervenreiche Stellen, namentlich solche, an denen die Oberhaut in die Schleimhaut übergeht, sind hier als besonders sensitiv (erogen) zu nennen. In sehr vielen Verhältnissen beschränkt die sexuelle Attraktion sich auf die Emanationen des zweiten Liebestadiums; oft, zum Beispiel, während der Verlobungzeit.

Im dritten Stadium sexueller Erregung und Anziehung, dem eigentlich genitalen, stellt sich der Drang ein, die immer mehr gesteigerte Spannung zu lösen, nicht sowohl ein Verlangen nach Abschwellung („Detumeszenz“) und Absonderung als vielmehr das unbewußte, später auch bewußte Sehnen, durch Lösung den Höhepunkt der Lust zu erfahren. Der Nervenschauer im ersten Liebestadium, die nervöse Erschütterung im zweiten erhebt sich im dritten zur höchsten Nervenekstase. Das leichte Lustgefühl beim bloßen Anblick, das stärkere beim Kontakt, das stärkste im Orgasmus sind nur Stufen einer Klimax verschiedener Stärkegrade der selben Empfindung, nur qualitativ, nicht quantitativ verschieden.

Ganz anders ist es bei der nicht erotischen Sympathie, der Freundschaft im

Digitized by Google

gewöhnlichen Sinn. Schon daß hier der Drang nach intimer Vereinigung gänzlich fehlt, nicht einmal als Symbol vorkommt, zeigt, daß es sich bei der Freundschaft und bei der Liebe um zwei grundverschiedene Empfindungen handelt, die nicht quantitativ, sondern qualitativ, nicht etwa nur in der Gefühlsstärke, sondern im Gefühlston von einander abweichen. Ist also dieser fundamentale Unterschied zwischen kameradschaftlicher und geschlechtlicher Sympathie Etwas, das man in erster Linie fühlt, so giebt es doch noch eine ganze Reihe von Zeichen, an denen wir ihn auch erkennen können. Dabei wollen uns an die Erfahrungen und Erscheinungen halten, die einer kühlen, kritischen Betrachtung zugänglich sind, und können geistvolle Spekulationen, ob etwa entwickelungsgeschichtlich jeder Altruismus, jede Art von Zuneigung im Sexualismus wurzelt, ob etwa noch jetzt leichte, unbewußte Mitschwingungen der Geschlechtssphäre bei jeder Sozialibilität bestehen (was ich weder für erwiesen noch für wahrscheinlich halte), als objektive Verschleierungen des Hauptproblems eben so außer Acht lassen wie eine Erörterung darüber, ob nicht bei jedem ästhetischen Genuß, womöglich gar bei jeder freudigen oder harmonischen Empfindung ein geschlechtlicher Unterton in Mitbewegungen versetzt wird; sagt doch Santayana in seinem Werk „The sense of beauty", „daß für den Menschen die ganze Natur ein Gegenstand geschlechtlichen Fühlens ist und daß sich besonders hieraus die Schönheit der Natur erklärt".

Die erotische Anziehung unterscheidet sich von der Freundschaft durch ihr plötzliches Auftreten. Bei ihr tritt das Geistige hinter das Körperliche zurück; bei der Freundschaft ist es gerade umgekehrt. Daher ist auch bei der Liebe die leibliche Gegenwart des Objektes das Beglückendste, die körperliche Trennung das Schwerste. Bei längerer Abwesenheit der geliebten Person fühlt man eine Verlassenheit, eine Depression, wie sie die ruhige Freundschaft nicht kennt. Ich will hier als Beispiel zwei Stellen aus einem Brief anführen, den Diderot 1767 an den Bildhauer Falconet richtete. Dieser hatte ihn aufgefordert, für ihm erwiesene große Wohlthaten sich persönlich in Petersburg bei der Kaiserin Katharina zu bedanken. Diderot lehnt dieses Ersuchen ab; er schreibt: „Ich habe eine Geliebte. Ich bin mit dem stärksten und süßesten Gefühl an eine Frau geknüpft, der ich hundert Leben opfern würde, wenn ich sie hätte. Sehen Sie, Fglconet, mein Haus könnte in Staub zerfallen, ohne daß ich davon bewegt würde, meine Freiheit könnte bedroht, mein Leben verwirkt sein, jedes Unglück könnte über mich hereinbrechen: ich würde nicht klagen, wenn nur sie mir bliebe. Wenn sie zu mir sagte: ‚Gieb mir Dein Blut, ich will es trinken', ich ließe es fließen, um sie damit zu tränken." Er schildert dann noch weiter die Stärke dieser Liebe und schließt: „So spreche ich nach zehn langen Jahren. Der Himmel ist mein Zeuge: sie ist mir heute so theuer wie je. Er kann bezeugen, daß weder Zeit noch Gewohnheit, nichts, was gewöhnlichen Leidenschaften verhängnißvoll werden könnte, die meine zu verringern vermocht hat; seit ich sie kenne, giebt es keine andere Frau für mich auf der Welt. Und Du könntest wollen, daß ich mich eines Tages, vielleicht schon morgen, ohne ihr Wissen in einen Postwagen werfe, daß ich mich Tausende von Meilen von ihr entferne, daß ich sie allein, traurig, verzweifelt zurücklasse? Könntest Du Das thun? Wenn sie nun daran stürbe? Dieser Gedanke schon sprengt mir den Kopf. Ich könnte sie nicht überleben; ganz sicher nicht."

Ein so leidenschaftlicher Zug ist der einfachen Freundschaft nicht eigen. In

Digitized by Google

ihr herrscht nicht das Gefühl, sondern der Gedanke. Die Basis der Freundschaft ist die Sympathie der Charaktere, die gegenseitige Achtung und Ehrung, sie ruht in ähnlichen Anschauungen, in gleichen ideellen und praktischen Bestrebungen, in gemeinsamen Interessen, im Mittheilungtrieb, in dem durch Furcht vor dem Alleinsein verstärkten Geselligkeitbedürfniß. Daher ist die Freundschaft eine Verstärkung, die Liebe eine Ergänzung der eigenen Persönlichkeit; aus der Liebe quillt stets neues Leben, die Freundschaft vertieft nur das frühere. Das scheint seine Ursache darin zu finden, daß sich die Freundschaft im Wesentlichen mehr in der Uebereinstimmung, die Liebe in der Verschiedenheit der Individualitäten gründet, wenn auch in freundschaftlichen Beziehungen mancherlei verschiedene, in der Liebe manche gleiche Wesenszüge Vorbedingung sind.

Sehr oft findet man in dem Verhältniß zweier Menschen zu einander auf der einen Seite Freundschaft, auf der anderen Liebe. Liebe erzeugt zwar durchaus nicht immer Gegenliebe, um so öfter aber, wenn sie groß und opferwillig ist, Freundschaft; und wenn auch hier nicht, wie in echter gegenseitiger Liebe, durch den Zusammenklang zweier einander ergänzender Töne ein voll harmonischer Akkord erklingt, so erfährt doch der Liebende eine Ergänzung, der Geliebte eine Verstärkung seiner Lebenskräfte: und daraus ergiebt sich für Beide eine Bereicherung, ein Lebensgut von nahezu gleichem Werth, so daß man nicht sagen kann, in diesem Austausch der Empfindungen werde Einer von Beiden übervortheilt.

Was das wesentliche, das anatomisch-physiologische Substrat ist, wodurch sich die geschlechtliche von der ungeschlechtlichen Sympathie, die Liebe von der Freundschaft unterscheidet: dieses punctum salions des Problems ist bisher noch nicht aufgehellt. Im Zeitalter der drahtlosen Telegraphie und der unsichtbaren Strahlen liegt es nicht so fern, an eine bestimmte Art von Mitschwingungen zu denken, die, durch gewisse Außenreize auf nervösen Empfangsstationen innerhalb unseres Körpers erzeugt, als Liebe wahrgenommen werden. Alle bisherigen Versuche, den Geschlechtstrieb zu deuten, liefen entweder auf die Bildung neuer Ausdrücke für alte Erscheinungen heraus (leider wird in der Wissenschaft nicht selten die Erfindung neuer Worte mit der Entdeckung neuer Thatsachen verwechselt) oder die Gelehrten begnügten sich, von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, den Geschlechtstrieb in seine einzelnen Theile, Phasen und Komponenten zu zerlegen. Das gilt von Molls Eintheilung des Geschlechtstriebes in den Kontrektation- und Detumeszenztrieb, die keine Erklärung, sondern nur eine Unterscheidung ist, analog etwa der in drei Attraktionstadien, wie ich sie angenommen habe. Das gilt auch von der Zurückführung des sexuellen Triebes auf einzelne Tropismen, deren Bedeutung in dem Nachweis einer gesetzmäßigen physikalischen und chemikalischen Abhängigkeit subjektiver Empfindungen und Handlungen von der objektiven Beschaffenheit eines zweiten Individuums liegt Auch hier handelt sichs im Grunde um eine Konstatirung, nicht aber um eine Erklärung von Thatsachen. Nicht viel anders wäre es, wenn wir sagten, die Liebe sei ein vasomotorischer Reflex wesentlich vasodilatatorischer Natur.

All diese Aussagen sind richtig, eben weil sie nur Beschreibungen sind; sie treffen aber nicht den Kernpunkt des Phänomens. Man könnte sagen: Die Liebe und der Geschlechtstrieb stellen eine durch das Nervensystem strömende Molekularbewegung oder Kraft von ganz spezifischer Beschaffenheit dar, ähnlich etwa wie die durch einen Körper strömenden Wärme-, Licht- und Elektrizitätwellen, von

Digitized by Google

denen wir ja auch sehr viel auszusagen vermögen, ohne ihre molekulare Eigenart angeben zu können. Das Besondere bei der Liebe ist jedenfalls der ganz bestimmte Gefühls- oder Lustton, mag er als eine Empfindungsqualität für sich durch eine separate Erschütterungart, eine besondere Kraft der auch anderen Empfindungen dienenden Nervenendungen und Centren bedingt oder aber an bestimmte, in allen Sinnesorganen vorhandene, nach dem Prinzip des Abgestimmtseins konstruirte Sexualzellen gebunden sein (was ich nicht für ausgeschlossen halte). Der Bau und das Funktioniren unserer Sinnesorgane, der Leitungbahnen und des nervösen Centralapparates hat sich ja als unendlich viel komplizirter herausgestellt, als Johannes Müller ahnte, da er 1826 in erster Andeutung und 1840 ausführlicher seine berühmten Gesetze von den spezifischen Sinnesenergien aufstellte. Heute wird angenommen, daß nicht nur jeder Sinn, sondern jede einzelne der Sinnesnervenfasern, die nach vielen Millionen zählen, ihre eigne spezifische Energie besitzt, durch die sie eine ganz bestimmte Empfindung im Centralnervensystem zur Auslösung bringt, daß also den verschiedenen Tönen, Farben, Gerüchen, Geschmacks- und Gefühlsquantitäten verschieden konstituirte und abgestimmte Endapparate entsprechen. Auch für die geschlechtliche Empfindung, die, wie wir sahen, von nicht erotischen Erregungen so verschieden ist, darf man also vielleicht besondere Empfangsstationen, Sexualzellen mit einer Sinnessubstanz von besonderer Empfänglichkeit annehmen.

Charlottenburg. Dr. Magnus Hirschfeld.

Auf der Terrasse.

Die Lotosblüthen regen sich im Wind,
Es streift ein Hauch die blaue Spiegelglätte;
Hoch am Palast, wo die Terrassen sind,
Da träumt der König auf dem Ruhebette.
Si-Chi, der Schönheit lichtgebornes Kind,
Enthüllt all ihre Anmuth ihm im Tanze.
Sie wiegt sich wie das Lotosblatt im Wind,
Bald wie der Falter schwebt im Sonnenglanze.
Sie lächelt süß; dann ist sie hingesunken
Und, an des Bettes weißen Jaderand
Das müde Haupt gelehnt, von Sehnsucht trunken,
Hat sie den Blick heiß zu ihm aufgewandt.

Li-Tai-Pe.
(Deutsch von Theodor Sue.)

Digitized by Google

Ein Vorposten germanischer Kultur.

Unter der Mitternachtsonne durch die Vulkan- und Gletscherwelt Islands. Mit neunzig Illustrationen und einer Karte. Abel & Müller, Leipzig. 4 Mark.

Eine Probe aus dem Kapitel, das von germanischer Kultur am Polarkreis erzählt:

Am dreißigsten Juni hatten wir in eisigem Oststurm die weltberühmte Hekla bestiegen und langten abends gegen neun Uhr wieder in dem Bauernhofe Galtalækur, unserem Standquartier für die gefahrvolle Expedition, an. Die nach dem Abendessen übrigen Stunden bis gegen Mitternacht gaben mir in der Unterhaltung mit meinem Freunde Bjarni und dem Bauern von Galtalækur über Das, was wir an diesem Tage erlebt hatten, in Erinnerung an die entsetzliche Verwüstung, die ich vom Gipfel des furchtbaren Vulkans aus meilenweit ins Land hinein geschaut, und im Gedanken an die sich Tagereisen weit nach allen Richtungen erstreckenden Einöden, über die mein Blick von da droben bis an die fernsten Gletscher geschweift war, noch Anlaß zu mancherlei Betrachtungen über das wackere Brudervölkchen auf der rauhen Polarinsel. Von den Gefahr drohenden Naturmächten umgeben und dennoch von einer innigen Liebe zu der heimathlichen Scholle erfüllt, hält es seit schon mehr als einem Jahrtausend da droben aus und hat sich seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag durch Sturm und Eis der Polarnacht selbst den Sonnenblick der Poesie zu wahren gewußt, einer Poesie, wie sie so groß, so schön und reich vielleicht nur noch unser deutsches Volk aufzuweisen vermag.

Wie ist es nur möglich, wird man hier vielleicht fragen, daß diese Menschen von denen doch so viele im Auslande studirt und sich die höchste Bildung erworben, von denen so viele die Naturschönheiten anderer Länder und all Das, was das Leben in der großen Welt draußen bieten kann, kennen gelernt haben, immer wieder nach ihrer von Schnee und Eis starrenden und von unterirdischen Feuersgluthen bedrohten weltfernen Insel zurückkehren, um dort ihre Tage zu beschließen? Da sitzt der einsame Bauer von Galtalækur, fern von aller Kultur, in seiner kleinen grünen Oase inmitten einer meilenweiten Wildniß, dicht am Fuß eines der fürchterlichsten Vulkane der Erde, der seine Thätigkeit jeden Tag wieder beginnen, den ärmlichen Hof durch eine gewaltige Erderschütterung im Nu in Trümmer stürzen und den Mann selbst, der entsetzt mit den Seinen zu flüchten versucht, mit seinen feurig-flüssigen Lavaströmen doch noch einholen und im Augenblick begraben kann. Was hält diesen Mann hier? Weiß er überhaupt Etwas von einem bequemeren, schöneren Leben in der Welt da draußen? Hat er jemals davon gelesen, daß es auch noch eine Natur giebt, die im Vergleich mit dieser furchtbar wilden Einsamkeit geradezu ein Paradies genannt werden könnte? Ja, kann er denn überhaupt lesen und schreiben? Wer hat es ihn dann gelehrt? Und wie steht es um seine Kinder? Werden sie jemals in die Schule geschickt, um Etwas zu lernen? Oder wachsen diese armen Leute in ihrer Wildniß in Unwissenheit und Unkenntniß alles Dessen auf, was es außer ihnen und ihrer ärmlichen Hütte, ihren Pferden und Schafheerden noch auf der Welt giebt?

Der Leser wird erstaunt sein und vielleicht sogar ungläubig den Kopf schütteln, wenn ich ihn, ohne irgendwie übertreiben zu wollen, versichere, daß ein aufgeklärterer Bauernstand, eine tiefere Allgemeinbildung, eine genauere Kenntniß der vaterlän-

Digitized by Google

dischen Geschichte, eine gesundere Lebensanschauung vielleicht nirgends auf der Welt zu finden ist als unter diesem kleinen germanischen Brudervolk da droben am Polarkreis.

Selbstverständlich ist, daß es auf dem Lande draußen, bei der oft meilenweiten Entfernung der Höfe von einander, Schulen nicht geben kann Solche haben außer der Hauptstadt Reykjavik und den übrigen drei Städten der Insel nur noch die wenigen Hafenorte und einige der am Dichtesten bevölkerten Bezirke aufzuweisen: im Ganzen etwa dreißig. Aber dafür sind in allen Gegenden, wo keine Schule bestehen kann, die Eltern streng angewiesen, selbst ihre Kinder Lesen, Schreiben und Rechnen zu lehren, und die Geistlichkeit führt die Aufsicht darüber, daß es auch in hinlänglicher Weise geschieht: der Pfarrer darf kein Kind seines Kirchspieles konfirmiren, das nicht einen gewissen vorgeschriebenen Grad von Kenntnissen erreicht hat. Auch giebt es Wanderlehrer, die das Land durchziehen, sich auf einem einen gewissen Mittelpunkt bildenden Hof einige Wochen lang aufhalten und dort die Kinder mit denen der nächstwohnenden Bauern, die täglich herbeigeritten kommen oder bei schlechtem Wetter vielleicht auch ein paar Tage dableiben, gemeinschaftlich unterrichten. Das ist aber noch lange nicht Alles, was für die Volksbildung geschieht. Die aus den vier Städten und einigen anderen Postorten ausgehenden reitenden Postboten bringen jedem Bauern, und wenn es auf den entlegensten Hof auch nur einmal im Vierteljahr wäre, Zeitungen und Zeitschriften, die dann Wochen lang mit Eifer studirt werden. Erscheinen doch auf Island jetzt nicht weniger als etwa zwölf Wochenblätter, davon in Reykjavik allein fünf, und ungefähr ein Viertelhundert Monats- oder Vierteljahresschriften, die auf die verschiedenste Art Aufklärung und allgemeine Kenntnisse zu verbreiten suchen. Dazu besitzt fast jeder Bauer wenigstens einige Bände der alten Isländersagas, die er so oft gelesen hat, daß er sie meist auswendig kennt, und die Liedersammlungen seiner gefeiertsten Dichter; und an den langen Winterabenden sitzt man beisammen und sucht einander im Rezitiren der schönsten Gedichte und der prächtigsten Kapitel der alten Sagas zu überbieten. Oder man dichtet auch selbst im Wettkampf; denn die Isländer besitzen fast alle die Gabe, in größter Schnelligkeit Verse zu schmieden, oft mit den schwierigsten Anfangs-, Binnen- und Endreimen, und das Kunststück des im Wettdichten Folgenden ist es dann, die letzten Reime der eben gehörten Verse aufzugreifen und in seinen eigenen Versen weiterzuführen.

Die Menge der in Island alljährlich erscheinenden Bücher, Dichtungen der zahlreichen begabten Lyriker unter dem Volk, Uebersetzungen ausländischer Dichterwerke, Reisebeschreibungen, aufklärende Schriften, wissenschaftliche Abhandlungen u.s.w., ist so groß, daß der gefeierte „Islandfreund" Professor Willard Fiske berechnet hat, auf Island mit seinen 80000 Einwohnern werde verhältnißmäßig fünfundzwanzigmal so viel gedruckt wie in jedem anderen Literaturvolk der Welt. Wenn man bedenkt, daß überall Volksbibliotheken und Lesevereine bestehen, so wird verständlich werden, daß auf dem weltfernen Island, trotz der großen Armuth des Landes und den ungeheuren Schwierigkeiten des Verkehrs, mehr geschieht, um allgemeine Bildung und Aufklärung zu verbreiten, als unter den meisten übrigen Kulturvölkern; und außer den Hochschulen Reykjaviks tragen auch noch die beiden Realschulen des Landes, ein Lehrerseminar, mehrere Landwirthschaftschulen, Höhere Töchter-, Haushaltung- und Nadelarbeitschulen, eine Handelslehranstalt, eine Navigationschule dazu bei, nicht nur Allgemein-, sondern auch eine tüchtige Fachaus-

Digitized by Google

bildung zu vermitteln, die bei der Herkunft der Schüler aus allen Landestheilen wiederum der gesammten Bevölkerung nutzbar wird.

So erfährt und weiß auch der einfachste Bauer auf dem entlegensten Hof Etwas davon, wie es in der großen Welt draußen zugeht; so vertreibt er sich die Zeit mit dem Lesen der besten Werke der großen Männer seines Volkes; so wird er bei seinem Drang, noch mehr über Das zu erfahren, was er gelesen hat, oft selbst zu ernsten Studien veranlaßt; und so scheint ihm, der ein halber Dichter ist, die weite Wildniß um ihn nicht mehr öde und verlassen. An den wilden Lavagebilden, in denen seine durch die zahllosen isländischen Volkssagen angeregte Phantasie die verschiedenartigsten Gestalten zu erblicken glaubt, an den hochragenden Gletschern, an seinen grünen Matten hängt er mit unerschütterlicher, zäher Liebe: haben doch auf dem selben Fleckchen Erde schon seine Väter und Urväter gesessen, führt doch sein Hof, wenn er auch nach manchem Erdbeben neu aufgebaut werden mußte, noch den alten ehrwürdigen Namen, den er schon in den uralten Sagas trägt, ruhen doch hier in der Nähe die Gebeine seiner Vorfahren, die er bis in die frühesten Geschlechter zurückzuverfolgen und aufzuzählen vermag. Darum eben bleibt er auf seiner Scholle sitzen und singt mit einem seiner besten Dichter:

„Wie herrlich ist doch unser Land
Am schönen Sommertage!
Da prangt der Busch im Laubgewand,
Die Heerde springt im Hage;
Das Thal erhebt sein Auge blau
Zum Sonnenlicht, dem holden;
Des Grasfeld glänzt, es grünt die Au,
Die Wellen blinken golden.

Und schön ist auch im Winterkleid
Dies Land der weißen Firne,
Wenn hell des Nordlichts Goldgeschmeid
Ihm abends kränzt die Stirne;
Wenn auf das Eis herniederblinkt
Das Flimmerlicht der Sterne
Und Elfen tanzen, daß es klingt
In weiter Bergesferne.

O Land, das unsern Vätern Ruh'
In Deinem Schoß gegeben,
Das an den Bautasteinen Du
Erweckst ein neues Leben:
Schön' Vaterland, für das wir glüh'n,
Gott schütz' Dich und die Deinen,
So lang' noch Blumen um uns blüh'n,
Am Himmel Sterne scheinen!"

Varel. M. phil. Karl Küchler.

Digitized by Google

Theater.

Ihrer Heimath, sagte ich neulich, dem Europäern noch immer unfaßbaren Räthselreich, gaben die Moskauer Körper und Stimme: so wurde ihr erster Sieg möglich. Nach Tolstois Zarentragoedie brachten sie uns Gorkijs „Nachtasyl"; ließen nach dem alten auch das neue Rußland sehen. Wie schwach das Drama ist, wie arm an äußerem und innerem Geschehen, merken wir erst, wenn die Worte, weil sie russisch gesprochen werden, auf unser Ohr nicht wirken. Wundervolle Erquickung, im Theater einmal nur die Aktion zu genießen, nicht dem Gerede (dessen Ueberfülle unser Drama nachgerade zu ersticken droht) mit ängstlicher Lauschergier folgen zu müssen. Aber nur wenige Dichter bestehen die gefährliche Probe; die meisten sind schnell verloren, wenn Wortkünste ihnen nicht zum Schein dramatischer Wirkung helfen. „Ein Bund Stroh aufzuheben, muß ich keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuß umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen. Wozu die saure Arbeit der dramatischen Form? Wozu ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen, wenn ich mit meinem Werk und mit seiner Aufführung weiter nichts hervorbringen will als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von Jedem zu Haus in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen würde?" Diese Sätze Lessings (die den alternden Sarcey entzückten) passen den Neusten nicht in ihren Kram. Die fordern, das Publikum müsse zufrieden sein, wenn es im Schauspielhaus Interessantes höre; und das Publikum „nimmt vorlieb", 1906 in Berlin wie 1768 in Hamburg. Da ists denn gut, wenn die vom Tagesruhm Gekrönten einmal gezwungen werden, ohne Wortbehang an die Rampe zu treten. Herr Gorkij (für den die Reklame so rastlos, in zwei Erdtheilen, arbeitet, daß ein geistreicher Mann gesagt hat, hinter all dem Lärm könne nicht ein Einzelner, müsse eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung stecken) sah recht dürftig aus. Er kann reden, klug, nachdenklich, hitzig, in guter Stunde auch kleine Menschheit gestalten, hat aber nicht den Athem des Weltenschöpfers, nicht die große Vision, die einen Kosmos gebiert und ohne erläuternde Worte sich Wirkung erzwingt. Er hat das refugium peccatorum, das er uns zeigen will, lange gesehen und kann es drum schildern; wie ein ungewöhnlich begabter Reporter, ein russischer Conan Doyle, der die erlebten Vorgänge gern ein Bischen illuminirt. Aristide Bruant und Xanrof haben diese Sachen besser gemacht. Im grauen Alltagslicht würde das Häuflein der Entgleisten, Ver-

Digitized by Google

schütteten weniger reden, agiren, tragiren. Daran zu denken, reizt uns der manchmal sehr mühsam aufgebotene Realismus der Milieudarstellung. Nun verstanden wir auch die Worte nicht; konnten über Lukas fromme Späße nicht lächeln, den pointirten, Beifall heischenden Jammer des Barons nur aus der Geberde errathen. Hüllenlos trat der Mechanismus des Stückes vors Auge und wir sahen, wie kahl dieses Werk eifernder Reporterphantastik im Grunde ist

Für den Regisseur ists bequem. Illuminirtes Elend: Das kann heutzutage Jeder. Daß die Andacht am Totenbette der Schlossersfrau, daß Weibergekreisch, Schlägerei und Mordsspektakel gelingen würden, hatte ich denn auch erwartet und ward durch die Vortrefflichkeit der Ausführung nicht überrascht; bei Antoine, Reinhardt und Brahm macht mans ungefähr eben so gut. Nur zwei Impressionen sind mir geblieben. Abend im Nachtasyl. Zwei Oellampen spenden karges Licht. Hinter braunen Fetzen wehrt die Schlossersfrau sich gegen den Tod, der ihr sanft doch, als Erlöser aus langer Qual, naht. Auf der großen Pritsche (wie konnte man sie, die den Raum erst zum Nachtasyl macht, im Kleinen Theater vergessen!) der Baron mit zwei Lastträgern und einem Schiffbrüchigen beim Kartenspiel. Der Schlosser und der delirirende Mime sehen zu. Väterchen Luka sitzt am Lager des vergrämten Weibleins, das den Knochenmann heranschlurfen hört. Nach der Vorschrift soll, wenn der Vorhang aufgeht, sofort geredet, dann, während das Gespräch weitergeht, von zwei Stimmen eine Strophe gesungen werden. Der russische Regisseur läßt die ganze Kumpanei singen; und dann erst das Gerede beginnen. Die Wirkung ist mit Worten nicht nachzumalen. Man hört den Stimmen an, daß diese Männer gar nicht an den Gesang denken; innerlich mit ganz Anderem beschäftigt sind: mit dem Kartenspiel, mit ihrer Lage, mit dem Leben, das hinter den braunen Fetzen verflackert. Wider den Rhythmus, den Sinn des Liedes steigern, beschleunigen, färben sich diese Stimmen und verrathen, was in jedem Sänger vorgeht. Aus dem deutschen Text wissen wir, daß da von der Sonne gesungen wird, die nicht bis in den Kerker dringt; von einem Gefangenen, der seine Ketten nicht sprengen kann. Wollens jetzt aber nicht wissen. Da stöhnt eine sterbende Frau und ein vom Schicksal weichgeklopfter Alter streichelt ihr zärtlich die hagere Wange. Und dicht daneben hocken Menschen, die nichts gemein haben, die von den Polarkreisen des Erlebens kommen, und erhitzen sich beim Kartenspiel, das dem Glücklichen ein paar Kopeken bringen kann. Nichts gemein? Die Sorge ums Brot für den nächsten Mittag; das ganze Leid der Kreatur. Einerlei, ob Der Baron, der Andere Packknecht ist. Ihre Stimmen vermählen sich; und auch ihr Fühlen klingt zum Choral zusammen... Dann das Gebet des Tataren. Wir kann-

Digitized by Google

ten ihn kaum. Ist er ein Fürst, wird er nur vom Spott so genannt? Nun spreitet er Etwas über sein Pritschenplätzchen, ein Tuch, eine Matte, kniet drauf, wiegt sich in den Hüften und betet. Lange; so lange, daß dieses lautlose Asiatengebet auf Ungläubige komisch wirken könnte. Doch keine Lippe verzieht sich. Die Inbrunst des Gestus bannt die dreisteste Lachlust. Und es ist, als belebe sich allmählich das steinerne Antlitz dieses Menschen; wie eines Götzenbildes, das im Wirbel umgebender Ekstasen zu athmen anfängt. Als kennten wir diesen Tataren. Gewiß: ein Fürst. Der Ahn herrschte hier. Entwaffnet; in Fron erniedert, zwischen Diebe und Säufer gepfercht; und die Haltung, der Ton des Wesens immer noch fürstlich. Und wieder fühlen wir Rußland uns näher. Strolche, die andächtig schwärmen, Verbrecher, die mit dem Schutzmann auf Du und Du sind; und in der rechtgläubigen Gemeinde der fremde Bruder Tatar.

Vom Kopf bis zur Zehe russische Menschen. Nur der Baron ist anders; in Typus und Geberde mehr Europäer; nicht nur aus anderer Klasse. Der deutsche Regisseur hat nicht bedacht, daß Moskowien keine Barone hat, ein Baron für den Russen nur ein Balte sein kann. Herr Katschalow (der als das nach Stanislawskij stärkste Talent der Truppe gilt, den Marcus Antonius und den Johannes Vockerath spielt, in Berlin aber zu keiner großen Aufgabe kam) giebt ihn als Balten. Seinen kurländischen Dialekt, über den der Russe lacht, hört unser Ohr nicht; doch das Auge sieht, daß es einen Menschen anderer Rasse vor sich hat. Nicht oft zeigt Gestalterkraft auf den Brettern sich so diskret. Keine Wirkensmöglichkeit wird versäumt; und nie kokett nach Beifall geblinzelt. Sehr gut ist auch sein Mädchen. Famos, wie diese Nastja, sobald ihre Wuth für Sekunden verglimmt, die Cigarette wieder ansteckt. Jede Gestalt lebt im eigenen Licht und steht richtig im Raum. Der trunksüchtige Schauspieler ist kein Delobelle, dessen Hirn noch der Glanz einst erbrüllter Siege umflimmert, sondern ein fast schon zertretenes Würmchen, das im Alkoholdunst nur müde noch zuckt. Luka kein ehrwürdiger Apostel, sondern ein fideles Schlauköpfchen, das sich eine Spelunkenphilosophie zurechtgemacht hat und mit seinem pfiffigen Altruismus längst nicht mehr Prügel einhandelt. Herr Moskwin giebt ihm die helle, etwas fettige Stimme und die asthmatische, nie aufdringliche Bethulichkeit, die er dem Zaren Feodor gab; kein großer, beim ersten Blick verblüffender Spieler, doch einer, der durch die schlichte Tüchtigkeit seines Wesens, durch die warme Wahrhaftigkeit einer redlichen Natur gewinnt und in keinem Laut, keiner Geberde an Theaterkönige, Theaterlandstreicher erinnert. Um Haupteslänge aber ragt Satin über Alle hinaus. Eine kleine Rolle. Ein Halbgebildeter, nicht mehr ganz jung, irgendwie deklassirt

Digitized by Google

und ohne Hochmuth nun im Sumpf heimisch. Auf der Pritsche liegt er und gähnt; und das Gähnen schallt wie Geheul. Richtet sich auf, reibt die Augen, stiert auf die Gefährten; und langsam löst sich die Zunge. Fremdwörter werden ausgespien, wie Schleim, der morgens den Erwachten belästigt. „Organon", „Makrobiotik", „transszendental". Was nützt solche Wissenschaft hier im Nachtasyl? Ueber dem grauen Bart und den Schmatzlippen lachen zwei dunkle, lüsterne Augen. Ein Schwung: der Kerl steht auf den Beinen. Lang, sehnig, stark, reizend verlüdert. Den könnte Frans Hals gemalt haben. Er räkelt sich; und der Lümmel hat eine allerliebst freche Grazie. Der (noch ehe er viel geredet hat, fühlen wirs) ist der König in diesem Reich. Erists: Stanislawskij.

Erst in Tschechows „Onkel Wanja" lernen wir ihn ganz kennen. Wieder ein Drama ohne Geschehen, ohne äußere Aktion und innere Entwickelung. Wieder eine andere Provinz russischer Menschheit. Russisch die ungeheure, an die Ehrfurcht des pekinger Reiskärners vor dem literatus erinnernde Schätzung der Gelehrsamkeit. (Herr Professor Serebrakow, ein träger Wanst und Schwätzer, hat den Nimbus des großen Gelehrten und Cerebralmenschen: und die Sippe opfert sich seinem Ruhm; keucht und schwitzt unter Lebensmühe, auf daß dem Unermeßlichen kein zum Behagen nothwendiges Putzgeräth fehle.) Russisch die Selbstherrschaft sinnlicher Triebe und die Unfähigkeit, auch nur eine Weile den Willen zu stetigem Thun zu zwingen. (Einer empört sich gegen die Haustyrannei, bedroht den Wanst mit der Waffe, merkt bald aber, daß seine Kraft nicht weiterreicht, und läßt sich kirren; und der Fettklumpen mit der Aufschrift „Herr Professor" lastet für Lebenszeit nun auf der Familie.) Kein starker, auf die Menschen fortwirkender Vorgang; nicht einmal der Plan einer Architektur. „Szenen aus dem Landleben". Ein feiner Poet, dem Krankheit die Sinne geschärft hat, führt uns hinaus, öffnet eine Thür und läßt uns ein Häuflein seltsamer Menschen sehen. Und wenn er die Thür wieder schließt, hat sich nichts Wesentliches geändert. Der alte Professor a. D. wird mit seiner schönen, muthlos langenden Frau in Charkow genau so leben wie bisher auf dem Landgut; schlechte Bücher lesen, werthlose Artikel schreiben, essen, trinken und sein Schicksal bestöhnen, weils ihm den Ruhm versagt hat, den es minder Beträchtlichen freigiebig gewährt. Sein Ansehen, der Glaube an seine Größe ist ein Bischen erschüttert; doch Schwager und Stieftochter werden sich auch künftig kasteien und schinden, um seinem Leben die Ornamente zu sichern. Ilja Ilitsch Teljegin, der arme Verwandte, der wegen seiner Pockennarben das Waffelchen genannt wird, bleibt auf dem Gut und braucht nicht mehr, aus Rücksicht auf die Nerven des Herrn Professors, so leise an den Saiten seiner Guitarre zu zupfen. Schwiegermama durchackert, als hinge an der Erfüllung dieser Pflicht das Heil

ihrer Seele, sämmtliche Brochuren über die Frauenfrage. Und Sonja, das arme unschöne Stieftöchterlein, quält sich weiter, die Gutswaaren abzusetzen, addirt, subtrahirt, schreibt Rechnungen aus und schluchzt in die Kissen, weil der Doktor ihres Herzens nichts von ihr wissen wollte. Menschen, die reden, Stunden lang, halbe Nächte lang, Thee trinken und Cigaretten rauchen, auch wohl ernsthaft nachdenken und Projekte machen, jäh auffahren, Alles in Scherben schlagen, dann die Ohnmacht ihres Willens erkennen, weinen und weiterträumen, weiterleiden. Russische Menschen, für die es keine Konvenienz, keinen contrat social giebt und denen schon die Vorstellung besonnenen Handelns Unbehagen erregt. Korrekt sein, üblen Schein meiden, nach einem die Nützlichkeit wägenden Plan sein Leben einrichten: gräßlich langweilig; taugt für die steifen, eckigen, fleißigen Deutschen, die vor jedem Unternehmen bedenken, was daraus werden könne. „Entartung", sagt Tschechow; „Mangel an Kraft zum Kampf ums Dasein, an Selbstbewußtsein, Kenntnissen, Fleiß." Dieser Mangel bewirkt, daß der von Hunger, Frost, Krankheit geschwächte Mensch, um den Rest seines Lebens zu fristen und seine Kinder vor äußerstem Elend zu bewahren, unbewußt, ganz instinktiv nach Allem greift, womit er Hunger und Kälte abwehren zu können glaubt, und dabei, ohne an den nächsten Tag zu denken, schonungslos Alles zerstört." Entartung? Die Slavenstämme, die im neunten Jahrhundert die Rodsen baten, ihrem schönen, großen und reichen Land Ordnung und Recht zu schaffen, und sich freiwillig unter die Herrschergewalt der drei Waraeger Rurik, Sineus und Truwor duckten, waren schon von der selben Art wie tausend Jahre später das Geschlecht, dem Nekrassow rieth, dem schrecklichen Geschick sich zu fügen. „Wir können ihm nicht entrinnen. Wir liegen noch nicht im Grab, wir leben noch, athmen: und sind für die That doch längst abgestorben. Verdammt sind wir zu großem Wollen; die Kraft zum Vollbringen ist uns versagt." So fand sie einst der Tatarenkhan und so sind sie geblieben. Auch im Alltagsgeschäft, nicht nur in Revolution und Krieg ohne ausdauernde Initiative. Menschen, die Alles an ein Attentat setzen, jubelnd, mit frommem Lächeln, vor den Henker hintreten und noch heute bereit sind, ihr Haus, ihre Hauptstadt in Brand zu stecken; doch unfähig, einen von der Vernunft diktirten Plan, der Geduld fordert, in ruhigem Kraftgefühl auszuführen. Witte kannte seine Landsleute, als er die Radikalsten Monate lang ungestraft wüthen ließ; er wußte: Ihr Sprühfeuer verglimmt schnell, wenn man die erste Hitze in dicken Garben ausprasseln läßt; was sie nicht sofort haben können, in der Minute des Wunsches, reizt sie morgen vielleicht schon nicht mehr.

So ist Tschechows Doktor Astrow. Ein Landarzt; klug, mitleidig, kühn, redlich; immer bereit, zu helfen (und sich im Glanze solcher Hilfeleistung dann

stolz zu spiegeln), nie, zu emsiger, unscheinbarer Arbeit in Reihe und Glied zu treten. Bäume pflanzen und pflegen, in der Wildniß Kultur schaffen, seis auch nur im engen Bezirk, das Land vor Verfall und Zerstörung bewahren: Das wäre herrlich. Wenn mans nur allein vermöchte! Aber die Masse ist dumm und träg, stumpf und müde, von Hunger und Krankheit gequält; die Wege sind weit und schlecht und nach kurzer, erschlaffender Sommersgluth kommt früh wieder Schneesturm und die weiße Leichenstarre der Natur. Nichts zu machen. Das Klima lähmt und keine Menschengemeinschaft rüstet sich zu hartnäckigem Kampfe wider dieses Hemmniß, zu einem Kampf, der sie stählen und die Tauglichsten auslesen könnte. Ungenützt schlummern die Schätze im Boden. Die Waldpracht wird ausgerodet und wärmt die schmutzige Hütte. Dagegen vermag der Einzelne nichts. Wenn Astrow auf seiner Gedankenbahn zu dieser Ueberzeugung gelangt ist, fängt er zu trinken an; in jedem Jahr mindestens einmal. Dann gehts. Dann wagt er skrupellos die gefährlichste Operation, hats fast nie zu bereuen und dünkt sich einen Kerl, dessen Erdentage eine Spur hinterlassen werden. Nur für ein paar Stunden aber beseitigt der Alkohol die lästigen Hemmungen. Und nun sieht der Nüchterne wieder, daß er Ostrowskijs „Mann mit dem großen Schnurrbart und den kleinen Fähigkeiten" gleicht, daß er ohnmächtig vor einer Aufgabe steht, die eines geduldigen Riesen Lebensarbeit heischt, und ächzt, wenn er ans Bett eines Kranken gerufen wird, dem er wahrscheinlich doch nicht helfen kann. Eines Tages kommts wie ein Taumel über ihn. Die schöne Frau des Professors: da wäre endlich ein Bischen Lenzjubel ins graue Erleben zu bringen. Warum nicht? Der Professor ist alt und kraftlos, die Frau von unruhiger Sehnsucht nach Emotionen erfüllt; und Astrow fühlt an der Reaktion, daß er mit seinem männischen Schwärmertrieb auf den Brennpunkt ihrer Weibheit wirkt. Er streckt, Helena Andrejewna an sich zu reißen, die Arme aus, spottet, mit gierig zitternder Lippe, über seine Wehrlosigkeit vor solchem Reiz, umklammert sie eine Sekunde lang, küßt ihren Mund: da werden sie gestört. Noch einmal beginnen? Jetzt sind die Sinne gewarnt; wären zum zweiten Mal nicht zu überrumpeln. Eine lange Belagerung? Dazu reicht die Energie nicht. Lieber mags ein Traum bleiben. Ein Kuß auf die Wange. Adieu. Dabei ließe ers; und die Brunst wäre im Hohn über die eigene Schwachheit bald gekühlt. Jetzt aber bäumt sich die Frau, packt einmal noch den mit allen Nerven Begehrten, preßt Mund auf Mund ... Der Wagen wartet schon. Der Herr Professor hats eilig. Finita la commedia.

Den Doktor, den Herr Stanislawskij uns sehen ließ, werde ich nicht vergessen. Den kenne ich nun besser als Manchen, der oft in meinem Zimmer saß. Diese Haltung, mit hängenden Schultern und nach vorn wippenden Knien.

Digitized by Google

Im Auge den gleißenden Wurm der Wälsungen; und in den abgetragenen Kleidern eine Noblesse, daß Onkel Wanja mit seiner schönsten Kravatte neben ihm wie ein geschniegelter Subalternbeamter aussieht. Mit vierzig Jahren schon grau, abgearbeitet, verwahrlost, struppig, die feinsten Furchen der Persönlichkeit vom Alkohol weggespült. Und doch begreift man, daß er zu jeder Frau den Blick heben darf, jede sich gern in seinen Arm träumt. Auf diesen Trümmern adeligen Menschenthumes liegt der Glanz einer Sonne, die in ein seltsames, wildes, nie beschriebenes Glück zu locken scheint. Wenn er in leichtem Rausch tänzelt, bleibt er vornehm. Wenn Helena Andrejewna, die erforschen will, ob er die Liebe der Stieftochter erwidere, durch eine Schwebung der Stimme, durch die dunkle Färbung der Pupille die Unrast, das Verlangen ihrer Seele verräth und er, wie ers gewöhnt ist, ehe er eine Diagnose stellt, auch hier unwillkürlich das Perkutirhämmerchen aus der Tasche holt, leuchtet der verwüstete Kopf von lustiger, lüsterner Klugheit. Noch ists Experiment; auch in der Frau nur der keusch aufdämmernde Gedanke, wie schön es sein müsse, Diesem im Geist sich zu vermählen. Nun aber wittern die Thiere einander. Wie ein Panther, der zum Sprung ansetzt, knickt er zusammen, reckt die Fänge: und hält die Beute. Sie wollte sich wehren und kanns nicht. Hat die Arme gehoben und läßt sie sinken; als brächen sie, wie dürre Zweige im Sturm. Nie vielleicht ist die Trübung des Bewußtseins, die der Geschlechtstrieb wirkt, das plötzliche Versinken ins Animalische auf einer Bühne so sichtbar geworden. Auch Tschechows Witwe, die sich mit der komplizirten und undankbaren Rolle der Helena Immakulata abquälen muß, zeigt mit klügstem Takt, wie in der Dame das Weibchen erwacht, und hüllt im Sinken noch den erglühenden Leib in einen Schleier, der uns den graufigen Anblick maenadischer Wuth erspart... Jede Rolle wird so gespielt, daß nichts zu wünschen bleibt. Wundervoll der gedunsene Professor mit der soignirten, wie mit Kapaunenfleisch gepolsterten Hand; eine ungemein repräsentative Menschenfassade, hinter der man keine Wohnstätte suchen darf. Das runde Waffelchen, das im Gutshof nur geduldet ist, nicht zu viel Platz einnehmen will, nur mit halbem Gesäß deshalb schüchtern auf dem schlechtestem Stuhl kauert und über jedes Späßchen doch so herzlich lachen kann, daß der Zuschauer den Reiz im Zwerchfell zu spüren meint. Und als unschöne Stieftochter Frau Lilina-Stanislawskij. Würdig solches Gatten. Ein feines, kluges, verhärmtes Mädchen. Ein Schattenpflänzchen, dem immer nur Thränen die Wurzel tränkten.

Wieder hatte der Regisseur die hier von ihm geheischte Pflicht klar erkannt und mit getreuster Sorgfalt erfüllt. Tschechow nicht wie Gorkij behandelt. Dort war ein Zustand zu zeigen, die Illusion eines Gewimmels zu schaffen; das Verbrechermelodrama braucht starke Farben und wird erst durch die

wirre Fülle aller in solcher Elendsherberge möglichen Nebengeräusche recht lebendig. Bei Tschechow muß Alles gedämpft sein, matt, blaß; russisches Landleben auf die Bühne zu bringen, den Hintergrund mit bunten Typen zu füllen, wäre leicht; wäre aber falsch. Nur um die Menschen handelt sichs hier; um Dialoge, seelische Betastungen und Perkussionen, aufzuckende und verhuschende Regungen, von denen die Aufmerksamkeit nicht abgelenkt werden darf. Den Ton dieser Schwächlinge stimmen und ihrem Denken Atmosphäre geben: mehr darf der Regisseur hier nicht thun. Nichts Schwereres konnte ihm zugemuthet, nicht mit noblerer Kunst die Aufgabe bewältigt werden. Unser Ohr fühlt, daß diese Menschen schon lange zusammen leben, Einer an des Anderen Stimme und Denkart gewöhnt ist und die leiseste Andeutung sofort versteht; und daß nur der Doktor von draußen kommt, aus fremdem Erleben. Wie oft saht Ihr auf den Brettern wohl eine Familie, deren Familiarität Euch glaubhaft schien? Hinter den Coulissen, merktet Ihr, kennen sie einander nicht. Und hattet beim Eintritt in jeden Familienkreis doch empfunden, wie anders Eure Stimme, Euer ganzes Wesen klinge als dieser engen Gemeinschaft. Die Russen waren so intim, daß der Hörer sich wie ein Horcher vorkam, wie ein Eindringling, dem Diskretion gebiete, schnell wieder zu verschwinden. Die Leute ahnen ja nicht, daß sie belauscht werden; sind auf Besuch nicht vorbereitet. Der Kronleuchter, die Möbel mit Schutzüberzügen verhüllt. Auf dem Tisch die Reste des Mahles. Alles unsauber. Jeder im schäbigen Hausrock bei der Alltagsverrichtung. Ists nicht häßlich, arglosen Menschen ins heimlichste Leben zu gucken?

Auch in einem germanischen Drama wollten die Gäste sich zeigen; und hatten Ibsens „Volksfeind" gewählt. Ein mit derber Faust gezimmertes Theaterstück, in dem nur die spirituelle, nicht die poetische Kraft des Norwegers sichtbar wird. In der Wuth des Gekränkten, Verkannten geschrieben, der aus wärmerer Zone in die Hütten des Schneelandes ruft: „Ihr schmäht mich, weil ich Euch schreckende Wahrheit sagte, und zwingt mich, fern von der Heimath zu hausen; noch in meiner Einsamkeit aber bin ich stärker als Ihr und das Schandgeheul Eurer kompakten Majorität dünkt mich höchste Ehre." Der Muth ist löblich; die Leistung erinnert leis an moralisirende Jugendschriften, in denen vollkommene Tugend von scheusäligem Laster verfolgt wird. Die Menschen sind wenig differenzirt, die Körper fast fleischlos; nur die Reagentien, mit denen ein chemisches Experiment gemacht wird. Da muß die Theaterkunst nachhelfen; den Schein vollen Lebens zu schaffen versuchen. Also kräftiges Kolorit und viel Bewegung, damit die tendenziöse Rednerei nicht gar so kahl und kalt wirke. In Stockmans Haus muß Alles von Lebenslust funkeln, früh der Grundton heiter vertrauender Naivetät angeschlagen werden. Das Auge darf

im Schauhaus nicht Stunden lang müßig bleiben: deshalb muß Aslaksens Druckereibetrieb auf die Bühne. Und die Volksversammlung muß ein Bild des Küstenstädtchens bieten, in dem der Kampf sich abspielt; sonst weiß der Zugelassene nicht, gegen welche Elemente der gläubige Thomas den Feldzug führt. Das hat sich der Regisseur Stanislawskij gesagt. Und der Schauspieler: „Ich soll einen Menschen geben, der wähnt, seine Mitbürger würden ihm dankbar sein, wenn er nachweise, daß die Badeanstalt, die sie nährt, eine Pesthöhle ist und noch heute geschlossen werden muß; der alle Menschen für wahrhaftig und redlich hält und in der Presse eine willig allem Guten und Schönen dienstbare Kulturmacht sieht. Wie ist solcher Mensch für Stunden glaubhaft zu machen? Als Weltfremdling nur, als Schreibstubenmensch, der nie ins Leben hinaussah, den gewissenlos korrekten Bruder Strebesam für einen tüchtigen Kerl nimmt und, weil im Haus Alles lustig, redlich, aufrichtig ist, nie auf den Gedanken kam, draußen könne es anders sein. Die Allure des Kleinstadtgelehrten muß ich ihm geben, nicht des Praktischen Arztes, der hundertmal gefoppt und betrogen ward. Muß zeigen, wie rathlos er vor dem Leben steht, wie schwer sich entschließt, an dem eingeborenen, unverwischbaren Adel der Menschenseele zu zweifeln, und wie das graue Kind dann, nach der Enttäuschung, in unkluger Hast alle Brücken abbricht, die noch in die Welt führten, und aus nie versiechendem Optimismus den letzten Trost schöpft: Der Einsamste ist der Stärkste. Wenn diese Gestalt mir gelingt und ich als Regisseur die vorher bedachte Pflicht erfülle, kann die menschliche Tragikomoedie fühlbar, das welke Tendenzstück lebendig werden." Das wurde erreicht, trotzdem Stockmans Frauenvolk unzulänglich war. Thomas selbst ein slavischer Mensch, kein Nordgermane. Unsäglich rührend in seinem emsigen Willen zum Guten, seiner muthigen Hilflosigkeit, seinem Staunen im Rudel wölfischer Begierden. Vornehm im abgescheuerten Kleinbürgerrock. Ein Bücherwurm, den man lieben muß. Man fühlt, wie ungern er, nur in der Hoffnung, sich verständlich zu machen, grobe Worte anwendet, wie der aufsteigende Mißduft des Hominins ihn schmerzt. Wer denkt noch an die Badeanstalt, an die Kindergeschichte von dem guten und dem bösen Bruder? Vor uns steht ein Mensch, der alt geworden ist, ohne den Nächsten zu sehen. Nun sieht er ihn; sieht schaudernd, an welchen schmierigen Fäden die moralische Welt hängt, und wird nie mehr so fröhlich lachen wie vor dem Verlust seiner Lebensillusion.

Daß dem Volksfeind ein bunteres Kleid angezogen war, als wirs gewohnt sind, ist getadelt worden. Ibsen, hieß es, muß feierlicher gespielt werden, keuscher; nur das Wort darf da wirken. Der Tadel ist thöricht. Die feierliche Langeweile, die aus einem Drama einen mystischen Kantus macht, hin-

Digitized by Google

dert Ibsens Werke, auf unseren Bühnen heimisch zu werden. Sah Oswalds Vaterhaus je so aus, als habe der Kammerherr Alwing drin gewohnt? Hörtet Ihr den Hufschlag der weißen Pferde, die um Rosmersholm spuken? Wir sind im Logoskult schon wieder so weit, daß die Gemeinde jauchzt, wenn ein schwarzhaariges Semitenpaar den Jammer Rosmers und Rebekkas, die doch nur als Germanen denkbar sind, klug und mit erhabenem Gestus aufsagt. Doch ich wollte heute nur nüchtern berichten, nicht vergleichen. Das Fazit? Wir haben ja Zeit; unsere Theater werden uns Monate lang kaum beschäftigen; und die ersten Lenztage locken aus der Welt schönsten Scheins. Also schnell nur noch ein paar Worte. Was die Herren Stanislawskij und Nemirowitsch-Dantschenko verwirklicht haben, hatten wir bisher kaum zu träumen gewagt: künstlerisches Theater. Der Name ist nicht von eitler Anmaßung gewählt. Ein Theater, das kein kapitalistisches Unternehmen ist, gesichert; nicht auf Maximaleinnahmen angewiesen. Das die modernste Technik verwerthet (sogar das Grammophon, das heute Kindergequarr, morgen den hellen Klang moskauer Glocken vortäuscht) und sich nie zu Prunksucht verleiten läßt. Ein Theatergenie und ein tüchtiger Dramatiker theilen sich in die Herrschaft. Ein Stück, das nicht ganz fertig, im winzigsten Detail erwogen und nach Menschenermessen gegen alle schlimmen Zufälle gefeit ist, darf nicht auf die Bretter. Fünfzig, sechzig Proben; ists nöthig, noch mehr. Die feinste, fruchtbarste Arbeit beginnt erst, wenn bei uns der Herr Direktor schon das Rampenlicht anzünden heißt. Dem Schauspieler (wie unverständig wars, diese Leute Dilettanten zu nennen, weil sie später als andere, doch in besserer Rüstung auch, aufs Schaugerüst gestiegen sind!), der sich unter kundiger Führung durchaus nicht in seine Rolle finden kann, wird sie abgenommen. Und experimentirt, bis das Erreichbare erreicht ist. Mit Alledem ist die Leistung noch nicht erklärt. Diesen Menschen ist das Theater nicht Geschäft, nicht Vergnügen. Sie fühlen sich als Träger einer nationalen Mission. Das Vaterland blickt auf uns; das arme Rußland, dems so schlecht geht und über das Jeder draußen die Nase rümpft. Dem müssen wir Ehre machen. Beweisen, daß auch bei uns ernsthaft gearbeitet wird, kluge Organisation und straffe Zucht möglich ist. Jeder Abend wird zur Schlacht. Mag es den letzten Blutstropfen kosten: wir müssen siegen!.. Sie haben gesiegt. In großen und kleinen Städten selbst spröde Herzen Rußland kennen gelehrt. Russische Wesensart und Logik; Ideale, die ganz anders als unsere sind. Kennen und mitleidig lieben. Herr Gorkij hats mit all seinem Gelärm nicht vermocht. Nie errang ehrliche Kunst größeren Sieg; lohnte nie, seit den Tagen der Griechengötter, dem Mutterboden mit reicherer Frucht. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Berlin, den 19. Mai 1906.

Gossudarstwennaja Duma.

Ob der zehnte Mai 1906, dessen Mittagssonne die Eröffnung der russischen Reichsduma sah, einst in der Menschheitgeschichte ein so wichtiges Datum sein wird wie der fünfte Mai 1789? Die Etats-Généraux geberdeten sich schon in den ersten Lebenstagen recht hitzig, forderten Verfassung und Steuerreform, wollten nach Köpfen, nicht nach Ständen abstimmen, etablirten sich als Assemblée Nationale Constituante; und als der arme Louis den starken Mann zu spielen versuchte, hörte er aus dem Ballspielhaus das Gelübde, nicht auseinanderzugehen, bis Frankreich eine Verfassung habe. So wars nicht gemeint gewesen. Dem schwächlichen Enkel des Sonnenkönigs klangen wohl noch die Worte im Ohr, die, im ersten Jahr seiner Regirung, Turgot gesprochen hatte, als er rieth, nach langer Pause die Etats-Généraux wieder einzuberufen: De cette façon le pouvoir royal serait éclairé et non gêné et l'opinion publique satisfaite sans péril. Nun wars zu spät. Nach der Erstürmung der Bastille und dem versailler Schrecken kam die Flucht in die Reporterloge der Nationalversammlung, nach der Assemblée die Convention Nationale; und der Bürger Capet mußte das entkrönte Haupt auf Guillotins neue Köpfmaschine legen. In Petersburg war der Anfang glimpflicher. Auch hier marchait enfin le bataillon noir du Tiers-Etat und Michelets berühmtes Wort lag auf mancher Lippe, als die kleinen Leute, Bauern, Handwerker, Industriearbeiter, barhäuptig und verklärten Blickes in Hofkutschen nach dem Winterpalast fuhren. Doch in den ersten Tagen der neuen Wonne benahmen die Erkürten sich ganz vernünftig. Nach dem thörichten

Digitized by Google

und dicht an Landesverrath grenzenden Versuch, die Anleihe zu hindern, mußte man Schlimmeres fürchten. Daß ein paar breitstirnige Riesen auf die Stenographentribüne kletterten und dem japanischen Berichterstatter für Oyamas Hiebe dankten, ohne die Rußland heute noch kein Parlament hätte, war schließlich nur ein Privatvergnügen. Die Haltung im Saal selbst recht würdig. Obs dabei bleiben wird? Rousseau hat gesagt: „Völker müssen, wie Individuen, der Kindheit entwachsen und ins Alter der Reife eingetreten sein, bevor man sie Gesetzen unterwerfen kann; die Reife eines Volkes ist aber nicht immer leicht zu erkennen: und wer da irrt, darf nicht hoffen, je ans Ziel zu kommen. Das eine Volk ist gleich nach der Geburt, das andere erst nach zehn Jahrhunderten disziplinirbar. Die Russen werden nie wirklich civilisirt sein, weil sie es zu früh waren. Peter war ein genialer Nachahmer, nicht ein schöpferisches Genie, das aus dem Nichts ein All gestaltet. Manches, was er that, war gut, das Meiste aber verfehlt. Er sah, daß sein Volk noch im Zustande der Barbarei lebte, nicht aber, daß es für die Civilisation noch nicht reif war und einstweilen nur einer Stärkung des kriegerischen Geistes bedurfte. Statt Russen aus diesen Menschen zu machen, wollte er sie zu Deutschen, zu Engländern erziehen; er hinderte seine Unterthanen, jemals so zu werden, wie sie werden konnten, denn er suchte ihnen einzureden, sie seien, was sie nicht sind. Mancher französische Erzieher hats so gemacht; aus dem Zögling, der nur zu dem Zweck abgerichtet war, sich einen Augenblick im Glanze zu zeigen, ist aber nie Etwas geworden. Rußland wird sich bemühen, Europa zu unterjochen, und selbst unterjocht werden. Die Tataren, die Unterthanen oder Nachbarn des russischen Reiches sind, werden eines Tages seine und unsere Herren werden. Diese Revolution scheint mir unvermeidlich. Alle Könige Europens trachten gemeinsam, sie zu beschleunigen."

Diese in die Zeit franko-russischer Intimität nicht mehr passenden Sätze stehen im zweiten Buch des Contrat Social, der 1762 veröffentlicht wurde. Damals sah es in Rußland freilich schlimm aus. Der Hof, schrieb der Freiherr von der Goltz, Preußens Gesandter, an König Fritz, zittert vor einem nahen Ausbruch unzähmbarer Volksleidenschaft; „die Priester hetzen das Volk gegen den Kaiser und die Empörung ist so allgemein, daß die rathlosen Gubernatoren hier (in Petersburg) anfragen, ob sie zu Gewaltmitteln greifen dürfen, um die Gemüther zu beruhigen." Die Priester hatten Grund, wüthend zu sein. Der tolle Peter, der nach den Tod seiner Tante Elisabeth den Selbstherrscher mimte, hatte die Heiligenbilder, das Gewand, den Bart und das Besitzrecht der Kirchenleute abgeschafft. Die Popenschaft sollte sich rasiren, den Rock des lutherischen Pfarrers anziehen und ihren Sold vom Kaiser empfan-

Digitized by Google

gen, der sich im Schloß eine protestantische Kapelle einrichten wollte. So freche Verachtung ehrwürdigen Brauches mußte die Russen zur Auflehnung reizen. Aber neben dem in Kiel geborenen gottorpischen Peter Feodorowitsch saß die Anhaltinerin Katharina Alexejewna auf dem Thron der Palaeologen; et cette catin était un grand homme. Sie ließ den boshaften Narren von den Orlows morden und zeigte den Willen zu ernster Reformarbeit. Die Senatoren, schrieb sie, sollen endlich ihre Pflicht thun; wer nicht redlich und würdig des Amtes walte, sei ohne Erbarmen wegzujagen. Doch die Fülle der Ukase vermochte das geile Genie dieser Kaiserin nicht zu sättigen. Sie wollte nicht als Vertreterin der Autokratie von den feinsten Europäern bespöttelt werden, die schon neidisch ins Inselland der Erbweisheit lugten; wollte auch ihr Parlamentspielchen haben. Natürlich ein selbst erfundenes, nicht etwa den Semskij Sobor (oder die Semskaja Duma) der alten Großfürsten von Moskowien. Sollte die stolze Schülerin Montesquieus und Beccarias, Voltaires und der Encyklopädisten eine verfallene Institution aus dem Schutt graben? Undenkbar. Die Russen glaubten damals ja noch, der Gedanke des Sobor sei auf altslavischer Erde gewachsen (und ahnen, trotz Allem, was Sergejewitsch und Kostomarow seitdem darüber gesagt haben, noch heute sogar nicht, daß dieses Gewächs sich von den Generalständen des dem Slavophilen verhaßten Westens nicht wesentlich unterscheidet). Nichts also für die Frau, die sich mit unermüdlichem Eifer in alle Formen des ihr fremden Glaubens und Aberglaubens gefügt und die Taufnamen Sophie Auguste mit den jedes Russenherz erfreuenden Jekaterina Alexejewna vertauscht hatte, die um jeden Preis aber als Europäerin und als Genie von eigener Gnade bewundert sein wollte. Ihre Gesetzgebende Kommission mußte anders sein als alle irgendwo bestehenden Ständeversammlungen. Indirekte Wahl. Jeder Abgeordnete bekam von der Regirung ein cahier, in das er die Wünsche und Bedürfnisse seines Wahlkreises einzutragen hatte. Oeffentliche Berathung. Ausführliche Sitzungberichte und genaue Anwesenheitkontrole. Die Geschäftsordnung hatte Katharina selbst entworfen. Als die Sache dennoch nicht recht klappen wollte, schickte sie dem Ersten Präsidenten (die in Knechtssinn gewöhnte Mehrheit hatte einen Orlow gewählt, die Kaiserin aber, um ihre Unparteilichkeit zu zeigen, Bibikow ernannt) Berichte über englische Parlamentsverhandlungen, damit er sehe, wie es gemacht werden müsse. Kein Gesetzentwurf durfte in Hast durchgepeitscht, die Freiheit der Rede nicht geschmälert werden. In dem (angeblich auch von Katharina allein) für die Kommissia verfaßten Programm (Nakaz) standen wunderschöne Sätze. „Der Bürger soll nicht den Bürger, sondern nur das Gesetz fürchten. Wenn jeder Bürger sich voller Sicherheit er-

Digitized by Google

freut, entsteht die Ruhe des Gemüthes, ohne die politische Freiheit nicht zu denken ist. Ich weiß (und halte für rühmlich, es auszusprechen), daß ich nur die Aufgabe habe, dem Wohl meiner Völker zu dienen, und werde nie den Schmeichlern glauben, die täglich wiederholen, nur für die Fürsten seien die Völker da. Wenn unser großes Werk vollendet ist, darf es auf der Erde kein Volk geben, das gerechter regirt wird und kräftiger gedeiht als das russische." Pompöse Sätze, wie russisches Vollblut sie niemals gefunden hätte. Die Arbeiten wurden mit Feuereifer im Plenum und in den neunzehn Ausschüssen begonnen; und das Präsidium, in dem neben Bibikow und dem Generalprokurator Wjäsemskij auch ein Schuwalow saß, hielt streng auf guten Ton. Trotzdem kams zwischen Adel und Kleinbürgerthum zu manchem Strauß. Alle wollten reden; und wer das Wort einmal hatte, gabs nicht so leicht wieder her. Natürlich fehlte auch die russische Spezialität der fürstlichen Demagogen nicht; einer soll in den Hundstagen des Jahres 1767 ein Gesetz gefordert haben, das den Lehrern verbiete, die Schüler zu prügeln. Unbequem wurde die Redefreiheit erst, als Kleinrussen und Balten ihre Privilegien verfochten. Staatsrechtliche Fragen, mußte Bibikow auf Allerhöchsten Befehl da schnell verkünden, gehören nicht in den Geschäftskreis der Kommission, sondern können nur von der Selbstherrscherin beantwortet werden. Das war der erste Streich. In der zweiten Session, deren Schauplatz der petersburger Winterpalast war (vorher wars der Thronsaal im Kreml gewesen), wurde die Sache schon langweiliger, die Pause zwischen den Sitzungen länger, die Präsenzziffer, trotz den Diäten, kleiner. Dann mußten die Bojaren und Kasaken in den Türkenkrieg: und Katharina benutzte den Vorwand, schickte die Kommission heim und ließ nur die Ausschüsse weiterarbeiten. Jetzt erst, schrieb sie später, hatte ich mein Reich kennen gelernt und wußte, für wen ich zu sorgen habe. Das Schauspiel religiöser und nationaler Zersplitterung, das die 564 Erwählten boten, wurde nach und nach aber lästig; konnte auch schädlich werden. Die große Nymphomanin lehnte sogar den Titel „Landesmutter" ab, der ihr angeboten ward; sie hat noch achtundzwanzig Jahre regirt, die Volksstimme aber nicht mehr bemüht.

In dem Tauri schen Palast, den sie für ihren Patiomkin bauen ließ (so hieß der schlaue und nicht nur im Bett emsige Barbar, der, seit Graf Ségur den Namen falsch geschrieben hat, in Europa Potemkin genannt wird), ist diese Stimme nun wieder zu hören. Wie lange? Episode oder Geschichte? Patiomkinsches Dorf oder Wendepunkt der Entwickelung? Nur Helios vermags zu sagen, der alles Irdische bescheint. Europäerexperimente ähnlicher Art sind in Rußland oft gemacht und noch öfter empfohlen worden; von dem ersten und dem zwei-

Digitized by Google

ten Alexander, von Speranskij, Stroganow, Miljutin und manchem Anderen. Lange hats nie gedauert. Auch diesmal sollte eine Parlamentsform gefunden werden, der die Schutzmarke gebühre: Made in Russia. Keine Notabelnversammlung. Point de notables; je ne veux pas de 1789, hatte Alexander der Zweite gesagt, als die Intelligenz laut ihren Theil an der Regirung heischte; und Bismarck, der in seinem Bericht an Schleinitz das Wort erwähnt, fügt hinzu: „Ereignisse sind stärker als menschliche Pläne und von ihnen wird auch die Zukunft aller guten und schlechten Reformprojekte für Rußland abhängen. Bleibt die Zeit ereignißlos, so glaube ich doch, noch lange genug zu leben, um Gortschakow vor russischen Notabeln reden zu hören." Nikolai Alexandrowitsch hat die Antipathie des Großvaters geerbt. Wollte aber auch nicht den Namen Semskij Sobor. Und der Instinkt hat ihm vielleicht den richtigen Weg gezeigt. „Der Sobor", hat Paul Schuwalow 1880 gesagt, „für den unsere neuen Slavophilen so eingenommen sind, scheint mir die unbequemste Form politischer Vertretung. Parlamente kann man auflösen, wenn die Regirung nicht mit ihnen zu arbeiten vermag. Unsere Russen würden, sobald wir ihnen nicht den Willen thäten, einfach striken, sich weigern, an Berathungen mitzuwirken, deren Nutzlosigkeit festgestellt sei. Dadurch geriethe das Land dann in konstitutionelle Krisen, aus denen sich die Regirung nur mit vermindertem Ansehen, vielleicht unter schmählichen Bedingungen, retten könnte." Solche Krisis ist auch in der Reichsduma möglich. Der Name erinnert Volk und Kaiser wenigstens aber nicht an die altslavische Nothversammlung, deren Mitglieder weder Rechte noch Praerogative hatten und von der nur auf bestimmte Fragen eine (den Großfürsten und Gossudar nicht bindende) Antwort, ein unmaßgebliches Gutachten verlangt wurde. Von der Notabelnvertretung ists nicht weit bis zum Konvent. Und der Name Duma ist einstweilen noch anodin. Ob ers bleiben wird?

Nikolai Alexandrowitsch ist im Mai 1868 geboren, im Mai 1891 in Otsu von einem japanischen Polizeisoldaten am Kopfe verwundet worden. Zehnter Mai 1895: Admiral Makarow hat auf der Landkarte mit rothem Stift den Bezirk eingezäunt, den Japan nach dem Sieg über China herausgeben soll, und zwingt, im Beach-Hotel der Hafenstadt Tschifu, durch eine von Deutschland und Frankreich unterstützte Drohung die Männer von Nippon, die im Vertrag von Shimonseki ihnen zugesprochene Liau-Halbinsel und besonders schnell Port Arthur zu räumen. Vierzehnter Mai 1896: Rußland schließt mit Japan einen Vertrag, der Koreas Unabhängigkeit feierlich verbürgt, die Rechtsansprüche auf öffentliche Arbeiten abgrenzt und beide Kontrahenten verpflichtet, ihre Schutztruppe auf der Insel nicht über die Präsenzziffer von tausend hin-

Digitized by Google

aus zu erhöhen. Dreißigster Mai 1896: Nikolais Krönung in Moskau; auf dem Chodinkafeld werden dreitausend Menschen von Volksgenossen überrannt, erdrückt, zertreten. Achtzehnter Mai 1899: Nikolais Friedenskonferenz wird im Haag eröffnet. Erster Mai 1904: Kuroki kann melden, daß die Yalulinie geräumt, General Sassulitsch nach Taschantin zurückgeworfen ist. Achtundzwanzigster Mai 1905: Roschdestwenskijs Geschwader wird in der Koreastraße von Togo vernichtet. Das sind die wichtigsten Maitage aus dem Leben des Kaisers, dessen kraftlos himmelan strebender Sinn sich in irenischen Heilandswahn verstieg. Am zehnten Mai 1906 hat er nun die Reichsduma eröffnet.

Seine Haltung und seine Rede war gut. Die schüchterne Grazie seines Wesens gewinnt rasch stets auch widerstrebende Herzen; und diesmal war er im Innersten ruhig: er that endlich ja, was die beiden Kaiserinnen so lange erbeten hatten. Freiheit, Ordnung, Volksaufklärung, Wohlstand, Verjüngung des Russenreiches: Alles sehr hübsch, taktvoll, ohne Phrasenpomp. Sehr nett auch, daß er den Gruß an die Duma stehend verlas. Das Thun und Unterlassen der petersburger Machthaber zeugte in letzter Zeit überhaupt von wiederkehrender Klugheit. Das Geheul über die schnöde Fälschung des Volkswillens war grundlos; wenn der Tschin die Wahlfreiheit nicht geachtet hätte, wären nicht so viele Radikale gewählt worden. Wer das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht, das England noch heute nicht hat und Preußen, nach der Ueberzeugung des ziemlich modern empfindenden Herrn von Bethmann-Hollweg, nicht ertragen kann, für die hundert Millionen russischer Analphabeten fordert, ist ein Narr, auch wenn er den Professortitel trägt. Tocqueville (De la démocratie en Amérique) hat gesagt: Je vois dans le double degré électoral le seul moyen de mettre l'usage de la liberté politique à la portée de toutes les classes du peuple. Ceux qui espèrent faire de ce moyen l'arme exclusive d'un parti, et ceux qui le craignent, me paraissent tomber dans une égale erreur. Und Taine: „Radikale Zeitungen werden behaupten, die indirekte Wahl stehle dem Volk seine Rechte. Die Behauptung wäre falsch; denn dieses Wahlsystem giebt keiner Klasse ein Vorrecht und wahrt das Interesse der größeren Zahl. Daß die Arbeiter der großen Städte damit nicht zufrieden sein werden, ist bedauerlich, aber ungefährlich, wenn die Regirung sich nicht sehr schwach fühlt; denn diese Arbeiter sind in der Minderheit und haben nicht das Recht, ihren Willen der Mehrheit als Gesetz aufzuzwingen." Vernünftig ist auch die Umwandlung des Reichsrathes in eine Erste Kammer und das kühle Trachten, in dem Verfassungsgesetz und der Amnestie sich brauchbare Handelsobjekte zu sichern. Wäre der Verfassungentwurf dem Votum der Duma überlassen, die Amnestie ihr als Pathengeschenk ins Haus gebracht worden,

dann hätte sie sofort viel mehr verlangt, als gewährt werden könnte. Nun wird sie vielleicht befriedigt sein, wenn ein paar Härtendes Grundgesetzes beseitigt und die nicht allzu schwer belasteten Politiker begnadigt werden. Das Selbstgefühl der Abgeordneten ist freilich kaum noch einer Steigerung fähig. „Nicht zu bitten haben wir, sondern zu fordern." „Kein Festmahl, so lange irgendwo noch ein Märtyrer im Kerker schmachtet." „Militär, Polizei und Tschinowniks werden in diesem Saal nicht geduldet." „Die Autorität der Duma ist die höchste im Reich." So reden die Männer der tauriſchen Montagne. Doch haben sie ohne Murren auch den Satz hingenommen: „Wer für das Volk Rechte heischt, darf das Recht des Kaisers nicht mißachten." Der Anfang war also nicht schlecht.

Ernste Schwierigkeiten werden erst die Agrardebatten bringen. Der Mushik sieht sich plötzlich von allen Seiten umbuhlt. Wenn das Allheilmittel der Bodenreformer empfohlen und die Frage gestellt wird, ob die expropriirten Grundherren Anspruch auf Entschädigung haben, wirds mit holdem Schmeichelwort aber nicht abgethan sein; dann muß Farbe bekannt werden. Woher das Geld zur Entschädigung nehmen? Und weigert man sie, so flüchtet das vor weiterreichender Sozialisirung zitternde Kapital ins Ausland und die Reichswirthschaft verdorrt völlig. Dazu kommen die nationalen und regionalen Gegensätze. Tagt die Duma lange, dann ist ein Nationalitätenkampf unvermeidlich, gegen dessen barbarische Heftigkeit alles in Oesterreich Erlebte wie Kindergezänk klänge. Schlimm ist, daß so viele Ideologen gewählt sind; noch mehr als in die ersten deutschen Parlamente, denen sie die Kraft zu nützlicher Arbeit lähmten. Diese intellectuels bedenken nie, daß sie nur eine schmale Schicht bilden, erkennen nie das Interesse der Masse (oder schätzen es gering), wollen das Land nach dem Wunsch eines Häufleins Wurzelloser regiren und sichern sich durch pfiffige Schwatzkünste die Mehrheit. In Rußland sinds die Häupter der Konstitutionell-Demokratischen Partei (K.-D; daher der Spitzname Kadeten, den Polen dem verhaßten Musterwort Hakatisten nachgeahmt haben). Diese Leute, hat Witte gesagt, sind unter einander ja gar nicht einig; haben verschiedene Wünsche, Temperamente, Ziele. Können sich trotzdem aber ein Weilchen in der Mehrheit behaupten. Ein anderer Minister, ein weimarischer, hat einst geschrieben: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität, denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkomodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne im Mindesten zu wissen, was sie will." In Rußland ists genau wie in Europa; und natürlich will man auch da seine Große Revolution mit Constituante und Convention haben. Die Bauern aber, nicht die Intellektuellen, werden den Lauf der Dinge schließlich bestimmen. Deren Landhunger wird

Digitized by Google

nicht leicht zu stillen sein. Die nach Katharinas Geschäftsordnung gewählten Ausschüsse tagten noch, als Pugatschew aufstand und die russische Jacquerie begann. Mit Parlamentariern kann eine halbwegs kluge Regirung, die Etwas zu bieten hat, sich immer verständigen. Schon der Diätengenuß ist nicht zu verachten; der zur Mitarbeit Berufene sieht die Sachen ganz anders als der aus müßigem Neid Zuschauende; und die Hoffnung auf Titel, Würden und Pfründen sänftigt selbst paganische Wildheit. Im Februar 1848 rief Odilon Barrot den Rebellen zu: Mes amis, plus de révolution! Elle est inutile; cessez le feu: je suis ministre. Und als Herr Clémenceau, der Verächter aller thronenden Gewalt, Minister des Inneren geworden war, machte er, am ersten Mai 1906, Paris zu einem Heerlager und erklärte, auf der Seite der Barrikade dürfe man ihn nicht suchen. Nikolai wäre der naivste Fant gewesen, wenn er auf den Rath der Zeitungschreiber gehört und den Kadeten schon jetzt Portefeuilles anvertraut hätte. Dazu ist in extremis noch Zeit genug. Wer angeln will, schleudert den Köder doch nicht, mit einem Wurf, ohne Leine ins Wasser.

„Gortschakow träumt, wenn er seiner Phantasie Audienz giebt, Reden, welche die Stimmung bewundernder Senatoren beherrschen und in Paris gedruckt und auf der Straße gekauft werden; der hohe Adel träumt englische Pairsstellungen und mirabeausche Erfolge; Miljutin aber, der Vertraute des Großfürsten Konstantin, Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern und der schärfste und kühnste Geist unter den Progressisten, ist zugleich der bitterste Adelshasser und denkt sich das künftige Rußland als Bauernstaat, mit Gleichheit ohne Freiheit, aber mit viel Intelligenz, Industrie, Bureaukratie, Presse, etwa nach napoleonischem Muster". Von diesen russischen Typen, die Bismarck 1861 seinem Minister schilderte, ist noch keiner ausgestorben; und hinzugekommen sind eigentlich nur Intellektuelle und Bauern. Den politisirenden Professor kennen wir; die Vorzüge und die Mängel seiner Wesensart. Was aber von den Bauern zu hoffen, zu fürchten ist, weiß auch im Zarenreich kaum Einer. Werden sie den Begriff des Privateigenthumes, der ihnen im kommunistischen Landgemeindeverband fremd blieb, jetzt lieben lernen oder, wie so lange der Tyrannei des Mir, nun dem Geheiß des Agitators sich stumpfsinnig beugen? Für den Individualismus oder für marxischen Sozialismus stimmen? Sicher ist nur, daß sie Land fordern werden; und daß erst mit dieser Forderung die eigentliche Revolution beginnt. Noch ist, außer in der rauhen nordöstlichen Zone, das Gebiet der Latifundien eben so groß wie das des Bauernbesitzes. Der Mushik darbt; der adelige Gutsbesitzer (den Witte deshalb den Wächter des Grundkredites genannt hat) lebt von Hypothekenschulden, Waldverwüstungen und Nothverkäufen. Beide Gruppen werden von den schönsten Reden nicht

satt. Sie konnten sich zum Ruf nach der Amnestie verbünden und eine Weile andächtig die Vertreter der Intelligenz bestaunen. Muß der Interessengegensatz sie aber nicht bald wider einander waffnen? Und kann ein Ministerium Nikolais, das vor die ungewohnte Aufgabe gestellt ist, mit einer Oeffentlichen Meinung zu rechnen (einer russischen gar, die von einem zum anderen Tage jäh schwankt), stark genug sein, um diesen Bruderkrieg zu hindern? So lange der Zar das heilige Väterchen war, der auf leuchtender Höhe unumschränkt schaltende Statthalter Gottes, trug der Bauer in stummer Demuth sein Schicksal und murrte nicht, wenn ein Hungerjahr dem anderen folgte. Jetzt ist Nikolai entgottet, ein Kaiser, der die Gewalt mit gemeinem Volk theilen mußte; und der Bauer sitzt mit Bojaren im höchsten Rath. Wie lange wird er geduldig noch weiter darben?... Jeder Schritt ins Reussenreich führt den Wanderer vor neue Probleme.

Witte konnte nicht bleiben. Die haine inassouvie all Derer, die er nicht an die Krippe ließ, hätte ihm das Wirken unmöglich gemacht. Auch Necker, der doch gebildeter, klarer und behender war, hat sich vor den Generalständen nicht lange gehalten. (Da man den russischen dem französischen Finanzminister jetzt so gern vergleicht, sollte man auch bedenken, wie nah damals, nach einem Krieg, der fast achtzehnhundert Millionen Livres gekostet hatte, und nach Calonnes gewissenloser Wirthschaft, Frankreich dem Bankerot war und wie schnell es, trotz der Revolution und den bonapartischen Feldzügen, sich dann erholt hat.) Gerade das Bodenproblem hätte Sergej Juliewitsch in der Duma noch mehr Schwierigkeiten bereitet als jedem Anderen. Er hat 1893 gegen Woronzow das Kollektiveigenthum der Landgemeinden verfochten und später den Mir das Unglück Rußlands genannt. In seinem allzu berühmten Immediatbericht über Semstwos und Autokratie hat er für die ungeschmälerte Fortdauer der Selbstherrschaft und gegen die Machtanmaßung der Provinziallandtage gesprochen. Er konnte nicht bleiben. Und Goremykin, der im Kampf um die Semstwos sein Gegner war, schien als Nächster zur Erbschaft berufen. Aber auch Necker ist aus Coppet noch einmal ins Ministerium zurückgekehrt. Witte kann im Reichsrath für die Renaissance seines Ruhmes besser sorgen als auf einem Ministerstuhl; er hat sich in aller Hast auch schon wieder umgekleidet und schwärmt, als wäre er der jüngste der Kadeten, für Volksrechte und Freiheit. Warum nicht? Wenn Nikolai ohne ihn nicht weiter kann, holt er ihn dennoch zurück. Nur dann; und sehr ungern.

Mit Witte ist Graf Lamsdorff gegangen, der sein Geschöpf, seiner Künste williges Werkzeug war. Ein braver, treuer Mann ohne Initiative, der den Asiatenkrieg nicht wollte, doch gegen Alexejew-Abasa-Bezobrazow nicht aufkam und alles glaubte, was Baron Rosen ihm aus Tokio schrieb. Nun ist Keiner mehr sichtbar, den die Duma für den Krieg und die Schreckenszeit verant-

Digitized by Google

wortlich machen könnte. Lamsdorffs Erbe ist Herr Iswolskij. Der kennt die Welt, hat im Vatikan nicht seinen Meister gefunden und in Japan mehr gesehen als nach ihm der blinde Rosen. Seinem Ehrgeiz zeigt sich ein hohes Ziel: er soll den Ruhm russischer Diplomatie erneuen und, wie einst mit Leo dem Dreizehnten, nun mit Eduard dem Siebenten einen modus vivendi schaffen. Britanien, Rußland, Frankreich, Japan, Italien durch Verträge zu Schutz und Trutz geeint, Amerika durch Kanada, die Philippinen und den ostasiatischen Markt hypnotisirt, Oesterreich durch das Balkanabkommen (Lamsdorffs einzige Leistung; und auch die hatte Lobanow längst vorbereitet) an Rußland gebunden, der Islam in Konstantinopel, Kairo, Fez belehrt, daß deutsche Worte ihm gegen britisches Handeln nicht helfen: Das wäre der Triumph des Onkels über den Neffen. In unserer Presse wird, als handle sichs um eine harmlose Geschichte, erzählt, der Deutsche Kaiser habe dem Zaren den Wunsch ausgesprochen, Iswolskij als Botschafter nach Berlin zu bekommen. Dichtung? Dann mußte sofort unzweideutig dementirt werden. Wahrheit? Dann mußte Lamsdorff gehen, um für den neuen Mann Platz zu machen, und Iswolskij hat sein Avancement unserem Kaiser zu verdanken, dessen Wunsch natürlich nicht erfüllt werden, aber nur unter einem passenden Vorwand unerfüllt bleiben konnte.

... Und wer regirt nun in Rußland? Iswolskij ist auf die internationale Politik beschränkt und hat da fürs Erste genug zu thun; und Goremykin hat sich selbst wohl kaum in der übermüthigsten Stunde für einen Staatsmann gehalten. „Der Knabe da," sagte Themistokles einst zu seinen Freunden, „lenkt Griechenlands Geschick; er beherrscht seine Mutter, seine Mutter mich, ich gebiete den Athenern und die Athener den Griechen." Rousseau, der das Scherzwort stockernsthaft wiederholt, fügt hinzu, in den größten Reichen gebe fast immer eine winzige Hand heimlich den Stoß, der Alles in Bewegung setzt. So ists noch heute wahrscheinlich auch im Reich der Khane. Wenn die junge Zaritza und Alexanders Witwe nicht seit Jahren so eifrig die Konstitution empfohlen hätten, wäre im Tauriſchen Palast nicht die Erinnerung an die Etats-Généraux und das Jeu-de-Paume erwacht. Europa spreizt sich freilich in dem Wahn, durch Rath und Beispiel die Wandlung bewirkt zu haben, und wird bald darauf schwören, daß die Oeffentliche Meinung der wahre Regent Rußlands ist. Habeat. Nikolai Alexandrowitsch wollte in seinem Leidensbett besser liegen und hat sich drum auf die andere Seite gedreht. Wenn seine Russen, denen es an Rechten, an Freiheit der Rede und Schrift jetzt wirklich nicht mehr fehlt, in dem selben Tempo wie während der letzten Wochen mit Pulver und Dynamit weiter wirthschaften, findet der Patient die neue Lage eines Tages vielleicht noch unbequemer als die alte. Ob die Bauern dann aber noch für ihn zu haben sind? Nur die Probe kanns lehren.

Digitized by Google

Das Glück des Schaffenden.

Kein Wirrsal des äußeren, kein Leid des inneren Lebens, kein Streiten unter den Völkern, in den Völkern, kein Ringen des Ichs mit dem anderen Ich, kein Zwist der engsten Gemeinschaft um ein Ehe-, ein Freundschaftglück, kein männermordender Krieg unter den Weltreichen, kein Umsturz einer ganzen Gesellschaftordnung ist zu denken, er sei denn aus dem ewigsten aller Gegensätze geboren: dem zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft. Tausend Gestalten vermag dieser Gegensatz anzunehmen: Herrschaft und Unterordnung, Abstufung und Ausgleichung, Veränderung und Vererbung, Eigenthum und Gemeinwirthschaft, Königthum und Volksherrschaft, Adel und Gleichheit, Neuerung und Nachahmung, Einzigkeit und Wiederholung, Formen- und Stofffunst, bauende und beschreibende Wissenschaft. Denn sie sind im Leben der Gesellschaft, der Staaten, der Völker und Klassen, auf den Schauplätzen der Kunst, der Forschung, des Glaubens die Losungen, die sehr verschieden lauten und doch alle nur einem Kampf gelten: dem zwischen Persönlichkeitsdrang und Gemeinschaftstrieb. Kein Sittengebot, keine Gesellschaftordnung, kein Glaube, kein Stil der Kunst, keine Weise der Forschung, die nicht in ihrem Kern von ihm bestimmt wären. Und bis in unsere Seele setzt sich dieses Gegeneinander fort, hat hier erst seine Wurzeln, saugt von hier die Säfte seines Lebens: Ich-Trieb und Hingabe-Trieb heißen auf diesem engsten, innersten, ursprünglichsten Boden des Kampfes die Gegner. Und es beruht das hohe Vorrecht aller Sittlichkeitlehre im Bereich der Gesellschaftwissenschaften auf der Hoffnung, daß durch die Aufhellung dieser dunkelsten Kräfte im Getriebe des Herzens Ziel und Weg gefunden werden könne auch für die Tausende von Wirrnissen der Welt, daß ein Gesetz, das dem inneren Leben gefunden würde, auch als Gebot und Tafel über unser äußeres Dichten und Trachten gestellt werden könne.

Doch, ach, die Versenkung in den Urquell des Fühlens, aus dem der Strom springt, von dem alle Thaten der Welt wie gleitende Schiffe getragen

---

Diese Abhandlung vom Glück des Schaffenden ist das mittlere Glied einer dreitheiligen Kette, deren erstes Stück, „Die Liebe zum Ich und die Liebe zum Anderen", in der „Zukunft" vom 20. und 27. November 1897 veröffentlicht wurde und deren Beschluß von dem Mitgefühl, das kein Almosen ist, handeln soll. Sie enthält sich mehr noch als ihre Vorgängerin jeden Hinweises auf irgendwelche ältere Erörterungen ihres Gegenstandes. Denn sie ging von keiner von ihnen aus. Noch weniger will sie die Fragen des inneren oder äußeren Lebens der Seele, über die sie nach Bedarf und Willkür spricht, erschöpfend oder auch nur umfassend darlegen. Denn der Gesellschaftwissenschaft, der zu rechtem Dasein noch fast alle begrifflichen Scheidungen und ungeheure Massen erfahrenen, beschriebenen, bewältigten Stoffes fehlen, muß trotzdem heute schon verstattet sein, von dem königlichsten ihrer Aemter Besitz zu ergreifen, von dem Rechte, dem Leben selbst Maß und Regel zu setzen.

Digitized by Google

werden, sie führt zu neuem Wirrsal, neuem Zweifel. Denn auch hier, wo die beiden Gegensätze im engsten Bezirk aufeinanderstoßen, zeigen sie sich in Wahrheit durchaus nicht völlig entgegengesetzt, ja, nicht einmal klar und sicher von einander getrennt. Sondern sie verschwimmen in eine unklar schäumende, brodelnde Gährung, die unendlich fruchtbar das Größte gebiert — alles Dichten und Trachten der Menschheit von Anbeginn —, aber dem zur Tiefe dringenden Blick des Seelenforschers einen undurchsichtigen Nebel vor das Auge zaubert. Er ist in Wahrheit der Schleier, der uns das Räthselbild menschlichen Seins verhüllt.

Der Hingabe-Trieb, der unser Fühlen so oft, in wahrer oder vorgetäuschter Liebe zum Anderen, zu ichwidrigem Handeln treibt, ist trotz aller viel gescholtenen Selbstsucht unseres Geschlechtes von ungeheurer Stärke. Die eine Thatsache, daß er die Menschen zu tausend Formen der Einung, von der zartesten der Ehe bis zur gröbsten und stärksten des Staates, zusammengeschmiedet hat, die andere, daß der weltbeherrschende Glaube ihn zum Richtmaß aller seiner sittlichen Vorschriften gemacht hat, beweisen Dies am Klarsten. Nun aber vermag kein Verkennen-Wollen der Welt die Erkenntniß fortzutäuschen, daß aller Hingabe-Trieb in seinem Widerpart, dem Ich-Trieb, wurzelt. Daß die gattungmäßigste, also an sich dem Ich fremdeste Aufgabe des Einzelnen, die Fortpflanzung der Art, an die höchste Lust des Leibes geknüpft ist, dient nur zu Zeichen, Bild und Gleichniß auch des sittlichen Verhaltens. Auch die wahrste, reinste, aufopferndste That der Liebe zum Anderen, zum Nächsten, wie Jesus so schlicht sagt, ist an die höchste Wollust der Seele, an den Rausch, den Zauber gebunden, den nur dies letzte Opferfest des Herzens zu vergeben hat. Die Predigt Dessen, der vom Berge nicht zu seinem Volke nur, nein zur Menschheit sprach, hat Dies sehr sachlich ausgesprochen. Sie hat nie die Hingabe des Ichs gefordert, ohne ihren Preis zu nennen: die Seligkeit des Ichs.

Ganz anders der Ich-Trieb: wird er zu seiner höchsten Leistung gespannt, zur letzten Steigerung seiner Kraft, seines Schaffens, so kann seine artfördernde Wirkung nicht in Frage gestellt werden. Denn wird ein Glied der Kette stahlhart geschmiedet, so wird die Kette selbst stärker und unzerreißbarer. Weder die schöpferische Leistung des Ichs noch die neu gewonnene Kraft eines Einzelnen, dem es an Nachfolge nicht fehlen wird, gehen der Gattung, der Menschheit selbst verloren.

Treibt man diesen Gegensatz bis zum Aeußersten, so erscheint schließlich Alles in sein Gegentheil verkehrt: der Ich-Trieb fördert die Art, der Hingabe-Trieb zielt ab auf das Glück des Ichs, und sei es das zarteste. Und Niemand wird die Wahl der Beispiele willkürlich oder parteiisch schelten dürfen, denn jedesmal ist der edelste, lauterste Fall gewählt.

Einen Augenblick könnte man folgern, daß hier ein Denkfehler sich eingeschlichen habe, daß Wirkung und Beweggrund mit einander vermengt

Digitized by Google

seien. Unzweifelhaft hat das im Ziel selbstsüchtige Handeln des Hingebenden artfördernde Wirkungen: sein Thun gilt ja dem Wohl des Anderen. Aber erstens hat die schöpferische That des Ichliebenden, wie behauptet und angenommen wurde, die selbe Wirkung; ja, es ist zu vermuthen, daß sie sie für die Regel in höherem Grade haben wird. Denn es ist die Art der helfenden Liebe, eher Leiden zu stillen, Mängel auszufüllen, Unglück zu lindern, als das werkthätige Streben der starken Schaffenden, die ja glücklich sind, zu fördern. Sie ist dem Schwachen und Kranken zugewandt, denn sie findet in der Sorge für ihn mehr äußeren und mehr inneren Dank. Und so gewiß auch dieses Heilen und Wiederherstellen schöpferisch wirkt: es haftet ihm das Gepräge leidsamen Zuwartens an, das die eigentliche Schwäche aller christlichen, noch mehr aller buddhistischen Sittenlehre ausmacht.

Zweitens aber ist dem Hingebenden hier offenbar aus seiner eigenen Anschauungweise heraus ein Mangel an innerer Logik zur Last zu legen, der einer Selbsttäuschung und, wollte man Alles bis aufs Aeußerste treiben, fast einer Unaufrichtigkeit sehr nah kommt. Denn keine Sittenlehre pflegt so sehr auf die Beweggründe, so wenig auf den äußeren Erfolg seines Handelns zu sehen wie die auf die ganz einseitige Pflege des Hingabe-Triebs gerichteten, etwa die christliche. Hier mag der Grund zu suchen sein, aus dem der eherne Kant die Tugend um des eigenen Glückes willen verwarf. Wobei ihm dann freilich unterlief, daß er den ungestörten Fortgang des Gesammtgetriebes der Menschheit zum Leitgedanken des Einzelthuns machte, also den — nur verstandesmäßig eingekleideten — Vortheil der Gattung, der doch wieder als Kern den Vortheil der Einzelnen, aus denen sich die Gattung zusammensetzt, nur leicht verhüllt durchscheinen läßt. Ja, der große Folgerer gleitet noch gröblicher aus auf der Bahn seines Schließens, indem er an dem einen Punkt, an dem auch seine Selbstsucht sterblich ist, den Genuß als Beweggrund des rechten Handelns zuläßt, nämlich die Freude daran, daß im Weltgeschehen im Grunde die Vernunft einen Sieg feiere. Noch widerspruchsvoller aber erscheint das Verhalten des Christenthumes: die Lust der eigenen Seele ist der Grund für eine Lehre, die in all ihren Geboten diese Lust des Ichs auszuroden Miene macht.

So erscheinen denn alle Werthe sittlichen Urtheiles übel in ihr Gegentheil verkehrt; und wer aus diesem innersten Bereich gesellschaftseelischen Verhaltens ausgerüstet mit den Maßstäben für die äußeren und gröberen Bezirke des staatlichen oder wirthschaftlichen Handelns zurückzukehren gedachte, wäre bitter getäuscht. Auch die überlieferten Sittlichkeiten gewähren hier wenig Rath und Hilfe: die christliche hat sich selbst alle Wege in dieses Allerheiligste menschlichen Fühlens und Wollens abgeschnitten, da sie kurzer Hand sich für den einen der beiden Gegensätze entschied und alle Ich-Liebe für Das, was nicht sein soll, erklärte. Sie hat nie recht erkannt, wie sehr sie sich damit

Digitized by Google

selbst die Einwirkung auf den Menschen erschwert hat. Sie hat zwei Jahrtausende darüber geseufzt, daß der Menschen Dichten und Trachten böse von Jugend auf, Das heißt: diesem ihrem sittlichen Ziel abgewandt sei, ohne dabei zu dem Schluß zu kommen, daß nicht der Mensch, sondern dies ihr Ziel falsch sei. Sie mußte mit ansehen, daß der von ihr so oft in Schutz genommene Staat nach wie vor mit Gewalt und List sich aufrecht erhält, Das heißt: mit den gröblichsten Mitteln, die der Ich-Trieb besitzt. Sie hat in hilfloser Unentschiedenheit viel zartere und feinere Auswirkungen des Ich-Triebes verworfen und hat doch nie auch nur den Versuch gewagt, den Staat mit umzustimmen, der heute zu Kriegszeiten nicht christlicher und nicht unchristlicher verfährt als in den Jahrtausenden vor Jesus' Auftreten.

Fast noch empfindlicher als in diesem äußersten Grenzfall ist das Versagen der christlichen Sittenlehre da, wo es sich um das eigentlich Leben fördernde, Leben schaffende Thun der Menschen handelt. Die urchristliche Sittlichkeit war nicht weltfremd, aber weltfern: ihr war alles starke Handeln eben so gleichgiltig und unwerth wie alles schöne Bilden oder alles tiefe Denken. Sie weiß von dem Einen so wenig wie von dem Anderen. Und sie ist hierin ganz folgerichtig, denn sie hält alles irdische Sein nur für eine an sich belanglose Vorstufe zu einem höheren Leben. Eine der wichtigsten Thatsachen der Urgeschichte des christlichen Glaubens wirft hier tiefe Schatten über die Entstehung eines noch heute im Grundsatz geltenden Sittengebotes, eine der wichtigsten und dennoch bestverschwiegenen Thatsachen: Jesus' Propheten-Irrthum von der kurzen Dauer des bestehenden Menschheitzustandes, von der kurzen Frist bis zum Herniederkommen des Reiches, das er nach überlieferter Judenweise gar nicht himmlisch über den Wolken, sondern ganz irdisch, als ein verklärtes und verewigtes Erden-Sein, vorstellte. Einer so ungeheuren Umwälzung aller Grundbedingungen menschlichen Lebens gegenüber waren Staat und Kunst, Reichthum und Forschung freilich sehr wenig beträchtliche Güter, zumal sie an sich diesem Seelenvollsten, Gefühlsmäßigsten der Menschen nicht werthvoller sein mochten wie den tiefsten der Propheten seines Volkes, von denen er so viele seiner Gedanken als Erbe überkommen hatte.

Alle spätere christliche Sittlichkeit nun, von Paulus ab, ist eine nicht wirklich folgerichtige und nicht in sich geschlossene geworden, da sie diese Weissagung nicht in Erfüllung gegangen sah und doch auf die Verkündigung, die sich zu einem Theil auf sie gründete, nicht Verzicht leisten wollte. Sie behielt eine Lehre bei, die der Menschheit für einen kurzen letzten Traum vom Erdendasein gegeben war, und gab ihr den Werth eines Gebotes für Jahrtausende. Dieser innerste Widerspruch ist nie recht überwunden worden: viele Versuche einer Vermittelung sind gemacht worden, aber wie alle Vermittelungen haben sie keinen rechten Halt. Nur in jener urchristlichen Lehre von der völligen sittlichen Ueber-

Digitized by Google

legenheit des Hingabe- über den Ich-Trieb wird man zu allen Zeiten den Kern aller christlichen Sittlichkeit suchen. Die eigenthümliche Zwiespältigkeit aller Glaubensentwickelung, die zwar in der Neuerung, in der Aenderung das Recht dieser persönlichsten Angelegenheit des Menschen sieht und doch ihrem innersten Wesen nach auf Ueberlieferung und Ueberlieferungtreue nicht verzichten darf, wird in diesem Punkt sich vermuthlich nie zu Gunsten einer Umwälzung entscheiden. Denn während alle Gottes- und Mittler-Gedanken des Christenthumes der mannichfachsten Ausprägung fähig sind, ist seine Sittlichkeit im Grundsatz eisern und mit Wahrhaftigkeit nicht wohl umzudeuten.

Werden die kleinen Halbheiten, Zurücknahmen und Zugeständnisse bei Seite geschoben, so müssen sich die Geister scheiden. Erdfrohe Gesinnung wird sich mit einem Lebensbild nie versöhnen können, das aus aller funkelnden Pracht unserer Welt nur einen überschatteten Hintergrund für die Himmelsglorie eines jenseitigen Daseins macht und das um Dieses willen alle stärksten Kräfte unseres Wesens, eben die im Ich-Trieb wurzelnden, und alle Herrlichkeit ihrer Schöpfungen als nichtig oder gar schädlich bei Seite schiebt. Nicht die That, nicht die formende, nicht die forschende Macht unseres Geistes will um des Mitleides willen verworfen sein. All die weibisch-empfangende Schwäche, all die leidsam Schaffensunlust, die in diesem Bekenntniß des Hingabe-Triebes, wie in jedem anderen, in Wahrheit Sieger bleibt, hat die Menschheit bis auf diesen Tag nie anders als im Wort übermocht.

Nicht Tolstoi, der, christlicher als die Kirchen, den Christen die Lehre des Urchristenthumes mit grämlicher Miene erneuert hat, noch auch die wieder laut werdende Predigt des indischen Friedensbringers wird uns überreden. Ja, Buddho Gotamo sei uns noch ferner, noch fremder als Jener, der wahrlich genug Mühsal aufgewandt hat, uns jede Erdfreude säuerlich zu machen. Denn er fordert von unserem Ich, sich jeder That zu enthalten, um des Glückes willen, das in der Thatlosigkeit beschlossen sei, da uns die urchristliche Lehre noch anspornt, zwar nicht für uns, aber für den leidenden Bruder zu handeln.

Das Glück des Schenkenden aus den Herzen der Menschen zu verjagen, wäre ruchlos. Aber eine Sittenlehre, die es ausschließlich predigt, wird sich eben so wenig als Lehre behaupten, wie sie sich als Gebot durch die Jahrhunderte bei den handelnden Menschen durchsetzen konnte. Schon daß sie sich der unlösbaren Verflechtung der beiden Grund-Triebe unseres wollenden Wesens, des Ich- und des Hingabe-Triebes nicht bewußt zu werden, sie nie einzugestehen vermochte, muß gegen sie mißtrauisch machen.

Aber sollten wir nun wirklich uns völlig von diesem Ziel abwenden und das Ich zu unserer herrschenden Gottheit machen? Ohne Zweifel würde solches Gebot den Vorzug großer Wahrhaftigkeit für sich in Anspruch nehmen können, würde damit eine Einheit zwischen wirklich geübter und verkündeter

Digitized by Google

Sittlichkeit erreicht, wie sie noch keiner der Tafeln beschieden gewesen ist, die die großen Führer unseres Geschlechtes über seine Bahn gehängt haben. Der große Fluch der weißen Lüge, des Mehr-Wollens, Mehr-Sagens, als die eigene Kraft erlaubt, wäre damit von den Menschen genommen. Tausend Heucheleien, über die das Christenthum, das nicht müde wird, die unbedingte Wahrheit zu fordern, allzu gefügig hinwegsieht, würden wie Schlacken von uns fallen. Doch es bedarf nur geringer Weisheit, um darzuthun, daß diese Entfesselung nicht allein sehr viele schöpferische, nein, auch sehr viele zerstörende Kräfte frei machen würde, deren Bändigung bisher doch gelungen ist: nicht vermuthlich durch das Christenthum, sondern durch die viel stärkeren Mächte der gesellschaftlichen Einungen, vor allen des Staates.

Alles Recht, alle Sitte ist Einschränkung des Einzelnen zu Gunsten der Gemeinschaft. Selbst der Begriff des Schlechten, des Verbrechens ist aus der Gemeinschaft hervorgewachsen. Die Anschauungen der Völker, die heute noch auf der Urzeitstufe leben, lassen die Entstehung aller Scheidung von Gut und Böse sehr deutlich erkennen. Das Thun, das zuerst als Verbrechen gebrandmarkt wurde, war vermuthlich die Zauberei, wie die Auffassung der grönländischen Eskimos noch heute schließen läßt, lange vor Mord, Raub, Diebstahl oder woran wir Menschen zärtlicher Kulturen denken mögen Die Zauberei aber gilt nicht etwa um des Zauberns willen für verwerflich: denn die Seher und Beschwörer, die neben den Häuptlingen als die Vorgänger der Priester das Volk führen und leiten, üben das gleiche Handwerk. Man unterscheidet auch nicht etwa zwischen nützlichem und schädlichem Zaubern, denn auch die Agakok, die Seher, sind bereit, zu Nutzen eines Jeden Unheil auf seinen Feind herabzubeschwören. Vielmehr gelten als Zauberer und böse die Menschen, die jenseits der Berge im Binnenland, fern von den Siedlungen der Küste, für sich wohnen und dort auf eigene Gefahr leben und auch wohl zaubern. Das Verbrechen ist also im Grunde nicht die Zauberei, sondern die Abgesondertheit, die Nicht-Zugehörigkeit zur Gemeinschaft. Sie wird geahndet. Alle anderen Strafen des erst langsam entstehenden Rechtes sind noch viel sichtlichere Bußen, die die Gemeinschaft über den Fremden, ihr nicht Angehörenden verhängt. Lange Entwickelungstrecken hindurch wurde auch der Mord nur dann gestraft, wenn er von einem Fremden begangen war, nie aber, wenn er innerhalb der eigenen Völkerschaft ausgeübt war. Sehr kurz und doch bündig deckt die Ausdrucksweise brasilianischer Karaiben diesen Zusammenhang auf: in ihrer Sprache ist unser und gut, fremd und schlecht gleichbedeutend.

Diese enge Verflechtung von Gemeinschaft und Sittlichkeit hat bis zu den höchsten Stufen menschheitlicher Entwickelung Bestand gehabt. Der Glaube, der sich mit der Sitte schon in seinen frühesten Keimen, zur Zeit des Seelendruckes und der Geisterbeschwörung verband, mag durch die Mittel der Ueber-

Digitized by Google

redung und des sittlichen Druckes an der Einengung des Ichs und seiner Willkür nicht geringen Antheil gehabt haben — das Priesterthum hat zu allen Zeiten sich schwer ermeßliche Verdienste um die Leitung der Menschheit erworben —, aber wer will sagen, wie weit diese Kraft gereicht hätte ohne das scharfe Schwert des Staates, der diesen Geboten Achtung verschaffte? Jedenfalls ist es eine der frommen Selbsttäuschungen des Christenthumes, daß alle Sittigung der Völker von ihm ausgegangen sei: die Recht gewordene Sitte, der Wille der Staat gewordenen Gemeinschaft hat vor und außer dem Christenthum ganz ähnliche Entwickelungstufen überschritten, wie sie unsere Völker zurückgelegt haben. Nicht einmal die Gesellschaftanschauungen der neueren Zeiten, die dem Ich die wirksamsten Fesseln anzulegen trachten und die im Sozialismus gipfeln, können ohne Zweifel auf christliche Einwirkungen zurückgeführt werden. Rousseau und Saint-Simon sind nach gewissen Seitenstücken der griechischen Gesellschaftgeschichte allenfalls auch ohne Christenthum zu denken.

Gleichviel: die unlösbare, zu keiner Zeit, auf keiner Stufe nachlassende Verkettung von Sittlichkeit und Gemeinschaft erweist die Nothwendigkeit der Einengung des Ich-Triebes, der ungebändigt die Waffen seiner Lüste und Leidenschaften eben so unabläßig gegen den Anderen, gegen den Nächsten, ja gegen sich selbst gewandt und mit der Einung alle Gesittung, also alle äußere und alle innere Kultur der Menschheit, in Frage gestellt haben würde. So wenigstens läßt uns aller Verlauf der Menschheitgeschichte, wie er sich wirklich abgespielt hat, vermuthen: ob mit Recht, wird freilich bei höchster Vorsicht dahingestellt bleiben müssen. Ganz undenkbar ist schließlich eine Geschichte ohne Gemeinschaft, nur von Einsiedlern gemacht, nicht. Aber wenn schöne und nicht unfruchtbare Träume uns einen Zustand der Menschheit vorspiegeln, der alle Fesseln gelöst hat, mit denen heute der Einzelne durch die Gemeinschaft gebändigt wird, so ist ihre Voraussetzung doch eine Anlegung innerer Bande, durch die das Ich sich selber zwingen würde und von der es heute freilich nur allzu weit noch entfernt ist.

Wo ist hier ein Ausweg zu suchen? Mich dünkt, es müsse nach zwei Seiten geschehen: nicht Ich-Behauptung oder Hingabe kann die Losung sein, sondern Ich-Trieb und Hingabe-Trieb: Beide aber in sehr bestimmter Abgrenzung. Von dem Wirkungbereich, der dem Hingabe-Trieb eingeräumt werden kann, ohne daß wir Schaden leiden am Heil, nämlich an der Kraft unserer Seele, soll nicht heute die Rede sein. Denn unendlich viel dringlicher ist, von der Stärke, als von der Weichheit unseres Ichs zu sprechen. Denn nur die Güte kann recht schenken; und alle Güte ist stark. Und zehnfach wichtiger als das Geschenk ist der Schenkende: das Ich muß hundertfach öfter in sich bestärkt und gekräftigt werden, ehe man es lehrt, wie es sich für den Anderen verkürze. Erst sei es reich, dann, nur dann lehre man es die Kunst der schönen Verschwendung.

Digitized by Google

Aber wenn fürs Erste nur und überall nur von dem Ich und seiner Stärkung gehandelt werden soll und wenn doch der fesselose Ich-Trieb als unzulänglicher, als irrender Führer erkannt ist: wo soll er frei sein und soll ihm Maß und Grenze gesetzt werden? Ich meine, dort soll er fesselos walten, bis wohin ihn seine beste Kraft, die schöpferische, zeugende trägt; und dort soll ihm Zaum und Zügel angelegt werden, wo er nur empfangen, nur genießen will.

Schon für diese erste Scheidung der Wege muß ein Grund angegeben werden, und da es die erste und vielleicht entscheidende ist, ein tiefer, ja, der tiefste Grund. Und so möge es denn der Grund der Gründe sein, der, wie ich meine, all unser Dichten und Trachten als ein untrüglicher Leitstern beherrschen sollte: der Wille der Welt, so weit er sich uns in ihrem Wesen offenbart. Wir sollten nie vergessen, daß wir die Einwohner eines der kleinsten Sterne sind, die vorläufig letzten und, wie wir uns schmeicheln, höchsten Erzeugnisse eines geringen Bruchstückes der Wirklichkeiten, die selbst unseren blöden, blinden Augen noch erkennbar sind. Wir Zwerge auf den Trabanten eines Sternes, der vermuthlich selbst nur wieder der Trabant eines anderen Sternes ist, da wir doch Tausende von Sternen kennen, tausendmal Tausende ahnen: dürfen wir wirklich wähnen, unserem Sein seien Gesetze gegeben, die abweichen von den allwaltenden ringsum? Ist nicht vielmehr anzunehmen, daß wir das Gebot unseres Daseins, als eines unendlich kleinen Bruchstückes des großen Seins der Welt, dann am Ehesten erfüllen, wenn wir als Regeln unseres Handelns die Gesetze über uns heben, die wir als wirkende Kräfte in dem rastlosen wirbelnden Spiel der Wirklichkeiten um uns zu ahnen glauben?

Ein stärkster Zwang aber ist über die Welten um uns, die Körper des Himmels, über unseren Stern selbst und über alle belebten und unbelebten Wesen auf ihm verhängt: der der Bewegung. Alles Sein ist Werden. Alle Wirklichkeit ist Unruhe, ist Wechsel, ist Wachsthum. Das höchste Gesetz des Lebens ist das Leben selbst.

All unser Forschen zeigt in diesem einen letzten Punkt eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen dem Welt- und dem Menschheit-Geschehen. Wie die Sternkunde zur Erkenntniß vom Entstehen, Sich-Verdichten, Rollen der Gestirne, wie die Erdgeschichtforschung zu einer Folge von Zuständen, wie die Lebenslehre der Pflanzen- und Thierforscher zu einem Werdegang dieser niederen und uns doch verschwisterten Bewohnerschaften unserer Erde geführt hat, so lehrt alle höhere Erforschung der Menschheitgeschichte eine Abfolge von Entwickelungstufen erkennen, die zu ersteigen jedem Volk, jeder Völkergruppe als ein unabweichliches Gesetz auferlegt ist.

Wie aber sollte, was unser nachträgliches Erkennen als das herrschende Gebot der Entwickelungen gefunden hat, die unser Geschlecht unbewußt und von mancher Dumpfheit umfangen durchlebt hat, nicht auch unserem bewußten

Digitized by Google

Thun als Leuchte den Pfad erhellen! Vorwärts den Weg zu gehen, vorwärts, aufwärts, so hoffen wir, niederwärts, so müssen wir, wenn wir einmal den Scheitelpunkt unserer Bahn hinter uns gelassen haben: Das ist unser unabänderliches Geschick. Und da uns Leben Glück bereitet, Leben aber Bewegung ist, so laßt uns nicht aus unserer Noth nur, nein, auch aus unserer Seligkeit eine Tugend machen, laßt uns das Vorwärtsschreiten selbst, das uns Wanderer froh macht, zur obersten Regel unseres Thuns erheben. Nur wo Glück und Gesetz eins werden, ist dem Gesetz Befolgung, dem Glück Dauer beschieden.

Entwickelung der Menschheit ist zunächst die Losung, die wir als das Geschick und das Gebot unseres Geschlechtes in Wahrheit aus den Sternen lesen können. Und man stoße sich nicht etwa an dem blassen, an sich weder Stoff noch Ziel weisenden Sinn des Wortes und Begriffes: eben in diesen seinen so ganz farblosen, so ganz mechanischen Eigenschaften liegt die Gewähr für seine Sicherheit und Stärke. Eine in sich werth- und gegenstandlose Aussage liegt darin beschlossen, die alles Gewicht ihres Ausdruckes auf den Begriff der Bewegung, der Veränderung, der Neuerung fallen läßt. Diese Beschränkung ist von großer Weisheit, insofern sie nicht die Nebenbedeutung des Fortschrittes im Sinne der Verbesserung anklingen läßt. Und Niemand, der mit geschichtlichem Sinn, will sagen: mit liebefähigem, liebelustigem Herzen, die Stufen der Menschheit zu überschauen vermag, wird je sich dazu verstehen, die jüngeren Alter der Menschheit, und sei es ihre lallende Kindheit, zu schmähen oder nur herabzusetzen, weil sie der Höhe späterer Zeiten ihres Lebens nicht gleichkämen. Es wäre eben so klug, den zarten, über das Wiegenbett des Eppichs lugenden Sproß zu schelten, weil er der Knospe nicht ebenbürtig sei, oder die Blüthe, weil sie nicht so süß sei wie die reife Frucht. Es gehört zu den köstlichsten Erfahrungen des Geschichtforschers, daß er selbst in der Morgendämmerung der Menschheit, da, wo, aus der Ferne gesehen, noch Alles grund- und formlos und fast ungestalt erscheint, immer noch neue Schönheit entdeckt, sobald er nur nah genug herzudringt. Und wir werden unseren Dünkel bald zu der Erkenntniß überreden müssen, daß noch jedes Altern der Menschheit, jeder Uebergang von einer ihrer Lebensstufen zur nächsthöheren wohl mit einem großen Gewinn, immer aber auch mit einem kaum geringeren Verlust an Kräften oder an reichen, üppigen oder an frühen, herben Schönheiten verbunden ist, so wie der Jüngling nicht die schmale Anmuth des Knaben in seine weiche Fülle, der Greis nicht die Stärke des Mannes in seine Weisheit hinüberretten kann.

Und noch für Form und Richtung der menschheitlichen Entwickelung kann das Gleichniß der Bewegung, das mehr als Gleichniß, das Bild und Sinnbild selber ist, Regel und Richtschnur abgeben. Wie die gerade Linie den Weg der entschlossensten, der folgerichtigsten Bewegung darstellt, der bewegtesten Bewegung, so ist offenbar auch Weg und Wille der Menschheitentwickelung auf

die grundsätzlichste Bewegung gerichtet, die immerdar nach einer Seite strebt, immerdar ihren Ausgangspunkt am Sicherſten fliehet. Wahrlich: es fehlt ihr nicht an Kreislinien, an Spiralen ungefährer Wiederholung noch an der Pendelbewegung des Hin- und Rückſchlages: alle Renaiſſancen, alle Romantiken, alle Reaktionen ſind beſtrebt, ſie auf ſo mäandriſch gewundenen Pfaden, auf Um- und oft auf Rückwegen zu führen. Aber ſo wenig man dies bunte Spiel üppig die eigene Stärke vergeudender Wanderkraft miſſen möchte, ſo gewiß ſtellt auch in dieſen Wiederholungen der Geſchichte eben nicht die Menge des Nachgeſchaffenen, Nachgeahmten, ſondern der kleine Bruchtheil von Neuſchöpfung den beſten Werth dar; oder, um im Gleichniß zu bleiben, an dieſen Zirkellinien ſind die Strecken die wichtigſten, die weiter hinausführen über den bisher erreichten äußerſten Punkt. Und ſchon der Pendelſchlag zwiſchen überwiegendem Perſönlichkeit- und überwiegendem Gemeinſchaftdrang, den alle Geſellſchaft-, alle Geiſtesgeſchichte der Völker als gröbſtes Bewegungmerkmal aufweiſt, ſtellt ſich nur als eine Nebenbewegung dar: die eigentliche Linie der Entwickelung wird durch das Vorwärtsrücken des Schwingungpunktes des Pendels, an dem er aufgehängt iſt (um den Vergleich zu Tode zu hetzen), bedingt.

Vorwärts gehen, nicht ſich wiederholen, nicht Ab- noch Umwege, nicht Kreislinien beſchreiben: Das iſt die Weiſung, die wir aus dieſem dumpfen Hall des Menſchheit-Geſchehens ſehr wohl und deutlich zu uns ſprechen hören. Und viele große und kleine Fragen unſerer Gegenwart können nach ihr entſchieden werden. Es wäre Narrheit und Wahnſinn geweſen, hätten die Germanen der neueuropäiſchen Geſchichte ſich etwa dagegen ſträuben wollen, in Staat und Geſellſchaft, Recht und Wirthſchaft den ſelben Weg und in den ſelben Wegabſchnitten der Urzeit und Alterthum, Mittelalter und Neuzeit zu gehen, den zweitauſend Jahre vor ihnen die Griechen und fünfzehnhundert Jahre vor ihnen die Römer geſchritten waren. Dies war die geſetzliche Folge der Lebensalter, von der abzuweichen keinem Volk und keiner Völkergruppe verſtattet iſt. Aber der Geiſt der Weltgeſchichte meinte es nicht gut mit Kraft und Reichthum der Menſchheitentwickelung, da er zugleich Bilden und Glauben und Forſchen der Germanen in ein Lehrjoch der Schülerhaftigkeit und Abhängigkeit von den Griechen zwang, das ſie noch bis auf dieſen Tag nicht abzuſchütteln vermocht haben. Zwar: die allgemeine und eigenwüchſige Aehnlichkeit der Stufenfolge wäre auch hier natürlich geweſen, nicht aber die Nachahmung des einzelnen Geiſtesgutes. Denn ſo wurde nicht das Germanenthum allein, nein: die Menſchheit ſelber um die wuchernde Fülle eines neuen eigenen Reichthumes gebracht. Und wer heute gegen den Einfluß der Antike auf unſer Denken, unſer Bilden ſtreitet, wer heute zur endlichen Aufkündigung dieſer Oberherrſchaft aufruft, Den treibt dazu nicht die leiſeſte Feindſchaft oder auch nur Unterſchätzung der marmornen Schönheit, in der helleniſche Kunſt

Digitized by Google

vor unseren Augen steht und stehen soll bis an das Ende der Tage, nicht auch die Enge volksthümlich-deutscher oder germanischer Selbstverliebtheit, nein: nur der Eifer um den besten Reichthum der Menschheit, um die Schöpferkraft ihres Wachsthumes, um die stets vorwärts, nie hinter sich schauende Leidenschaft ihres Strebens.

Und aus dem selben Grunde ist alles Haften am Erbe, am Ueberkommenen und an Uebereinkünften zu verdammen, wenn neues Jugendstarkes nachdrängt. Jeder aktenfrohe Ministerialrath, der eine zum Licht drängende Neuerung auf einige Jahre aufhält, jeder graugewordene Sozialist, der an einem längst überwundenen Hauptstück des marxischen Katechismus zäh festhält, versündigt sich an der höchsten Pflicht, die es giebt, an der gegen die Kraft der Menschheit. Und wann werden die Führer der Völker gar erst so weise werden, daß sie eine dem Tode verfallene Staatsform freiwillig und mit eigener starker Hand ihrem Ende entgegenführen? Sie nicht erst das schnelle Sterben auf dem Schlachtfeld der Revolutionen noch das schlimmere langjährige Siechthum der sich selbst überlebenden Verfassungen erwarten lassen? Warum nur liebt man noch immer das greisenhafte Murmeln abgelebter Formeln mehr als den hellen Laut der jubelnden neuerungluſtigen Jugend? Selbst wer das Neue für falsch hält, sollte ihm die Bahn frei geben, weil es neu ist, weil damit ein Vorstoß ins freie Luftmeer der Gedanken und der noch nie gelebten Dinge gethan wird und weil der Versuch, wenn er im Kern verfehlt ist, mißglücken und der alte Zustand um so fester wieder erstehen wird. Niemals möge man auch die Schönheit oder Trefflichkeit des Ueberkommenen als einen Grund gegen die Neuerung anführen: denn eben Dies ist der höchste Stolz der Geschichte des Menschengeschlechtes, daß alle seine Alter reich und stark waren.

Wie viele Meinungen, wie viele Glaubens- oder Denk- oder Kunstweisen, wie viele Rechts- oder Wirthschafteinrichtungen werden nicht immerfort unter uns aufrecht erhalten, von denen auch ihre Vertheidiger zugeben müßten, daß sie morgen zusammenbrechen würden, wenn die Völker nach ihrem freien Willen handeln könnten! In Wahrheit aber verfahren die Machthaber hier wie ein Mensch, der bei jeder neuen Erkenntniß, jedem Kräftezuwachs seines Lebens erklärte: Ich könnte nun wohl die neue Stärke erproben, aber sie macht mir Furcht; ich werde lieber zehn Jahre warten, ob ich bis dahin noch der selben Meinung bin. Allerdings: der Mensch, der in so thörichter Vorsicht handeln würde, würde sein Leben verschleppen; und die Menschheit hat vor ihm den Vorzug, daß sie eine lange Reihe von Jahrtausenden vor sich hat. Allein auch der längste Zeitraum ist einmal aufgezehrt und auch das höchste Glück unseres Geschlechtes, das Laufen neuer Bahnen, kann verschleppt und verzettelt werden.

Darf überhaupt unter den Rassen, unter den Völkern eine Stufenleiter der Werthe aufgestellt werden, so kann sie sich nur nach den Entwickelungs-

Digitized by Google

geschwindigkeiten bemessen. Der Vorrang der Kaukasier unter den Rassen, der Hellenen, Römer, Germanen unter den Kaukasiern beruht auf der Thatsache, daß sie in zwei Jahrtausenden Weglängen der Entwickelung zurückgelegt haben, die heute die anderen Rassen theils noch gar nicht, theils nur zur Hälfte durchlaufen haben. Wie sollte nicht von der Menschheit gelten, was den Rassen und Völkergruppen Werth verleiht? Und noch die Geschichte der einzelnen Völker vermag in diesem Stück der Menschheit folgenschwere Lehren zu geben. Die Geschichte eines Volkes — ach, es ist das unsere! — ist voll von versäumten Gelegenheiten und von schweren Nachwirkungen dieser Versäumnisse. Daß unser Königthum im frühen Mittelalter dem Traum der Caesarenherrschaft jenseits der Alpen nachjagte, hat es die Befestigung und Hinausrückung unserer Grenzen nach Norden und nach Osten versäumen lassen und raubt unserer üppig schwellenden Volkszahl noch heute den nothwendigen Spielraum weiter Lande, einer größeren Bodenfläche. Daß unser Königthum im späten Mittelalter versäumte, die Einheit des Staates herzustellen, hat uns im neunzehnten Jahrhundert genöthigt, eine Aufgabe zu lösen, die um 1500 erledigt sein mußte, die uns von zeitgemäßeren Arbeiten abgehalten und die unser Staatsleben in vielen Stücken krebsgängig gemacht hat, von den vielen kleinen Unzweckmäßigkeiten ganz zu schweigen, die unsere Kleinstaaterei noch heute nach sich zieht. Daß unser Königthum zu Beginn der neueren Zeit versäumte, die streitbare Meermacht unserer Städte sich einzuverleiben und mit ihr über See zu gehen, hat uns, was wir heute am Stärksten empfinden, den Antheil an der Besiedlung der Welt gekostet, über den Engländer, Nordamerikaner, Russen, Franzosen heute als über ein Erbe verfügen. Ein Deutschland, das heute einem anderen, minder spanisch gesinnten Karl dem Fünften drei Viertel von Amerika verdankte, würde der ohne Zweifel mächtigste Staat der Welt sein und seine Entwickelungwege könnten in der Zukunft zu einem Weltreich — wie die Einen, die Gewaltthätigen im Sinn der Vergangenheit wollen würden — führen, oder — wie zukunftmäßiger und menschheitlicher gedacht wäre — zu einem Weltbürgerthum vorwiegend deutscher Färbung. All diese Vorwürfe gehören nicht der wohlfeilen Art geschichtlicher Urtheile an, die von irgend einer Gegenwart her an frühere Zeitalter Forderungen stellt, die von ihnen ihrer Stufe fremde Leistungen heischen, sondern sie wenden nur den Maßstab anderer Volksentwickelungen an, die in jedem Fall den selben Ruf des Jahrhunderts besser zu hören und entschlossener auszuführen vermochten. All diese Säumnisse sind in gewissem Sinn unwiederbringlich. Wie aber sollte, was sich am einzelnen Volk rächt, nicht auch für die Menschheit sichere Geltung haben?

Gegen all Dieses aber möchte man einwenden: daß Entwickelung und Vorwärtsbewegung und Bahnenlauf Sache der Gattung, der Menschheit selbst sei, daß also der Einzelne durch Hingabe an sie, durch Opfer und Ge-

Digitized by Google

meinschaftsinn diesem Ziel am Ehesten diene, daß hier nicht dem Ich-Trieb, sondern seinem Gegenpart, dem Hingabe-Trieb das Reich seiner Wirkung gewiesen sei. Und doch ist genau das Gegentheil der Fall: alle Hingabe der Einzelnen vermag bessernd, heilend und im besten Fall dienend die großen Zwecke der Menschheit zu fördern, aber dieses Maß und diese Schranke ist ihr unweigerlich gesetzt: sie ist nicht schöpferisch. So ist denn nie die Gattung der Schaffende, sondern stets der Einzelne. Und seinen Lohn findet das Ich zuerst und zuletzt in seinem Glück, mag es in besonderen Fällen auch die Wonnen der Hingabe mit denen des Schaffens verbinden.

In diesem Sachverhalt liegt die Lösung für das Räthsel des Vorranges der Persönlichkeit in allen irdischen Angelegenheiten. Unser Jahrhundert ist voll von Verehrung der Masse und Unterschätzung des Einzelmenschen; aber daß der Einzelne der Schöpfer ist — und sei es auch in einem tausendfach bedingten und bestimmten Sinn —, hat es noch niemals fortbewiesen. Wenn die Massenerscheinungen Alles erklären, die Massen Alles leisten: warum forschen, bilden, handeln die Massen denn nicht? Oft ist gewiß nur die Erhebung des Einzelnen um eines Zolles Maß über die Durchschnittshöhe des Erreichten nöthig, um einen schöpferischen Gedanken hervorzubringen; aber die Ueberwindung dieses letzten Zolles ist das Entscheidende und sie ist die Leistung des irgendwie überragenden Einzelnen.

Die Bewegungskraft und Bewegungluſt der Menschheit, die nichts Anderes ist als die Summe der Schaffensdränge der Einzelnen, hat nothwendig ihr Spiegel-, ihr Ebenbild in der Seele des Starken. Doch kann sie nicht getrennt gedacht werden von der Gesammtheit der Triebkräfte seines Ichs. Denn diese ist eine untheilbare Einheit, insofern sie einen Ursprung, eine Kraftquelle hat, mag sie sich auch in noch so vielen Formen äußern. Diese Kraftquelle, aus der alle Thätigkeiten unseres Ichs gespeist werden, wie eine Anzahl von ganz verschiedenen Maschinen aus einem elektrischen Motor mit Antrieb versehen werden können, haben als leibliche Grundlage nur die Summe unserer Nerven, der Lebenskräfte; seelisch mag man sie Leidenschaft nennen, was mechanisch wiederum nichts Anderes als Bewegtheit- und Bewegungfähigkeit, Geneigtheit zum Bewegen und zum Bewegtwerden bedeutet.

Denn in schönem Räthsel braucht unsere Sprache das Wort Leidenschaft ganz doppeldeutig: da es doch vom Erleiden fremder, ja schmerzhafter Einwirkung seinen Ursprung herleitet, bezeichnen wir mit ihm gleichwohl das stärkste Handeln: die leidenschaftlichste That ist die entschlossenste, die jäheste That. Aber vielleicht ist mit diesem Doppelsinn die Eigenthümlichkeit aller starken Seelen im Tiefsten bezeichnet: ihre Kraft besteht eben so in der Eindrucks- wie in der Handlung-Fähigkeit. So lebe ich des Glaubens, den ich freilich kaum zu beweisen vermag, daß alles Fühlen, alles Bilden, alles Forschen,

Digitized by Google

Ahnen, Thun des Ichs, da es aus dieser einen Quelle gespeist wird, nur eine gewisse Kräftemenge darstellt, die nicht vermindert, doch auch nicht erhöht werden kann. Und ich meine, der geistvolle Erforscher gesellschaftseelischer Vorgänge irrt, der behauptet hat, ein Schaffen und ein Lieben, die neben einander von der Seele eines Menschen Besitz ergriffen hätten, könnten einander nicht Abbruch thun. Die Kräfte unserer Seele verhalten sich vielmehr wie die Farbenwerthe eines Bildes: jede ist von jeder anderen und von allen zusammen abhängig. Das Auflohen einer beginnenden Liebe nimmt allen anderen Absichten und Vorhaben unserer Wesenheit die gleiche Menge von Wärme-Einheiten, deren sie selber bedarf. Wie noch das blasse Lila des Lilienstengels, den der Engel auf Simone di Martinos und Lippo Memmis Verkündigung hält, jenes Lila, das von so traumzarter Schönheit ist, daß es Niemand vergißt, der es einmal sah, wie auch diese königliche Farbe noch bestimmt und bedingt ist von jedem anderen Farbenwerth des goldstarrenden Gemäldes, so ist selbst unser köstlichstes, unser schöpferischstes Thun, unser leidensseligstes Fühlen abhängig von allen, auch den kleinsten Ausstrahlungen unserer Seele, unseres Verstandes, unseres Vorstellens, unseres Wollens. Darum auch irren die Thoren unter den Männern, die sich so dünkelhaft über die Frauen erheben: das Lieben einer Frau kann mehr Krafteinheiten der Seele verbrauchen als die fruchtbarste Bildner- oder Forscher- oder Thatkraft eines Mannes, nur daß noch keines Denkers Scharfsinn die Voltampèremaße dieser Seelenelektrizität festsetzen konnte.

So schöpfen denn freilich Ich- und Hingabetrieb unserer Seele in gleichem Maß aus diesem Kräftequell; aber da heute nur von jenem die Rede sein soll, so muß hier die Leidenschaft, die Bewegtheit der Seele nur als Erzeugniß der Schaffenslust, der bewegenden, nicht der bewegten Kraft unseres Ichs gelten. Alle Gestalt, die schöpferisches Leisten der Menschen annehmen mag, entspricht dieser Wahrnehmung. Man wird schwerlich je dem Genie andere Eigenthümlichkeiten beimessen können als die größere Schnelligkeit und die größere Kraft seiner Eindrücke, seiner Entschlüsse. Das Genie unterscheidet sich sonach nur dem Grade, nicht dem Wesen nach von den anderen, geringeren Sterblichen und dieser Grad ist wiederum nur ein gleichsam mechanischer der Geschwindigkeit und der Stärke seiner Wollens-Bethätigungen. Und noch unter den Völkern sind die Genies die leidenschaftlichsten, bewegtesten. Aller Vorrang der Germanen vor den Griechen beruht in der größeren Leidenschaft ihrer Seele: die Bewegtheit des straßburger Münsters ist im Körper- und im Seelensinn des Wortes höher, reicher als die des Parthenon, Michelangelo ist bewegter als Skopas, Shakespeare bewegter als Euripides.

Schmargendorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Digitized by Google

Danae.

Da saß sie vor ihm im schmalen Schatten des Bootes, das von den Fischern auf den Strand heraufgewunden war und nun dalag, fahl und verschrumpft wie ein totes Meerthier, das ein Sturm aufs Land geworfen und hilflos in der Sonne verschmachten läßt. Halb liegend saß sie und las, eingeschmiegt in den warmen blauen Schatten, den Kopf in die Hand gestützt und zurückgelehnt an die grünverwitterte Bootswand. Ihr Haar war noch gelöst vom Baden her; tief hineingewühlt hatte sie die Hand, so daß nur ihre Fingerspitzen (und selbst die noch verstrickt in das lichtbraune Gewirr) sichtbar waren. Blaßgrün schloß sich um ihren Leib das weiche Gewand; bald fließend, zögernd bald, schien es zu leben wie sie, in jeder Falte ein Ausdruck ihres warmen, beruhigten Wesens.

Sehr ernst war übrigens die Sache mit dem Lesen nicht. Sie guckte zwar ins Buch, beobachtete aber zugleich, wie ein winziger Streifen von dem großen blendenden Licht, das zitternd über dem weißen Sand lag, heranschlich und ihren Fuß küßte, scheu, zärtlich, dann kühner und wärmer; und sie bewegte die Zehen in der durchbrochenen Sandale und lächelte ein Bischen.

Eine halbe Bootslänge von ihr weg, dunkel gekleidet und ganz zerrissen anzusehen von Licht und Sonne, saß er und starrte sie an. „Was lesen Sie?“ fragte er rauh, obgleich er eigentlich Etwas von der Sonne und ihrem Fuß hatte sagen wollen. Es quälte ihn, wie sie so dalag, schön und frei und lächelnd, ganz mit sich allein.

„Was ich lese? Nichts. Finden Sie nicht auch, es ist viel besser, so zu liegen, müde und faul, und nicht zu wissen, wo man aufhört und Das da draußen anfängt, das Wasser da und die Sonne und der flimmernde Sand?“ Sie dehnte sich ein Bischen und ihre Augen streiften an ihm vorbei, mit halbem Blick nur, denn der Wind und das Meer, all Das da draußen war wichtiger als er.

„Ja, es ist gut, so zu liegen“, sagte er, sah nach ihr hin und wandte schnell wieder den Kopf zurück. Heute ging Etwas aus von ihr, das er in diesen kurzen Wochen so stark noch nie gefühlt hatte. Er liebte sie mit der ganzen Anbetung des Künstlers; aber der Mensch in ihm, der sich mühsam losgerungen aus der Engigkeit kleinbürgerlicher Verhältnisse, konnte sie hassen und zornig werden an ihr, gerade um dieser schönen Müheloſigkeit willen, die sie umgab wie Licht und Sonne den Baum.

Was war er? Ein verbitterter, einsamer Mensch. Ein Künstler von Gottes Gnaden, — vielleicht; es gab Leute, die es gesagt hatten, als seine schweren, verträumten Bilder zum ersten Mal ausgestellt waren. Aber was galt ihm dieses ganze Gottesgnadenthum, wenn es auf ihm lag mit dem dunklen Vorwurf der Verantwortlichkeit, wenn es ihn fern hielt von allem Leichten, Lichten und Schönen, von dieser Frau, die er liebte mit der ganzen sich selbst verspottenden Hoffnungloſigkeit Eines, der fühlt: Alles in ihm strömt hin zu ihr, und was je zurückkommt, ist nichts und wird in Ewigkeit nichts Anderes sein als ein gutes, warmes Lächeln, das nichts weiß und nichts wissen will von seiner Qual. Und da es nichts Anderes gab für ihn, begnügte er sich mit diesem Lächeln, voll Verachtung, daß er sich begnügte. Aber er that es, nur um sie zu sehen, um neben ihr sitzen zu können, ohne Seligkeit, ohne auch nur für Sekunden sich heimisch zu fühlen in ihrer leidloſen Welt. Und

Digitized by Google

was ihn am Tiefsten beherrschte, war die Furcht, sich zu verrathen, so daß ein kalter Blick ihn für immer zurückschrecken würde in seine dunkle menschliche Gebundenheit, die ihre Nähe ihn erkennen und zugleich für eines Athemzuges Länge vergessen ließ.

Da lag sie nun, versunken in Das, was sie umgab, ohne einen einzigen Gedanken für seine Anwesenheit. Das aufgeschlagene Buch war von ihrem Schoß geglitten, ihre Hände vergruben sich in den scharfen Sand. Was sie so that mit ihren Händen . . . Alles an ihr begleitete mit einer zwingenden Weichheit diese nachlässigen Hände. Sogar bis in die zärtliche Ruhe ihrer Augen hinein setzte sich die gleiche runde Bewegung fort, wie Wellenringe die Kraft des fallenden Steines hinüberschaukeln in die Unendlichkeit.

Sie hatte einen kleinen Berg zusammengeschoben. Obenauf lag der feuchte, dunklere Sand, den sie tiefer aus dem Grunde herausgeholt hatte. Sie klopfte und formte ein Bischen daran herum, sagte dann befriedigt: „So!“ Nickte dem Maler zu wie ein Kind, das der Welt Gutenacht sagt, und zog die Ellbogen, die ihren Oberkörper gestützt hatten, mit einer kleinen behaglichen Müdigkeit an sich heran, während ihre Schläfe sich in den kühlen Sandhaufen einwühlte.

„Was wollen Sie thun, pittore?“ fragte sie nach einer Weile aus ihrer träumerischen Versunkenheit heraus. „Wollen Sie malen? Ach, so ein stürmischer Sonnentag! Sehen Sie nur die Welle da, nein: da, ganz hinten. Ist Das nun blau? Ist Das nun grün? Ist Das nun Himmel oder ists Wasser? Ach, nichts sagen! Das Alles ist ja einerlei. Schön ists, nicht wahr, pittore?“ Lächelnd schwieg sie und fuhr dann plötzlich mit schnellerer und fast ein Wenig böser Stimme fort: „Sagen Sie doch auch irgendwo einmal aus ehrlichem Herzen: Es ist schön. Aber nein! Ein Stockfisch sind Sie. Immer führen Sie Ihre Begeisterung an dieser schwarzen Leichenbittleine: Wie malt man Das? Wächst Ihnen denn die schöne Welt niemals so richtig über den Kopf, daß meinetwegen eine Flamme herausfährt und die ganze brave Palette verbrennt? Was ich sage: Sie sind ein Stockfisch, pittore!“

Die letzten Worte sage sie leiser und halb für sich; und dann lag sie ganz stumm und blinzelte durch die vorgehaltene Hand aufs Wasser hinaus. Mit den Augen faßte sie eine Welle und suchte vor allen anderen diese eine zu halten und zu kennen. Eine Weile gelangs; sie zog heran, — da weit draußen noch, ein Kippen, ein Sturz, ein vergehender weißer Streif. War Das ihre Welle oder wars die nachfolgende gewesen? Sie suchte mit den Augen: Wo war nur ihre Welle geblieben in all dem fallenden Blau und steigenden Grün, den breiten, krausen Schaumbänken und dem tanzenden Licht? Die arme Welle! War sie nun tot? Und es war doch so schön, da draußen zu leben! . . Sie erschrak ein Wenig, umspannte mit einem raschen erwachenden Blick ein breiteres Stück des Wassers, glitt ganz bis an den Horizont hinaus. Blau wars da draußen, blau wie auf ihrem japanischen Holzschnitt daheim, blau und selig; und dumm war, wer Das fühlte und je wieder zurückkam. Nein: sie kam nicht, rufen mochte, wer wollte; nie kam sie zurück.

Blau und selig . . .

Er saß verloren und starrte hinaus wie sie. Sein dunkles Haar hob sich im Wind. Sein Strandhut, mit Sand beschwert, lag neben ihm, etwas seitwärts das graue Skizzenbuch mit gelösten Bändern. Er starrte hinaus wie sie und Etwas von ihrem Befreitsein schlich sich in seine Schwere, die verpflichtete, jedem Genuß einen kleinen Ewigkeitwerth abzuringen, nicht in besitznehmendem Stolz, sondern

Digitized by Google

in sklavischem, unseligen Muß. Sie, die Glückliche, die Schöne, die Geliebte: nie bannte sie Schwere und Muß. Langsam, ohne seinen Körper zu wenden, drehte er seinen Kopf ihr zu.

Ihre Hand war gesunken und ihre Augen geschlossen; ganz leicht, nur wie niedergefallene Blätter lagen die Lider über ihnen. Das Kinn hatte sie im Einschlafen etwas gehoben. Ja: sie lag und schlief, lag da vor ihm und schlief, träumte vielleicht: grün und blau, — ach, einerlei, wie schön ist alles Das!

Er saß und starrte sie an mit einem süßen Erschrecken. Ihre Augen wachten nicht mehr über dem stolzen Gesicht, sie lagen wie verhüllte Lichter. Nie hätte er sonst vermocht, ihnen Stand zu halten, wie er jetzt es that, zwar noch mit dem Bewußtsein einer Kühnheit, die jeden Augenblick ihn in ewigen Tod versinken lassen konnte. Allmählich jedoch verlor sich das Gefühl einer süßen, starken Gefahr. Sein Blut strömte in die Glieder zurück, seine Augen fingen zu sehen und zu wagen an, Vorsichtig, als könne die Berührung seines Blickes sie wecken, folgte er der weichen Linie ihrer Wange, die nicht so bestimmt war wie die andere Linie, die fest und stahlklar, in leiser Schwingung, als müßte sie klingen, vom Kinn niederführte und sich in den losen Falten des Kleides verlor. Gleichmäßig warm war das Gesicht, nirgends Backenroth und doch voll von einem inneren Blühen . . . Wie das lichte Haar die Schläfen frei ließ und dann, wie ein rasch träumender Gedanke, noch einmal ein Wenig in die Stirn hineinwuchs! Ganz golden das Ohr, nach der Mitte zu bernsteinbraun vertieft, wie eine Muschel fest und vollkommen in der Form, fein und besonders das Läppchen; man mußte an eine Perle denken, die darin sitzen könnte, nein, an einen Opal, drei länglich schimmernde Opale, ganz schmal und am Grund etwas schwellend wie ein fallender Tropfen vielleicht . . . Golden wie das Ohr auch die Haut des Nackens; oder war es der Schatten, der den weißen Hals so golden machte? Er sah schärfer hin mit der leisen Scham eines Diebes. War es der Schatten? Oder war es die Haarfarbe, die sich so zögernd verlief? Aber das Licht, das Spiel von Licht und Schatten war auch noch da, das widerstrahlend vom Meer mit seinem unruhigen Pulsschlag über die Wand des Bootes lief.

Er griff leise nach seinem Skizzenbuch, suchte nach farbigen Stiften und hielt mit den Fingern die flatternden Seiten nieder. Aber als er, bereit zur Arbeit, zum zweiten Mal hinüber sah, war Farbe und Form in seiner Einzelheit verschwunden. Er sah nur die ganze stolze Gestalt, fast demüthig verlangend hingestreckt im durchsichtigen Schattenblau, sah über dem tiefer grünen Gewand von Meer herauf ein goldenes Zittern kommen und gehen, sah, wie es zögerte vor der leise bewegten Brust, um weiterfluthend dann sich zu sammeln auf dem warmen schlafenden Gesicht mit dem seligen Schimmer einer visionären Leidenschaft.

Danae: durchzuckte es ihn. Seine Augen hingen an ihr, nicht mehr mit der heimlichen Scham eines Diebes. Mit dem überströmenden Glück des Schöpfers fühlte er: da war Etwas, das ohne ihn nicht da war, Etwas, das er zum Leben rief, das ihn hinaushob über sie und ihm gehörte, ihm ganz allein, ohne mehr zu fragen nach ihrem Wunsch und ihrer Liebe. Mochte die ganze Welt sie nehmen: nie wieder würde sie Einem gehören wie ihm in dieser einzigen Stunde. Sein war sie mit Allem, was sie wußte von sich, sein mit Allem, was vielleicht so niemals geweckt ward.

In seliger Schöpferlust saß er da, nicht mehr voll Furcht vor ihrem Erwachen; ein stolzes, freies Recht hatte er, zu nehmen, was er schuf. Nicht mehr

Digitized by Google

nur fühlte er, wie es hinströmte von ihm zu ihr: auf ihn zugerauscht kam es mit den vollen Wogen einer großen künstlerischen Empfängniß und füllte sein Wesen golden an mit einer Macht, die nicht Zufall, sondern Zustand war. Bewegunglos saß er im zerrenden Wind, die Fingerspitzen an den Mund gedrückt, als müßten die Zähne helfen, zu halten, was dem weiten, trinkenden Blick entgegenkam.

Immer noch saß er so, als er schon fühlte, daß der Abschied nah war. Sie bewegte die Hand, ein plötzlicher Ernst glitt über ihr Gesicht, eben so unvermittelt dann ein ganz goldenes aufgelöstes Schauen; und im selben Augenblick schlug sie die Augen auf. Sie öffnete den Mund, feuchtete mit der Zunge die salzigen Lippen, lauschte empor und begegnete dann mit leiser Verwunderung seinem Blick.

„Aber nein! Glauben Sie, pittore, daß ich geschlafen habe?"

„Ich glaube beinahe: Ja", sagte er.

„Sie hätten mich wecken müssen", schmollte sie. „Wie kann man so einfach schlafen am hellichten Tag!" Sie schob mit weicher Bewegung des Kopfes die Haare von den Schultern. „Ich habe sogar geträumt", fuhr sie sinnend fort. „Etwas sehr Sonderbares; aber ich weiß kein Wort mehr davon. Wissen Sies nicht? Sie bewegte suchend die Hände. Aber wie könnten Sies wissen? Sie sehen, ich bin auch jetzt noch halb im Schlaf."

Sie richtete sich langsam auf, schüttelte den Sand von ihrem Kleide, that ein paar Schritte und bückte sich dann nach ihrem Schuh, um ihn vom körnigen Kies zu leeren. Dann griff sie nach ihren Haaren, drehte sich dem Wind entgegen, so daß der die losen Wellen von ihrer Stirn zurückkämmte, und band sie zusammen in einen lockeren Knoten. Ganz frei stand sie im vollen Licht, bis zu den Armen gegen das sonnige, stürmische Meer, Schultern und Kopf ruhig und fest vom ruhigen Himmel umschlossen. Sie nickte dem Maler zu, der sich erhob und ihr das Buch, das noch im Schatten des Bootes lag, hingab. Sie sah ihn kaum an; aber dann kam Sekunden lang noch einmal ihr Blick zurück.

Etwas fiel ihr auf an ihm. Lieber Gott: er bildete sich doch wohl nichts Besonderes darauf ein, daß er den halben Vormittag hier neben ihr hatte sitzen dürfen? „Stockfisch-Pittore" sagte sie, gab ihm leicht die Hand, lächelte und schritt durch die blendende Mittagsgluth dem Kurhause zu, das jenseits von der Düne lag.

Er stand unbeweglich und sah ihr nach, wie sie so leicht dahin ging in dem Grün ihres Kleides, das heller und härter schien gegen all das Silbergrau und Weiß um sie her. Der Wind peitschte das Gewand an ihren Fuß, so daß sie mit Knöchel und Knie gegen seine krause flatternde Gewalt ankämpfen mußte. Hinter ihr flog wie stiebender Schnee der Sand durch das bleiche Binsengewirr.

Er war nicht traurig, daß sie ging. War es nicht beinahe gut, daß sie ihn allein ließ mit Dem, was sie ihm hatte geben müssen? Sie nahms nicht mit sich, nein; in ihm war es der reinsten Auferstehung gewiß, so rein und so gewiß, daß ihm für einen Augenblick die schöne Frau ganz fern und fremd war, die da, mit dem Winde kämpfend, kraus und flatternd von ihm wegging. Aber dann schwoll eine heiße Dankbarkeit auf in ihm und eine unsinnige Lust, selig zu jauchzen.

Er hob die Arme, mit freier Brust lief er der Sonne und dem Wind entgegen; und Etwas war in ihm, das hätte schreien mögen, wie die weiße Möwe schrie, die da vor ihm hinflog mit dem silberschuppigen kleinen Fisch in den gekrümmten Fängen.

Digitized by Google

Jena. Helene Voigt-Diederichs.

Selbstanzeigen.

Modernes Christenthum. (Moderne Zeitfragen, herausgegeben vom Dr. Hans Landsberg, Pan-Verlag, Berlin).

Während die heutige Industrie ängstlich darüber wacht, daß die Zeichen, durch welche die Urheberschaft eines Produktes festgelegt ist, nicht auch von anderen Produzenten für ihre Waaren verwandt werden, ist die Theologie, vor Allem die „moderne", darauf aus, ihre Stempel möglichst auch solchen Kulturgütern, deren Ursprung ganz und gar außerhalb der theologischen Sphäre liegt, aufzudrücken und diese dadurch für sich in Anspruch zu nehmen. Es wird nicht gut möglich sein, auch gegen diese Art, unlauteren Wettbewerb zu treiben, mit Gesetzen vorzugehen. Um so nothwendiger erscheint es aber, die Merkmale genau festzustellen, die dem Christenthum, unabhängig von der theologischen Etikette, seinem historischen Ursprung nach zukommen. Seit die moderne Theologie ihren religiösen Rationalismus der Welt als das echte und ursprüngliche Christenthum anzuempfehlen unternommen, hat es nicht an ernsten Stimmen gefehlt, die, nicht eben im Dienste des altkirchlichen Dogmatismus, sondern im Namen der wissenschaftlichen Wahrheit, gegen diese Unterschiebung moderner Ideen unter eine ganz anders geartete Gedankenwelt Protest erheben. Aber die Theologie, die sich mit Emphase als die kritische bezeichnete, war nicht dahin zu bringen, daß sie auch nur ein Wenig Selbstkritik übte und sich auf die tiefer liegenden Motive ihres angeblich wissenschaftlichen Gebahrens besann, bis zuletzt die bodenlose Willkür, mit der die Theologie ihren ungeheuren Apparat von Gelehrsamkeit dazu gebrauchte, sich selbst in das Christenthum hineinzulesen und Dem entsprechend alles ihr nicht Zusagende aus den christlichen Quellen zu entfernen, in den Ausläufern der Schule Ritschls, einem Harnack, Bousset und ihren Gesinnungsgenossen, wahre Orgien feierte. Jetzt sollte der magere, mit einem berauschenden Wortschall umgebene Rest, den die theologische Scheere aus dem Christenthum herausgeschnitten hatte, dem Volk als „das Wesen", „das Ursprüngliche" des Christenthumes anempfohlen und schmackhaft gemacht werden. Unter diesen Umständen bekamen die Stimmen, die schon vor etwa dreißig Jahren vor dieser Entwickelung der Dinge energisch gewarnt hatten, namentlich die Eduards von Hartmann und Overbecks, neues Gewicht. Zugleich aber hatte die religionswissenschaftliche Forschung neue Bahnen eingeschlagen, durch welche die in der religiösen Entwickelung wirksamen soziologischen Gesetze als auch im Christenthum wirksam anerkannt werden mußten Dadurch wird der theologischen Auffassung, nach der die Entstehung des Christenthumes auf die That eines einzelnen Individuums zurückzuführen sei, der Boden unter den Füßen fortgezogen. Die historische Forschung bekommt jetzt dem Ursprung des Christenthumes gegenüber eine neue Aufgabe: nicht die, ein Individuum ausfindig zu machen, das, sei es in natürlicher oder in übernatürlicher Ausrüstung, den Grund zu einer neuen religiösen Entwickelung gelegt hat, sondern die treibenden Kräfte, die in der Zeit wirksamen geistigen, sittlichen und sozialen Faktoren aufzusuchen, die zu einer religiösen Neubildung hindrängten. So verzweifelt die Theologie ihren Anspruch, daß die Entstehung des Christenthumes als eine ihr ausschließlich zur Forschung vorbehaltene Domäne zu gelten habe, auch heute noch vertheidigen mag: die Wissenschaft kann sich auf die Dauer nicht nehmen lassen, auch den Ursprung des Christen-

Digitized by Google

thumes aus den allgemeinen Gesetzen des historischen Geschehens zu begreifen. Dadurch fällt aber vom Christenthum ganz von selbst die Prärogative der Absolutheit ab, auf welche die Theologie im Grunde mit ihren sublimsten Gedankengängen hinzielt und um deren willen sie so hartnäckig an ihrem Dogma von einem individuellen, „einzigartigen" Stifter des Christenthumes festhält. Alles historisch Gewordene hat eben nur einen relativen Werth; es ist dazu bestimmt, einem neuen Werden vorzuarbeiten und an dieses dann seinen Platz abzutreten. Modernes Christenthum in diesem Sinn kann deshalb nur eine Uebergangsform bedeuten, in der die aus der christlichen Vergangenheit her resultirenden Kulturkräfte an ihrer eigenen Metamorphose arbeiten. Insofern die Theologie an dem absoluten Charakter ihres modernisirten Christenthumes festhält und diesen nur unter der täuschenden Hülle wissenschaftlicher Untersuchungen zu verstecken sucht, ist sie es gerade, die einer religiösen Verjüngung entgegenarbeitet und hindert, daß die Kräfte, die einst bei der Entstehung des Christenthumes zeitbildend gewirkt haben, nun im modernen Leben eine ihrer Entwickelung entsprechende freie und naturgemäße Entfaltung finden. Von diesen Erwägungen ausgehend, habe ich in meiner Brochure zunächst die wirklichen Grundgedanken des alten Christenthumes darzustellen unternommen, um daran die inneren Widersprüche aller theologischen Restaurationversuche und die Unmöglichkeit einer theologischen oder kirchlichen Modernisirung des Christenthumes darzuthun und endlich zu zeigen, wie, unabhängig von aller und jeder Theologie, die religiösen Kräfte, die einst die christliche Aera geschaffen, im heutigen Leben auf den verschiedensten Gebieten sich wieder zu regen und zu bethätigen beginnen.

Bremen. Pastor Dr. Albert Kalthoff.

Alkohol und Verkehrswesen. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Verlag des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke.

Auch der eifrigste Verehrer eines „guten Tropfens" muß anerkennen, daß es der Sicherheit des Verkehrs, besonders des Eisenbahnbetriebes, überaus zuträglich ist, wenn das Personal sich größter Nüchternheit befleißigt. Unter dem suggestiven Einfluß unserer Trinksitten ist dieser wünschenswerthe Zustand am Sichersten und für das Personal zugleich am Leichtesten dadurch zu erreichen, daß namentlich die im eigentlichen Betriebe (Lokomotiv-, Fahr-, Station- und Weichendienst) thätigen Bediensteten nach dem Beispiel Nordamerikas mehr und mehr dahin gebracht werden, sich des Genusses alkoholischer Getränke völlig zu enthalten. Auch durch Beseitigung übermäßig langer Dienstschichten, Verbesserung der Wohnungen, Aufenthaltsräume u. s. w. wird viel zu erreichen sein. Von großer Bedeutung ist ferner Aufklärung des Personals über den Unwerth der alkoholischen Getränke als „Stärkungmittel" und über ihre Entbehrlichkeit als Genußmittel. Möglichst viele einsichtige und entschlossene Männer namentlich unter den eigenen Berufsgenossen für diese Anschauung zu gewinnen, ist das Ziel meiner Schrift.

Marburg. Eisenbahndirektor Otto De Terra.

Moderne Illustratoren. R. Piper & Co., München.

Ich strebte mit den sieben bis jetzt vorliegenden Bänden nicht nach der Palme der streng fachlichen Kunstwissenschaft. Ich begab mich auf Neuland, als ich meine

Betrachtung Künstlern widmete, für deren ausgeprägt zeitcharakteristisches Wesen eben noch keine Maßstäbe vorhanden sind. Dabei durfte ich auch nicht hoffen, solche Maßstäbe zu finden, als ich mich mit Phänomen wie Baluschek, Toulouse-Lautrec, Münch, Neumann konfrontirte, und war daher zufrieden, wenn mir in jeder Monographie gelang, gleichsam die Ecken und Kanten zu markiren, mit denen das jeweilige Phänomen über die Grenzen des Schemas „Kunst" hinüberragt; auch des Schemas „modern": denn unter den Dargestellten befinden sich auch Oberländer und Kirchner. Vielleicht hat mich dies Bestreben, allem Schematischen und allem Schematisiren auszuweichen, in einzelnen Punkten zu weit geführt; doch glaube ich, Denen, die in kunsttheoretischen Schriften nicht fertige, tote Resultate, sondern lebendige Anregung, auch zu fruchtbarem Widerspruch, suchen, gerade durch meinen Mangel an Methode entgegengekommen zu sein. Ich glaube, ich habe keinen dieser Künstler zu Tod geschrieben. Das klingt recht negativ, ist aber, angesichts der oft mörderischen Macht, deren drohend ausgesprochene Urtheile fähig sind, immerhin Etwas. Ich interessirte mich weniger für die Technik, für einzelne Seiten meiner Künstler als für ihr umfassend-menschliches Wesen, wie es mir aus der Hülle ihres Schaffens entgegenschimmerte. So konnte ich in Th. Th. Heine nicht nur den Karikaturisten sehen, sondern war gereizt, Dem nachzuspüren, was diese Seite seines Wesens mit der anderen, diametral entgegengesetzten, dem Schönheitskultus seines Malerthumes, verbindet. Bei Baluschek lockte mich die ungeheure seelische Vertiefung, die er ungeheuer Banalem auf geheimnißvolle Weise verleiht, und bei Toulouse-Lautrec darüber hinaus noch die tragische Bizarrerie des persönlichen Schicksals, das hinter seiner Kunst steht. So war mir auch Edvard Munch etwas Anderes als eine Kuriosität. Ich wußte bei jedem Satz, den ich an diesen Monographien schrieb, ganz genau, daß ich durchaus nicht das letzte Wort über die Künstler sagen würde, von denen sie handeln; aber ich hatte und habe die Ueberzeugung, daß man auf diese Künstler, gerade auf sie, noch oft genug zurückkommen wird. Je öfter es geschieht, um so mehr, glaube ich, wird man Distanz zu unserer Zeit und ihren geistigen Krisen gewinnen, deren Spiegel meine Schriften zum Theil sein mußten, wollten sie nicht verlogen sein.

München. Hermann Eßwein.

Von amourensen Frauen. Bard, Marquardt & Co. in Berlin.

Den Titel schrieb ich vor bald zwei Jahren über dieses kleine Buch; und das Wort „amoureus" gefällt mir auch heute noch nicht. Handelte es sich um Frauen, die von der Liebe leben, hätte sich ja leicht ein gutes deutsches Wort gefunden. Aber die kleinen Studien handeln von Frauen, die für die Liebe leben, mehr oder minder talentvoll, und dafür haben nur die Franzosen ein Wort; vielleicht, weil bei ihnen die Sache häufiger ist als bei uns. In den Geschichten des Vorwortes, in der Einleitung über die Chronisten der Liebe und in den Studien selber habe ich an allen geeigneten Stellen mit der Moral nicht gespart und sie in dem Schlußstück geradezu zum Gegenstande der Darstellung gemacht. Es kommt ja nicht darauf an, was so passirt ist, hübsch zu erzählen: wichtig ist allein die gute Lehre. Dieser dient alles Andere nur zum Vorwand. Wer das Büchlein nicht als einen moralischen Traktat liest, mißversteht die Intentionen des Buches gänzlich.

München. Franz Blei.

Digitized by Google

Exportprämien.

Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat hat vor ein paar Wochen beschlossen, für das dritte Quartal des Jahres 1906 keine Ausfuhrvergütungen auf Kohlen und Koks (ein Kokssyndikat giebt es bekanntlich nicht mehr) an die exportirenden Eisenwerke zu zahlen. Eine Verfügung des selben Inhaltes erließ das Roheisensyndikat. Der Stahlwerkverband aber blieb bei der auf 5 Mark für die Tonne festgesetzten Exportprämie. Wer die vom Kohlensyndikat veröffentlichten Motive las, mußte annehmen, es handle sich um eine erzieherische Maßregel. Aus dem Aufsichtrath mancher Drahtwalzwerke, hieß es da, sei bekannt geworden, daß eine außerordentlich hohe Dividende zu erwarten sei; Gesellschaften, die solchen Ertrag liefern, brauchen aber keine Ausfuhrvergütung. So gehts, wenn Aufsichtrathsmitglieder den Mund nicht halten können. Hätten sie geschwiegen, statt die Dividendenschätzung vorzeitig auszuplaudern, dann wäre es bei den Exportprämien geblieben. Das Syndikat hat den Beschluß nicht einstimmig gefaßt. Ob Geheimrath Kirdorf, das Kartellhaupt, mit der Majorität gestimmt hat? Ich zweifle. Das Wesen dieses Mannes hat einen großen Zug und ich kann nicht glauben, daß er kleinliche Animosität billigt. Und daß die beschlossene Maßregel kleinlich ist, kann kein Unbefangener bestreiten. Wenn Industrien, die hauptsächlich auf den Export angewiesen sind, wie das Drahtgewerbe, wirklich einmal ein Jahr guter Rentabilität haben, so ist damit noch kein Grund gegeben, ihnen plötzlich eine wichtige Vergünstigung zu entziehen. Der Zweck der Prämie ist ja, zwischen den von den Rohstoffverbänden geforderten hohen Inlandpreisen und den dem Ausland gewährten niedrigeren Preisen einen Ausgleich zu schaffen. Die Rohstoffkartelle, die auf dem heimischen Markt hohe Preise fordern und oft zu Schleuderpreisen exportiren, haben durch ihre Politik das Bedürfniß nach Ausfuhrprämien geweckt. Wenn für Inland und Ausland der Preis annähernd gleich wäre, brauchten die Syndikate nicht Prämien dafür zu zahlen, daß ihre Rohstoffe im Ursprungsland verarbeitet und erst in der so entstandenen Form exportirt werden. Daß die Prämie nicht Geschenk, nicht Almosen ist, wurde ausdrücklich schon betont, als die Enquetekommission des Reichstages sich mit den Stahlwerkverbänden beschäftigte. Manches Syndikat thut freilich, als erweise es durch unverkürzte Gewährung der Exportprämie dem Verbraucher besondere Gnade.

Das Kohlensyndikat hat sich bis ins Jahr 1903 als nützlich bewährt, seine Preispolitik den Verhältnissen angepaßt und kaum Grund zu gerechtem Tadel gegeben. Seit die Organisation auf breiterer Basis erneuert ist, hat diese Haltung sich geändert. Man hoffte auf eine Stärkung der inneren und äußeren Macht und hat nun eine Schwächung zu verzeichnen, an der auch der Hüttenzechenstreit mitschuldig ist. Vielfach wird angenommen, das Syndikat werde nicht lange mehr leben; jedenfalls ist sein Ansehen geschmälert. Sollte die Prämienverweigerung eine Kraftprobe sein und die Zweifler lehren, daß der Kohlenring noch die alte Gewalt hat? Den Lieferanten des wichtigsten Brennmaterials gebührt die erste Stimme im Rath: dieses Gebot haben die Zechenherren den Eisenindustriellen oft einzuschärfen versucht. Das war vielleicht auch diesmal die Absicht. Die Herausforderung konnte gewagt werden, weil auf beiden Seiten große Verbände die selben Interessen haben und sich bemühen müssen, offene Feindschaft zu meiden. Doch die Rechnung hatte ein Loch. Der Stahlwerkverband, über dessen im nächsten Jahr nothwendige Er-

neuerung jetzt verhandelt wird, konnte nicht nachgeben, mußte sogar Empörung markiren und die Prämien weiterzahlen. Denn er hat in der Geburtstunde versprochen, durch Ausfuhrvergütung dafür zu sorgen, daß die in Kartellen vereinigten Abnehmer auf den fremden Märkten konkurrenzfähig bleiben. Um die (nur Syndikaten gewährte) Differenz zwischen Inland- und Auslandpreis zu erlangen, verbanden sich Werke der Schwarzblech- und der Drahtindustrie zu Kartellen. Wenn der Stahlwerkverband ihnen jetzt die Prämie entzöge, müßte er für seine Zukunft zittern. Deshalb die sittliche Entrüstung. In gewissem Sinn ist der Vorgang das Symptom einer Gegnerschaft zwischen den wichtigsten Gebieten unserer Industrie. Das Kohlensyndikat fühlt, daß sein Ansehen geschmälert ist, und will wieder seine Kraft zeigen. Doch gegen offenen Kampf spricht die Gleichheit der Interessen. In allen Hauptfragen sind die Beherrscher des Stahl- und des Kohlengewerbes ganz einig. Auch die Abnehmer des Stahlwerkverbandes haben oft schon über willkürliche Verringerung der Exportprämie geklagt und namentlich in den Walzwerken hört man Allerlei über die Tyrannei des Verbandes. Die Halbzeugverbraucher möchten den Einfuhrzoll abgeschafft sehen, damit dem Verbande das Herrschen nicht gar so bequem sei.

Der Stahlwerkverband motivirt die Verringerung der Prämie mit dem Wunsch, Preisdrückereien der deutschen Drahtwalzwerke auf deutschen Märkten zu verhindern, vergißt aber, daß gerade er mit seinem billigen Halbzeugexport dem Ausland die Möglichkeit giebt, das deutsche Gewerbe zu unterbieten, und dadurch selbst unseren Drahtwalzwerken die Schleuderpreise aufzwingt. In Rylands Iron Trade Circular, einem englischen Fachblatt, fand ich neulich die folgenden, in Deutschland nicht genügend beachteten Sätze: „Die Invasion des deutschen Eisens und Stahls war für viele englische Fabrikanten eine Wohlthat; in manchem Walzwerk wäre, wegen der hohen Preise, die Arbeit eingestellt worden, wenn Deutschland ihm nicht Stahl geliefert hätte ... Unsere Werke verwalzen statt des Eisens jetzt Stahl, weil das deutsche Material, mit dem wir überschwemmt werden, so billig ist. Deutscher Stahl ist in Massen aufgespeichert worden und der wohlfeile Bezug deutschen Roh- und Halbmaterials wird in vielen Bilanzen zum Ausdruck kommen.“ Auch die englische Blechfabrikation konnte, wie da bezeugt wird, die volle Produktivkraft nur ausnutzen, weil sie vom Kontinent billiges Material erhielt; ohne dieses Material wäre ihre Lage schwierig geworden. Deutsches Rohmaterial und Halbzeug ist für die verarbeitenden Industrien des Auslandes also von großer Bedeutung. Deshalb kann rebus sic stantibus die Ausfuhrvergütung nicht abgeschafft werden.

Rebus sic stantibus. Von einem Idealzustand, der in Ewigkeit fortwähren soll, kann nicht die Rede sein. Zunächst ist zwischen Fabrikat und Rohmaterial zu unterscheiden. Von der Verarbeitung deutschen Rohstoffs und Halbzeugs haben die heimischen Fabrikanten Vortheil und die Prämie soll wirklich die Ausfuhr des Fabrikates fördern; wo sie aber den Export von Rohmaterial erleichtert, begünstigt sie durch billige Lieferung den fremden auf Kosten des deutschen Produzenten. Was dagegen vorgebracht wird, ist längst bekannt. Billiger Export sei immer noch besser als Einschränkung der Produktion; die Rentabilität der großen Kapitalien, die in der Industrie arbeiten, dürfe nicht geschmälert werden; und je mehr produzirt werden könne, desto geringer seien die Selbstkosten. Diese Lehrsätze klingen gut, sind auch richtig, werden von den Kartellen aber nur beachtet, wenn es in ihren Kram paßt; nicht einmal da stets, wo das Interesse dafür spricht. In England soll der Kohlen-

Digitized by Google

ausfuhrzoll aufgehoben werden. Dem deutschen Kohlensyndikat droht also neue Konkurrenz; und gerade in dieser Zeit schafft es die Exportprämien ab und schwächt seine Abnehmer, die, um sich zu rächen, nun vielleicht billige englische Kohle kaufen.

Der Gesetzgeber hat die Hoffnung aufgegeben, die Prämienpolitik der Syndikate ändern zu können. Seit dem geringen Erfolg der Enquete wird von einem Kartellgesetz nur noch selten gesprochen; und wie schwer gegen Exportprämien mit Gewalt Etwas auszurichten ist, weiß der Staat ja aus eigener Erfahrung. Die Brüsseler Konvention hat die Zuckerausfuhrprämie endlich beseitigt und von dem vorausgesagten Ruin unserer Zuckerindustrie ist noch nichts zu merken. Daß der von den (in der Form von Ausnahmetarifen) dem Brennergewerbe gewährten indirekten Exportprämien erwartete Nutzen ausgeblieben ist, beweisen die Klagen über die Spiritus-Centrale. Aus der Provinz Posen ist Sprit billiger in die Schweiz zu exportiren als aus Süddeutschland. Das ist eine immerhin erwähnenswerthe Folge der Tarifpolitik. Die niedrigeren Frachtsätze wirken wie eine Ausfuhrprämie und die Folge ist, daß die Brenner Nord- und Süddeutschlands jetzt zu offenem Bruderkriege gegen einander rüsten. Ein Theil der süddeutschen Spritfabrikanten will sich jetzt vom Norden emanzipiren und einen eigenen Verband schaffen. Norddeutschland und das Spirituskartell, sagen sie, habe ihnen nur Schaden gebracht, das Kartell insbesondere die ungünstige Wirkung der Ausnahmetarife nicht zu beseitigen vermocht. Da sei es noch vortheilhafter, selbständig, auf eigene Faust den Kampf um den Absatz zu wagen. Der Gruppe, die eine süddeutsche Organisation dieses Gewerbes vorbereiten will, ist auch die münchener Cognacfabrik Gebrüder Macholl beigetreten, deren Leiter Jahre lang den Anschluß an die Spiritus-Centrale empfohlen hatten, weil von ihr zu erwarten sei, sie werde die Härten der Exportprämienpolitik mildern. Diese Hoffnung wurde getäuscht; die Tarife waren stärker als der Spiritusring, der, zu seinen eigenen Sünden, nun auch noch die des Staates abbüßen muß.

Von den staatlichen Ausfuhrvergütungen haben sich am Besten die Getreideexportprämien bewährt. Im Jahr 1894 wurde der Identitätnachweis für die Getreideausfuhr beseitigt; seitdem brauchte der Behörde also nicht mehr nachgewiesen zu werden, daß das exportirte Getreide vom Ausland importirt worden war und den Zoll entrichtet hatte. Dann wurden Einfuhrscheine ausgegeben, die den Inhaber berechtigten, in einem Zeitraum von sechs Monaten eine dem ausgeführten Quantum entsprechende Menge der gleichen Waarengattung zollfrei zu importiren. Trotzdem in Deutschland der Werth des eingeführten Getreides den des exportirten beträchtlich übersteigt, hat das Prämiensystem nicht nur keinen Schaden, sondern sogar sichtbaren Nutzen gebracht: den wichtigen Ausgleich westlichen und östlichen Getreidepreises. In das Gebiet der staatlichen Ausfuhrprämien gehört noch der zollfreie Veredelungverkehr, die zollfreie Zulassung ausländischer Rohstoffe und Halbfabrikate zur weiteren Verarbeitung oder Veredelung im Inland, von wo sie dann, in verändertem Zustand, wieder exportirt werden. Die Einfuhr ist zollfrei, wenn die Ausfuhr der Fabrikate innerhalb einer bestimmten Zeit erfolgt; oder der auf die importirte Waare erhobene Zoll wird später für den Theil zurückgezahlt, der wieder ins Ausland geht. Für die staatlichen Exportprämien läßt sich also mehr sagen als für die der Kartelle. Dennoch wäre es besser, wenn ein geregelter Absatz im Inland solche künstliche Exportförderung entbehrlich machte. Aber der Wunsch, diese Zeit der Gesundung heraufdämmern zu sehen, wird wohl noch lange zu den frommen zu zählen sein. Ladon.

Notizbuch.

Der Arbeiter Rudolf Hennig, der einen Kellner gemordet haben soll, den Schutzleuten entschlüpfte, wie der flinkste Kater auf den steilen Dächern berliner Proletarierhäuser herumkletterte, Wochen lang unauffindbar blieb und während dieser Zeit berühmter wurde als Rinaldo Rinaldini, ist von potsdamer Geschworenen zum Tode verurtheilt worden. Die Hauptverhandlung muß sehr interessant gewesen sein; und die Schreiber, die mit gefurchter Stirn rügten, daß eine Erbprinzessin und andere „Damen der besten Gesellschaft" im Schwurgerichtssaal zu sehen waren, hatten sich wieder mal auf die falsche Seite gesetzt. Lob, nicht Tadel, verdienten die Damen, die einem dummen Vorurtheil trotzten; sie konnten Mancherlei lernen. Schlimm genug, daß die gepriesene Oeffentlichkeit unserer Gerichtsverhandlungen so eng beschränkt ist und man, um zugelassen zu werden, sich zu Bettelei und Klientenkniffen erniedern muß. Wenn die Spitzen der Gesellschaft öfter in Moabit als in Karlshorst zu finden wären, hätten wir vielleicht schon eine erträglichere Justiz; und die kluge kriminalpolitische Rede, die der frankfurter Oberbürgermeister Adickes vor ein paar Wochen im Herrenhaus gehalten hat, wäre, mit der Fülle ihrer unwiderleglichen Argumente und muthigen Anregungen, nicht unbeachtet geblieben. Hennig war in übler Klemme. Er hat von zweiunddreißig Lebensjahren fast zwölf in Strafanstalten zugebracht und war nun wieder des Diebstahls und Raubes, der Urkundenfälschung und eines Tötungversuches überführt. Kein Schlupfloch. Auch ein schwächer begründeter Mordverdacht wäre da kaum zu entkräften gewesen. Der Mann that, was er konnte: gab alles Erweisliche zu und leugnete nur den Mord, der nicht zu erweisen war. Daß er in solcher Noth den Großen Unbekannten bemühen mußte, war nur natürlich. Haltung und Taktik aber famos. Auf die Kunst, Zeugen einzuschüchtern und irr zu machen, verstehen sich auch andere erfahrene Verbrecher. Dieser hatte, wenn er sprach, immer Recht; jedem seiner Worte mußte der Menschenverstand zustimmen. Frage: „Ist Ihre Flucht über die Dächer in der Presse richtig geschildert worden?" Antwort: „So ziemlich; ein Bischen übertreiben ja alle Zeitungen." Frage: „Da Sie in einem anonymen Brief dem Lokalanzeiger einen Bericht über den Mord angeboten haben, müssen Sie doch der Mörder sein?" Antwort: „Sie gehen von ganz falschen Voraussetzungen aus, Herr Präsident. Ich wollte für die angebotenen drei Artikel zwölfhundert Mark haben und mußte deshalb die Neugier der Zeitung aufs Höchste spannen. Der wirkliche Mörder hätte sich auf solche Zicken nicht eingelassen. Was in dem Brief stand, war doch nur Falle, um Geld herauszulocken." Erfand prachtvolle Worte. „Wenn wir hier immer mit Möglichkeiten und Hypothesen arbeiten, kommen wir nie ans Ziel." „Die Behauptung, daß ich hier nur Schwindeleien vorbringe, steht nicht fester als die, der Mond sei ein Pfannkuchen." „Unglaublich, wie leichtfertig die Damen vor Gericht mit der Wahrheit umspringen!" „Jeder macht sich von der Sache ein Bild und hält nur seins für das richtige. Man darf doch, wenn zwei Hypothesen einander gegenüberstehen, nicht Alles zu Ungunsten des Angeklagten auslegen!" „Als vorbestrafter Mensch finde ich ja wenig Glauben. Aber man weiß doch aus fast jeder Gerichtsverhandlung, daß der Staatsanwalt alles Mögliche hervorholt, um die Schuld des Angeklagten wahrscheinlich zu machen. Ich habe viel auf dem Kerbholz und will mich nicht reinwaschen. Des Mordes bin ich aber nicht überführt und da bitte ich doch, nach dem alten Justizgrundsatz zu verfahren: In dubio pro reo. Um mildernde Umstände zu bitten, wage ich selbst nicht; aber wir leben in einem christlichen Jahrhundert und sollten einem nicht überführten Menschen nicht die Möglichkeit abschneiden, noch einmal ins Le-

ben zurückzukehren". Ein ungewöhnlich begabter Kerl. Dem Vorsitzenden, Landgerichtsdirektor Barchwitz, ist verargt worden, daß er dem Angeklagten volle Redefreiheit ließ; daß der Mann, der um Kopf und Kragen kämpfte, sprechen durfte, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Darunter, flennte das Gesinde, habe „die Würde des Verfahrens" gelitten. Das Federvieh ist manchmal doch gar zu einfältig. Der Vorsitzende (dessen Amt unsere Strafprozeßordnung mit unerfüllbarer Pflicht bebürdet) verrieth oft zu deutlich, daß er von der Schuld Hennigs überzeugt sei, erwies sich gerade in der Behandlung des Angeklagten aber als guten Richter. Die Würde des Verfahrens ist, liebe Leute, gewahrt, wenn ein armer Teufel, der Eure Papiersprache nicht gelernt hat, von seinem Richter wie ein Mensch behandelt wird und sich in den ihm natürlichen Lauten vertheidigen darf.

* * *

Von einem Deutschen erhielt ich aus Südwestafrika den folgenden Brief:

„Auf die Gefahr hin, von Ihren Lesern als Schwarzseher betrachtet oder gar nicht erst gelesen zu werden, weil Südwestafrika ihnen ‚nachgerade zum Halse herauskommt', muß ich Ihnen doch wieder einmal von meinen Wahrnehmungen und Befürchtungen Einiges mittheilen. Ich lebe nicht weit von der englisch-deutschen Grenze, südlich vom Oranjefluß, in einer Gegend, die seit zwölf Monaten endlose Transporte von Lebens- und Futtermitteln für die Verpflegung unserer Truppen und Zugthiere passiren, und ich sehe und höre hier Manches, das den Optimisten daheim, die mit Herrn von Lindequist die ‚Friedensaera' gekommen wähnen, ihre Illusionen zerstören könnte. Unsere Leute sind leider oft, ohne die Vorsichtmaßregeln eines gründlichen Aufklärungdienstes, in eine richtige Mausefalle von Engpässen hineingerannt. Wissen die Führer noch immer nicht, daß europäischer Schneid im Draufgehen nichts Dauerndes gegen Schwarze ausrichtet? Der arme Lieutenant Keller, der mit 17 Mann einen großen Proviantransport durchbringen sollte, hat diesen Mangel an Voraussicht mit dem Leben bezahlt. Die Grenzbezirke wimmeln von Leuten Morengas; und natürlich haben denn auch 200 unseren Transport überrascht. Wars nicht möglich, dem Lieutenant wenigstens 50 Mann zur Bedeckung mitzugeben? Hier wird jetzt erzählt (Anfang April), die an der Grenze mit Transportwagen aufgestauten Burenkolonnen weigerten sich, überhaupt noch in deutsches Gebiet vorzudringen. Zu verdenken wäre ihnen nicht, wenn sie keine Lust hätten, für eine hier gar nicht angebrachte Schneidigkeit ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Hier und in der Kalahari sitzt ein wahres Schandnest von ‚deutschen', burischen und britischen Schuften, die aus diesem Vorspiel zu dem großen, ‚Vernichtung aller Weißen' betitelten Völkerdrama einer nicht mehr fernen Zukunft Afrikas ein schmutziges Geschäft machen und von denen manche der deutschen Regirung und zugleich den Hottentoten Waaren verkaufen. Wir sind hier fest überzeugt, daß in Südwestafrika noch zwei Jahre gekämpft werden wird und muß, weil nächstens auch die ganze Owambonation sich gegen die deutsche Herrschaft erheben wird. Die würde uns in ihrem Fieberland aber noch härter zusetzen als Hereros und Hottentoten zusammen. Mein Gewährsmann, der mehrere Owambohäuptlinge sah, erzählt, sie seien schon seit geraumer Zeit von portugiesischen Händlern mit Waffen und Munition reichlich versehen, die sie, ohne zu feilschen, mit ihrem Vieh bezahlt hätten. Bei den Owambos aber handelt sichs um mindestens fünf-, vielleicht zehnmal mehr kriegsfähige Männer als bei Hereros und Hottentoten. Mögen die Kraftmeier und Schönfärber heute noch über unsere Warnung lachen! Wir haben vor zwei Jahren über die weisen ‚alten Südwestafrikaner' gelacht, die in allen Zeiungen ausposaunten, mit tausend Mann Nachschub sei die Ordnung in der Kolonie in ein paar Monaten leicht wiederher-

zustellen.' Nein: fünfzigtausend Mann brauchen wir, wenn wir die zu Hause vertuschte Unsicherheit im Süden der Kolonie auch nur in weiteren zwölf Monaten bessern und durch eine starke Demonstration vielleicht noch die Owambos zurückschrecken wollen. Um die Kolonie zu halten, muß noch viel tiefer in den Reichssäckel gegriffen und gleich in Massen, nicht wieder, allen Eingeborenen zum Hohn, in kleineren Trüppchen, wie bisher, die nöthige Kolonialarmee herausgesandt werden. Sonst wird uns eines schönen oder bösen Morgens die Massenerhebung der Owambos noch bitterlicher überraschen als am zwölften Januar 1904 der Hereroaufstand. Zum Schluß möchte ich fragen, ob etwa unsere Militärärzte empfohlen haben, so ungeheure Spirituosenmengen, Schnaps, Liqueur, Bier, Wein, Champagner, für die Soldaten herbeizuschaffen. Der Tropenkenner kann nur den Kopf schütteln, wenn er die Alkoholtransporte Tag vor Tag vorüberziehen sieht. Von allen Seiten wird meine eigene Beobachtung bestätigt, daß in Deutsch-Südwestafrika nach wie vor unmenschlich getrunken wird. Wir mißgönnen den geplagten Leuten wahrlich nicht einen Trunk kühlen Bieres; aber wir hier arbeitenden und oft genug nicht minder schwere Strapazen erduldenden Europäer verdammen dies unsinnige Getränke vor und während der Anstrengungen, denn wir wissen, daß es die Spannkraft der Leute beträchtlich herabsetzt und Verwundeten verzweifelt schlechte Chancen für die Wiederherstellung giebt. Der Himmel (oder eine flammende Verordnung des Kriegsministers nach Vortrag des Generalstabsarztes der Armee) befreie uns bald auch von diesem Uebel, das Herr von Lindequist längst als Uebel erkannt und das uns schon zu oft den Spott der Briten eingetragen hat! Bald: denn Deutsch-Südwestafrika geht seinen schwersten, die ganze, nicht durch Alkohol geschwächte Kraft seiner Soldaten und Beamten verlangenden Zeiten erst noch entgegen. Die Gährung in Basutoland und die Unruhen in Natal müßten doch selbst Kurzsichtige nachgerade die Größe der Gefahr erkennen lehren, die der weißen Bevölkerung Afrikas von den Eingeborenen droht. Hier ist man überzeugt, daß der Tag, an dem die Truppen die Küste verlassen, den Owambos das Zeichen zum Aufstand giebt."

Ich wollte diese von guter Absicht diktirte Warnung nicht unterdrücken, habe bisher aber nie gehört, daß unsere Soldaten drüben durch Völlerei sündigen. Ohne Alkohol, sagte Bismarck, wären wir 1870 nicht durchgekommen; und den tapferen Männern, die, oft ohne ausreichende Nahrung, unter afrikanischem Himmel zwischen verwesenden Thierkadavern gegen eine Bestienschaar fechten, ist ein betäubender Tropfen zu gönnen. Den Offizieren wohl auch zuzutrauen, daß sie die Mannschaft vor Gesundheitschädigung bewahren. Inzwischen ist Morenga geschlagen und verwundet worden. Auf englischem Gebiet, wohin die deutsche Abtheilung Bech ihn verfolgt hatte. Diese Verletzung der Neutralität ist nicht angenehm, aber begreiflich. Was wir den Briten drüben zu danken haben, weiß jeder Wache. Sie behandeln die Eingeborenen als Krieg führende Macht, nicht als Rebellen, und haben die Schwarzen, die über die deutsche Grenze flohen, fast nie entwaffnet und kaum ein einziges Mal gehindert, in besserer Rüstung auf den Kampfplatz zurückzukehren. Kein Wunder, daß unseren Leuten endlich mal die Geduld riß, daß sie zugriffen, als sie den gefährlichsten Feind packen zu können glaubten. Sie haben ihn auch diesmal nicht erwischt. Morengas Niederlage und Verwundung scheint nach den ersten Berichten nicht so ernst, daß mit einem nahen Ende der Hottentotenguerilla zu rechnen wäre. Immerhin ist die Lage gebessert. Trotzdem sollten die Herren der Wilhelmstraße sichs mindestens dreimal überlegen, ehe sie das arme Land von Truppen entblößen. Leutweins Südwest hat sie doch wohl einsehen gelehrt, daß Knauserei unter Umständen viel Geld kosten kann

* * *

Digitized by Google

Ein alter, kranker Literat, Herr Joachim Gehlsen, ersucht mich, bei den Lesern der „Zukunft“ für ihn zu wirken. Ich habe ihn nie gesehen und selten gebilligt, was mir von seiner Journalistenleistung zu Gesicht kam; doch schien er mir stets ehrlich, guten Willens und rastlos (nur allzu unkritisch) bemüht, allerlei „Korruption“ aufzudecken. Wollen wir ihn jetzt katechisiren? Ihn in die finsterste Jammerecke stoßen, weil er einst Bismarck angefallen und manches Unrecht zu sühnen hat? Einen siechen Greis, der für eine Familie zu sorgen hat und mit erlahmender Kraft noch für die Wiederherstellung seines durch Gerichtsspruch bemakelten Namens kämpft? Ich bin nicht so moralisch, da erst lange nach der Würdigkeit zu fragen; und finde den lauten Hilferuf des Bedrängten anständiger als private Bettelei. Er hat Manchem zu helfen versucht. Helft ihm nun; und forscht nicht, was er geschrieben hat und noch schreiben wird. Seine Adresse ist: Charlottenburg, Sophie-Charlotte-Straße 35. Wer eine öffentlich ausgestellte Quittung wünscht, mag sein Scherflein an den Verlag der Zukunft, Berlin, Wilhelmstraße 3a, senden.

* * *

The Byzantine Empire. I. „Verein ehemaliger Jäger und Schützen in Krefeld Einladung zur Spalierbildung. Kleidung: Schwarzer Anzug, Cylinder, weiße Binde und weiße Handschuhe. Originalorden, Ehrenzeichen und Vereinsabzeichen sind vorschriftmäßig anzulegen. Beim Herannahen Seiner Majestät erfolgt das Kommando: ‚Stillgestanden! Hut ab! Augen rechts!‘ Die Hüte werden beim Abnehmen nicht geschwenkt, sondern an der rechten Seite nach unten gehalten. Darauf wird ein dreimaliges Hurra ausgebracht. Wenn Seine Majestät zwanzig Schritt vorbei ist, erfolgt das Kommando: ‚Augen geradeaus! Hut auf! Rührt Euch!‘ Alles Sprechen in den Gliedern und das Rauchen ist verboten.“ II. Aus der Adresse, die der Reichskanzler von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zum Geburtstag bekam: „Durchlauchtigster Fürst! Gnädigster Fürst und Herr! Das jähe Erschrecken, das wie ein elektrischer Schlag Deutschland von einer Grenze zur anderen durchzuckte, als übergroße Anstrengung im Dienst des Vaterlandes Euer Durchlaucht, eben als die Anspannung schweren Kampfes für sein Wohl nachlassen wollte, plötzlich niederwarf, brachte allen treu zu Kaiser und Reich Stehenden in eindringlicher Weise zur Empfindung, welchen Werth Eurer Durchlaucht Mitarbeit für unseren Allergnädigsten Kaiser und Herrn, welche Bedeutung Höchstihre Leitung der Reichs- und Staatsgeschäfte für das Deutsche Reich und die in ihm vereinigten Staaten besitzt. Bange Wochen der Sorge sind gefolgt, bis die Zuversicht durchdringen konnte, daß dem Vaterland Eurer Durchlaucht kostbare Dienste ohne längere Unterbrechung erhalten bleiben, daß Höchstsie alsbald wieder mit fester Hand das Steuer erfassen, um mit der Ruhe und Sicherheit, der wir in der ernsten Zeit der letzten Jahre vertrauen gelernt haben, auch in hoher See und bei widrigem Winde das Staatsschiff in unbeirrter Fahrt zu halten und alle kostbaren Güter, die es trägt, vor den Gefahren zu behüten, die von draußen und an Bord sie bedrohen“. III. Wiesbadener Tageblatt: „Der entlaufene Dackel des Kaisers wurde von einem frankfurter Kriminalbeamten, der sich zum Zweck der Suche per Rad in den Taunus begeben hatte, in einer Waldschneise aufgespürt und von einem kaiserlichen Automobil abgeholt.“ IV. Die homburger Kurverwaltung hat die folgende Notiz verschickt und zum Druck gebracht: „Die diesjährige Frühjahrssaison ist nicht nur durch ein überraschend schnelles Erwachen der Natur, sondern auch durch den Besuch unseres Allergnädigsten Kaiserpaares glänzend eröffnet worden. Es war, als ob sich die starren Wälder und toten Wiesen, auf die Nachricht hin, daß Seine Majestät der Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserin hier eintreffen würden, verpflichtet fühlten, sich sofort mit frischem Grün zu schmücken. Ein paar Tage Sonnenschein: und das Wunder war vollbracht.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Berlin, den 26. Mai 1906.

Exaudi.

Man müßte in diesen Tagen holdester Frühlingswunder jeden ärgernden Gedanken wegscheuchen, jedem garstigen Lied das lange gequälte Ohr verschließen. Alle Sinne nur an der bräutlichen Pracht unserer grünen Erde laben. An Fliederduft, Kastanienblüthe, Maiglocken, Goldregen, Vergißmeinnicht, Stiefmütterchen; an Lenzkerzen und hurtig kletternden Ranken. Wie schön ist jetzt, all in ihrer Kargheit, selbst unsere märkische Natur, wie herrlich, über der Erdbeerblüthe, mit jungem Trieb die dürftigste Krüppelkiefer! Amsel, Drossel, Fink und Staar. Und wenn sie ruhen, wenn, auf niedrigem Lager, auch Philomele schweigt und des Sprossers Buhlsucht verstummt, ists, als kichre und jauchze, nachts noch, eine vox jucunditatis durch das All. Nie, dünkt uns, war die Pforte zum Sommer so reich, so lieblich bekränzt. Fast regt sich der Wunsch, sie möge noch lange verschlossen bleiben. Kanns dahinter denn schöner sein? Ist nicht immer noch höchstes Glück Dem beschieden, der nur mit sehnendem Blick das Gelobte Land umfängt? Auch in Kanaan gab es Hitze und Staub, Mißgerüche und lästige Insekten. Verheißung ist mehr als Erfüllung. Und mit den feinsten Reizen des Sommers hat sich diesmal der Frühling geschmückt. Vor dem Karfreitag schon weinte auf grünender Flur der nackte Strauch, troff aus der Baumrinde harziges Blut. Jetzt trägt, im Mai, die Braut noch den Schleier; doch unter dem dünnen Gespinnst ahnst Du den heißen Leib. Midi, roi des étés, épandu sur la pleine, tombe en nappes d'argent des hauteurs du ciel bleu. Noch glüht des Mittags Athem nicht, dörrt nicht Halm und Zweig; und frisch erwacht Garten und Wald in der

Digitized by Google

Dämmerröthe aus kühlen Nächten. Homer müßte man in dieser Zeit lesen, den jungen Goethe, die Verse Vergils, die wie ein schmächtiger Jüngling hüpfen, den Musset der vorvenezianischen Zeit, Browning, Gogols Kasakengeschichte, unseren Taugenichts und Maeterlincks Melisande. Die Pastorale hören, Haydns bepuderte Melodie, Tamino, die Gräfin Almaviva und Sachsens Meistersang. Auf das emsige Gewimmel der Ameisen blicken; auf den Puls einer Mädchenbrust; auf Giorgiones Konzert, Botticellis Reigen, den leuchtenden Sommer des Puvis de Chavannes; oder auf die süße Müdigkeit der verschlungen aus dunklen Alleen heimkehrenden Paare. Keinem widrigen Anhauch die Seele öffnen und fröhlich, mit sorglosen Sinnen, in der Hochzeitstimmung prangender Natur schwelgen. Ein Tropf, wer sich diese Tage verleiden läßt... Doch was kann Vernunft wider den Zwang fixer Vorstellung? Wider die Hoffnung, den Thorenwahn, wirken zu können, hemmend und fördernd? Auf dem Libanon, heißts, werden arabische Testamente bewahrt, die den Erben verpflichten, in die Gruft dem Testator den Sieg der Franken über den Islam zu melden. Wir belächeln das selbsttrügerische Spiel: und sind doch nicht weiser als diese braunen Greise. Wollen, wenn ringsum alles Lebendige zu festlicher Wonne ruft, durchaus wissen, ob in der Staatsmaschine nicht ein Rädchen verrostet ist. Fliehen aus stärkender Sonne ins enge Zimmer, hocken über bedrucktem Papier und bilden uns ein, wir könnten was bessern. Lauscht Dir denn jetzt Einer, trüber Narr? Lacht nicht Jeder Dich und Dein Wähnen aus?

*

Die neuen Steuern sind unter Dach und der Freiherr von Stengel wandert mit dem Schritte des nie Besiegten durch den Thiergarten. Hält sich am Ende gar für einen Staatsmann und Parlamentsstrategen von hohem Rang. Auch ein nicht mit Eitelkeit hypothekarisch Belasteter könnte in solchen Irrthum verfallen. Der Plan galt als undurchführbar: und alles Ertrachtete ist nun in der Reichsscheune. Aber das Werk lobt den Meister nicht; und wir wollen hoffen, daß der Bayernbaron, dem jetzt gewiß ein hübscher Orden umgehängt wird, lange genug lebe, um auch aus der Gegend der Staatsstützen noch zu hören, daß er eine traurige Rolle gespielt hat. Das mühsam erlangte Geld deckt nicht das Bedürfniß und hat einen üblen Geruch. Die Automobilsteuer (die der Kaiser in derben Ausdrücken vor dem Ohr vieler Zeugen getadelt hat) ist dumm, weil sie von einem Verkehrsmittel abschreckt, dessen Verbreitung die Behörden mit aller Kraft fördern müßten. (Statt mit dem Aufwand ungeheurer, nie ausreichend verzinslicher Summen Kanäle zu graben, deren Bett im Winter zufriert, im Sommer eintrocknet, sollte die Regirung ihr Eisenbahnnetz besser

Digitized by Google

ausnützen, die Güterzüge so rasch einander folgen lassen wie auf belasteterem und gefährdeterem Gleis jede Straßenbahn ihre Wagen und für die Chausseen Frachtmotorwagen anschaffen). Noch ungerechter und dümmer ist die Tantiemesteuer. Ungerecht, weil sie das Einkommen, contra bonos mores, doppelt besteuern will. Dumm, weil sie erstens den verständigen Grundsatz durchlöchert, dem Reich nur indirekte, den Einzelstaaten die direkten Steuern anzuweisen, und zweitens, wie ein Tertianer errathen könnte, nicht von den Direktoren und Aufsichtrathsmitgliedern, sondern von den Aktionären zu tragen sein wird. Die über die Kasse verfügenden Herren werden die Tantiemen einfach um den Betrag der Steuer erhöhen, diesen Betrag unter irgend einem Titel in die Bilanz stellen und so der Dividende entziehen. (Die Zahl der einträglichen Aufsichtrathsposten ist übrigens viel geringer, als die Parlamentsbönhasen annehmen; und wo viel verdient wird, ist auch die Arbeitlast nicht ganz klein.) Die Cigarettensteuer wird der amerikanischen Schleuderkonkurrenz mehr nützen als den Reichsfinanzen. Und daß die Eisenbahnfahrkarte und das Porto im Stadt- und Nachbarortsverkehr vertheuert wird, ist geradezu skandalös. Mit solcher Möglichkeit hat Keiner gerechnet, als die Eisenbahnen verstaatlicht und die Privatpostanstalten beseitigt wurden. Wenn Herr von Podbielski noch im Staatssekretariat der Post säße, hätte das Reich nicht diese Blamage (und der Reichstag nicht die unglaubliche Vertheidigerrede eines allzu heiteren Unterstaatssekretärs) erlebt. Der ganze Steuerplan war geistlos; und unvernünftige Hast hat ihn ausgeführt. Statt ins Volle zu greifen, die Objekte zu wählen, die eine starke Blutung vertragen können, und so für mindestens ein Jahrzehnt vorzusorgen, hat man die Steuern genommen, die ohne Konflikt von der Mehrheit zu haben waren. Das ist die Politik des Caesarismus; und eine, die ihr Ziel nicht erreichen wird. Der Aerger des Mannes, der für sein Eisenbahnbillet plötzlich mehr als den gewohnten Preis zahlen muß, und der Hausfrau, die den Schlächter und die Plätterin nicht mehr auf blauer Zweipfennigkarte herbeirufen kann, wird in der nächsten Wahlzeit fühlbar werden und vorher schon den Partikularismus gegen die Reichsanmaßung waffnen. Ists nicht ein Jammer, daß in Stuttgart und München jetzt Minister erklären müssen, sie fänden die Steuern zwar auch spottschlecht, seien aber genöthigt, sich der vis major zu fügen? Merkt in Berlin denn Niemand, daß sich das Band, das die Stämme zusammenhält, nach und nach lockert, nicht fester knüpft? Weit wird man auf dem beschrittenen Weg nicht kommen. Und die dreisteste Demagogenkunst kann die Lüge, der Reiche steure dem deutschen Staat noch zu wenig, nicht am Leben erhalten. Der Reiche giebt heute schon mehr, als er empfängt. Caesaristen können sich freilich auch zur Vermögenskonfiskation entschließen.

Ein Staatsmann hätte die Masse aufgerufen; ihr offen, mit dem Muth der Fruchtbaren, gesagt, daß eine große Anstrengung der Nation nöthig sei, weil in Reich und Staat fast Alles modernisirt und die Wehr mit bedächtiger Schnelle verstärkt werden muß. Militär und Beamte, Subalterne und Spitzen müssen besser bezahlt werden. Und da wir die Gelegenheit zur Lösung des Westgrenzenproblems leichtsinnig versäumt haben, müssen wir zu Land und zu Wasser die Rüstung härten. Nicht zweihundert, sondern mindestens fünfhundert Millionen braucht das Reich, wenn es in ruhiger Kraft der Entwickelung harren und den Einzelstaaten nicht noch lästiger werden will. Die Behauptung des Flottenvereins, nur ein beschleunigter Schiffbau könne nützen, muß auch das nüchternste Urtheil als erweislich wahr hinnehmen. Was jetzt für die Marine ausgegeben wird, ist zum großen Theil ins Wasser geworfen; denn England überbietet es mühelos, auch Frankreich kann bequem mit uns Schritt halten und die Relation der Kräfte bleibt unverändert. Die Sachverständigsten (deren Pläne kein Prinz, kein Kaiser „korrigiren" dürfte) müßten Schiffe vom modernsten Typus bauen und diese Schiffe dann mit Matrosen, Soldaten, Offizieren bemannt werden, die für Sturm und Kampf gedrillt sind, nicht fürs Paradedeck und die Küstenrepräsentation. Ohne ein großes Stück Geld ist nichts zu machen. Schon der Entschluß zu solcher Anstrengung hätte aber gewirkt. Jetzt kann das Reichsfinanzgeschäft dem Ausländer nicht imponiren. Der Anleihekurs bröckelt, die Wohlhabenden (ohne deren Luxusaufwand die uns bekannte Kulturform kapitalistischer Großstaaten doch nicht zu erhalten ist) werden geärgert und die Steuern nach Rezepten herbeigeschafft, die sonst nur schwerkranken Ländern verschrieben wurden. Ist Deutschland so arm, daß es sich nur mit Bankeroteurmitteln noch helfen kann? Nein. Die Regirenden haben nur nicht den Muth, auf gewohnten Applaus zu verzichten, eine wahrhaftige Bilanz vorzulegen und offen zu sagen, wie herrlich weit sies gebracht haben. Und weil ohne Entschleierung des Thatbestandes der Appell an den nationalen Opferwillen unwirksam bleiben müßte, versuchen sie, nach dem Muster schlecht ausgestatteter Aktiengesellschaften, mit Nothsanirungen ihr Heil.

Unsinn, ruft ein mit Oeffentlicher Meinung Gepäppelter; wir hätten ja gar nichts Schlimmes zu enthüllen. Lacht uns von allen Seiten denn jetzt nicht der Lenz in den Saal? Marokko ist anständig erledigt. Im Türkengebiet erreichen wir stets, was wir wollen. Oesterreichs Zuverlässigkeit hat sich gegen alle Zweifel bewährt, Italien kommt sacht wieder zur Raison und der Dreibund bleibt das Fundament europäischen Friedens. Daß Britanien und Rußland sich verständigen, kann uns nicht schaden; die londoner Presse versichert ja einstimmig, daß diese entente sich nicht gegen Deutschland wenden würde. Die

Engländer haben sich überhaupt sehr gebessert. Machen uns die artigsten Komplimente. Wie ist der berliner Oberbürgermeister mit seinen Mannen drüben aufgenommen worden. Wie hat der britische Kriegsminister den Deutschen Kaiser gefeiert! Und hat die Kappolizei nicht Morenga, den uns so unbequemen Damaraherero, gefangen? Das war, nachdem unsere Truppen eben erst wider das Völkerrecht die Grenze englischen Gebietes überschritten hatten, doch ein deutliches Zeichen guten Willens. Wir wären undankbar, wenn wir noch länger mißtrauisch über den Aermel schielten. Now is the winter of our discontent made glorious summer; und die Vettern sind wieder einig.

Das ist die Maimelodie. Sperrt ihr das Ohr, auch wenn alles Federvolk sie von früh bis spät pfeift! Ueber den Dreibund, den, wie erwiesen werden könnte, schon Bismarck nicht sehr ernst nahm, wollen wir einstweilen nicht mehr reden. Auch nicht ausführlich wiederholen, daß in Algesiras nichts irgendwie Wichtiges durchgesetzt worden ist. (Der Sultan ist nicht souverain, sondern unter strenger Kontrole; die legale Gleichheit der Handelsrechte war nie bestritten; die Internationalisirung sichert den Franzosen auf allen Gebieten die Mehrheit, lähmt aber die Entwickelung des Scherifenreiches und schadet dadurch, trotz allen papiernen Bürgschaften, auch unseren Handel.) Ob wir im Osmanenland noch vornan sein werden, ist abzuwarten. Wir warens, so lange Abd ul Hamid sich sagen konnte: „Die Deutschen sind für mich, weil meine Freundschaft ihnen die Gelegenheit schafft, England kleinen und großen Verdruß zu bereiten; in jedem Konflikt mit England werden sie deshalb für mich zu haben sein.“ Diese Zuversicht ist am Sinai bestattet worden. Wir haben zu früh geschrien: Deutschland bleibt neutral, denkt gar nicht daran, auch nur moralisch den Türken zu helfen. In ein paar Tagen hat England dann Alles erlangt, was es wünschte; und kann nun auch in Egypten und an der persischen Grenze nach Belieben schalten. Seit die entente cordiale die Briten am Nil sichert, ist im Lande des Khedive der Wohlstand über alles Hoffen hinaus gewachsen und englische Kaufleute haben an Bodenkäufen dort Riesensummen verdient. Der Padischah hat erfahren, daß auf das Deutsche Reich in schwerer Noth nicht zu rechnen, daß Großbritanien dem Zaren, dem Mikado, dem Perserschah, der Französischen Republik, dem Dalai Lama, den Häuptern von Oesterreich-Ungarn, Italien, Spanien und Portugal befreundet ist. Kann er solcher Macht, in deren Bereich so viele Mohammedaner wohnen, fortan noch Etwas weigern? Wir können erleben, daß uns die Sonne im Ost untergeht.

Daß eine Koalition keine Macht auf dem Erdrund bedroht, wird immer gesagt, lullt aber nur müde Kinder in Schlaf. Wenn ein Bund die Mittelmeermächte, Rußland und Japan vereint, ist der Islam wehrlos, Nordame-

Digitized by Google

rika (das man nicht nach Roosevelts Lärmsucht beurtheilen darf) zu vorsichtiger Neutralität gezwungen, um das glanzlos isolirte Deutschland der Ring geschlossen; und Oesterreich kann, mit seinen Balkanhoffnungen, nicht out in the cold bleiben. Die Britenpresse ist artig geworden und die Herren Kirschner, Rosenow, Cassel, die als Lenzdiplomaten drüben das Reich vertraten und fast so zierlich redeten wie des Kanzlers durchlauchtiger Mund, wurden mit Süßigkeit bewirthet. Nicht vom König. Der sprach wieder wie ein kluger, moderner Geschäftsmann. „Freue mich sehr. Hoffentlich gefällts Ihnen hier, trotz den gehäuften Vergnügungstrapazen." Keine Silbe von Freundschaft, Verwandtengefühl und Weltfrieden. Diesen Tand ließ er den Lords und Commoners, Tafelrednern und Zeitungschreibern. Staunt Ihr und möchtet vor Rührung Zähren vergießen? Die hellen Angelsachsen handeln, wie sie müssen; folgen, heute wie gestern, dem Rath gesunder Vernunft. Britanien fühlt sich jetzt stark genug, um eine imperialistische (territoriale) Ausbreitung Deutschlands hindern zu können; ist vom Tempo unseres Flottenbaues nicht bedroht; kann den Kampf um die Märkte (wenns gar nicht anders geht, nach Chamberlains Vorschlag) in aller Stille organisiren und hat keinen Grund, den des Nimbus beraubten, vereinsamten Vetter, der so zärtlich um Liebe wirbt, noch zu schelten. Er wird nicht so bald wieder mit den Landsleuten Wellingtons und Kitcheners anbinden. Schenkt ihm ein schönes Holzpferd; die darin verborgenen Danaer ahnt er gewiß nicht. Morenga ist matt, liefe, wenn wir ihn frei ließen, wieder über die Grenze, würde schließlich doch gefangen und an den Galgen gehenkt; also nimm ihn beim Kragen, liebe Kappolizei, sänftiglich, und setze ihn fest: wenn er aufgefüttert und heil ist, wollen wir weiter sehen. Inzwischen zeigen wir in Natal, wie man Aufstandsversuche der Schwarzen niederzwingt; füllen die Lücken unserer Landwehr aus und horchen auf den Rath des alten Roberts, unsere Jugend zu stählen; schaffen die Drahtgeschütze ab und ersetzen sie durch die modernsten Kriegsmaschinen; und warten, bis die Burenwunde ganz vernarbt und wieder mehr Geld im Inselreich ist. Herr Haldane, ein pfiffiger Advokat, der jetzt den Kriegsminister spielt, hat den Ton für die Kaiserhymne ein Bischen laut genommen. „Großer Denker, großer Herrscher, großer Mann." Wirkung des Weins oder des Vorsatzes, in so günstiger Stunde vor den Landsleuten Diplomatentalent zu bewähren? Vielleicht hat Hardingue oder Benckendorff ihm erzählt, daß Paul Schuwalow, wenn der Draht zwischen Berlin und Petersburg nicht in Ordnung war, mit bewunderndem Aufblick festzustellen pflegte, wie ähnlich Wilhelm der Zweite außen und innen dem Großen Fritzen sei.

Natürlich ist Alles genau wie vor Philomelens Abreise. Weder die Geschicklichkeit des King noch der Haß des Volkes geringer. Will der Vetter in

den west-östlichen Concern eintreten: willkommen; nur muß er sich dann still bescheiden, auf die Hegemonie im Westen und auf die Admiralswürde im Atlantischen Ozean verzichten und auf Abrüstunganträge gefaßt sein (denn die Koalirten wollen die Geschäftsunkosten verringern). Will er draußen bleiben: auch gut; expansive Wünsche sind ohne Zustimmung des reichen Verwandten nicht zu erfüllen. Sollte wirklich ein schwarz-weiß-rother Gimpel den britischen Lockruf nachpfeifen? Ein ehrsam gemüthvoller Stadtverordneter mag glauben, er habe in der Guildhall mit der Betheuerung Eindruck gemacht, Deutschland baue so viele Kriegsschiffe nur, um seine Küste zu schützen. Der Politiker weiß, daß der Import solcher Kinderwaare gerade in England die Mühe nicht belohnt. „Empfänge" sind werthlos; auch wenn Bürgermeister und Kommunalkärrner das Räuspern und Spucken den Königen abgeguckt haben. Einstweilen könnte kein Pitt und kein Bismarck Besseres empfehlen als: ruhige Würde. Weder Scherze noch Schimpfreden über Eduard (die Witzblätter haben als Ersatz ja noch die Männer, die dem Deutschen Reich in einer Fieberkolonie ihre Gesundheit opferten und vergaßen, sich vor der Tropenfahrt kastriren zu lassen); weder sichtbaren Zorn noch aufdringliches Werben. Als Nation verstehen die Briten keinen Spaß. Spott erbittert sie mehr als offene Feindseligkeit. Auch ohne „das perfide Albion", die „Krämerseelen" und die „heuchlerische Schacherpolitik" läßt sich wohl ein Weilchen leben. Daß der Bülow minor aus unserem Rothen Haus drüben so freundlich aufgenommen wurde, ist schön. In Paris gings 1867 aber noch herzlicher zu; und dann kam der spanische Handel und der Krieg. Also: die Schlagkraft steigern und den Mund halten.

*

Die Lage ist nicht behaglich. Seltsam, daß dem Manne, der sie zu verantworten hat, Loblieder erschallen. Wie laut ihm die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zujubelt, habe ich schon erzählt. In ähnlichem Ton spricht „auch ihrerseits" die Akademie der Künste, huldigt die Generalverwaltung der Königlichen Museen dem „hochgebietenden Herrn Reichskanzler, der es neben den ungezählten Aufgaben des eigentlichen Berufslebens möglich macht, an allen Zweigen des geistigen Lebens im Vaterland mit bewundernswerthem Eindringen Antheil zu nehmen, und der auch persönlich der Kunst und ihrer Pflege auf ihren weitverzweigten Gebieten weit über das Maß einer bloßen Liebhaberei hinaus zugethan ist." Leider verrathen all diese wattirten Sätze nicht, welche Verdienste der Hochgebietende sich um deutsche Kunst und Wissenschaft erworben hat. Die Veröffentlichung der Adressen scheint dem Empfänger noch nicht genügt zu haben; er ließ (über den Geschmack soll man nicht streiten) auch noch allerlei hymnische Privatbriefe abdrucken. Herr Pro-

Digitized by Google

fessor Harnack, der dem Kaiser das unterthänig bewundernde Herz auf der Zunge entgegenträgt, verschweigt auch dem Kanzler nicht, „was das Vaterland Eurer Durchlaucht verdankt." Herr Adolf Wilbrandt naht als „liebender Freund" und spricht: „Ihre herrliche Natur, denke ich, hat diesen schweren Influenzaanfall, dem Sie so heroisch Trotz boten, gründlich überwunden. Sie sind dieses edle, kostbare Leben Ihrem Vaterland schuldig." Herr von Wildenbruch ruft dem „hochzuverehrenden und innigst verehrten Herrn" zu: „Alle, denen Deutschlands Wohl am Herzen liegt, finden sich heute in einem einzigen Gedanken, einem tiefen, heißen Wunsch zusammen: Gott gebe unserem Reichskanzler Kraft und volle Gesundheit wieder." Privatbriefe persönlich verpflichteter Männer, die in der Wilhelmstraße vielleicht noch als Koryphäen gelten und sich dankbar erweisen. Merkwürdig ist nur das Bemühen um Alldeutschlands Zeugenschaft. Wo leben denn diese Herren? Ich habe mit Mandarinen und Kulis, mit Politikern und Gelehrten, Künstlern und Kaufleuten über den Kanzler gesprochen, doch nie ein Urtheil vernommen, das sich solchem tenor sententiae näherte. Mancher fand die Leistung des Heroischen weniger unzulänglich als ich, lobte seinen gewandten Managerverkehr mit dem Kaiser und fragte seufzend, wo ein Besserer zu haben wäre. Nicht ein einziges Mal hörte ich ihm höheren Ruhm zusprechen; auch nicht von den frömmsten Würdenträgern. Den Meisten ist er ein souffre-douleur en titre, dem sie weder die Kraft noch auch nur den Willen zur Schöpferthat zutrauen; nicht viel mehr als ein durchlauchtiger Sitzredakteur. Nein: die Choregen verfügen nicht über die Stimme des Volkes.

Wenn mir aus dem Kanzlerleben des Fürsten Bülow nichts Anderes bekannt wäre als die Worte, die er am fünfundzwanzigsten Juni 1905 zum Botschafter der Französischen Republik gesprochen hat (L'Empereur, après s'être engagé vis-à-vis du Sultan, ne saurait l'abandonner, mais l'avenir appartient à qui sait attendre; und so weiter), könnte ich ihn nicht für einen Staatsmann halten. Doch wir Alle wissen ja mehr von ihm. Ist die Nation untüchtig geworden und hat so die Schmälerung des internationalen Ansehens verschuldet? Nein; sie steht auf allen Gebieten organisirter Arbeit vornan und darf auf jedem mit dem stärksten Ringer den Wettkampf wagen. Daß ihre Lage nicht mehr so bequem ist wie in den Jahren des ersten, gefährlichsten Wachsthums, ist die Schuld einer unfruchtbaren, unruhigen, effektsüchtigen Politik, die alte Freunde verloren, neue nirgends gewonnen hat und ringsum nun Haß und Mißtrauen Enttäuschter erntet. Und für diese Politik ist der Reichskanzler verantwortlich. Wo ist ein greifbarer Erfolg, ein einziger, den er bewirkt, wo auch nur ein festes, Gewinn verheißendes Ziel, das er gezeigt hat? Mit Worten zahlt er und begehrt, wenn er höflich zur Einlösung gemahnt

Digitized by Google

wird, immer neuen Kredit. Seine Bilanz ist schlechter als die Caprivis; und ihm boten sich doch Konjunkturen wie keinem Kanzler vor ihm. Er lebt in einer papiernen Welt, ist zufrieden, wenn die Presse ihn als modernen Menschen hätschelt, hält Applaus für den Beweis gelungener Wirkung und hat nicht das Auge, das vor dem Entschluß die Folgen des Handelns und Unterlassens ermißt. Ein brauchbarer Diplomat vielleicht, der behend und geschmeidig zwischen zwei Staatsmännern vermittelt und fremde Ideen ohne gröblichen Irrthum ausführt. Agent diplomatique, nicht freier Schöpfer auf eigenem Grund.

Als Manager mag er Lob verdienen. Der Kanzler des Deutschen Reiches dürfte damit nicht zufrieden sein. Und hat dieses Management dem Reich und dem Kaiser ernstlich genützt? Das Ausland sieht nur den Gekrönten, toujours lui, und lächelt, wenn ihm von einem Kanzler erzählt wird, ohne dessen Mitwirkung der Wille des Kaisers nicht zur That werden kann. Deutschland, ist Wilhelm: der Glaube sitzt überall fest und wäre selbst als Irrwahn noch gefährlich. Dem Reich, das als ein Khalifat oder Zarthum des Westens bespöttelt wird und dessen Völker und Fürsten unter solchem Hohn knirschen. Dem Kaiser, der in immer lauteres Gerede der Nachbarn kommt. Vor vierzehn Jahren fragte Renan: Quel sera le développement du germe intérieur de l'empereur Guillaume II? Auf allen Gassen hören wir heute die Antwort. Kein Beamter ist verpflichtet, in seinem Hirn den Genius zu herbergen; keinem, hoch oder gering, darf der Muth zur Wahrhaftigkeit fehlen. Fürst Bülow ist weder blind noch taub; auch nicht stumm: seine Seufzer sind manchmal weithin hörbar. Und seine Freunde wispern Tag vor Tag, die schwerste Last bürde ihm die Nothwendigkeit auf, kaiserliche Impulse zu hemmen oder ihre Fernwirkung wenigstens abzuschwächen. Muß es immer so bleiben? Wilhelm der Zweite hat die Fähigkeit rascher Auffassung und würde leicht begreifen, daß es so nicht weiter gehen kann. Wie sollte er nicht erkennen, was mancher schlechter begabte Fürst erkannt hat? Ein Monarch, und hätte er Fritzens Auge und Bonapartes Atlanten im Kopf, kann heute nicht regiren; und der Deutsche Kaiser ist kein Monarch, sondern präsidirt einem Bund souverainer Häupter. Er muß sich über Weg und Ziel der Politik mit dem Kanzler verständigen; ihn dann aber selbständig schalten lassen und, wenn die Leistung nicht ausreichend scheint, einen anderen Vertrauensmann suchen. Nicht der Kanzler von ihm: er hat vom Kanzler Rath zu erwarten. Er erschwert oder hindert nützliche Arbeit, wenn er über jeden Schritt Auskunft heischt oder wohl gar täglich Direktiven giebt, denen entweder gehorcht oder deren Schädlichkeit mit großem Kraftaufwand bewiesen werden muß. Er gefährdet sich selbst, wenn er in die Feuerlinie tritt, mit hartem, vom Unmuth eingegebenen Wort das Recht fremder Persönlichkeit ver-

Digitized by Google

letzt, den Agenten anderer Mächte den Schrein des Herzens erschließt und in heftigen Depeschen, in froher oder zorniger Wallung das Reich engagirt, dessen Geschäftsführung nicht ihm allein anvertraut ist. Hundertmal ists hier erörtert worden. Heute sieht Jeder ein, daß der Zustand, der nun drei Lustren währt, unhaltbar ist, dem Reich und dem Kaiser verhängnißvoll werden kann. Wir wären nicht in so schlimmer Lage, wenn die Welt nicht darauf schwüre, daß die Reichspolitik im Größten und Kleinsten das Werk des Kaisers ist.

Im Januar 1890 schrieb Vicomte Ernst Melchior de Vogüé, der interessante Herrscher, der unter jedes Briefchen Imperator Rex setze, wolle offenbar die alte römische Reichsherrlichkeit erneuen. „Der ungeduldige Drang nach dem universalmonarchischen Erbe treibt den Kaiser auf alle Straßen, in alle Hauptstädte Europas; seine Allgegenwart soll das Wahrzeichen der Hegemonie sein, die das alte Reich in der sittlichen Welt für sich in Anspruch nahm. Der Kaiser dieses Reiches war der Repräsentant, das Haupt (caput) Dessen, was man damals die Christenheit nannte; der neue Kaiser will das Haupt Dessen sein, was man heute die civilisirte Welt nennt. Ueberall intervenirt dieser Caesar, laut oder leis, und sucht in der Ausdrucksform, die ihm gerade passend scheint, zu zeigen, daß er als Schiedsrichter über allen menschlichen Interessen thront." Zwei Jahre danach schrieb Jules Lemaître: „Der Kaiser hat zuerst seine Vettern besucht, nach der Reihe, Kaiser und Könige, sogar den Großtürken, der ganz verblüfft dreinschaute. Und die lieben Vettern waren sehr erstaunt; manche auch sichtlich unangenehm berührt. Konnte der junge Herr sie denn nicht in Ruhe lassen? Wozu die laute Geschäftigkeit? Für die Herrscher, absolute und konstitutionelle, ist heute das Allerbeste: sich nicht zu rühren, sich so selten wie möglich zu zeigen. Der junge Autokrat hat aber den guten Willen, dem Fürstenamt wieder höheren Inhalt zu geben, und findet, daß seine Vettern ihn gar nicht verstehen". Die beiden feinen Franzosen blickten mit beinahe neidischem Wohlgefallen auf den jungen Imperator, der den argen Bismarck nicht lange „verschnaufen ließ"; suchten (und fanden auch) in jedem Gestus des nie Ruhenden aber verborgenen Sinn und trauten ihm zu, er wolle das arbitrium der Caesaren, der Karlinge und des Korsen an sich reißen. So ists geblieben. Vierzehn Jahresringe rundeten sich, Wilhelms blonder Scheitel ergraute: und der Alternde steht noch in dem selben Verdacht. Die Bewunderung ist langsam gewichen; das Mißtrauen wurde durch hastige Worte, durch die Ubiquität des Wünschens und Heischens gemehrt. „Er will den Islam gegen die Westmächte waffnen, den britischen Leun in den Kanalkäfig sperren, der Patron des Sultans, der Vormund des Zaren und der Freund des Papstes sein, Oesterreich die deutschen Länder nehmen, Ungarn knechten, seinem Hohen-

Digitized by Google

zollernhaus die Weltherrschaft sichern, über allen Priestern und Fürsten als Oberkaiser walten und dafür sorgen, daß auf dem Erdrund nichts ohne seine Zustimmung geschieht." Was nützt der Beweis, daß dieser Glaube irrt? Er lebt; und schuf uns die Gefahr. Die Mensurdepesche an Goluchowski und die Ankündung des dem wiener Hof zugedachten Besuches hats wieder gezeigt. Die Czechen wütheten, die Polen höhnten, die Magyaren spien Galle. „Wir wünschen keine Demonstration gegen Italien. Der Dreibund ist uns nur noch eine leere Form. Deutschland ist völlig isolirt und wird durch tönende Trinksprüche und pomphafte Besuchsszenen nicht neue Bundesgenossen erwerben. Auf dem Balkan, wo Rußland uns nicht mehr bedroht, ist das Reich Wilhelms unser Konkurrent; wir haben kein Interesse daran, das Bündniß zu verlängern, und keinen Grund, dem Kaiser unseren Groll, unsere Feindschaft zu hehlen." Das war noch lange nicht das Schlimmste; wir lasen häßlichere Worte. In der Neuen Freien Presse wurden die Hasser gefragt: „Warum werden dem Deutschen Kaiser gegenüber kaum mehr die primitivsten Pflichten internationaler Höflichkeit erfüllt? Was hat sich ereignet, daß plötzlich von allen Seiten Stimmen der Gehässigkeit gegen das Deutsche Reich und voll Feindsäligkeit gegen das Bündniß sich erheben?" So weit sind wir. Und wissen, wie wir dahin kamen.

Auch der Kanzler weiß es. Sagts aber nicht laut. Bittet nicht, auf die steile Höhe zurückzukehren, wo Fürsten sicher stehen, jedes hörbare Wort über internationale Angelegenheiten zu meiden, keinen Herrn Vetter zu besuchen, der nicht, ohne vorausgegangene „diplomatische Anregung", darum gebeten hat, und die Händel Den ausfechten zu lassen, der im Nothfall geopfert werden kann. Solche Bitte paßt nicht auf die Lippe des Managers. „Der Kaiser ist kein Philister". Gewiß nicht. Mancher Philister hat auf einem Thron seine Sache übrigens recht gut gemacht. Doch der Kaiser ist keiner. Er soll dem Kanzler neulich einen Reitstuhl geschenkt haben, auf dessen Sattel der Patiente im Zimmer die Freuden des Kavalleristen genießen konnte. Und er bewegte sich doch... Dieses deutsame Geburtstagsgeschenk wäre einem Philister nie eingefallen.

*

Alte, traurige Mären. Hundertmal hat sie Jeder, der sich das Ohr nicht verstopfte, gehört. Sollen sie jetzt etwa stärker wirken? Die Erde blüht und duftet, grüne und bläuliche Ranken klettern der Sonne entgegen und Philomele lockt, wenn das Straßensängervolk schweigt, den Liebsten herbei. Ein Tropf, wer sich solche Tage, solche Nächte verleiden läßt. Das Fest des Geistes naht, das Himmelszelt glänzt wie ein Vaterhaus und von der Kanzel her dringt das Psalmenwort in die Höhe: „Herr, höre meine Stimme, wenn ich rufe!"

Digitized by Google

Curie.

Zertreten vom Hufschlag der Pferde und zerbrochen von dem eisernen Räderbeschlag eines albernen Lastwagens: Das ist das tragische Ende Pierres Curie, dessen Name seit einigen Jahren, seit der Entdeckung des Radiums, Weltruf besaß. Wie dem bescheidenen Mann, der nicht verstand oder es verschmähte, sich nach berühmten Mustern malerisch in den Mantel des Helden der Wissenschaft zu drapiren, die plötzliche Berühmtheit vorgekommen sein mag?

Während der pariser Weltausstellung des Jahres 1900 hielt Curie auf dem Physikalischen Kongreß, der Gelehrte aus der ganzen Welt anzog, einen Vortrag über die von ihm entdeckten radioaktiven Substanzen. Diese Entdeckung und ihre Tragweite waren noch nicht in das große Publikum hinausgedrungen, sondern einstweilen nur esoterischer Besitz der Fachmänner. Die wissenschaftliche Korona dieses Vortrages, aus Hunderten von Physikern bestehend, kannte natürlich die neuen Thatsachen und die sich daraus ergebenden wissenschaftlichen Folgerungen sehr genau, obwohl nur Wenige die neuen Erscheinungen jemals selbst gesehen hatten. Curie und seine Frau waren damals noch fast die Einzigen, die Radiumsalze von erheblicher Wirksamkeit besaßen. Um so größer war die Erwartung, den vorzüglichen Forscher sprechen zu hören, seine intimen Ansichten über Natur und Art der neuen Erscheinungen zu erfahren und einige seiner Experimente zu sehen. Doch so sicher und kühn der Mann sonst vor seinen Apparaten stand, so scharfsinnig und unbeeinflußt er aus seinen Experimenten Schlüsse zu ziehen verstand: sein Vortrag zeigte nichts von diesen Eigenschaften; er war für die meisten Zuhörer eine Enttäuschung. Unbeholfen, fast hölzern stand Curie vor ihnen und sprach ohne jede Spur von Rhetorik (wie man sie gerade bei französischen Gelehrten oft in so hoher Vollendung findet), erwähnte auch gar nicht, wie viel Mühe und Arbeit diese Entdeckungen ihm und seiner Frau gemacht haben; er sprach sehr nüchtern, sehr (man kann es jetzt wohl sagen, da er nicht mehr lebt) langweilig und ohne jeden Versuch, das Interesse seiner Zuhörer durch irgend etwas Neues, das sie nicht bereits aus seinen Arbeiten kannten, zu fesseln. Er zeigte auch einige Experimente, aber sie waren nicht geeignet, in einem so großen Hörsaal zu wirken. Schon dieser Vortrag bewies deutlich, daß der von den Kennern so hoch geschätzte Forscher keinerlei Aehnlichkeit mit einem Mann der Reklame, einem gewandten, geschmeidigen Oberbonzen der Wissenschaft habe. Die fremden Gelehrten, die überhaupt auf diesem Kongreß manche erbauliche Dinge aus dem französischen Wissenschaftbetrieb zu hören und zu sehen bekamen, konnten sich, nachdem sie die Bescheidenheit dieses Mannes, der schon damals ein Ruhm Frankreichs war, kennen gelernt hatten, kaum wundern, daß er seine Untersuchungen in einer Art Küche machen mußte und daß, trotz den vielen großen

Digitized by Google

Instituten, die Paris besitzt, keine Professur, kein ordentliches Laboratorium für ihn vorhanden war. Das war ja ein Mann, der, wie man sofort sah, nicht bitten und betteln konnte, der verschmähte, sich Gönner zu werben und auf dem bequemen Weg der Protektion sich Einfluß und Arbeitmöglichkeit zu erringen. Natürlich erreichte er auch nichts. Seine Küche und eine Stelle an einer Anstalt, die irgend einer Art Mittelschule entspricht, war Alles, was Frankreich für ihn hatte. Trotz den schönsten Arbeiten (und er hatte schon lange gute und die Wissenschaft fördernde Untersuchungen aus dem Gebiete der Elektrizität veröffentlicht und sehr leistungfähige Apparate konstruirt) wäre er dort wohl bis an sein Lebensende geblieben, wenn seine Radiumentdeckungen nicht in rasch wachsendem Umfang das Interesse des Auslandes auf ihn gelenkt hätten. Gerade zur Zeit des pariser Kongresses wollten die Schweizer ihn nach Genf berufen. Nun allerdings, nachdem die Regirung genau erfahren hatte, was sie an Curie besaß, war die Protektion der älteren und satten Fachgenossen nicht mehr nöthig. Diese selten fördernden, meist hemmenden, in Eitelkeit und Nichtsthun aufgehenden älteren Leuchten einer vergangenen Epoche werden von den jüngeren französischen Gelehrten archevêques genannt. Wie es gewöhnlich geht, ging es auch hier. So lange der junge Forscher noch Förderung brauchte, kümmerte sich kein Minister und kein Ministerialrath um ihn; als er aber keiner Förderung mehr bedurfte und sogar schon selbst den Protektor spielen konnte, drängte die Gönnerschaar sich ihm eifrig auf.

Ganz anders aber als in dem Vortrag zeigte sich der Gelehrte später bei einem gemeinschaftlichen Mahl, zu dem die jüngeren französischen Forscher sich mit Curie und seiner Frau vereint hatten. Da erwies er sich als den äußerst klaren Kopf, als den ihn seine Arbeiten zeigten, da war er auch unterhaltend, mittheilsam, anregend, also das Gegentheil Dessen, wofür man ihn bei der offiziellen Gelegenheit halten mußte. Er und seine Frau, Madame Sklodowska-Curie, die gemeinsam mit ihm auf dem neuen Gebiete der Radioaktivität arbeitete, bildeten den Mittelpunkt des Kreises. Es machte ihm auch Vergnügen, das Staunen der Fachgenossen über die neuen Erscheinungen zu sehen. Er trug damals eine kleine Büchse mit Radium, durch einen Aluminiumdeckel verschlossen, und ein Stück fluoreszirenden Papiers in der Tasche mit sich herum und zog Jeden in eine dunkle Ecke des Saales, um ihm zu zeigen, wie das Papier leuchtet, wenn die Büchse mit Radium in die Nähe gebracht wird. Daß es ein recht gefährliches Beginnen ist, Radium in der Tasche zu tragen, daß schwer zu heilende Brandwunden dadurch am Körper entstehen können, ahnte man damals noch nicht. Doch nicht daran, sondern auf eine viel trivialere Weise sollte er zu Grunde gehen.

Ueber sein Leben ist mir nicht mehr bekannt als die äußerlichen Angaben und Daten, die die Tageszeitungen gebracht haben. Interessant ist zunächst

Digitized by Google

seine Frau, deren Name noch viel enger als der jeder Ehefrau mit dem des Mannes verbunden ist. Denn nicht nur das gewöhnliche Band knüpfte die Beiden an einander; sie arbeiteten auf dem Boden der selben Wissenschaft so intim zusammen, daß fern Stehende nicht wissen können, was sein, was ihr geistiges Eigenthum sei. Vielleicht wußten sie selbst es nicht immer. Zusammen erhielten sie auch den Nobelpreis; und die Frau ist nun die Nachfolgerin des Mannes auf seinem Lehrstuhl geworden.

Man kann die Frage aufwerfen, ob die Männer, die große und wichtige naturwissenschaftliche Entdeckungen machen, auch immer wirklich bedeutende Männer sind. Im Gesichtswinkel der Mitwelt und namentlich in den Augen der Laien scheint Das immer zusammenzugehören; der berühmte wird auch immer für einen bedeutenden Mann gehalten. Und doch ist hier oft der selbe Unterschied vorhanden wie zwischen einem Goldsucher, der plötzlich einen Klumpen reinen Goldes gefunden hat und dadurch ein reicher Mann geworden ist, und dem anderen, der durch geniale kaufmännische Thätigkeit, wenn auch mit Benutzung glücklicher Umstände, ein großes Vermögen erworben hat. In der Naturwissenschaft giebt es plötzliche, zufällige Entdeckungen, die dem Goldfund zu vergleichen sind und die nur die gewöhnliche, fast handwerkmäßige Arbeit zu ihrer Reindarstellung brauchen, und andere Leistungen, die zwar auch glückliche Einfälle benutzen, aber wirkliches Verdienst in sich schließen. Die historische Entwickelung liefert gewöhnlich, aber erst allmählich einen sicheren Maßstab für die Schätzung. Klassische Beispiele dafür sind Galvani und Volta. Galvanis Entdeckung des zuckenden Froschschenkels machte ein so ungeheures Aufsehen in der ganzen Welt, daß der Entdecker für den größten Naturforscher seiner Zeit galt. Die ganze Lehre von der strömenden Elektrizität wurde Galvanismus genannt, der galvanische Strom, die Galvanometer tragen noch heute seinen Namen. Und doch dürfen wir jetzt, da wir die Entwickelung übersehen können, mit Sicherheit sagen, daß Galvani nur ein glücklicher Goldfinder war und daß die ganze Entwickelung der Elektrizität nicht sein, sondern Voltas Verdienst ist. Wirklich bedeutende Forscher haben, wenn sie lange genug leben, gewöhnlich nicht nur eine große Entdeckung gemacht, sondern mehrere. Das beweist dann, daß sie wirklich zu den großen Forschern gehörten. Denn glückliche Zufälle von beträchtlicher Tragweite pflegen sich in einem Menschenalter nicht mehrmals zu wiederholen. An Beispielen fehlt es in der Geschichte der Naturwissenschaft nicht. Helmholtzens Gesetz von der Erhaltung der Kraft und der Augenspiegel sind zwei von seinen vielen genialen Leistungen. Faraday haben wir eine Fülle der wichtigsten Entdeckungen zu danken. Hertz fand in seiner kurzen Lebenszeit nicht nur die elektrischen Strahlen, sondern war durch seine Entdeckung an den Kathodenstrahlen der Eröffner der neusten Bahn physikalischer Forschung. Das ist das sichere Zeichen dafür, daß der Entdecker, wenn er auch dem Zufall Manches zu danken hat, doch das Beste sich

Digitized by Google

selbst, seinem Scharfblick, seiner Forscherintuition zuschreiben darf. Wenn aber ein Mann, dem eine merkwürdige Entdeckung gelungen ist, nachher Jahrzehnte lang, trotzdem ihm alle Kräfte und Mittel zur Verfügung stehen, nur Unbedeutendes oder vielleicht auch gar nichts mehr schafft, so darf man annehmen, daß er nur ein Glückskind, aber kein bedeutender Forscher ist. Geniale Forscher wirken befruchtend auf ihre Umgebung, schaffen ringsum neues Leben und bringen die Wissenschaft vorwärts. Die glücklichen Finder ohne innere Bedeutung aber erweisen sich später meist als Hindernisse der Entwickelung.

Bei Curie ist die Frage zunächst schwer zu beantworten, ob er zu den Großen oder zu den nur Glücklichen zu zählen ist. Er starb zu früh. Jetzt, wo er erst anfangen konnte, mit reicheren Mitteln zu arbeiten, und endlich in der Lage war, zu zeigen, ob er auch den Geist jüngerer Forscher befruchten könne, hat ihn der Tod abgerufen. Aber man kann bei ihm, wie auch in anderen Fällen, wohl aus der Art der Entdeckung auf die dazu nöthige Geistesarbeit schließen; und hier ist ein Vergleich mit dem auch allzu früh verstorbenen Heinrich Hertz zulässig. Für Hertz wie für Curie war charakteristisch, daß ganz kleine, scheinbar unbedeutende Beobachtungen sie das Wesentliche erkennen und finden ließen. Hertz wurde durch kleine Fünkchen, die er aufzucken sah und die seiner Schätzung nach das zu Erwartende überstiegen, zur Entdeckung der elektrischen Wellen geführt. Curie (die erste Beobachtung war wohl seiner Frau zu danken) fand, daß eine gewisse uranhaltige Substanz stärkere radioaktive Wirkung äußert, als man erwarten konnte, und kam dadurch auf die Vermuthung einer neuen Substanz und auf die Entdeckung des Radiums. In beiden Fällen war es der Wunsch, sich auch von der kleinsten Erscheinung Rechenschaft zu geben, war es die vollkommene Beherrschung des Stoffes und das Streben, auch die scheinbar geringste Abweichung von der bekannten Norm bis in ihre letzten Ursachen festzustellen, was die Möglichkeit des Erfolges schuf. Und deshalb darf man glauben, daß Curie ein nicht nur vom Zufall, sondern ein vom Genius begnadeter Forscher war, und muß die Thatsache beklagen, daß er so jung der Wissenschaft geraubt ward, die von ihm noch Großes zu hoffen hatte.

München. Professor Dr. Leo Graetz.

Ich wage, zu behaupten, daß ein Versuch, ja, mehrere Versuche in Verbindung nichts beweisen, ja, daß nichts gefährlicher sei, als irgend einen Satz unmittelbar durch Versuche bestätigen zu wollen, und daß die größten Irrthümer eben dadurch entstanden sind, daß man die Unzulänglichkeit dieser Methoden nicht eingesehen. Eine jede Erfahrung, die wir machen, ein jeder Versuch, durch den wir sie wiederholen, ist eigentlich ein isolirter Theil unserer Erkenntniß; durch öftere Wiederholung bringen wir diese isolirte Kenntniß zur Gewißheit. Es können uns zwei Erfahrungen in dem selben Fach bekannt werden, sie können nah verwandt sein, aber noch näher verwandt scheinen; und gewöhnlich sind wir geneigt, sie für näher verwandt zu halten, als sie sind. Goethe.

Digitized by Google

Spencers Autobiographie.*)

Als am achten Dezember 1903 Herbert Spencer aus dem Leben schied, war er längst geschichtlich geworden. Das Gefühl, daß das Wesentliche seiner Lebensleistung gethan sei, er also das Recht habe, sich als historische Persönlichkeit zu betrachten, scheint sich im Philosophen 1886, siebenzehn Jahre vor seinem Tode, zuerst deutlich geregt zu haben. Der Kräfteverfall war allzu fühlbar, intensive geistige Arbeit so gut wie unmöglich geworden. Aus diesem Zustand wurde der Entschluß geboren, die Selbstbiographie zu schreiben, die im April 1889 abgeschlossen wurde. Vier Jahre später wurden Betrachtungen angehängt, die, neben biographischen Ergänzungen, werthvolle Exkurse enthalten über das Ichbewußtsein, über die psychophysischen Wechselbeziehungen in ihren Folgen für Leistung und Charakter der Menschen, über unlösbare Welt- und Erkenntnißmysterien und die mit zunehmendem Alter sich immer mehr befestigende Ueberzeugung des Philosophen, daß der Vorstellungskreis, der durch den religiösen Glauben ausgefüllt wird, kein Vakuum verträgt, daß das Problem des Zusammenhanges zwischen Ich und Umwelt nie aufhören wird, den Menschen innerlich zu bewegen. Das Werk wurde sofort gesetzt und von Spencer in einem Halbdutzend Abzügen aufbewahrt: der Satz könnte ja sonst beim Drucker vom Feuer zerstört werden. Freunden wurde die Einsicht in die Autobiographie gestattet; und nach dem großen Umfang authentischer Daten zu schließen, die über Spencer seit Jahren in England im Umlauf waren und in Philosophiegeschichten und Biographien den Weg gefunden hatten, durfte jeder an diesem Denkerleben irgendwie Interessirte aus der Quelle schöpfen. Da wir jetzt vergleichen können, stellt sich heraus, daß alle wesentlichen Angaben über Spencers Abstammung, über seine Entwickelung zum Philosophen, seine schriftstellerischen Bedrängnisse, den Kreis der theilnehmenden Freunde (John Stuart Mill, Huxley, Tyndall, Lubbock, Bain, Youmanns), endlich den Sieg der beispiellosen Zähigkeit, mit der er gegen eine Welt von Widerständen sich durchsetzte, fast vollständig bekannt und lückenlos zusammengestellt waren. Trotzdem waren die Erwartungen auf das Buch aufs Höchste gespannt. Pikante Enthüllungen durfte man in ihm nicht suchen. Daß ein Mann dieser Wesensart, der das herumschweifende Transszendiren als Schwarmgeisterei verpönte und felsenfest im Positiven wurzelte, in romanhafte Verwickelungen sich verstrickt hätte oder durch hinterrücks geübte Bosheiten unser Bedürfniß nach Schadenfreude stillen könnte, war undenkbar. Aber erwarten ließen sich: eine psychologisch interessante Kindheitgeschichte; persönlich gefärbte Charakteristiken vielfach bedeutender Freunde; rücksichtlose kritische Streiflichter auf die englische

*) Herbert Spencer: Eine Autobiographie. Deutsche Ausgabe von Ludwig und Helene Stein. Stuttgart, Robert Lutz, 1905.

Digitized by Google

Kulturbewegung der victorianischen Zeit; freimüthige Urtheile über die Leistungen führender Politiker, die unter seinen theilnahmvollen Augen Geschichte gemacht haben: man weiß, wie leidenschaftlich (wenn auch passiv) unser Philosoph an der Politik interessirt war und daß er, nach eigenem Geständniß, durch sie in die Soziologie getrieben wurde. Erwarten durfte man endlich eine dokumentarisch belegte Darstellung der Genesis seiner philosophischen Ideen, die das Verständniß der Werke wesentlich erleichtern und erweitern. Nicht weniger versprach der Philosoph, als er sagte: die „Naturgeschichte" seines Lebens sei bestimmt, neben seinen Büchern als nützliche Ergänzung einherzulaufen.

Das Werk erschien. Im Frühjahr 1904 wurde es in zwei dicken Bänden von zusammen über tausend Seiten Großoktav ausgegeben. Welche Quelle des Genusses und der Belehrung versprach sich Jeder von der Lecture! Der sogar, der, in Erinnerung an Spencers bekannte epische Breite, den Riesenumfang der Bekenntnisse im Stillen beseufzte. Der Index ist überreich an Namen für Sachen und Personen, die nicht nur Engländer interessiren. Die „Times", deren Haltung der puritanisch strenge Philosoph stets heftig befehdet, oft als unmoralisch gebrandmarkt hatte, schob, in einem ekstatischen Dithyrambus, jedem Patrioten die Lecture dieser Autobiographie ins Gewissen, was früher weder mit Mills Autobiographie (1874) noch mit Carlyles (von Froude herausgegebenen) Tagebüchern noch mit Ruskins „Präterita" (1885/89) geschehen war. Da war denn begreiflich, daß ein deutscher Verlagsbuchhändler das Uebersetzungrecht erwarb, ein deutscher Philosophielehrer, Professor Ludwig Stein in Bern, die Uebersetzung zu besorgen oder (sie ist hauptsächlich das Werk seiner Tochter Helene) zu überwachen übernahm. Denn auch in Deutschland hat Herbert Spencer seine Gemeinde, die in herzlicher Dankbarkeit ihm als einem Mann zugethan ist, der einen neuen „königlichen Weg" im Reich der Erkenntniß, wenn nicht zuerst begangen, so doch zuerst gangbar gemacht hat. Diese deutsche Ausgabe der Autobiographie nimmt insofern auf die Bedürfnisse deutscher Leser Rücksicht, als überflüssige Weitschweifigkeiten, hartnäckige Wiederholungen bekannter Ansichten, die endlosen Aufzählungen all der schlaflosen Nächte, die der neurasthenische Philosoph gewissenhaft verzeichnete, überhaupt alle lästigen Alterszeichen rücksichtlos ausgemerzt sind; ein Verfahren, dessen Berechtigung angegriffen worden ist und werden mag, das aber seine Erklärung findet in dem Wunsch, diese Bekenntnisse dem gebildeten Laien in die Hände zu legen. Verleger und Herausgeber dachten offenbar an ein Erbauungbuch fürs deutsche Volk. Ich glaube nun: sie sind stark im Irrthum. Kaum eine von den berechtigten Erwartungen wird recht erfüllt; und wenn es auch für den Fachmann seinen unvergänglichen Werth hat, wenn auch stets interessant bleiben wird, zu sehen, in welche Perspektive der Philosoph sein Leben und Lebenswerk stellt, so bleibt dieses objektiv wichtige document humain

Digitized by Google

doch eins der reizlosesten Bücher seiner Art. Nicht nur sachlich, sondern literarisch enttäuscht es in auffallend hohem Maße. Ich halte für kaum möglich, daß ein Mensch von durchgebildetem Geschmack das Buch in einem Zug lese. Mills Autobiographie, interessant und von wohlthuender Kürze, aber literarisch nicht eben reizvoll, wirkt neben der Spencers wie ein Kunstwerk.

Oft hat Spencer gesagt, er habe der Fassung seiner Gedanken allzu große Sorgfalt zugewandt. Dieses offenbar ästhetische Bedürfniß, das mit dem amusischen Eindruck seines Wesens scharf kontrastirt, gab ihm in den letzten, von Altersgebrechen heimgesuchten Lebensjahren sogar zu Klagen Anlaß, weil es die völlige Ausnutzung der ihm verbliebenen Arbeitkraft hinderte. Aesthetisch mag auch der architektonische Instinkt genannt werden, der Spencer zum Systemgründer machte; ein Gedanke verlor nicht eher die Gewalt über ihn, als bis er ihn als Idee den verschiedensten Thatsachengruppen eingebaut, als bis er aus einem amorphen Haufen einen in sich gegliederten Organismus geschaffen hatte; die erschöpfende dialektische Diskussion der Einzelfragen war bei Spencer dem Bautrieb wirklich untergeordnet. Der Aufbau seiner größeren Werke ist von den Gesetzen des Kontrastes und der Symmetrie beherrscht; und darum würden wir die Art, wie Spencer es anfängt, den Geltungbereich des Entwickelungsgedankens in allen Bezirken der reinen (theoretischen) und der praktischen Vernunft aufzuspüren und nachzuweisen, ästhetisch nennen, wenn nicht seine unerbittliche Ordnungliebe durch ihr Uebermaß den Leser ernüchterte. Immerhin lösen die elf stattlichen Bände, in denen ein Gedanke mit den Problemen des Universums ringt, ein Gefühl aus, das wir, als erhabenes, unter die ästhetischen reihen können. Auch in den kleineren Arbeiten, den eben so zahlreichen wie werthvollen Essays, wirkt die Klarheit in der Gliederung der Gedanken, die Sicherheit, mit der von der ersten Zeile an die Thatsachen und Argumente gruppirt werden, um die These plausibel zu machen, äußerst wohlthuend. Diese architektonischen Vorzüge nun fehlen der Autobiographie in so auffallendem Maße, daß man sie fast einen amorphen Haufen von Einzelheiten nennen könnte; denn der chronologische Gesichtspunkt, unter den sie gestellt sind, macht sie als Ganzes nicht schmackhafter: er ist das Beispiel der Literaturstümper. Das Prinzip der Stoffeintheilung war in diesem Fall doch von selbst gegeben; es galt, zu zeigen, wie Herbert Spencer, dieses so und so beschaffene, aus an sich zufälligen und gleichgiltigen empirischen Merkmalen sich aufbauende Einzelwesen, zum Schöpfer der Entwickelungphilosophie werden mußte; wie und wodurch also die Naturgeschichte dieses Individuums überindividuelle und soziale Bedeutung gewann. Nur so kommt die biographie raisonnée zu Stande; nur innerhalb des so geschaffenen Rahmens hat das Anekdotische Daseinsberechtigung; und nur insofern, als man diese Darstellungsgesetze beobachtet, kommt die Biographie als Literaturwerk in Betracht. In Spencers

Digitized by Google

Autobiographie dagegen schwankt die Darstellung hilf- und steuerlos zwischen der geistlosesten Form des Anekdotischen, der Tagebuchnotiz, und der chronologischen Aufzählung der Daten, die den Aufstieg zur großen Persönlichkeit begründen und diesem Leben Sinn, Bedeutung, allgemeines Interesse sichern.

Ein Erbauungbuch fürs deutsche Volk denke ich mir also doch anders. Werthvoll durch tausend Einzelheiten, wird das Buch immer Den zum Lesen reizen, der sich für diesen Denkertypus interessirt und deshalb die Gelegenheit ergreift, ihn über sich und sein Lebenswerk reden zu hören. Trotzdem: das reizloseste Buch der Memoirenliteratur. Was man a priori wissen konnte, bestätigt es durch überwältigendes Beweismaterial: die Personalakten des Namens sind unergiebig an „interessanten" Einzelheiten. Spencer lebte zurückgezogen und bescheiden. Er hatte solide Mittelklassengewohnheiten. In Auftreten und Lebenshaltung unterschied er sich kaum wesentlich von der Masse anonymer Menschen, die nie von sich reden machen; und selbst die wundervollen Gaben, die ihn weit über die Anonymen hinaushoben, die hohe Intelligenz und die staunenswerthe Konzentration des Willens, wirken darum, weil sie ganz ausschließlich auf die intellektuelle Lebensaufgabe gerichtet sind, fast allzu sachlich. Wir hören von keiner Nymphe, die Spencer begeistert hätte, von keinem poetischen Erlebniß, keinem Abenteuer in seinem Leben, das an sich ein starkes menschliches Interesse erwecken könnte. Dem Leben selbst unplatonischer Gemüther sind solche nicht fremd. Platons Erdenwallen denken wir uns mit Erotik ausgefüllt; leider wissen wir wenig davon. Sogar dem erhabenen Spinoza wird ein kleines Abenteuer angehängt: die Liebschaft mit der Tochter seines Lateinlehrers. Der mathematische D'Alembert hatte sein Fräulein von Espinasse, Comte seine Klothilde von Vaux, John Stuart Mill seine Frau Taylor. Comte, der Positivist, besuchte jeden Mittwoch das Grab seiner vergötterten Klothilde, dreimal täglich rief er sie an, in Worten von überströmendem Gefühlsüberschwang. Bei Spencer nichts von Alledem. Seine Biographie ist mit drei Worten erzählt. Ihr Inhalt: die Ueberwindung des Persönlichen, das heroische Bemühen um objektive Erkenntniß, die bewundernswerthe Anpassung aller Lebensgewohnheiten an dieses Ziel, hat für die Menge keinen Reiz.

Nur für die Menge? Doch nicht so ganz. Zu dem Bilde des Philosophen gehört, seit Platons Tagen, nicht nur abgeklärte Weisheit, die in der Klarheit der Einsichten wurzelt, nicht nur überlegene Verstandesschärfe und hohe Kopfkultur, sondern ein tiefes Gefühl für die Stimmungwerthe des Lebens, eine leidenschaftliche Theilnahme an den Affekten, die das Leben in seinen Niederungen so reizvoll, aber auch so beschwerlich und bedrohlich machen. Goethe sagte, er kenne kein Verbrechen, das er nicht auch begangen haben könnte. Zu solchem Mann haben wir Vertrauen. Der versteht Alles; nicht mit dem Kopf allein, sondern mit dem Blut. Er steht der Natur so viel näher als der „reine"

Digitized by Google

Denker, der, im Gefängniß seiner Abstraktionen, von der Wirklichkeit nur Das kennt, was sich in kontrolirbarer Weise verallgemeinern läßt. Er ist inspirirt. Er denkt, über die Grenzbegriffe hinaus, in Analogien und Bildern und verknüpft wieder, was der logisirende Verstand auseinanderreißt. Ohne diese Wissenschaft in Bildern, Gleichnissen, Analogien, also ohne starken Beisatz von Phantasie und poetischem Genie, ohne leidenschaftlichen Vorstoß ins Ideenland, ist ein System auf die Dauer nicht lebens- und wirkensfähig, ist eine große Philosophie nicht denkbar; denn ihr entschlüpfen Regungen, die auf den Kulturgang entscheidende Wirkung üben. Was also die Wissenschaft zu kulturschöpferischer Philosophie erhebt, ist kaum etwas Anderes als dieser Beisatz, wenn er aus stark individuell gefärbtem Blut von zwingender Gewalt herrührt. Das nach wissenschaftlichen Methoden verarbeitete Wirklichkeitbild ist, in die geschmacklose Philosophensprache übertragen, noch keine Philosophie; ja, die wissenschaftliche Methode als solche bleibt stets in Einzelheiten stecken, schafft nie „Bilder". Wirklichkeitbild ist darum ein viel mißbrauchtes Wort, das in den eigentlichen Bereich wissenschaftlicher Arbeit schwer hineinpaßt und auf die Summe meinetwegen bestbeglaubigter Einzelheiten sich kaum anwenden läßt. Das Bild entsteht, auch in der Philosophie, durch Ineinssetzen, Ineinssehen, Ineinsfühlen, Ineinswollen; um von der Wissenschaft gelieferte Bausteine schlingen sich Bänder, die die Phantasie schmiedet und die von den Trieben und Wollungen ihre Farbe und Haltbarkeit bekommen. Was eine Philosophie lebensfähig macht, ist stets dieser irrationale, wohl aber aus der menschlichen Natur und den menschlichen Bedürfnissen geschöpfte Beisatz gewesen; und dieser Beisatz findet sich bei Spencer allzu selten. Schon sein Stil verräth ihn. Er ist trocken, bild- und farblos; Lotzes Logik liest sich daneben wie ein lyrisches Gedicht. Das Ganze macht den Eindruck eines logischen Gerippes, dem dick geschwollene Beutel von Thatsachen angehängt werden. Dem Ausdruck entspricht die Gesinnung. Grundehrlich, ohne Falsch, klug und gescheit, aber nur so weit die äußerlichen Orientirungen reichen; die Urtheile sind ohne eigentliche Tiefe und visionäre Weite. Seine ökonomischen und politischen Standpunkte können die erste Orientirung vorbereiten, erzeugen aber nur Oberflächenbilder und erinnern an die Enge des Jeremias Bentham, die selbst die eigenen Schüler zur Verzweiflung (Das heißt: aus dem Benthamismus) trieb. So klar und anregend seine wissenschaftliche Psychologie ist, so unzulänglich ist Spencers Gefühl für geschichtliche Lebensvorgänge, die er, der unhistorischeste aller modernen Menschen, nach der Schablone der ärgsten Encyklopädisten betrachtet und bewerthet. Proben dieser Einseitigkeiten bietet die Autobiographie fast auf jeder Seite; ich wähle, zum Beweis, Urtheile über Männer, deren Namen für bestimmte Lebensauffassungen symbolisch sind: Plato: „Von Zeit zu Zeit habe ich versucht, bald diesen, bald jenen Dialog von Plato zu lesen; aber

Digitized by Google

immer mußte ich ihn ungeduldig wieder weglegen: die Unbestimmtheit der Denkweise, das Einsetzen von Worten für Dinge brachten mich zur Verzweiflung und die Unarten der schweifenden Beweisführung stießen mich ab. Nun sagte mir gelegentlich ein Kenner der Antike: ‚Meinetwegen. Aber so sind sie doch als Kunstwerke lesenswerth.' So las ich denn die Dialoge als Kunstwerke: und legte sie in noch größerer Verzweiflung weg. Lächerlich thöricht scheint mir, einen Austausch von Reden zwischen dem Denker und seinem Popanz Dialog zu nennen. In den Unterhaltungen unserer Romanschreiber dritten Ranges steckt mehr dramatische Wahrscheinlichkeit; und in einem Werk wie Diderots Neveu de Rameau steckt mehr dramatische Wahrhaftigkeit als in sämmtlichen platonischen Dialogen, wenn die übrigen denen gleichen, die ich gelesen habe." Goethe: Kennt er nicht, will er auch gar nicht kennen lernen. Aber er beurtheilt ihn nach Citaten in Carlyles Essays höchst abschätzig als Anhänger der „Entsagung- und Antinützlichkeitstheorie". Hegel hat ihn eher zur Lecture gereizt, besonders, nachdem ihm gesagt wurde, daß dessen Auffassung der Logik als einer Wissenschaft objektiver Phänomene mit seiner eigenen sich berühre. Er versucht, ihn zu lesen, und bleibt in den ersten Anfängen stecken, weil er ein Buch, dessen erster Satz schon seinen stets einwurfbereiten Geist zum Widerspruch zwang, nie zu Ende gelesen hat. Dieses Gefühl völligen Andersseins hat ihn aber nicht gehindert, auf Treue und Glauben die Behauptung unkritischer Kritiker gelten zu lassen: daß Oken und Hegel ihm verwandte Naturphilosophen seien. Seiner grotesken Unbelesenheit entging die Unvereinbarkeit allein schon in dem Ausgangspunkt der beiden Kosmogonien, von dem Gegensatz seiner kausalmechanischen Naturerklärung zu der anthropomorph-teleologischen seiner vermeintlichen Denkverwandten ganz zu schweigen. Kant: „Ich fand bei Herrn Wilson eine Uebersetzung der ‚Kritik der reinen Vernunft' und fing an, darin zu lesen. Aber ich kam nicht weit. Die Lehre von Raum und Zeit als subjektiven Begriffen, die ausschließlich Formen unseres Bewußtseins sein sollen und denen nichts außerhalb des Bewußtseins entspricht, verwarf ich von vorn herein mit Bestimmtheit. Als ungeduldiger Leser, der ich nun einmal war, ungeduldig sogar, wenn mich Etwas interessirte und es im Allgemeinen meine Zustimmung fand, wies ich es immer von mir, ein Buch weiterzulesen, mit dessen Grundprinzipien ich nicht übereinstimmen konnte. Da ich einem Autor stets Zusammenhang und Folgerichtigkeit zutraue, nahm ich ohne Weiteres an, daß, wenn schon Kants grundlegende Prinzipien falsch seien, die Schlüsse unmöglich richtig sein könnten. Ich brach also die Lecture ab." Ruskins aristokratischer Lebensstil war ihm unsympathisch; seine in die Oeffentlichkeit geschleuderten Meinungen nennt er abgeschmackt, seine Bücher widrig. Das verstehen wir aus dem Gegensatz der Temperamente; weniger die Gründe, die herangezogen werden,

Digitized by Google

die Ablehnung zu motiviren: die Kunst Venedigs, die Ruskin in den berühmten „Steinen", weil der Bewunderung würdig, ästhetisch analysirt, war in Spencers Augen „reine Barbarei". Nur einmal kann er ihm beistimmen: da, wo Ruskin an den großen Meistern der Renaissance Etwas auszusetzen findet; Spencer hatte für die alten Meister, die er in Paris, Florenz, Rom flüchtig kennen lernte, wenig übrig, fand sie maßlos überschätzt. Was über Homer gesagt wird, schäme ich mich, herzusetzen: es grenzt an Barbarei; nicht minder, daß der Refrain im Volkslied aus kindischer Gedankenarmuth hergeleitet wird.

Diese Urtheile sind wirklich merkwürdig; Spencers Werke sind an vernünftigen ästhetischen Bemerkungen, ja, an überraschend feinen Ausblicken in die Sphäre künstlerischer Emotionen nicht arm. Viel charakteristischer ist jedoch der Umstand, daß er Carlyle als Denker und Schriftsteller beinahe ohne Einschränkung verwirft und sich nicht die geringste Mühe giebt, die genialen geschichtlichen Intuitionen des Mannes zu verstehen. Weil Carlyle stets in leidenschaftlicher Erregung sprach, weil sein vulkanisches Temperament ihn hinderte, im Einzelnen und Besonderen gerecht zu sein, weil ihm die an Goethe so bewunderte heiter erhabene Gemüthsstimmung abging und die Gabe fehlte, seines Lebens und seiner Erfolge sich zu freuen, sich selbst zu genießen: darum ist der Qual solchen Gehirnes keine brauchbare Wahrheit entsprossen, darum ist das praktische Genie dieses Mannes zu leugnen, seine Gesellschaftkritik werthlos, darum laufen seine Menschheitideale neben der eigentlichen Entwickelunglinie. In solchen Verurtheilungen, die nicht zu entschuldigen sind, weil sie auf gewollter Unkenntniß beruhen, zeigen sich die unliebsamen Begleiterscheinungen des genialen Autodidaktenthumes in Wissenschaft und Philosophie; sie verrathen sehr deutlich die Grenzen seiner Leistungfähigkeit in der Soziologie. Durch das Labyrinth des geschichtlich bedingten Menschen ist er kein Führer. Daß und warum der Staat, als Staat, auf Macht gegründet ist, begreift er nicht, weil er den Satz nicht anerkennt; man lese Friedrichs des Großen Anti-Machiavelli und wird begreifen. Wenn ich Mommsens Abhandlung über die germanische Politik des Augustus lese, wird mein Gefühl für Wesen und Werth der bürgerlichen Freiheit und der Nationalität mehr geschärft als durch Spencers Begriffsbestimmungen, denen die rechte Ueberzeugungskraft fehlt: sie sind nicht aus geschichtlicher Erfahrung gestaltet. Um den geschichtlichen Menschen zu verstehen, muß man für das geschichtliche Erlebniß empfänglich sein; und diese (wie jede) Empfänglichkeit war Spencer, er bekennt es in der Biographie selbst, fremd. Ich mag geneigt sein, die Bedeutung des Helden in der Geschichte zu leugnen; aber ich finde ihn vor, er lebt in den Vorstellungen der Menschen; der Begriff, den sie sich von ihm machen, ist eine der mächtigsten Illusionen, die ihr Wollen und Handeln fortdauernd beeinflußt. Darf der Soziolog, der sich erbietet, dem Menschen die

Digitized by Google

Zukunft gestalten zu helfen, verschmähen, sich über den gegenwärtigen unterrichten zu lassen? In der Biographie aber lesen wir: „Ich kenne bisher Carlyles Cromwell nur aus Dem, was in den Zeitschriften darüber zu lesen ist. Wie Du richtig vermutest, habe ich nicht die Absicht, mich hindurchzuarbeiten. Wenn uns Carlyle nach einer gründlichen Untersuchung des Thatbestandes versichert, daß Cromwell ein aufrichtiger Mensch war, so antworte ich ihm, daß ich mich herzlich freue, Dies zu erfahren, und mich bemühen werde, für ihn einzutreten. Daß ich aber alle Wahrscheinlichkeiten prüfen soll, die ihn zu diesem Schluß geführt haben, ist zu viel verlangt. Ich finde so Vieles auf unserer Welt, über das sich nachdenken läßt, daß sich mirs nicht zu lohnen scheint, eine ganze Woche damit zu verbringen, dem Charakter eines Mannes nachzuforschen, der seit zweihundert Jahren begraben liegt." Dieses Verhalten ist für Spencer charakteristisch. Es zeigt, daß er im Land der Seelen nicht allzu heimisch war, daß er wichtigen Provinzen der menschlichen Kultur ein Fremdling blieb. Und Das ist der tiefere, der eigentliche Grund, warum dieser aufrechte Mann, nachdem er sechzig Jahre im Höllentrichter der Literatur gelebt hatte, ohne sich zu besudeln, ohne die Gelübde der Treue gegen die heiligsten Gebote schreibender Menschen je zu brechen, am Ende seiner Tage Enttäuschungen erlitt: sein bis dahin unerschütterlich fester Glaube an den Fortschritt fing zu wanken an. Das lehrt die Autobiographie, noch nachdrücklicher aber die „Thatsachen und Deutungen" (Facts and Comments), die letzte Nachlese zu seinen Werken, die Spencer, Abschied nehmend, in Brighton, März 1902, mit einem Vorwort versah, genau neunundfünfzig Jahre nach der berühmten Abhandlung, die den Grenzen der Staatsthätigkeit gewidmet war: The Proper Sphere of Government. Manche Abschnitte seiner Soziologie, seiner Ethik und viele Essays greifen mit ihrer Kritik in den laut wogenden Tageskampf ein; Modeströmungen in Politik und Literatur werden derb gegeißelt (die „Eisenbahnmoral", der „politische Fetischismus"); und über die Richtung seiner Vor- und Abneigungen läßt der Philosoph keinen Zweifel. Trotzdem tönt das Kampfgeschrei der Straße nur gedämpft und von fern in die Halle der Weisheit. Kein überflüssiges Wort wird vernehmbar. Die Beziehung auf die bleibenden Verhältnisse des Natur- und Gesellschaftlebens, die Konstanten unseres Begriffsnetzes, nimmt auch unscheinbaren Tagesfragen ihr Nichtiges. Hier nun ist der Ton plötzlich geändert. Stark affektive Beiwörter mischen sich in den sonst so schmucklosen Bericht. Namen, um die der Parteien Hader tobt, werden genannt und abgeurteilt (Chamberlain, Harcourt). Das Erstarken des militärischen Geistes in England, die Zunahme der staatlichen Reglementirsucht, die Verrohung der Sitten (Faust- und Hahnenkämpfe, Spiel- und Wettsucht, Abneigung gegen Kopfarbeit), die Verkümmerung der in langen glorreichen Bürgerkämpfen erworbenen Liebe zur individuellen Freiheit, der in ihnen gestählten Männlichkeit und Wahrhaftigkeit des englischen Volkscharakters:

Digitized by Google

Das wird, neben anderen Kulturfragen, mit der leidenschaftlichen Verbitterung des Mannes behandelt, der die Grundsätze seines Herzens und seines Kopfes in der Scheidestunde preisgegeben sieht. Es ist erschütternd, zu sehen, wie ein heimtückisches Geschick diesem greisen und edlen Fortschrittsfanatiker noch im letzten Augenblick der Wachheit den Glauben an den menschlichen Fortschritt raubt.

Dr. Samuel Saenger.

Ethische Grundfragen.

Im Sommer sind die „Ethischen Grundfragen" des münchener Philosophen Theodor Lipps in zweiter Auflage erschienen. Vielleicht ist es gut, sogleich zu betonen, für welche Leser das Buch vergebens geschrieben ist: zunächst für solche, die in ihm ein dogmatisches Moralgebäude, einen Katechismus von Geboten und Verboten zu finden hoffen, dann aber auch für Liebhaber geistreich schillernder „Lebensweisheit", einer Moral im heute so beliebten Gewande paradoxer Aphorismen. Das Buch wendet sich vielmehr an Leser, denen es inneres Bedürfniß ist, einmal ernsthaft über die Grundlagen aller Moral, über den letzten Werthmaßstab in sittlichen Dingen nachzudenken. Ihnen wird es eine treffliche Anleitung zu ethischer Selbstbesinnung bieten; denn es beleuchtet kritisch die mannichfachen Unklarheiten und Vorurtheile, die gemeinhin in sittlichen Fragen herrschen. Besonderen Werth erhält es außerdem noch durch die Fülle wissenschaftlicher Einsichten, die es birgt, und durch die vielseitige Anwendung des theoretischen Ertrages auf die ethisch bedeutsamsten Verhältnisse des täglichen Lebens.

Lipps hat den Weg gezeigt, auf dem es möglich ist, die Psychologie der Ethik dienstbar zu machen. Voreiliges Urtheil könnte leicht solche Ethik als psychologistisch oder naturalistisch von vorn herein abweisen. Man brauchte nur — und Das thun Alle, die gegen eine Verwerthung psychologischer Einsichten für die Gewinnung ethischer Normen eifern — den Ausdruck: „ethische Untersuchungen auf psychologischer Grundlage" umzudeuten in: „psychologisch begründete Ethik", um zu dem Urtheil zu kommen: in solcher Ethik sei das „Seiende" zum „Seinsollenden" umgestempelt, seien psychologische Thatsachen in ethische Forderungen verkehrt; und deshalb seien die ethischen Normen, weil von psychologischen Thatsachen abhängig, ihrer Selbständigkeit und absoluten Geltung beraubt. Zu so vorschnellem Urtheil könnten vielleicht einige naturalistisch klingende Wendungen in dem Buch verführen. Thatsächlich ist in dieser Ethik, wie sich wohl auch aus der Darstellung des systematischen Gedankenaufbaues ergeben wird, nichts von den Schreckgespenstern des Naturalismus zu finden: es ist darin durchaus nicht übersehen, daß ethische Normen ihren Geltungwerth nothwendig in sich selbst tragen, also einer Stütze von außen, etwa durch psychologische Thatsachen, weder bedürftig noch fähig sind.

Digitized by Google

Daher bilden denn auch solche Thatsachen nicht die Voraussetzung der lippsischen Ethik selbst, als des Inbegriffes ethischer Normen, sondern sind nur ein Mittel zur Erforschung und Auffindung dieser Normen. Mit anderen Worten: die Psychologie ist nicht sachliche oder systematische, sondern nur methodische Voraussetzung der ethischen Forschung.

In diesem Sinn erweist sich zunächst die Frage nach dem allgemeinen Wesen der Sittlichkeit als eine „Frage der Selbsterkenntniß". Sie lautet als solche: Wann nennen wir Etwas sittlich? Die Antwort ergiebt sich, wenn man alle möglichen moralischen Anschauungen und Systeme einer psychologischen Analyse unterwirft. In diesen Ansichten muß ja das allgemein, also stets und für Alle giltige Sittliche — eben weil es für Alle gilt — als ihr gemeinsamer sittlicher Kern enthalten sein. Zu diesem Zweck ist das Verschiedenartige, das für „sittlich" erklärt wird, darauf zu prüfen, ob es ein absolut oder ob es ein nur bedingt sittlich Giltiges ist, Etwas, das seinen sittlichen Werth anderen sittlichen Werthen entlehnt. Durch solche Rückführungversuche muß der eigentlich sittliche, der letzte und darum unbedingte sittliche Werth festzustellen sein. Die Erörterung dieser Grundfrage, die den Hauptgegenstand der ersten drei Vorträge bildet, zeitigt als Ergebniß die Thatsache, daß jeder sittliche Werth, von dem wir reden, im letzten Grunde Persönlichkeitwerth, innerer Menschenwerth ist; daß wir Etwas sittlich werthvoll nur nennen, sofern es seinen Werth von dem letztlich Werthvollen, der Persönlichkeit, ableitet. Genauer bestimmt sich dieses letzten Endes Werthvolle als das Positive im Menschen, als der Inbegriff aller menschlichen Kräfte und Triebe. Dagegen kann das Negative im Menschen, die Schwäche und Mangelhaftigkeit dieser Kräfte und ihrer Bethätigung, natürlich nicht zu dem Werthvollen, zu der Persönlichkeit als dem letzten sittlichen Werth gehören. Aber mit der Feststellung der psychologischen Grundthatsache, daß das Positive im Menschen, die Persönlichkeit, den letzten Inhalt des von uns als sittlich Bezeichneten ausmacht, ist noch keine ethische Norm gefunden. Mit ihr ist nur die Gattung der Werthe bezeichnet, die als letzte Werthe auch den letzten sittlichen Werthmaßstab in sich enthalten müssen: die Gattung der Persönlichkeitwerthe, die selbständig neben der der Sachwerthe steht. Dieser letzte Werthmaßstab nun muß ein absoluter sein; er kann nicht in dem bald größeren, bald kleineren positiven Persönlichkeitwerth dieses oder jenes realen Menschen bestehen; er wäre ja dann bald ein höherer, bald ein niedrigerer. Damit aber ist schon gesagt, wo der höchste sittliche Werth zu suchen ist. Denken wir uns einen Menschen, in dem alles Positive, alle menschlichen Kräfte und Triebe volle Stärke besitzen und, frei von jeder menschlichen Schwäche, sich voll entfalten und auswirken können, so haben wir in dieser idealen Persönlichkeit Das gefunden, was nicht nur den letzten, sondern auch den ethisch höchsten Werth repräsentirt, wir haben in ihm das absolut Seinsollende, das Sittliche, das Gute. Damit ist zugleich auch das Wesen des Bösen, des Unsittlichen bestimmt; es ist „Negation, Nichtsein Dessen, was sein sollte", es ist das Fehlen, die Mangelhaftigkeit solches Positiven. Der Mensch ist also böse oder unsittlich in dem Maße, wie nicht alle menschlichen Kräfte in voller Stärke zur Bethätigung gelangen. Mit der Feststellung dieser ethischen Grundthatsache, von der sich alle weiteren Bestimmungen ableiten, stehen wir nicht mehr auf psychologischem, sondern auf ethischem Gebiet. Und der Uebergang von dem einen auf das andere vollzog sich durch den Prozeß der Idealisirung des Positiven, das sich im

Digitized by Google

realen Menschen findet; erst das Ergebniß dieses Prozesses, die ideale Persönlichkeit, ist das ethisch absolut Werthvolle.

Aus dieser ethischen Grundthatsache, die auch beweist, wie weit die lippsische Lehre vom Naturalismus entfernt ist, ergeben sich nun auf dem Wege ethisch-logischer Deduktion werthvolle Resultate. Die menschlichen Triebe wirken in uns als Beweggründe unseres Wollens, als Motive; sie streben nach der Verwirklichung der den Trieben entsprechenden Zwecke. Nun besteht der oberste sittliche Werth in der idealen Persönlichkeit, dem Inbegriff aller menschlichen Kräfte oder Motive. Daraus folgt, daß das Wollen sittlich ist in dem Maße, wie alle menschlichen Motive (entsprechend ihrem Antheil an der sittlichen Persönlichkeit) zu voller Wirkung gelangen und in diesem Wollen ihren Ausdruck finden. Dieser Satz enthält zunächst die wichtige Erkenntniß, daß alle menschlichen Motive an und für sich, eben als Theile der sittlichen Idealpersönlichkeit, sittlichen Werth besitzen, daß also kein Motiv, kein Trieb an und für sich böse sein kann. Danach ist jede Ethik als grundsätzlich verfehlt zu betrachten, die einzelne menschliche Motive als „das Böse im Menschen" bezeichnet. Die im Menschen vorhandenen Motive sind an und für sich überhaupt nicht Gegenstand ethischer Beurtheilung; sie liefern gleichsam nur das Material, aus dem das als gut oder böse zu bezeichnende Wollen, der eigentliche Gegenstand der Ethik, hervorgeht. Sofern das Wollen (genauer: die Willensentscheidung) auf der Unter- und Ueberordnung einander widerstreitender Motive beruht, fällt der Ethik die Aufgabe zu, die Ordnung der Motive anzugeben, die in der sittlichen Idealpersönlichkeit begründet ist und aus der deshalb sittliches Wollen nothwendig folgt. Damit bestimmt sich zugleich der Charakter der Ethik als der einer formalen Wissenschaft, die nicht das Dasein und Wirken von Motiven zu gebieten oder zu verbieten, das Seinsollende also nicht inhaltlich zu bestimmen hat, die vielmehr nur die Form und Ordnung angiebt, in der menschliche Zwecke stehen sollen. Daß es eine solche, „sittliche Ordnung der Zwecke" giebt, daß die menschlichen Triebe nicht gleichwerthig und gleichberechtigt nebeneinanderstehen: auch diese Lehre bringt uns der vorhin angeführte Satz. Je nach der Bedeutung eines Triebes im Zusammenhang der ganzen positiven Persönlichkeit, je nach dem Grad, in dem seine Befriedigung die Befriedigung der ganzen Persönlichkeit herbeiführt, kommt ihm größerer oder geringerer ethischer Werth zu. Das Wollen ist daher sittlich, wenn es einer Persönlichkeit entstammt, in der die verschiedenen möglichen Zwecke oder Motive ihrer ethischen Bedeutung gemäß geordnet sind und zu voller Wirkung gelangen. Darin nun, daß sämmtliche für das Wollen in Betracht kommenden Thatsachen ihrem in der sittlichen Persönlichkeit begründeten ethischen Werth entsprechend mit voller Motivationkraft wirken, sich ausgleichen und unterordnen, darin besteht der Prozeß der sittlichen Ueberlegung, die der Willensentscheidung voranzugehen hat. Diese Ueberlegung muß alle für das Wollen in Betracht kommenden Thatsachen berücksichtigen und rein objektiv sein. In dem Bewußtsein solchen rein objektiv bedingten Wollens, das sich zugleich als ein Bewußtsein des Sollens charakterisirt, besteht das Bewußtsein der Pflicht. So stellt sich das Handeln gemäß einer sittlichen Willensentscheidung als ein Handeln „aus Pflicht" dar, das, im Gegensatz zu dem Handeln „aus Neigung", schon von Kant als das einzig sittliche Handeln bezeichnet wurde.

Aus diesen und ähnlichen Bestimmungen lassen sich oberste Regeln des sittlichen Verhaltens ableiten. Da nur die Willensentscheidung sittlich ist, die aus

Digitized by Google

voller und rein objektiver Bewerthung aller einschlägigen Thatsachen hervorgeht, lautet eine oberste sittliche Norm: „Verhalte Dich stets innerlich so, daß Du mit diesem Verhalten Dir selbst treu bleiben kannst." Der Nachdruck liegt hier auf dem „kannst", das im Sinn ethischer Zulässigkeit aufzufassen ist. Da ferner die objektiv giltigen Gründe des sittlichen Wollens zugleich allgemein gelten, so ist in den beiden folgenden Regeln ein weiterer Prüfstein für sittliches Verhalten gegeben: „Verhalte Dich wollend so, daß Du, wo immer die selben objektiven Gründe Deines Wollens gegeben sind, das Selbe wollen kannst und mit innerer Nothwendigkeit willst." Und: „Fordere für (und von) Menschen, also auch für Dich (und von Dir), was Du unter Voraussetzung der selben objektiven Gründe für jeden anderen Menschen (und von ihm) also auch für Dich (und von Dir) fordern kannst und im gegebenen Fall thatsächlich forderst." Dieser Norm läßt sich noch eine weitere zugesellen: „Verhalte Dich in einer für das sittliche Bewußtsein Aller giltigen Weise." Auch in diesen obersten sittlichen Normen zeigt sich wieder die rein formale Natur der Ethik; die allgemeinsten Sittengebote können das Wollen nicht inhaltlich bestimmen; sie geben nur die formalen Bedingungen an, unter denen das Wollen sittlich ist; auch die Denkgesetze enthalten ja nur die Formen richtigen Denkens.

Die Ethik, die Lipps uns lehrt, ist deterministisch; sie zeigt, daß, wie alles Geschehen in der Welt, auch das menschliche Wollen dem Kausalitätgesetz unterworfen und demnach stets durch die Gesammtheit all seiner Bedingungen eindeutig bestimmt ist. Daneben besteht dennoch die (nur nach der unhaltbaren Ansicht der Indeterministen damit unvereinbare) Willensfreiheit, die gegeben ist, wenn die Persönlichkeit frei, unbehindert durch äußeren Zwang oder fremde Einflüsse, sich bethätigt und auswirkt. Freiheit des Willens besteht, so weit das Wollen in der Persönlichkeit selbst begründet, von ihr verursacht ist, und der freie Wille ist ethisch werthvoll, so weit die in ihm frei sich auswirkende Persönlichkeit sittlichen Werth besitzt. Die Willensfreiheit ist zugleich die Voraussetzung der sittlichen Zurechnungfähigkeit, die bei der Frage nach dem sittlichen Recht der Strafe in Betracht kommt.

Nur die theoretischen Grundlinien des ethischen Systems konnten hier angedeutet werden. Lipps giebt zugleich auch eine scharfsinnige Kritik einiger Moralsysteme (zum Beispiel: des Utilitarismus und Eudämonismus) und beleuchtet die wichtigsten Kultur- und Zeitprobleme von dem Punkt aus, auf dem er mit seiner Ethik steht: Familie und Gesellschaft, Kirche und Staat, Eigenthum, Ehre, Macht, Kunst und Wissenschaft. Die Einwände, die gegen sein Buch erhoben wurden, wären leicht zu entkräften. Man hat seine Ethik individualistisch, radikal und unpraktisch genannt; im Vorwort zur zweiten Auflage hat er darauf geantwortet: „Alle Ethik ist nothwendig individualistisch, sofern sie als das einzig absolut Werthvolle die sittlich freie Persönlichkeit erkennt. Und alle Ethik ist nothwendig radikal, sofern sie nie auf der Oberfläche bleibt, sondern grundsätzlich überall auf die Wurzel geht und gut nennt, was da sich als gut, böse, was da sich als böse erweist. Und alle Ethik ist nothwendig unpraktisch, sofern sie keine ‚praktischen' Kompromisse kennt, sondern, ohne Rücksicht auf das da oder dort Geltende, Dasjenige fordert, was vom sittlichen Bewußtsein gefordert ist."

München. Theodor Conrad.

Digitized by Google

Hermann Bang.

Ach, ich kenne Malerhände,
Die beleben ihr Gemälde
Schöpferisch mit wahrem Leben;
Doch die Seele, die sie geben,
Ward dem Urbild erst geraubt.
Grillparzer.

Hermann Bang, der dem Schattenspiel des Lebens wehmüthig-melancholische Bilder abgewinnt, hat eine Vorliebe für die welkenden Blüthen einer überreifen Kultur, für die Problematiker des Lebens, die excentrischen Naturen, und eine schwüle, nach langem Zurückdämmen sich entladende Sinnlichkeit ist das Merkmal seiner besten Gestalten. Er ist ein sensibler Lebensbeobachter und seinen Blick umflort eine müde, etwas blasirte Traurigkeit. Leises Schluchzen einer allzu reizbaren Seele, deren Träume vor dem Eishauch der Wirklichkeit starben, ehe sie flügge geworden waren, bebt durch seine Bücher. Er sehnt sich nach Schönheit und kennt „das blendende Gaukelspiel der Phantasie", die künstlichen Paradiese; doch ist er weniger eigenwillig als Oskar Wilde, der stolze Beherrscher künstlicher Traumwelten. Wenn Wilde alle Bronze der Welt zum Bilde der Freude verarbeitete, so kennt Hermann Bang nur den ewig währenden Schmerz und die furchtbaren Schicksalsgewalten und er sucht sie zu erspähen und festzuhalten, wo sie hinter dem Majaschleier der Erscheinungwelt, aus stolzen und schäbigen Verkleidungen, hervorspähen. Er wendet sich nicht, wie Wilde, unwillig ab von den Häßlichkeiten des Lebens, um mit Heliogabal in den hängenden Gärten zu lustwandeln. Er giebt Weltanschauung, in der Stimmung; als eine Tendenz, gegenüber den Erscheinungen zu fühlen und zu urtheilen. Und er ist ein nihilistischer, von Illusion freier Betrachter. Von seinen ersten Büchern her zieht sich die klagende Melodie durch sein ganzes Werk; sie giebt ihm den seltsamen Reiz.

Wie ein Marionettenspiel wirkts; das teuflische Spiel eines jenseitigen Puppenspielers, dessen die Fäden lenkende Hand wir nicht sehen. Und die Marionetten leiden und lieben und treten von der Bühne ab; und der Reigen beginnt aufs Neue, mit veränderten Kostümen und Gestalten. Was liegt daran?

Frauen warten da auf das Wunderbare, das niemals kommen will: die Gräfin Urne, die sich ein Leben lang nach ihrem Schicksal gesehnt hat; die ein kurzes verbrecherisches Phaedraglück in der Phantasie, nur in der Phantasie durchkostet; und die schließlich tiefer und immer tiefer in den Schlaf des Morphiumrausches sinkt. Und Kamilla Falk mit ihrer Liebe zu jungen, keimenden Knabenherzen, deren erstem unruhigen Schlag sie lauscht. Und immer wieder klingt das Lied vom versäumten Glück: „Tell me the tales, that to me were so dear; long, long ago." „Ich glaube immer, daß es einen Augenblick giebt, in dem der Wagen des Geschickes über uns hinrollt." „Ein Nebel liegt über dem Ganzen, ein grauer Nebel, ein Halbdunkel, in dem man über stille Leichen stolpert."

Bangs Frauen leiden an ihrer unbefriedigten Sinnlichkeit; ihr Innerstes ist leer gebrannt wie das Herz der armen kleinen Frau Bai (in „Am Wege");

Digitized by Google

wie das Herz der Pastorsfrau, die in ihrem „weißen Haus", an der Seite ihres kalten, ewig fröstelnden Gatten leidenschaftlich-schöne Erinnerungen und unerfüllte Träume hegt. William Högh aber, dem letzten Erben eines hoffnunglos dahinsiechenden Geschlechtes, lähmt das Schreckgespenst des Unvermögens Schaffens- und Lebenswillen. Die Nerven erinnern sich vergangener Thaten, einst, in der langen Folge der Generationen, durchkosteter Wollüste. Aber die Erregungen dringen nicht vor zum Motorischen. Die Nerven sind erschlafft und suchen den Rausch in seltsamen Gebilden der Einbildungskraft. Hier ist die Liebe nicht die große Passion, die das Lebensgefühl steigert und sich ans All verliert. Sie ist hastig, nervös, zweiflerisch; immer in Angst, das Gefundene wieder zu verlieren. Und das Weib ist der Dämon, die Zerstörerin. Und das Geschlechtsleben ist ein stummer Kampf; ein furchtbares Ringen zwischen dem Bewußtsein der Abhängigkeit und dem Trieb, sich zu behaupten. Diese verfeinerten Nerven, die unter den leisesten Schwingungen beben, die auf Reize mit anderen, mit viel komplizirteren Regungen antworten als der Nervenapparat eines kräftigen jungen Landmannes, hassen die Urschlange, von der sie sich nicht losmachen können. Die graziösen jungen Artisten, die Bang so reizend zu schildern weiß, die „eine stolze Liebe zu ihrem Körper empfinden, wie ein Sportsman zu seinem Lieblingthier"; denen es „eine Wollust bereitet, die männlichen Urvorstellungen zu bändigen und zu zähmen und zügellos zu gebrauchen", fluchten das Joch des „Erdgeistes", der „so Manchen ruinirt" hat. Aber die Fratelli Bedini kennen das ruhige Glück einer edlen Freundschaft.

Dieser Ton klingt uns nicht neu. Die Auflehnung gegen die Herrschaft, die das Weibchen über das Männchen ausübt: Rops, Goya, Schopenhauer, Strindberg fanden Nachfolger; Wedekind bleibt nicht hinter den ausländischen Geschlechtspessimisten zurück und in Oukama Knoops „Element" sagt ein Philosoph grimmige Dinge über dieses Thema; er räth dem jungen Walter: „Halte Dich immer an das Höhere, wenn Andere sich den Elementen unterwerfen."

Bangs Blick ist im Lauf der Jahre immer kälter geworden, durchdringender, schärfer; starr und wie im Schmerz; weit geöffnet im Schreck vor dem Medusenhaupte des Lebens. Schleierlos sieht er das ganze Gewimmel, die stumpfe Gleichgiltigkeit, das mechanische Getriebe und Geschiebe des Alltags. Doch unter der Oberfläche sind die Untergrundmächte an der Arbeit, die Trolls, die dem Menschenkinde die Tragik heraufführen, die düsteren Fäden in den Teppich des Lebens wirken und die Bilder vielfach durcheinanderwirren. Da greifen Existenzen in einander über; Einer drängt den Anderen aus seiner Bahn; der eine Theil regt Gefühle in dem anderen auf; dann zieht er seinen Weg; aber der andere Theil verliert sich und sein Leben in den Irrgängen dieser Empfindungen. Und doch: in der Tiefe sind wir einsam; fern und fremd einander. Wir können nicht aus der Gefängnißzelle unseres Ich; wir können nie mit einem anderen Individuum so verwachsen, daß beide Individualitäten eine neue Einheit würden. Wir urtheilen und wissen nicht, daß der Andere, wie wir ihn sehen, nur ein Theil unseres Ich ist, nur ein Schatten. Unsere Illusionen, unsere Urtheile sind thöricht; nur alte Leute finden manchmal in dem Born ihrer tieferlebten und erlittenen Lebensweisheit ein treffendes, grundgütiges, heilendes Wort.

Und wie vollzieht sich das Alles? Wer kann die Schicksalsfäden entwirren? „'s ist nur ein Schritt: es reißt Dich niederwärts; oft nur ein Funke, Dir im Blut entzündet." Einer tritt aus dem Ring seiner eingefriedeten Existenz heraus.

Digitized by Google

Ein Neues entspinnt sich und wird zum Verhängniß. Es ist nur ein Traum, ein Idol. Aber das unglückliche Menschenkind rennt ihm nach bis zum Weiher, in dem „Tine" versank. Die Anderen aber, die den Schicksalsknoten nicht lösen können, sprechen, verschieden nach dem Grade des Erstaunens, der sie bei der That erfaßt, von Schuld und Sühne. „Es giebt im Leben nur zwei Dinge: die Liebe und den Tod." Tine erfährt es und die Pastorsfrau aus dem weißen Hause sagt es an dem Sarg des Burschen, der „nur Liebestoff" in sich hatte; der mit seinem hübschen Gesicht den Weibern so gefährlich war. „Es giebt nichts als den Trieb; der allein ist Herr und Meister." Das ist auch der Weisheit letzter Schluß für die alten, klug gewordenen Leutchen, die cynischen Lebensphilosophen aus der Novellensammlung „Leben und Tod", die das Leben aus der „Ewigkeitperspektive" aus der Höhe des darüber Schwebenden ironisch betrachten.

* * *

Un homme qui s'est institué artiste n'a
plus le droit de vivre comme les autres.

Nun wird es heller. Der Vorhang hebt sich vor der Tragoedie einer Künstlerseele. „Sieh, was das Leben Dir entzogen, ob Dirs ersetzen kann die Kunst", klagt der traurige Selbstbehorcher Grillparzer. Und Ibsens Ruhbek, der sich ein Leben lang mit seiner Einbildungskraft herumgebalgt hat, sieht zum Schluß, daß er das Leben der Liebe getötet hat, wie John Gabriel Borkman. Der Vorhang hebt sich vor der Tragoedie: Hermann Bang.

„Ich habe ja das Leben so lieb, Mama, und athme leise nur den Blüthenduft der Liebe; aber mein Bestes ist doch immer meine Sehnsucht. Ich habe den Menschen von meinen Schmerzen gegeben. Das hat sie gerührt. Für mich war es nichts; ich habe mein Herz dabei verschwendet, ohne zu empfangen, ohne froh zu sein." Diese Worte, die in der wehmüthig ausgesponnenen Schluß- und Abendstimmung der „Agnes Jordan" gesprochen werden, setzte Bang vor das Buch seiner Kindheit; und einmal heißt es dann: „Es giebt mancherlei Scheinleben: in der Kunst, in der Aufopferung, in der Freundschaft, in der That; nur an einem Ort ist das Leben: da, dort, wo die Natur es gewollt hat." Das liebe Leben! Das ist die Noth der großen Schaffenden, die das heiße, volle Leben für eine imaginäre Ideenwelt hingeben müssen: „Ich habe das Leben, ich habe die Leidenschaft nicht gekannt. Ich habe meinen Glückstag versäumt." Künstliche Paradiese scheinen hier zertrümmert worden zu sein von der Macht dieser Erkenntniß, die auch Claude Zorets mächtige Seele erschüttert. Furchtbare Ereignisse wirft die Wirklichkeit mit brutaler Hand in Zorets Inneres, daß sein starkes Herz davon zu bersten meint, bis er die aus Schmerzen geborene Erkenntniß von der Richtigkeit seiner künstlerischen Golemswelt, der hellenistischen Mythe, die er schuf, in eine ewig giltige Form gezwungen hat. Er, der (mit Hofmannsthals Stimmungsgenießer in „Gestern" und „Thor und Tod") „nur scheinbar drin gestanden hat", ahnt und fühlt zum ersten Mal die Macht und den Rausch des starken, sieghaften Lebens, die Lust des Dionysos, das Lachen über Abgründen, die ewige, unerbittliche Nothwendigkeit.

„Auf, Ihr Unsterblichen, auf, tanzt und singt,
Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
Morgen ist wieder Tag; die Sonne stirbt nicht."

Digitized by Google

Zoret hat nur seinen Künstlertraum gekannt, das Verlangen nach einer hohen auserlesenen Schönheit. Wie sein Weib lange tot ist, ist auch das äußere Leben tot für ihn. Einmal nur noch streift ein Weib seinen Weg. Er malt sie; aber die Augen, das Leben vermag der in ästhetischen Träumen Befangene ihr nicht zu geben. Die Augen malt Michael, sein junger Liebling, den er aus Prag mitgebracht hat. Zoret weist das Leben von seiner Thür. Aber Michael, der höchstens einen Frauentorso malen kann, findet hier den Weg zum Leben.

Zoret hat den Jüngling gemalt. Er liebt ihn mit der „echt männlichen Bewunderung für männliche Schönheit", mit der Michelangelo seinen Tomaso geliebt hat. Aber Zorets Liebe hat das unselige egoistische Wesen aufbrauchender Künstlerliebe, die den Ereignissen das Blut aussaugt, damit sie im Reich der Kunst zu einem neuen Schattendasein erwachen. Michael fühlt diese „Entweihung des Lebens". Eins aber fühlt er nicht: die furchtbare Einsamkeit des Künstlermenschen, der nur in seinen Visionen lebt. Gedanken schießen zu Gedanken und schließen sich zu einer Kette zusammen. Langsam entwächst Michael dem Meister und der Treibhausluft, die ihn umgiebt; wächst zu sich selber, zum Leben, zum Weib: und in brutaler Ungerechtigkeit wirft er Zoret Herzenshärte und Lieblosigkeit vor. Wie ein gefällter Baum, bricht Der unter dem Schlag, den Michael führt, zusammen; und zum ersten Mal erlebt er nun sich und sein Leben, das bis dahin nur ein Scheinleben war. Unter furchtbaren Konvulsionen ringt eine Lebensstimmung in ihm nach monumentaler Gestaltung und Bändigung, für die er sich aus der Bibel, aus Hiobs Leidensgeschichte, die Symbole holt. Jetzt erst hat er das Leben und die große Leidenschaft wirklich gesehen. Und indem er sich künstlerisch von den mächtigen Erschütterungen in einem große Werk befreit, stellt sich sein inneres Gleichgewicht wieder her. Sein Leben ist erfüllt; nun kann er ruhig sterben.

Ueber dem Zwischenfall Zoret liegt das Schweigen des Todes. Aber rücksichtslos, egoistisch, ungerecht schreitet das Leben weiter: Michael und die Zamikow; brutal, wie das Leben nun einmal ist. Der heiße Wille zum Dasein fordert seine Opfer; er treibt die Menschen in die Höhe der Verzückung und wirft sie in die Tiefe der Raserei und des Verbrechens. Ewig ist der Wille; und die Menschen sind nur Schaum auf Wellenkämmen. Und die Platoniker? Sie frieren dort oben in der Höhe der intellektuellen Anschauung; und wenn der Abend kommt, wenn es schon spät geworden, dann zersplittert ihr weltabgewandter Stolz vielleicht vor der Erkenntniß: Ja, das Leben hat keinen Sinn; aber es ist die einzige Wirklichkeit, die wir kennen. Und wie herrlich ist dieses lachende, weinende, sinnlose Leben!

„Tanzen!
Der Eine stirbt, daneben der Andere lacht:
Das macht das Leben so tief schön."

Und wir fragen nicht nach einem Zweck, wenn es durch alle Himmel und Höllen uns schwingt; wir fühlen nur das Jauchzen der Kraft in uns. „Nun habe ich aber wenigstens gelebt", sagt Claude Zoret. Nun war das Leben mit seinen Leidenschaften und Freudenschaften in das Werk des Künstlers eingekehrt, war aus Schmerzen Größe erwachsen.

Peter Hamecher.

Digitized by Google

Erste Enttäuschung.

Als die kleine Marianne sechs Jahre alt war, meinte sie eines Tages, es sei Zeit, sich die Welt ein Wenig anzusehen. Dazu lockte sie der Sonnenschein draußen und die Einsamkeit drinnen. Mama hatte Besuch und Fräulein war in die Kirche gegangen; da wurde sie so bald nicht vermißt. Rasch lief sie leise zur Gartenthür hinaus. Und da stand sie auf der Straße. Ganz allein. Ohne Hut, Schirm, Handschuhe, wie sie nie sonst hinauskam. „Beinahe nicht angezogen", dachte sie und kicherte leise. Es war ein wunderbares Abenteuer. Mama hatte zwar gesagt, daß kleine Mädchen nicht allein auf die Straßen dürften. Aber Das war vor langer Zeit gewesen. Gewiß schon vorgestern. Und heute erst hatte Papa sie ein „großes Mädchen" genannt. Sie steckte den Finger in den Mund, wofür sie noch immer eine Vorliebe hatte, obgleich sie oft hörte, daß sie dafür „viel zu groß" sei. Ja, dann war sie wieder „groß". Komisch machten es doch die Erwachsenen; ganz wie es ihnen paßte. Und wenn Papa den Finger an die Nase legte, was er manchmal that und worüber sie immer lachen mußte, sagte ihm kein Mensch Etwas.

Wie viel es heute draußen zu sehen gab! Viel mehr als sonst, wenn sie mit Fräulein ging. Der große Hund vom Nachbarhaus schaute sie so verwundert an. Sie ließ sich in ein kurzes Gespräch mit ihm ein, um ihn zu trösten, daß er nicht mitgehen konnte. Dann trippelte sie den Weg nach dem Walde zu; auf dem anderen konnte sie das Fräulein treffen. Von der Wiese her kam ihr eine Kuh entgegegen. Beide blieben stehen und musterten einander. Ein Bischen unheimlich wars. Aber die Kuh kehrte um: und da winkte ihr Marianne sehr erleichtert und rief: „Komm nur her, ich thu' Dir nichts!" Wenn sie mit ihren Gespielinnen zusammen kam, konnte sie doch erzählen, daß sie sich gar nicht gefürchtet habe. Sommersonne. Blumen ringsum. Vögel huschten oben in den Zweigen hin und her. Jedesmal erschrak sie, wenn es so raschelte. Wie schön war das Alles! Gut nachdenken ließ sich auch im Walde, so ganz allein. Und sie hatte viel zu denken: etwas ganz Heimliches, eine Ueberraschung. Als Großmama bei ihnen war, versprach sie, ihr für jeden Brief, den Marianne schreiben wollte, Etwas in die Sparbüchse zu geben. Wie eifrig hatte sie seitdem geschrieben! Und nur einmal hatte sie einen Brief entzweigeschnitten, um mehr zu bekommen. Der war aber auch lang; eine ganze Seite. Von dem Gelde sollte Mama zum Geburtstag eine Ueberraschung haben. Marianne wußte auch schon, was. Mama hatte ein Tuch verloren; ein kleiner Lappen wars nur gewesen, mit Spitzen daran; aber Mama war doch traurig darüber. Nun hatte sie beim Kaufmann ein viel, viel schöneres Tuch gesehen; groß, mit lauter bunten Blumen darauf. Das wollte sie kaufen, sie ganz allein. Es war ihr erstes Geburtstagsgeschenk; denn voriges Jahr war sie noch zu klein gewesen und hatte kein Geld gehabt.

Dort blitzte der große Teich durch die Bäume. Bis dahin wollte sie noch gehen. Ganz erhitzt kam sie hin und ging, sehr vorsichtig ihr Kleid zusammenfassend, bis ans Ufer. Das dunkle Wasser, von dem Papa ihr eine Geschichte erzählt hatte, machte sie beinahe furchtsam. Aber die Enten schwammen so lustig darin herum. Rasch entschlossen, warf sie ihnen ein halbes Brötchen zu, das sie in der Tasche hatte. Sie stoben auseinander, das Wasser spritzte auf und dann zogen und zerrten alle Entenschnäbel zugleich an dem Stück Brot. Marianne lachte.

Digitized by Google

Jammerschade, daß sie es keinem Menschen zeigen konnte. Das Alleinsein war doch nicht so schön. Und jetzt fühlte sie auch Hunger. Gewiß war sie schon eine Stunde fort und zu Hause rief man sie zum Mittagessen. Eilig lief sie zurück.

Da sie in Wirklichkeit kaum eine Viertelstunde zu ihrem großen Ausflug gebraucht hatte, fand sie Alles unverändert. Mama sah gerade zur Thür herein, und da sie Marianne artig bei ihren Spielsachen sitzen sah, verschwand sie wieder. Befriedigt aufathmend, ging die kleine Ausreißerin in den Garten. Auf dem Tisch in der Laube lagen Bücher und ein Brief. Der war von der Großmama. Marianne kannte ihre Schrift. Großmama hatte schwache Augen und schrieb darum immer so groß und deutlich. Gewiß hatte sie auch schwache Augen, denn sie konnte gerade nur Großmamas Buchstaben lesen; Papas nie. Sie schaute den Brief an und glaubte plötzlich, ihren Namen zu lesen. Ganz sicher. Das machte sie neugierig. Was konnte da von ihr stehen? Mühsam buchstabirte sie sich den Satz zusammen. „Marianne hat mich so oft um Geld gebeten. Paß auf, was sie damit macht. Ich glaube, sie will Dir Etwas zum Geburtstag schenken". Das war genug. Hochroth, mit blitzenden Augen sprang Marianne vom Sessel. Abscheulich von Großmama. Sie hatte ihr doch fest versprochen, nichts davon zu erzählen, daß sie Geld sammle und sich eine große Ueberraschung ausgedacht habe. Und um Geld gebeten hatte sie auch nicht; verdient war es. Wie hätte Mama sich gefreut! Nun war ihr Alles verdorben. Nie hätte sie Das von Großmama geglaubt. „Was man versprochen hat, muß man halten", sagte Papa immer.

Die Bonne fand Marianne sa luchzend auf der Erde. Auf ihre Frage erfuhr sie den Jammer über Großmamas Wortbruch. Sie maß mit dem Maßstab Erwachsener und hatte nicht das rechte Verständniß für diese Enttäuschung. Doch fühlte sie, daß es hier mit dem gewöhnlichen „Sei doch still" oder „Große Kinder weinen nicht bei jeder Gelegenheit", nicht gethan wäre. Da kam ihr ein plötzlicher Einfall: „Großmama hat ja gar nichts gesagt; sie hats ja nur geschrieben." Daran knüpfte sie noch die Lehre, daß man Briefe, die an Andere gerichtet seien, nicht lesen dürfe. Marianne war für den Augenblick verblüfft. Aber gleich darauf fragte sie verwundert: „Also darf man schreiben, was man nicht sagen darf?" „Komm jetzt Deine Suppe essen und frag' nicht so viel, sonst bekommst Du einen Schnurrbart." Das war nun wieder nicht wahr, dachte Marianne, denn Fräulein hatte keinen Schnurrbart und fragte beim Lernen immerzu. Aber sie hatte schon ihre Erfahrungen mit dem Fräulein und widersprach nicht weiter. Bei Tisch war sie so übellaunig und unfreundlich in ihrer Trauer, daß Mama böse wurde und meinte, sie sei doch früher viel artiger gewesen. Das machte die Sache noch schlimmer. Marianne fand, daß Alle sehr schlecht gegen sie seien, wurde trotzig und sprach gar nicht mehr.

In der Dämmerung holte sie sich ihren versteckten Schatz hervor. Lauter kleine Münzen waren es; so hatte sies immer haben wollen, damit es recht viel sei. Nun mochte sie das Geld gar nicht mehr ansehen. Und Keiner sollte es haben. Eilig raffte sie das Säckchen zusammen und lief zum Konditor nebenan, der ihren hervorgestammelten Wunsch nach „Pallinees" lachend erfüllte. Sie sah aber nicht erfreut aus, sondern sehr ernst.

Abends fand die Bonne in ihrem Nähtisch einen Zettel, auf dem in Mariannens unbeholfener Kinderschrift stand: „Ich mag Dich nicht." Sie hielt es für richtiger, nicht darauf zu achten.

Das von Thränen durchfeuchtete Zuckerwerk lag unter Mariannens Kopfkissen und verrieth am Morgen ihre That. Sie war beim Essen eingeschlafen. Wie sie dabei noch heimlich geweint hatte, wußte Niemand. Dann wurde Marianne gestraft, weil sie sich Näschereien gekauft hatte. Schweigend nahm sie es hin, war überhaupt verändert; auch gegen die Mama. Die hing mit ihrer Enttäuschung zusammen und hatte sie noch bestraft. Der Großmama wollte sie nicht mehr schreiben, ließ sie nicht grüßen, dankte nicht für ihren Brief. Das Fräulein schalt sie undankbar, stellte ihr vor, wie gut sie es habe, und gab ihr all die Pfefferminzkügelchen der Weisheit zu kosten, die sie in ihrer Hausapotheke für Kinder immer vorräthig hatte. Mama machte sich Sorgen um ihre Kleine; ob der Charakter des Kindes sich am Ende nicht gut entwickle? Klagte der Großmama, wie enttäuscht sie sei, daß Marianne das Geld nur vernascht habe. Sie nahm das Ganze sehr tragisch und ging mit traurigem, vorwurfsvollem Gesicht herum, Marianne mit trotzigem und das Fräulein gereizt und verstimmt. Es waren ungemüthliche Tage.

Endlich fiel dem Papa, dem man nicht gern mit Klagen kam, auf, daß da Etwas nicht in Ordnung sei. Er suchte Marianne auszuforschen. Und weil er gleich richtig fragte, was ihr denn geschehen sei, nicht schalt und sie auch nicht auslachte, fand sie die Sprache wieder und konnte ihm die ganze Geschichte erzählen. „Großmama hats doch versprochen", war immer der Refrain. Papa verstand sie in ihrer Empörung, ihrem Trotz aus dieser ersten schmerzlichen Erfahrung heraus, gegen deren Wiederholung nur seelische Abhärtung hilft. Er glaubte ihr aufs Wort, daß ihr an den „dummen Pallinees" gar nichts gelegen war. Die kleine schluchzende Gestalt rührte ihn mehr, als er im Augenblick zeigen wollte. Aber sein erstes Wort war: „Da hat Großmama Unrecht gethan."

Marianne horchte auf. Das war etwas Neues, daß man einem Großen ihr gegenüber einmal Unrecht gab. Sie fühlte sich gehoben und bekam Lust, „nicht mehr böse zu sein", trotz ihrer argen Enttäuschung. Daß sie verzeihen konnte, war ein stolzes Gefühl Immer hatten sonst die Erwachsenen ihr zu verzeihen; immer hatten sie Recht. „Und siehst Du, Marianne", sagte der Papa weiter, „es war ja nicht so schlimm, weil die Mama doch noch nicht wußte, womit Du sie überraschen wolltest, und sie konnte sich jetzt schon vorher darauf freuen. Hast Du es nicht auch gern, wenn ich Dir eine Ueberraschung verspreche? Und bist Du dann nicht noch neugieriger, was es sein wird?"

Das mußte Marianne zugeben, obwohl sie noch immer eine ganz, ganz ungewußte Ueberraschung, wie ihre so schön ausgemalte, vorgezogen hätte. Aber sie fühlte sich schon weniger unglücklich. Und als Papa ihr noch zusagte, sie wieder Geld verdienen zu lassen, wenn sie täglich die gelben Blätter von den Rosensträuchen abzupfe, und daß er mit ihr vor dem Geburtstag dann einkaufen gehen werde, ganz nach ihrer Wahl und Bestimmung, da entwölkte ihr Himmel sich schnell. Alles kam wieder in Ordnung. Mama beruhigte sich. Großmama bahnte eine Versöhnung an und Fräulein wollte „wieder gut sein", wenn Marianne verspreche, keine fremden Briefe zu berühren, nicht mehr zu naschen und Alle lieb zu haben.

Jetzt aber machte Papa sich Sorgen um seine kleine Marianne mit dem empfindsamen Herzen. Wie oft würde er ihr noch helfen können?

Wien. Helene Migerka.

Digitized by Google

Kautschuk.

In langen Annoncen findet der Zeitungleser seit einiger Zeit die Aufforderung, sich mit Kapital an der Gründung von Unternehmungen zu betheiligen, deren Zweck die Ausbeutung von Kautschuk- oder Sisalhanf-Pflanzungen in Deutsch-Ostafrika oder Kamerun ist. Diese Reklamen sind mehr als einmal, ohne jeden Grund, Prospekte genannt worden. Wo das Inserat sich ehrlich als Inserat gab, nicht als einen von Zulassungstellen oder anderen Instanzen geprüften Prospekt, kann den Unterzeichnern wenigstens nicht der Vorwurf gemacht werden, sie hätten das Publikum zu kapern gesucht. Immerhin bleibt noch fraglich, ob man sich an solchen Gründungen betheiligen soll. In unseren Kolonien giebt es gewiß sehr gute Chancen für Leute mit Unternehmungluft und ausreichendem Kapital; aber die Verantwortung, fremdes Geld in überseeische Gründungen zu stecken, wächst im Quadrat der Entfernung vom Ort der Herkunft zum Platz der Niederlassung. Täglich wird das Publikum gewarnt, Aktien von Gesellschaften zu kaufen, deren Leiter es nicht kennt und die zu weit entfernt sind, um die Möglichkeit der Besichtigung zu bieten; es wäre recht inkonsequent, bei ost- oder westafrikanischen Geschäften von diesem verständigen Grundsatz abzuweichen und den Kapitalisten zu sagen: Ite, missa est; drüben fließt Milch und Honig!" Die Herren, die solche Aufforderungen ins Land gehen lassen, sind meist sehr empfindlich und finden sich beleidigt, wenn Jemand sich erdreistet, dem großen Publikum so lange von der Betheiligung an Kautschuk- und Sisalhanf-Pflanzungen abzurathen, wie die Gesellschaften noch keine Rente gebracht haben. Eine solche Kritik oder Warnung, sagen sie, müsse den Glauben erregen, es handle sich um Schwindelgründungen. Das ist ganz falsch. Die Aussichten der Gründungspläne mögen recht gut sein; und die wirthschaftliche Ausbeutung unseres Kolonialbesitzes ist ein Unternehmen, das der Deutsche nur loben kann. Die Art der Inserate, ihr Aufputz beweist aber, daß sie sich an das große Publikum richten; und diese Adresse scheint Vielen falsch gewählt. Wer für solche Unternehmungen Verständniß hat, braucht nicht große Worte. Der kleine Mann aber taugt nicht zum Kolonialaktionär. Und Kautschuk ist bekanntlich ja keine Waare, die nur aus Afrika zu beziehen ist. Noch immer steht der Parakautschuk, der aus dem Gebiete des Amazonenstromes stammt und seit zwei Jahrhunderten nach Europa kommt, in der Produktion vornan. Auch Cearakautschuk kannte man zunächst nur als brasilianisches Produkt; der Name wurde dann nach Afrika importirt. Außer Brasilien liefern Mexiko, Guatemala, Nikaragua, Bolivia, Peru, Ekuador, Kolumbien und namentlich Ostindien Kautschuk. Afrikanischer und ostindischer Kautschuk soll beim Reinigen und Trocknen 30 bis 80, Parakautschuk nur 12 bis 15 Prozent am Gewicht verlieren. Der Verbrauch ist freilich seit den Tagen Priestleys, Mackintoshs und Hancocks über alles Erwarten hinaus gestiegen und wird unter der Auto-Kratie gewiß noch höher steigen. Daß trotzdem bei der Gründung neuer Gesellschaften äußerste Vorsicht geboten ist, braucht man keinem Erwachsenen zu beweisen.

Unter einer Bekanntmachung, die eine zu errichtende „Ostafrika-Compagnie" betrifft, stehen die Namen des Kaiserlichen Bezirksamtmannes a. D. Grafen Baudissin, des Generalmajors z. D. Freiherrn von Gayl, des Kaiserlichen Bezirksamtmannes a. D. W. von St. Paul-Illaire, des Rittergutsbesitzers Tenge (der jetzt Vorsitzender des Aufsichtrathes der Vermögensverwaltungstelle für Offiziere und Beamte ist) und des Geheimrathes Wohltmann in Halle. Sicher sehr ehrenwerthe Herren,

Digitized by Google

deren Namen ausreichend für die Lauterkeit der Absichten bürgen. Name, Charakter und gesellschaftliche Stellung der Gründer beweisen aber noch nicht, daß aus dem Unternehmen Etwas werden wird; und die Herren dürfen sich deshalb nicht wundern, wenn die geschäftlichen Grundlagen ihrer Pläne sehr sorgsam geprüft werden. Das ist um so nöthiger, als gerade in der Schicht, wo der blanke Ehrenschild am Meisten gilt, die kaufmännischen Talente nicht allzu reichlich zu wachsen pflegen. Die Gründer der Ostafrika-Compagnie halten die Rentabilität der Sisalhanf-Kultur und der Ceara-Kautschukbaumpflanzung für erwiesen und wollen deshalb eine Kolonialgesellschaft gründen, die den Besitz des verstorbenen Hofmarschalls von St. Paul-Illaire in und bei Tanga erwerben soll. Auf diesem etwa 2660 Hektar umfassenden Terrain sind die ersten Versuche mit der Kautschuk-Kultur in Deutsch-Ostafrika gemacht worden. Sie werden mit 300000 Mark, also einer sehr stattlichen Summe, bewerthet; die Veröffentlichung giebt nicht klare Auskunft darüber, ob zu diesem mit 300000 Mark zu bezahlenden Besitz auch die 2000 Hektar gehören, deren Ueberweisung Herrn von St. Paul vom Kaiserlichen Gouvernement „fest zugesagt" worden ist. Was Einem fest zugesagt ist, besitzt man noch nicht; wahrscheinlich gehören die 2000 Hektar also nicht dazu. Das Grundkapital der Gesellschaft soll 1,20 Millionen Mark, eingetheilt in 2400 Antheile zu je 500 Mark, betragen; auf Grund „eingehender Berechnungen und Erfahrungen" wird nun kalkulatorisch festgestellt, daß, bei normalem Verlauf, im fünften Jahr schon eine Verzinsung von 10 Prozent zu erwarten sei und man eine erhebliche Steigerung der Dividende in den folgenden Jahren „nach den bisherigen Erfahrungen als sicher" ansehen dürfe. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft habe eine Betheiligung mit 150 000 Mark zugesagt. Und das Publikum wird nun aufgefordert, sich an dem Unternehmen zu betheiligen, das Aussicht biete, das an anderen kolonialen Gründungen etwa Verlorene wieder einzubringen. Dieser letzte Passus kann in unbefangenen Lesern ein Gefühl des Mißbehagens erregen. Unwillkürlich denkt man dabei an die Jahrmärkte mit ihren Würfelbuden und der lärmenden Aufforderung, dem Glück die Hand zu bieten. Welche Sicherheit aber ist Denen gewährt, die sich an dem Unternehmen betheiligen? Auf gute Erfahrungen gestützte „Rentabilitätberechnungen"; nichts weiter. Genügt Das? Die Gründer sagen: Ja; doch nicht Jeder wird ihnen zustimmen. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft ist 1885 gegründet worden, hat es aber seitdem noch nicht über 5 Prozent Dividende für ihre Vorzugsaktien gebracht; die Stammaktien haben nur für 1900 eine Dividende von 2 und für 1904 eine von 2½ Prozent erhalten. Diese Gesellschaft hat allerdings nicht nur Kautschuk- und Sisalhanfkulturen, sondern auch andere Pflanzungen, die, wie die Kaffeeplantage Union, fühlbaren Verlust gebracht haben. Sie hatte bis ins Jahr 1902 auch das Recht der Münzprägung und steht im Mittelpunkte des deutsch-ostafrikanischen Handelsverkehres. Ihr geschäftlicher Erfolg ist jedenfalls nicht geeignet, das Publikum zu kolonialen Kapitalanlagen zu locken. Ich will hier nicht erörtern, was die Gesellschaft für die Wirthschaft der Kolonie gethan hat, sondern nur feststellen, daß ihre Rentabilität nicht glänzend ist. Daß sie auch durch die Araber-Aufstände Verluste erlitten hat, ist ein Beweis für die Nothwendigkeit, hier mit Faktoren zu rechnen, die bei inländischen Unternehmungen nicht in Betracht kommen. Eben deshalb ist solchen Gründungen die Masse der kleinen Kapitalisten fernzuhalten. Ob die noch jungen Sisalkulturen den Gesammtertrag wesentlich steigern werden, ist einstweilen noch nicht abzusehen.

Wichtig scheint mir, schon weil solche Reserve selten ist, das Zugeständniß mit den Kautschukkulturen seien noch nicht so beweiskräftige Erfahrungen gemacht, worden wie mit dem Sisalhanf. Damit ist zugegeben, daß die Rentabilitätberechnung, so weit sie sich nur auf die Kautschukpflanzungen bezieht, noch unsichere Grundlagen hat und daß Gründungen, die nur Kautschukkulturen in Aussicht nehmen, mit sehr kühlem Blick zu betrachten sind. Eine kleine berliner Bankfirma hat sich auf dem Gebiete der Kolonialgründungen besonders hervorgethan, obwohl es an deutlichen Abweisungen nicht gefehlt hat. Erst kam sie mit einem Unternehmen auf Borneo heraus; dann ging die Reise nach Samoa; und die neuste Expedition wählt Kamerun als Ziel. Diese Firma scheut sich nicht, ihre Anzeige einen Prospekt zu nennen, und unterscheidet sich dadurch nicht vortheilhaft von der Ostafrika-Compagnie, die überhaupt vornehmer auftritt. Die Firma, die den „Prospekt" als „Kautschukkultur-Syndikat G. m. b. H." unterzeichnet, hat für die zu gründende „Kamerun-Kautschuk-Compagnie Aktiengesellschaft" einen Aufsichtrath zusammengebracht, der mit ziemlich klangvollen Namen prunken kann. Ob die Mitglieder (Admiral z. D. Thomsen in Kiel als Vorsitzender, Geheimer Kommerzienrath Spemann in Stuttgart, Professor Dr. Warburg in Berlin und Andere) nicht am Ende nur ihrer Freude an jedem Versuch, die deutschen Kolonien wirthschaftlich zu heben, Ausdruck geben wollten und das Aufsichtrathsmandat als Nebensache betrachten? In keinem Fall entbindet ihr Name uns von der Pflicht, die Grundlagen und Aussichten der neuen Gesellschaft genau zu prüfen. Die erste Anzeige der „Kamerun-Kautschuk-Compagnie" wurde in den ersten Apriltagen, die zweite im Mai veröffentlicht. Inzwischen waren, wie es heißt, von dem mit 3 Millionen Mark bezifferten Aktienkapital schon 2,50 Millionen begeben worden (an wen?), so daß nur noch 500000 Mark zur Zeichnung aufgelegt werden. Für die Kautschukkultur hat man sich durch das Recht der Option ein 2000 Hektar großes Terrain gesichert und nun eine Rentabilitätberechnung aufgestellt, die, allerdings erst vom achten Jahr an (bis dahin müssen sich die Aktionäre mit 4 Prozent Bauzinsen begnügen), beinahe märchenhafte Verzinsungen verheißt. Innerhalb eines Zeitraumes von sechs Jahren soll danach die Dividende, mit jährlichen Zunahmen von je 7 Prozent, von 8 auf 39 Prozent steigen. Für die Zuverlässigkeit dieser Rechnung bürgt den Zeichnern zunächst nur eine Darstellung der Kautschukkulturchancen im Allgemeinen und im Besonderen und die allerdings ungemein werthvolle Zusicherung, daß die Verwaltung der neuen Gesellschaft in den selben Händen liegen werde wie die auch von der erwähnten Firma (Mertens & Co. G. m. b. H.) gegründeten Samoa-Kautschuk-Compagnie und Borneo-Kautschuk-Compagnie. Wenn damit gesagt sein soll, daß für Samoa, Borneo und Kamerun die selben Kulturverhältnisse vorausgesetzt werden, darf man die Versicherung mit heiteren Gefühlen hinnehmen. Schon die Arbeiterfrage, die auf den Sunda-Inseln doch wohl eine wesentlich andere Antwort fordern wird als in Westafrika oder Samoa, würde den Versuch, die drei Gesellschaften nach dem selben Schema F. zu leiten, bald recht gründlich vereiteln. Solche Kleinigkeiten pflegen unternehmunglustigen Leuten aber keine Kopfschmerzen zu machen. Kenner der Verhältnisse meinen, erst nach etwa zehn Jahren lasse sich über die Durchschnittsquantität der Ernten unter bestimmten agronomischen und klimatischen Bedingungen einigermaßen Sicheres sagen. Im Allgemeinen sei die Ertragsfähigkeit der Kautschukkulturen noch ungewiß und die Preisbildung auf längere Frist hinaus nicht zu übersehen; die künstliche Herstellung eines (wenn auch nur für manche Zwecke

Digitized by Google

brauchbaren) Ersatzmittels, die durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt, würde den Kautschukpreis natürlich herunterdrücken. Hält man diese Bedenken den Enthusiasten entgegen, so antworten Einzelne, Das beziehe sich auf die Ficus Schlechteri (Das ist gerade die Kautschukart, die bei der Kamerun-Kautschuk-Compagnie in Betracht kommt), Andere wieder, Manihot Glaziovii Müll., der Ceara-Kautschuk (um den es sich bei der Ostafrika-Compagnie handelt), sei die unrentable Art. Keiner wills gewesen sein, wenn die Sache schief geht. Keiner ersetzt aber auch dem Publikum die Verluste, die es durch solche Rentabilitätberechnungen erleidet.

Daß ein Industriegebiet gute Aussichten zeigt, beweist noch nichts für die Güte des einzelnen Unternehmens, das auf diesem Gebiet gegründet wird. Eisen und Kohle sind gewiß heutzutage sehr begehrte und einträgliche Produkte; trotzdem rentiren viele Hütten- und Bergwerksgesellschaften schlecht. Daß die Nachfrage nach Kautschuk wächst und in den nächsten Jahren wahrscheinlich noch weiter wachsen wird, beweist also auch noch nichts für die Zuverlässigkeit der in den erwähnten Offerten gemachten Versprechungen. Wenn einzelne Pflanzungen guten Ertrag bringen, können andere trotzdem unrentabel bleiben. Auch mit dem Nachweis erzielter Erfolge wäre also keinerlei Garantie für das Gedeihen neuer Unternehmen gegeben. Sicher ist aber, daß Brasilien mit seinen reichen Waldungen an den Ufern des Amazonenstromes der wichtigste Kautschuklieferant ist, daß in Mexiko längst eine intensive Kautschukkultur begonnen hat und daß man sich auch in den übrigen centralamerikanischen Staaten zu rühren beginnt. Neben dieser Konkurrenz ist, in Afrika selbst, die Produktion des Kongostaates beachtenswerth. Die Domäne des Königs der Belgier exportirte im Jahr 1904 fast 5 Millionen Kilogramm. Viele belgische Kolonialgesellschaften versuchen jetzt die Ausbeutung der Kautschukkulturen. Von den 13 Millionen Kilogramm, die aus Afrika exportirt wurden, entfallen auf die deutschen Kolonien bisher nur 450 000 Kilogramm. Nach solcher Entwickelung wäre es, selbst wenn die Rentabilität den Hoffnungen der Gründer entspräche, sicher nicht leicht, gegen die Konkurrenz die deutsche Produktion siegreich durchzusetzen. Und der Blick auf die Gesellschaften, die diesen Kampf führen sollen, kann uns auch nicht gerade ermuthigen. Die Gesellschaft Nord-West-Kamerun hat ihre Rentabilität bisher eben so wenig zu beweisen vermocht wie die Gesellschaft Süd-Kamerun; und doch existiren diese Gesellschaften schon acht und neun Jahre. Die Kamerun-Kautschuk-Compagnie aber soll schon im achten Jahr 8, im neunten gar 15 Prozent Dividende bringen. Was sind Hoffnungen? Die Neu-Guinea-Compagnie, die Ende März 1905 über einen Besitzstand von 427 000 Kautschukbäumen verfügte, lieferte erst in neuster Zeit besseren Ertrag. Diese und andere Gesellschaften mögen für unsere Kolonien von noch so hoher Bedeutung sein: ihre finanziellen Resultate sind bisher nicht so, daß ihre Aktien dem großen Publikum zur Kapitalanlage empfohlen werden können. Der Unternehmer, der hinüber geht, Land und Leute genau kennen zu lernen versucht und dann ein Geschäft riskirt, hat gewiß die Möglichkeit, in Afrika Geld zu verdienen. Die Form der Aktiengesellschaft eignet sich aber, weil sie auf die Betheiligung der Masse, des kleinen Kapitals angewiesen ist, nicht für Kolonialgründungen. Und leider haben bis jetzt Engländer, Franzosen und Belgier sich in allen kolonialen Unternehmunge den Deutschen so überlegen gezeigt, daß selbst die stärkste deutsche Aktiengesellschaft auf diesem uns immer noch fremden Boden im internationalen Wettbewerb einen schweren Stand haben würde. Ob die neuen Gesellschaften aber je zu den starken gehören werden? Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Juni 1906.

Ibsen.

Schon in dem ersten Werk, das für ihn wie für uns von Bedeutung war, in dem Drama „Katilina", hat Henrik Ibsen sofort die Partei des Aufruhrgeistes ergriffen. Bald kam in stolzer Reihenfolge der Trotz Brünnhildens in der „Nordischen Heerfahrt" und der des Jarl Skule in den „Kronprätendenten". Dann erschien „Brand", der Mann, der dem „Ich" und der Gesellschaft entsagte und in den Wolken seine Ziele suchte; „Peer Gynt", der die Reise in umgekehrter Ordnung machte. Dann der Fehdezug des „Kaisers" gegen den „Galiläer". Dazwischen, als leichtere Randskizzen, ein paar Stücke, welche die Ehe und die politische Partei verhöhnten. Schließlich der unsterbliche Ring von Dramen aus der bürgerlichen Gesellschaft, zu deren Einleitung und Vorbereitung die früheren Werke gedient hatten. Das Eigenthümliche hierbei ist, daß Ibsens erste und letzte Dramen in einem milderen Schein einander wieder näher kommen. Aber in allen dazwischenliegenden ist sein Herz, wie früher bei Katilina, Brünnhilde, Skule, Brand, dem Kaiser, nun bei Nora, Dr. Stockmann, Frau Alving, der Mörderin und Selbstmörderin in Rosmersholm, der Mörderin und Selbstmörderin Hedda Gabler und der sinnlich verwirrten Hilde Wangel; oder bei dem durch die Machthaber der bürgerlichen Gesellschaft leidenden Ekdal und den anderen Verkommenen und Verstoßenen. Es sind bezaubernde Schilderungen, in die ein bis in die Tiefe erschüttertes Gemüth den Protest der Unabhängigen gegen die gewohnheitmäßige Moral der Gegenwart mit Gewalt schleudert. Die zerrüttende Kritik Ibsens und seiner Mitkämpfer, ihr aufrührerischer, auf die Spitze getriebener indi-

Digitized by Google

vidualistischer Drang fallen der Zeit nach mit dem Sozialismus, dem Kollektivismus, dem Nihilismus und deren Gegengewichten, der drückenden Herrschaft des Militarismus und den dreisten Versuchen der Reaktion zusammen, die sich in den Schutz der Heeresmacht stellt. Diese Literatur hat auf der ganzen Welt Aufsehen erregt. Sie hat das Gefühl der Verantwortlichkeit bei den Edleren geschärft. Durch sie sind die Arbeiterbewegung, die Frauenemanzipation, die Friedenssache gefördert, durch sie der Kunst und der Literatur neue Aufgaben zugewiesen worden. Aber die ethischen Arbeiter haben sich später zu energischem Widerstand gegen die Uebertreibungen zusammengeschaart, deren sich diese Literatur schuldig gemacht hatte.

Es läßt sich nämlich nicht leugnen, daß ihr schrankenloser Individualismus (den auch Henrik Ibsen später abzuschwächen suchte) zusammen mit anderen Faktoren die unerhörte Roheit des Anarchismus, den sinnlichen Rausch der Jugend, den Zweifel der Decadence an Freiheit und Arbeit und die Flucht von der Wirklichkeit und der Wissenschaft zu mystischer Religiosität bewirkt hat. Ich könnte zur Erklärung an die Verkommenheit des norwegischen Geisteslebens erinnern, die ursprünglich in Ibsen und vielen Anderen den Zorn entflammte. Ich könnte die Versumpfung, die Mittelmäßigkeit, Tradition, Heuchelei, Trockenheit und Verzagtheit in einer kleinen, bewegungslosen bürgerlichen Gesellschaft schildern. Aber man ahnt das Alles ja schon, wenn man Ibsens Werke liest. Ich will daher lieber einige Worte über die Kunst sagen, die in ihnen zum Ausdruck gelangt. Denn wenn alle Wellen und Gegenwellen der aufgerührten See über uns hinweggegangen und wir selbst ihnen gefolgt sein werden, wird die große Meisterkunst diese Werke im Reich des Phänomenalen dauernd erhalten. Ihr innerstes Wesen ist die Replik, wie sie im Temperament und den Begebenheiten, den Umgebungen, ja, der Witterung in weitem Abstand vorbereitet wird; Alles ist an ihr lose komponirt. Sie steigt in leuchtender Linie auf und spiegelt vielfarbig die Idee des ganzen Stückes wieder. Ich möchte wissen, wer in der Weltliteratur eine ähnliche Kraft der Replik besitzt, wer eine solche Konzentration aller dramatischen Mittel zu Stande gebracht hat. Kein toter Punkt, kein überflüssiges Wort in der ganzen Komposition. Mögen Andere das Selbe in rein mechanischer Technik erreicht haben: Henrik Ibsen erreicht es im strengen Dienste des Geistes.

Seine künstlerische Meisterschaft erscheint um so größer, wenn wir bedenken, daß von seinen Stoffen gar viele durchaus nicht dramatisch sind, sondern episch. In einem wichtigen Augenblick erzählen die handelnden Personen von sich selbst das Nöthige Dem, auf den es ihnen ankommt. Man kann sagen,

Digitized by Google

daß sie aus Dem, was sie erzählen, ihren eigenen Lebensfaden spinnen. Beinahe die ganze dramatische Spannung geht in den Drang über, zu wissen, wer der Erzähler ist und von welcher Art der Hörer eigentlich sein mag. Das erfahren wir nämlich nur ganz allmählich mit dem Fortschreiten der Erzählung, die hier und da durch einen Zufall unterbrochen wird, — durch einen Zufall, der für sie weitererzählt. Wir befinden uns vor einem Areopag, der ein Verhör anstellt, bei dem es um Leben und Tod geht. Deshalb sind die Aussagen von größter Wichtigkeit, deshalb darf uns kein Wort verloren gehen. Hier handelt es sich endlich einmal um mehr als nur darum, wie er sie kriegt oder wie es kam, daß er sie nicht kriegte. Aber eine solche Anlage ist ganz eigenartig; Ibsen dürfte kaum viele Nachfolger finden. Nimmt man hinzu, daß sein rührendes Verständniß für die Unglücklichen, selbst für Verbrecher, und sein Haß gegen die mitschuldige menschliche Gesellschaft ihn zur Ungerechtigkeit, ja, zur Grausamkeit verleitet, so begreift man, warum die Theilnahme an diesen Verhören und Selbsterklärungen oft recht peinlich wird.

Wenn es auch gut ist, daran zu denken, daß die Unglücklichen, die mit den Gesetzen in Konflikt gerathen, oft weit mehr werth sind als ihre Richter, so müssen wir doch auch gegen diese Richter gerecht sein; auch sie müssen mit dem selben mitfühlenden Verständniß beurtheilt werden, namentlich Die von ihnen, die selbst unter den Vergehen ihrer Mitmenschen leiden und an ihrem Mißgeschick ganz unschuldig sind. Aber gerade diese Armen verhöhnt und verkleinert Ibsen mitunter, um die Anderen größer erscheinen zu lassen. Hier drängt sich uns eine Betrachtung auf, die wohl mehr und mehr die allgemeine Meinung werden dürfte: als Denker steht Ibsen nicht auf der selben Höhe wie als Künstler; seine Lebenskenntniß und Objektivität ist nicht so groß wie seine Leidenschaft. Die Gedankenkraft des Dramatikers kommt wohl am Stärksten in seiner Psychologie zur Geltung; und diese besitzt bei Ibsen nicht immer einen sicheren Untergrund. Der Aufbau ist stets musterhaft; so, zum Beispiel, in „Nora"; aber das Fundament, auf dem er ruht: nämlich, daß Nora (die lügt, — und wer ist weltklüger als Die, die lügen können?) nicht wissen sollte, was eine Wechselfälschung ist, läßt viel zu wünschen übrig. Die Voraussetzung für die Handlung der „Wildente" ist, daß die vierzehnjährige Märtyrerin ihrem Vater glaubt, obwohl dieser Schwätzer kaum ein wahres Wort zu sagen vermag. Nun wissen wir aber Alle, daß Niemand rascher als ein Kind erfassen kann, ob man auf die Worte Dessen, von dem man abhängt, Etwas geben darf. Seit ihrem vierten Jahr hat Hedwig sicher Bescheid gewußt; wenn Jemand zweifelt, so denke er an die Mutter! Wie der gute, von

Digitized by Google

Damen erzogene Professor in „Hedda Gabler" dazu kommen konnte, Hedda als sein Weib heimzuführen, Das ist gewiß eben so unfaßlich wie der Umstand, daß diese mit Dynamit geladene Dame es ungefähr dreißig Jahre aushalten konnte, ohne daß es zu der geringsten Explosion kam und ohne daß die Umgebung merkte, wie es um Hedda stand. Dazu kommt die gewagte, manchmal geradezu falsche Anwendung der Studien über Suggestion, Hypnotismus und Erblichkeit. Die noch wenig aufgeklärte Macht der Erblichkeit hält Ibsen für größer als die der Erziehung, mit der er gar nicht rechnet.

Es hat uns Alle gerührt, den alten Meister, nach einem so strengen Arbeitstag und nach so langer Abwesenheit im Ausland, in seinem Drama vom kleinen Eyolf die norwegische Flagge hissen zu sehen. Ganz gegen Ibsens Gewohnheit kommt die Szene unvorbereitet: ein sicheres Zeichen, daß es eine Einschaltung ist. Hier hat er gewiß in starker Gemüthsbewegung selbst die Rolle seines Helden übernommen. Man hat darin ein Zeichen seiner Versöhnung mit der Gesellschaft sehen wollen. Doch es ist mehr. Wenn wir alt werden, so verlassen uns die Farben; weißer und weißer scheint unser Haupt in die Luft zurückzusinken, die es zuletzt in Atome auflösen soll. Eben so geht es mit unseren Gefühlen. Die Farben der Gegensätze gleiten mehr und mehr in die Unendlichkeit; sie suchen die Einheit. Ibsen hat nach und nach gelernt, mit dem Ausdruck für ein großes Gefühl zu warten, bis es sich in einem kleinen Bilde spiegeln konnte.

*

Zehn Jahre ists her, seit Björnstjerne Björnson, der ein Menschenleben lang, nicht immer mit freundlichem Blick, den Mann aus Skien sah, diese Sätze für die „Zukunft" schrieb. Ich wollte sie voran stellen, um zu zeigen, wie Norwegen, als dessen repräsentativster Geist Björnson fortleben wird, damals über Ibsen urtheilte. Nicht mehr wie über den Nachbarssohn, den man als Apothekergehilfen, als Theaterdirektor, als armen Teufel und unruhigen Kopf gekannt hat und dem man drum nichts Ragendes, Dauerndes zutrauen mag. Noch nicht wie über einen Großen der Weltdichtung, Einen sui generis, der aus eigener Kraft sich sein Lebensgesetz schuf und mit dem alle Intelligenz der Zeit sich auseinandersetzen muß; in Liebe oder in Haß: ohne Gefühlstribut kommt an ihm Keiner vorbei, der den Ozean oder die Sterne sucht, den Wirbelsturm oder die große Stille. Nicht viel hat er uns seitdem geschenkt; zwei Dramen nur, deren spiritueller und poetischer Werth, so hoch er war, den Spruch der Richter nicht wandeln konnte. Fast unsichtbar war er, der sich dem Gafferauge doch nicht gern barg; seit dem März 1900, wie er selbst mir schrieb, ein siecher, zur Arbeit nicht mehr rüstiger Mann. Dennoch wurde er nun erst gesehen, wie ihm gebührte. Als der streitbarste Apostel, der stärkste Wirker, den

Digitized by Google

germanische Poetenheimath in einem Jahrhundert gebar. Sechs Jahre währte sein Sterben. Dieser Leib, der gar nichts Heldisches hatte, trotzte den Wettern wie ein Wahrzeichen aus ferner Hünenzeit. Tausendmal rief er den Tod und täglich flehten die Freunde, deren Freundschaft nur dieser eine Wunsch blieb, den Tröster herbei; und immer wars, als bäume der Leib sich gegen den letzten Streich. Weiß und weißer sank das Haupt in die Luft zurück, ehrwürdiger schien es, heilig fast in dem bleichen Glanz unbeirrten Wollens; dann, am Tage vor Christi Himmelfahrt, schwieg das Herz, das achtundsiebenzig Jahre lang so heftig, in seiner dunklen Einsamkeit, gepocht hatte; kam endlich die Nacht. Das Vaterland, das den unbequemen Mahner, den Gespensterseher einst geschmäht und, „mit der Sorge Bündel, mit der Angst Sandale", in die Fremde getrieben hatte, bot ihm nun ein Ehrengrab und der König trat an die Spitze des Trauerzuges. Welche Fülle von Kränzen auf diesem Sarg! Als traure die Menschheit um ihren Liebling. Wie viele papierne Blumen! Wars nöthig, all die alten Anekdoten noch einmal aufzutischen, die dem Philister ehrfurchtlos das Allzumenschliche des großen Dichters verrathen? Was man von ihm wissen muß, haben Georg Brandes und Henrik Jäger uns längst erzählt. Was er aussprechen wollte, steht in der Gesammtausgabe seiner Werke. Die kauft, die lest und lest wieder; und fragt nicht, warum der Schöpfer dieser Welt seine Pose und seine Tolle liebte, nicht immer aufrichtig war und manchmal den schlauen Zauberer spielte. Vielleicht fand er kein besseres Mittel, sein Innerstes zu wahren; war es sein Arceo. Drei Jahrzehnte nur Schimpf und Spott: ohne irgend eine Methode des Selbstschutzes ists nicht zu ertragen. Wagner lernte die Heilandsgrimasse; in Zola wuchs der Drang, außerhalb der Turnierschranken sich den unbestrittenen Weltruhm zu erfechten; Ibsen gewöhnte sich in kleinstädtische Magiermanier. Für alle Drei wäre das Beste, wenn kein Brief, kein Gesprächsfetzen, kein polemisches Wort von ihnen erhalten wäre und nur ihr Werk für sie zeugte ... Ich habe so oft, als er in Skandinavien, Deutschland, Frankreich, England noch gehöhnt und gescholten wurde, über Ibsen gesprochen, daß ich Neues jetzt nicht zu sagen vermöchte. Neue Worte fände ich allenfalls; noch nicht neues Empfinden: und die Umkleidung alter Gedanken widert mich. Unanständig aber schiene mir, an dieser Gruft vorbeizurennen und nach solchem Verlust (denn noch lebte der Mann und mehr als einmal hat Natur ein Wunder gewirkt) etwa von neudeutscher Reichsgeschichte zu reden. Deshalb habe ich aus meinen Versuchen, Ibsens Wesen zu erfassen, den heute gewählt, von dem der Lebende ungefragt, aus eigenem Antrieb mir schrieb, daß er auf dem Leidensbett ihm Freude bereitet habe. Noch ist die Distanz, ist das Bild unverändert.

*

Digitized by Google

Ehe der weiche Jüngling aus Nazareth, den der Täufer im kalten Jordanwasser gehärtet hatte, sich auf den Martyrweg machte, weilte er vierzig Tage und vierzig Nächte in einer Wüste. Er wollte mit sich allein sein, ganz einsam, um ungestört zurück und vorwärts zu schauen und in der stillsten Stunde den Stimmen zu lauschen, deren Lockruf ihn aus der Menschengemeinschaft riß. Er wollte erwägen, ob er ein willenloses Werkzeug Johannis werden oder sich selbst leben solle, aus eigener Kraft. Den felsigen Abhang, der im Westen das Tote Meer schließt, erklomm er, hauste dort unter dem spärlichen Wüstengethier und versagte dem Leib jegliche Nahrung. Das Fleischliche, Alles, was auf den Willen, den Macht und Wonne begehrenden, wirkt, sollte verkümmern, erlahmen; ungetrübt sollte das Licht reiner Erkenntniß den zu wandelnden Weg erhellen. Die Stätte war für beschauliche Einkehr ins Innerste gut gewählt; keine einsamere gab es in der Judäerwelt. Doch das Volk raunte, sie sei von Dämonen bewohnt und dem dort Rastenden drohe Gefahr. Und wirklich: zu dem durch Fasten Geschwächten trat der Versucher. Er höhnte den Jüngling, der sich durch Gottes besondere Gnade geweiht wähne, und heischte von ihm Wunder, die übermenschliche Kraft dem Menschenauge beweisen könnten. In kluger Rede wehrte der Jüngling solche Zumuthung ab. Da führte der Versucher ihn auf einen sehr hohen Berg, zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: „Das alles will ich Dir gegeben, so du niederfällst und mich anbetest.“ Der Jüngling aber sprach: „Hebe Dich weg von mir, Satan! Denn es stehet geschrieben: Du sollst Gott anbeten, Deinen Herrn, und ihm allein dienen.“ Dann stieg er herab von der Höhe, den Menschen Lehrer, Erlöser zu werden. Von Sansara, der Welt ewiger Wiedergeburten, des Gelüstens und Verlangens, der Sinnentäuschung und wandelbarer Formen, hatte er sich freiwillig geschieden, wie Alle es müssen, die aus dem Geist Großes schaffen wollen, und war in Nirwana ein frommer Bürger geworden, in dem windstillen Land, wo die sündigen Wünsche schweigen.

Auf dieses wundervolle, in der unerschöpflich reichen Welt des Veda erwachsene Symbol war der Blick des Dichters, der den Europäern im Norden lebte, seit seiner Jugend geheftet. Henrik Ibsen, der Nordgermane aus dem Lande der starrsten Staatskirche, der inbrünstigsten Ekstase, der zornigen Christen vom Schlage der Kierkegaard und Lammers, erwuchs im Haß aller Sinnenfreude. Nur im Bereich der Nazarenermoral, so lehrten ringsum Strenggläubige, giebt es des Strebens würdige Werthe, nur die sittliche Schönheit ist wahrhaft schön. Der Knabe glaubte der Lehre; in dem Jüngling erwachte mit dem Geschlechtsleben der Zweifel. Ist wirklich Alles, was uns auf der Erde

Digitized by Google

an Freuden erwächst, als Uebel zu meiden? Leuchtet die Sonne uns nur, um zu Büßerzerknirschung in Sack und Asche zu mahnen? Ist der süße Duft erblühter Knospen eine Lockung des Bösen, die Vereinigung zweier heißen, langenden Körper ein Sündenfall? Und soll der Anblick der irdischen Pracht und Herrlichkeit den Menschen nur prüfen, den, wenn er von Glück und Glanz ein Stück an sich reißt, in einem Jenseits für solches Vermessen harte Strafen erwartet? Noch blieb es beim Zweifel. Der Jüngling war scheu, die ersten Eindrücke erkälteten ihn, dessen scharfes Auge früh schon unter die Oberfläche sah, und er traute sich selbst nicht genug, um an dem Heiligsten, das ihn gelehrt worden war, das Rütteln zu wagen. Erst der Mann hatte den Muth, zu dem Gott aufzuschauen, vor dem sein Volk kniete, erst der Mann konnte an das Heiligste kritisch sein Richtmaß legen. Ein schwächliches, auf krummen Wegen wandelndes Geschlecht sah er, das sich von Tag zu Tag kleine Vortheile erfeilschte, heuchlerische Kompromisse schloß und, wenn es zum Gebet die Hände faltete, nur daran dachte, sich schlau in den Himmel zu lügen. Wie mußte der Gott sein, der sich von solcher Menschheit täuschen ließ? Der Gott, den die Masse träumte, war nicht der Gott starker Christen mehr. Mit schriller Stimme rief es der Dichter ins Land:

Wie das Geschlecht, ergraut sein Gott.
Als Greis mit dünnem Silberhaar:
So stellt Ihr den Gottvater dar.
Doch dieser Gott ist nicht der meine!
Meiner ist Sturm, wo Wind der Deine,
Ein Heldenjüngling, kühn und stark,
Kein schwacher Alter ohne Mark!

Dieser junge Gott läßt sich in die alte, enge Kirche nicht bannen, für ihn reicht auch nicht der weitere Raum des modernen Kultgebäudes. Wer ihn fühlen, ihm nahkommen will, muß hinaus ins Freie, hinauf zu den Gipfeln, die in den Himmel ragen: dort wird in des Sturmes Brausen der Starke Starken sich offenbaren. Deshalb schleudert Brand, der aus der Staatskirche geschiedene Pfarrer, den Schlüssel zum Gotteshaus in den Fluß und macht sich mit den Tapfersten aus seiner Gemeinde auf den steilen Weg, dessen Mühsal sie stärken soll. Doch für den Leidensweg sind die Tapfersten noch nicht tapfer genug. Sie lechzen nach Freude: und auf der Höhe droben athmet sichs schwer; ihr Blick sucht Blumen: und findet nur Eisfelder; sie erhoffen der Mühe köstlichen Lohn: und der strenge Führer verspricht ihnen nur eine Dornenkrone. Da wendet ihr dumpfer Sinn sich zur Wuth: mit Steinwürfen scheuchen sie den Mann fort, der sie aus behaglicher Niederung lockte, und kehren zurück, — ins Joch, in den Alltag, in Versorgung und Voimäßigkeit. Brand bleibt

Digitized by Google

allein; er blutet aus Wunden, die ihm der Aberglaube schlug, und kann keuchend erkennen, wie die Menge Erlösern lohnt. Zur Freiheit, zum Licht, zu eigenem, jungen Wollen hatte er die Gemeinde zu führen versucht: sie wollte weiterschlafen, den Willen nicht stählen, mit Erobererfaust nicht sich selbst eine Seligkeit schaffen. Wozu die Qual? Seligkeit war ja schon lange verheißen. Für Alle hatte ja Einer gelitten.. Die alte Lehre hat den Willen gebrochen. Brand schaut zurück, hinunter ins Thal der Willenlosen, das sich wie ein Totenland vor seinem Auge dehnt. Kein frisches, fröhliches Leben, kein blutrother Entschluß, nicht einmal eine rechtschaffene große Sünde, zu der immerhin Muth und Kraft gehört, nur kleinliche Krämersiege, kleinliche Spießbürgerschmach. Niemals dorthin zurück! Lieber den Tod auf eisiger Höhe als ein Scheinleben unter flüsternden, feilschenden Zwergen, denen der Wille zum Leben entfloh. Brand konnte seines Traumes Sinn nicht in die Herzen hämmern: so will er ihn leben, will lebend den Unbelehrbaren ein Beispiel geben. That so nicht auch der Galiäer? Nie hätte seine Lehre die Welt gewonnen, hätte er sie nicht mit dem Blut seines Lebens gedüngt. Dem Solches Sinnenden naht, wie seinem Vorbilde, der Versucher und zeigt ihm der bürgerlichen Bescheidung beglückende Seligkeit, zeigt ihm, daß nur der Wünsche überspannter Bogen dem Himmelstürmer bisher Wunden schuf und daß dem Gehetzten, wenn er an die Menschen und an sich selbst den Anspruch mindert, in der Begrenztheit noch liebliche Freuden erblühen können. Umsonst: über den stählernen Willen des Freien hat der Versucher keine Gewalt. Nur eine Wahnsinnige glaubt noch an ihn; dennoch: Brands Wille erlahmt, Brands Fuß strauchelt nicht. Er sucht die Sonne, sucht den Gott, vor dem er knien, zu dem er beten kann.. Eine Lawine begräbt ihn. Und über das schneeweiße Grab des Verstiegenen hin hallt die Stimme des deus caritatis, der dem in des Strebens schwerster Mühe Gefallenen weit des Vaterhauses Thore aufthut.

Brand ist nicht das einzige Geschöpf, dem in Ibsens Weltreich der Versucher naht. Der Römerkaiser Julian und der Rheder Bernik, Jarl Skule und Pastor Manders, Rosmer, Solneß und Allmers, Frau Helene Alving und Frau Hedda Gabler, die kleine Hedwig Ekdal und die kleine Hilde Wangel: Alle versuchte der Böse; und sogar der kühlen Frau vom Meere trat ihr Traum in greifbarer Gestalt einst entgegen und lockte und zog ins Uferlose, in das nimmer ruhende Element, das nur der Kraft und dem Willen gehorcht. Manche folgten dem Verführer und erlitten das Loos vermessener Menschheit. Manche verstopften dem Lockruf das Ohr, krochen ins Pflichtengehäuse zurück und verkümmerten da, wie in der Dachkammer des Photographen Ekdal die lahm-

Digitized by Google

geschossene Wildente. Aus Keinem wurde was Rechtes. Alle suchten mit sehnendem Herzen die Lebensfreudigkeit, die der arme, vom Vatererbe vergiftete Oswald Alving auf seine Leinwand zaubern möchte, Alle aber standen im Bann einer Weltanschauung, die den Geist adelt, doch glücklos macht, Alle mußten, um ein Bischen Sonne zu haschen, zu betäubenden, tötenden Apotherkermitteln greifen. Ein dunkles Land, ein Land ohne Verheißung; und eine Menschheit, der das Christengesetz den Muth zu heidnischer Froheit und Sinnenlust nahm, eine Menschheit, der gleich, von der Nietzsche sprach: „In diesem Hin und Her zwischen Christlich und Antik, zwischen verschüchterter oder lügnerischer Christlichkeit der Sitte und ebenfalls muthlosem und befangenem Antikisiren lebt der moderne Mensch und befindet sich schlecht dabei; die vererbte Furcht vor dem Natürlichen und wieder der erneute Anreiz dieses Natürlichen, die Begierde, irgendwo einen Halt zu haben, die Ohnmacht seines Erkennens, das zwischen dem Guten und dem Besseren hin und her taumelt: alles Dies erzeugt eine Friedlosigkeit, eine Verworrenheit in der modernen Seele, die sie verurtheilt, unfruchtbar und freudelos zu sein." Ist es im Lande dieser Menschheit, wo jeder Brecher alter Tafeln als Verbrecher gilt, nicht, trotz allem Lärm der Alltagsbetriebsamkeit, so still wie im Totenreich? Lebt sie denn überhaupt, kann sie ohne den Willen zu eigenem Daseinsrecht und eigener Daseinsfreude leben und ist sie nicht nur der Schatten eines entschwundenen Totengewimmels? Die jung scheinende Europa keucht unter der Leichenlast, die sie von Asien her auf ihrem Rücken mitschleppt; ihre Kinder sehen am hellen Tag wie Gespenster aus; und als der Kaiser Apostata, der sein Drittes Reich, das Reich froher und schöner Wahrhaftigkeit, nicht schauen sollte, in Ibsens weltgeschichtlichem Galiläerdrama verröchelt hat, kann seine christliche Pflegerin mit Recht von lebenden Toten und toten Lebenden sprechen.

Der Dichter wurde älter. Er hatte im Orient und im europäischen Süden reicheres, wärmeres Leben kennen gelernt und kehrte mit schwerem Greisenschritt nun in die nordische Heimath zurück. Das Bild des Versuchers hatte ihn auch in des „Sonnenstrands südlicher Pracht" nicht verlassen und geleitete ihn nordwärts nun, zu des Schneelandes Hütten. Doch auch den Weltruhm brachte der Dichter heim; und er, den, wie Brand, Steinwürfe aus dem Vaterlande gescheucht hatten, sah sich von einem dankbaren Volke jetzt plötzlich wie einen Helden gefeiert. Wie einen Helden? Der Vergleich paßte wohl nicht. Ein Held wirkt doch auf sein Volk, erkämpft seinem Volk neuen Besitz oder stärkt ihm wenigstens den Willen zu fördernder Schöpferthat. Der Dichter sah um sich. Was hatte er gewirkt? Nichts; oder doch nichts Gutes, nichts ihm jetzt noch

Digitized by Google

wünschenswerth Scheinendes. Das große Richtmaß eines sittlichen Ideals, in das er früher die Menschen aufzurecken sich mühte, hatte er längst, weil er die Unnützlichkeit und die Lebensgefahr der Prokrustesarbeit erkannte, in den Kasten gelegt. Längst auch hatte er eingesehen, daß man mit dem Puritanerpathos, mit dem Predigen einer Wahrheit, die Allen wahr sein soll, heutzutage nicht weit kommt und daß es besser ist, dem Durchschnittsgekribbel die Lebenslüge zu lassen, das anregende Prinzip, die Fontanelle, die der Arzt dem Kranken in den Nacken setzt. Der Stamm der Peer Gynt stirbt nicht aus; und ist es gerecht, ists gütig, diesem Stamm Alles zu nehmen, was er zum Leben braucht? Das hatte Ibsen, der Mann wie der Jüngling, gethan. Er hatte den Schlüssel zur Kirchenthür ins Wasser geworfen, den Gespensterglauben der Urväterzeit aus der Scholle gejätet, alle Konventionen und Kompromisse, die geheiligtesten sogar, als Trugwerk und Heuchlergetriebe enthüllt, alle Leuchtfeuer gelöscht, die in sternloser Nacht bisher den sichere Fahrstraßen Suchenden die Richtung wiesen. War er nicht selbst ein Versucher gewesen, Einer, der die Menschheit lockte, höher zu fliegen, als der Flügel Kraft sie zu tragen vermochte? Frohe Adelsmenschen wollte er schaffen, Männer von Muth und Mark, stolz sich schenkende und frei in der Hingebung das Menschenrecht wahrende Frauen, ein reinliches, vornehmes, neuer Schönheit lebendes Volk. Und was sah er nun? Ihren Dichter umdrängten jubelnd die Entpflichteten, die männischen, auf ihre Unfruchtbarkeit eitlen Weiber, und die der Puppenstubenpflicht noch nicht Entlaufenen, die als arme Opfer ihre Ketten zur Schau stellten und mit anklagendem Finger die sündigen Männer dem Richter bezeichneten. Wo waren die Mütter des starken Sonnengeschlechtes? Und wo die Väter? Herr Stockmann war noch immer Bürgermeister, Herr Kroll noch immer Rektor; Berniks und Werles leiteten die großen Handelshäuser, Stensgaards und Helmers plaidirten vor Gericht, auf der Kanzel stand im günstigsten Fall ein schwächlicher Manders und die Oeffentliche Meinung wurde vom Buchdrucker Aslaksen, von Peder Mortensgord und deren Miethlingen morgens und abends ins Haus geliefert. Noch immer auch bildete man, wo eines kräftigen, zu Opfern bereiten Mannes That allein nützen konnte, einen Verein, eine Kommission, einen Bund. Der „große Krumme", der Ewig-Biegsame hatte das Feld behauptet. Und die revolutionär gestimmte Jugend verschrie den alten Dichter als einen Heuchler, der gern große Worte mache, im Grunde aber ein rechter Philister sei. Das also war der Ertrag eines langen Lebens! ... Eines Lebens? Ach: der Dichter hatte seine Lehre ja nicht gelebt, hatte sie aus dem Bereich der Vorstellung nicht in den des Willens gerückt. Schon früher hatte er die Lands-

Digitized by Google

leute gefragt: „Wo ist unter uns der Mann, der nicht zuweilen einen Gegensatz zwischen Wort und Handlung, zwischen Willen und Aufgabe, zwischen Lehre und Leben in sich gefühlt und erkannt hat?“ Jetzt ließ er Solneß sagen: „Wenn ich zurückblicke: eigentlich habe ich nichts gebaut und auch nichts geopfert, um zum Bauen zu kommen. Das ist der ganze Abschluß.“ Und in dem Gedicht von dem Baumeister, den der Schwindel von der Thurmspitze des selbst gebauten Hauses stürzt, gab er uns die Tragoedie von dem Dichter, der die Höhe der selbst verkündeten Weltanschauung nicht erklimmen kann.

Diesem Werk, das allein schon genügen würde, um zu zeigen, wie thöricht, wie gewissenlos es war, dem Namen Henriks Ibsen den irgend eines anderen Lebenden als eines Gleichen zu gesellen, folgte das Abendmärchen vom kleinen Eyolf. Flüchtig Hinblickenden mochte es damals scheinen, als wehe vom Eispalast des Magus aus Norden endlich die Friedensfahne, als wolle der einst Unerbittliche kapituliren und die müden Greisenglieder in den modischen Mitleidenskult retten. Wer genauer hinsah und nicht vergaß, daß Ibsens Lebenslügner nach ihrem Handeln, nicht nach ihrem Sprechen beurtheilt werden müssen, Der merkte bald, daß an eine Kapitulation hier nicht zu denken war. Der Dichter zeigte ein unseliges Paar, dem zu froher, nach keiner Rücksicht fragender Selbstsucht und zu frei gewähltem Dienst der Gattung die Kraft und der feste, an kein altes Empfinden gebundene Glaube fehlt und dem als letzter Trost nichts bleibt als der Versuch, in mitleidigem Dämmern die Gewissensangst einzuwiegen und am Thron des lange vergessenen Gottes wieder um Gnade zu winseln. Das, schien der Schöpfer dieser halbdunklen Welt zu rufen, ist Alles, was Ihr im Willen Morschen, zu fruchtbarem Handeln Untüchtigen noch könnt. Und es war, als hörte man von den Firnen her Zarathustras heiliges Lachen, als spräche der graue Bergsteiger droben zu Königen oder zu Knechten: „Wo geschehen größere Thorheiten als bei den Mitleidigen?“

Dorthinauf ging nun der Weg. Wars nicht Jean Paul, der gesagt hat: „Man klettert den grünen Berg des Lebens hinauf, um oben auf dem Eisberg zu sterben“? So erging es John Gabriel Borkman. Auf einer hohen, ausgereuteten Waldstelle stirbt er, im Schnee, unter einer abgestorbenen Fichte. Auch er war längst abgestorben. Ein Toter bist Du, hatte seine Frau ihm gesagt, liege ruhig in Deinem Grabe und laß Dir nichts mehr vom Leben träumen. Und diese Frau, die ihn, so hart und herzlos sie scheint, am Meisten liebt und am Besten kennt, weiß auch gleich, woran er starb: „Er vertrug die frische Luft nicht!“ Ein Bergmannssohn, den der Vater oft mit in die Grube nahm, wo das Erz vor Freude singt, wenn es die Hammerschläge der Häuer befreien.

Digitized by Google

Unter Tag erwacht seine Phantasie zu fieberhaft nächtigem Leben. Wer das Erz in Massen hinaufördern, es den Menschen dienstbar machen, durch große Unternehmungen weithin Wohlstand schaffen könnte! Das wäre das Reich, die Macht und die Herrlichkeit. Ein Imperatorentraum, der Traum eines in die Welt der Großindustrie hineingeborenen Bonaparte. Doch ein Bonaparte, den man in seiner ersten Schlacht zum Krüppel geschossen hätte, wäre nie der Weltherrscher Napoleon geworden. Das war John Gabriels tragikomisches Loos. Dieser Lesseps, in dem ein Lyriker schläft, lebt in einer Welt, wo nicht der Wille, wo die Vorstellung regirt. In seiner Vision wähnt er sich einen Menschenbeglücker, dem der erhabene Zweck jedes Mittel heiligen müsse, und im Grunde sucht er doch nichts als Macht, als Herrschaft, als Stillung ehrgeiziger Lust. Zweimal naht ihm der Versucher, zweimal erliegt der ins Ungemeine strebende Phantast der Lockung. Er läßt das Mädchen, das ihm lieb ist, weil es von einem Anderen begehrt wird; von Einem, der dem Kletternden Stab und Stütze sein kann. Umsonst: die Verlassene weigert dem Werber ihre Hand und der Verschmähte wittert hinter den Weigerungen den früheren Freund, dem er dafür Rache schwört. Und als John Gabriel an der Spitze der großen, von ihm gegründeten Bank steht, als er das Land mit Fabriken besäen, die „Leben heischenden Werthe" erlösen, goldene Schätze ernten will und ihm zum Düngen die Mittel fehlen, da greift er nach den ihm anvertrauten Depots. Warum nicht? Er wird, muß ja siegen; in acht Wochen, acht Tagen vielleicht ist der Betrag wieder gedeckt und kein Mensch erfährt von der Sache. Abermals umsonst: die Behörden räumen einem Industriekapitän nicht das Herrenrecht ein, das sie an Königen und Kaisern in der Geschichte bewundern, und John Gabriel, den man gestern noch wie einen Monarchen ehrte, wird wie ein gemeiner Gauner ins Zuchthaus gesperrt... In der Zelle und später, als er, ein einsamer, gemiedener Mann, in einem verblichenen Prunksaal das visionäre Traumleben fortführt, nimmt er seinen Prozeß wieder auf. Er that, was er thun durfte, mußte, was dem Gemeinwohl dienen sollte: er spricht sich frei. Doch nicht ganz. Mit neuem Auge blickt er auf die alte Handlung zurück und findet, nur gegen Einen habe er sich vergangen: gegen sich selbst. Er durfte sich von Unbill und Schande nicht beugen lassen, mußte, sobald er die Kerkermauer hinter sich hatte, hinaus in die Wirklichkeit, ins sprossende, wimmelnde Leben, wo es für einen Starken immer genug zu schaffen giebt. Der Arme, von Illusionen Genarrte! Er kann die frische Luft ja nicht vertragen. So lange er im Reich seiner Vorstellung lebt, sich im fahlen Prunksaal die danse macabre vorspielen läßt und einen Menschen hat, der an ihn zu glauben scheint: so lange kann er sich für ein Opfer

Digitized by Google

neidischer Philistermoral halten, die dem Genie immer Fallstricke legt, kann er, der nur in Gefühlen und Visionen schwelgt, sich einen nüchternen Rechner nennen und auf eine „Stunde der Genugthuung" hoffen, die ihm neuen Glanz, neue Ehre bringen wird. In der rauhen Wirklichkeit welkt die im Treibhaus des Wahnes bei künstlicher Hitze hochgezärtelte Blüthenpracht bald. John Gabriel wollte nie die Wirklichkeit sehen; und als er zum ersten Mal aus seiner Stubenluft wieder ins Freie tritt, umkrallt ihn im verschneiten Hochwald die kalte Erzhand des Todes. Keck und selbstbewußt war er den grünen Berg des Lebens hinaufgeklettert und mußte auf einem Eisberg nun sterben.

Ein Uebermensch? Nein: ein in den Selbsttäuschungen und Lebenslügen der unternehmenden Bourgeoisie erwachsener Phantast, in dem die Vorstellung hemmunglos schaltet und der zu keiner starken, fruchtbaren That die Willenskraft hat, auch zum Verbrechen nicht, das er scheu nur, mit schwindligem Gewissen, begehen kann. Und um ihn lauter alte, längst abgestorbene Menschen voll gespenstischer Wahngebilde. Zwei Frauen. Die eine lebt dem Phantom einer Ehre, die man nicht selbst sich geben, die man nur von der richtenden Gesellschaft empfangen kann; die andere dem Phantom einer Liebe, der man Alles, Streben, Schaffenslust, Drang nach Erkenntniß, opfern muß und die über Leben und Sterben entscheidet; wenn für kurze Sekunden die Nebel des Wahnes zerflattern, sieht man, daß Beide nur einen Stützpunkt suchen, ein Wesen, das ihnen allein gehört, ihrer inneren Leere den Trost einer Glückevorstellung giebt. Diesen grauen Schwestern gesellt sich ein altes Kind, ein Kanzleischreiber, der sich im Leben nicht zurecht finden kann und sich von Borkman ausplündern und mißhandeln läßt, weil der Depotdieb ihn in seinem Dichterwahn bestärkt. Lauter verpfuschtes Volk, das nicht zu behaglicher Ruhe kommt, weil es zwischen Verlangen und Kraft die Kluft nicht ausfüllen kann. Borkmans Sohn, des Kanzlisten Tochter und Frau Wilton können es; sie fragen nach keines Anderen Wohl oder Weh, fragen, ohne Träumerei und Gefühlsüberschwang, nur nach dem eigenen Vortheil, gehen frisch und frech auf ihr Ziel los und werdens erreichen, — mag auch der weich gepolsterte Schlitten, in dem sie sitzen, Den oder Jenen aus der Verwandtschaft überfahren. Nur solche Sicherheit, die nichts von dem Kampf zweier Seelen in einer Brust weiß, erhascht auf der wilden Lebensjagd das Glück. Schon zum Pfarrer Rosmer ließ Ibsen dessen Lehrer Brendel, einen nicht mehr zahlungfähigen Idealisten, sprechen: „Peder Mortensgord will niemals mehr, als er kann. Peder Mortensgord ist im Stande das Leben ohne Ideale zu leben. Und Das ist das große Geheimniß des Handelns und des Siegens. Das ist die Summe aller Weisheit dieser Welt. Basta!"

Digitized by Google

...Der Baumeister Solneß war Versuchter und Versucher zugleich. Er hatte einem kleinen Mädchen ein Märchenkönigreich versprochen, hatte mit der Verheißung eines Wunderbaren die zur Weibheit erwachende Phantasie verstört und mußte, als die Jungfrau Erfüllung forderte, sich zur Leistung unfähig erklären. Darin gleicht ihm — und nicht darin allein — der Bildhauer Rubek, der arme Held in Ibsens letztem Drama „Wenn wir Toten erwachen". Auch er hat, zwei Frauen sogar, versprochen, sie, wie Satanas einst den Jüngling aus Galiläa, auf einen hohen Berg zu führen und ihnen alle Herrlichkeiten der Welt zu zeigen; und auch er konnte sein Wort nicht halten, weil er im Höhenklima nicht zu athmen vermag. Er erklimmt den Gipfel, aber er stirbt an der Mühe des steilen Weges, wie Solneß, wie Borkman und Brand. Alle rafft der Tod von der Höhe, die ihr Vorstellungvermögen erreichen, auf der ihr Wille sich nicht behaupten kann. Immer, mit Greisenzähigkeit, kehrte der Dichter zu diesem Symbol zurück. Dachte er an den Gläsiswall, auf dem, nach der nordgermanischen Sage, Brünnhilde schläft, an den Glasberg der Mythen, wo, wie auf dem güldenen Berg der uralten Inderlegende, den Toten sich paradiesische Seligkeit erschließt? Vielleicht. Diesmal wenigstens sagte er ganz deutlich, sein Berg rage aus einem Totenlande zum Himmel auf.

Ein Totenland. Nicht Boecklins Insel, deren ruhige Majestät Riesenpinien beschatten, um deren starre Felswand ein Hauch frommer Heldenschönheit weht und deren Ferge die Leblosen so liebreich, mit sanftem Ruderschlag, zur letzten Stätte geleitet. Ein Land unruhvoller Schattengeschäftigkeit, ein Land ohne einheitliche Kultur, wo die Leute leere Worte in die früh sinkende Nacht hineinflüstern. Hier ist Rubek erwachsen, hier hat er, als Bildhauer, die Schönheit gesucht, leidenschaftlich, fast schon verzweifelnd, wie ein Fiebernder den beschwichtigenden Trank, ein Verdammter das entschwundene Eden sucht. Endlich fand er sie. Aus dem harten Stein wollte er ein junges Weib gestalten, eine Erwachende, vom Tod Auferstehende, in deren Antlitz und Haltung ein neues Geschlecht das Ideal neuer, vergeistigter Griechenschönheit erblicken sollte. Er trug das Ideal in sich; aber so jung er war: das Vertrauen fehlte, es selbst zu gestalten, aus eigener Kraft. Da traf er eine Jungfrau, die aus dem Hellenenland gen Norden gesandt schien, vom Scheitel zur Sohle ein Wundergeschöpf aphrodisischer Wonne. Sie heißt Irene; und wie Eirene, die römische Par, wird sie ihm zum wandelnden Sinnbild beglückenden Friedens. Der Werber wird erhört: das Mädchen läßt Familie und Heimath und folgt dem Künstler, dem Mann. Eigentlich wohl nur dem Mann; den Künstler nimmt sie nur so mit in den Kauf. Ihr ists natürlichste Pflicht, ihm auch mit ihrem

Digitized by Google

Leibe zu dienen, hüllenlos ihm Alles zu geben, was er zu seinem Werk brauchen kann. Er hängt ja so sehr an diesem Werk, erwartet so viel davon; gut also, daß sie ihm als Modell dabei zu helfen vermag. Doch nicht minder natürlich dünkt es sie, daß sie nach der Arbeit in seinem Arm ruhen wird. Wie hätte er sonst um sie geworben, hätte er ihr versprochen, sie auf einen hohen Berg zu führen und ihr alle Herrlichkeiten der Welt zu zeigen? Alle Herrlichkeiten der Welt sieht ein schwärmendes Mädchen nur in erwiderter Liebe. Sie gab ihm den Leib, den nur Einer sehen darf: im Kuß wird er das frohe Opfer belohnen. Sie wartet, in zitternder, hoffender Angst. Ihm aber zuckt kaum die Wimper; er sieht nicht das Weib, sieht nur das Modell, denkt nicht an verliebtes Geländel, sondern nur an das Werk, das ihm Ruhm bringen soll. Er will zeigen, wie das Weib, das der Natur näher ist als der von Berufssorgen, von der leidigen Staatsbürgerlichkeit verkünstelte Mann, sich aus den Banden gespenstischer Wahnvorstellungen löst und zu freiem persönlichen Leben erwacht, wie es aus einer Gehilfin und Gebärerin ein Mensch, ein selbst sein Geschick bestimmender, wird. Was in Herz und Sinn des Modells vorgeht, kümmert ihn nicht; ihm liegt nur an der mimischen Spiegelung der Gefühle, denen er den Ausdruck sucht; und wenn er begeistert von den Herrlichkeiten der Welt spricht, thut ers, um für den kalten Stein einen heißen Strahl brünstigen Glückes zu haschen. So würde ein Dichter thun, der seinem Ideal den Körper sucht und nicht danach fragt, was aus Denen wird, die dieses Ideal nun auch leben wollen. Irene wird des Wartens müde. Sie hat vor diesem Manne gekniet, hat ihn angebetet wie einen Gott, — und er ist nur ein Künstler, der seiner Phantasie Stützpunkte finden will; er prüft, mißt, vergleicht und schürt die Gluth, die nicht in seliger Umarmung gesänftigt werden, die nur sein verglimmendes Schöpferfeuer aufs Neue anfachen soll. Die an ihrer Jungfräulichkeit Leidende lernt das Werk hassen, das ihr den Mann stiehlt. Und als es vollendet steht und Rubek ihr für die glückliche „Episode" dankt, die ihre Hilfe ihn erleben ließ, trennt sie ihr Schicksal von dem seinen. Stunden, Tage lang stand sie nackt vor dem Mann, dem sie freudig Alles gab, was ein junges Weib geben kann, — und ihm war sie nur eine schöne Episode, ein Modell, ein stimulirendes Mittel. Sie verschwindet. Und Rubek bleibt allein.

Er ist nicht mehr gewöhnt, allein zu sein. Des Mädchens Verlangen hatte er gefühlt; aber da war ihm seine Griechin wie der Versucher erschienen, der den zu unerstiegenen Höhen empor Strebenden in dumpfe Niederung ziehen will. Was sollte ihm ein Weib oder gar ein Kind, wie Irene es wünschte? Hätte er in der seligsten Stunde anderer Väter nicht mit Buddha sprechen müssen:

Digitized by Google

„Ein Kind ist mir geboren, eine Fessel ist mir geschmiedet"? Er wollte sein Werk; und die Schöpferwehen durfte keine Regung gemeiner Brunst entweihen. Nun ist das Werk vollendet; wo aber blieb das Ideal? Es scheint mit Irene entflohen. Das Ideal! Giebt es überhaupt ein Ideal, das Allen ein Vorbild, ein Leuchtfeuer in sternloser Nacht sein kann? So wenig wie eine Wahrheit, die Allen wahr ist. Der Bildner sah auf sein Werk und fand es klein; vielleicht auch unmodern. Ein reines Mädchen, das nichts erlebt, nichts erlitten hat, sollte einer Menschheit den Auferstehungtag bedeuten? Eine fast kindliche Vorstellung. Rubek war in die Jahre gekommen, wo man die Ideale in den Silberschrank sperrt, weil sie für den Alltag doch nicht zu brauchen sind. Schmählich verthaner Aufwand schien es ihm jetzt, den Menschen zu sagen, wie sie sein sollen; viel besser, viel weltklüger ists, ihnen zu zeigen, wie sie sind. Der vom Glauben Verlassene machte sich an die Arbeit. Der Sockel wurde breiter; er sollte die berstende Erdrinde darstellen, aus deren Furchen eine wimmelnde Menschheit ans Licht drängt, eine Menschheit, unter deren Kulturfirniß der schärfer Blickende bald die Thierfratzen erkennt. Die Statue des jungen Weibes wurde in den Hintergrund geschoben, ihr sieghaftes Lächeln in wehe Resignation umgewandelt. Und vorn, an einer Quelle, deren Gerinn ihm die Hand kühlen und reinigen soll, sitzt der Bildner selbst, ein Verzweifelter, dem der feste Glaube an das entflohene Ideal nie wiederkehrt. Das ist nun Rubeks Auferstehungtag. So sieht der Mann, der ein spiritualisirtes Hellenenthum träumte, jetzt das Leben und Streben der Menschheit.

Die Gruppe gefällt und bringt ihrem Schöpfer den Weltruhm. Auch das Glück? ... Wer so den Auferstehungtag sieht, kann nicht glücklich sein.

Rubek hatte in seiner glorreichen Einsamkeit gefroren. Seine aesthetische Weltbetrachtung hat ihm mählich den Willen, die Kraft zu derbem Genießen und frischem Wagen, gelähmt. Nun sehnt er sich nach Schönheit; ist sie nicht nach dem Wort des feinen Artisten Stendhal une promesse de bonheur? Bei armen Leuten beschwatzt er ein blutjunges, munteres Mädel, verspricht ihm, wie der Ersten, alle Herrlichkeiten der Welt, und trägt es heim in den glitzernden Käfig. Denn jetzt ist er reich, Männlein und Weiblein wollen von ihm modellirt sein und er kann einer Frau Etwas bieten. Seiner Frau aber genügt auf die Dauer das Gebotene nicht. Sie heißt Maja, wie die römische Isis und die verschleierte Truggöttin der Inder; und von Beiden hat ihre Weiblichkeit geerbt. Sie möchte Mutter sein, Kinder und einen Mann für sich allein haben: und muß unter Qualen merken, daß in dem Künstler des Mannes zu wenig ist. Sie lebt nur in Sansara, dem Lande des Scheins und des Verlangens,

Digitized by Google

und sieht sich einem vom Erkenntnißdrang Beherrschten gesellt, den der Schleier der Maja nicht mehr täuscht. Auch Rubek findet in der Ehe nicht das erhoffte Spätsommerglück; neben dieser Frau mit ihren animalisch gesunden Trieben wachsen ihm keine neuen Schwingen. In der Gemeinschaft mit ihr konnte er die alte Gruppe, das Steinbild des Erdenjammers, vollenden; zu neuem Schöpfermuth kann sie ihn nicht beflügeln. Beiden blieb der Bund fruchtlos. So thun sie denn, was Eheleute, wenn sie sich langweilen, immer thun: sie gehen auf die Reise.

Doch in der Heimath wird Rubeks Sinn nur noch düsterer. Hier schritt er gottähnlich einst einher; hier schwirrt er nun, wie ein Raubvogel im Käfig, von Winkel zu Winkel. Keine Stimmung zur Arbeit. Seit die Menge in seiner großen Gruppe lauter Dinge gesehen hat, die er gar nicht hineinlegen wollte, seinen wirklichen Gedanken aber nicht begriff, mag er überhaupt nicht mehr arbeiten; wozu, für so groben, anmaßenden Mißverstand? Sein einziges Vergnügen ist jetzt, diese hochwohllöbliche „ganze Welt" zu foppen. Die Leute wollen Portraitbüsten? Gut: die sollen sie haben und gar nicht merken, wie ähnlich sie da den uns vertrautesten Thiertypen sind. Pferde, Esel, Ochsen, Hunde und Schweine; ein Bischen entwickelt durch Selektion und im Menschenreich akklimatisirt, aber eben auch nur ein Bischen. Und diese „hinterlistigen Kunstwerke" werden mit Gold aufgewogen! Rubek freut sich darüber wie ein mittelalterlicher Mönch, der eine steinerne Zote in eine Domecke geschmuggelt hat. Sonst aber ist er trüb, schläft schlecht und sehnt doch die Nacht herbei, weil die Tage so lang und so leer sind. Und in einer schlaflosen Nacht erscheint ihm zum ersten Male wieder das Ideal seiner Jugend; und bald tritt es ihm auch im hellen Licht des Tages entgegen.

Es sieht anders aus als in der fröhlich-seligen Auferstehungzeit; muß anders aussehen, weil sich des Betrachters Auge gewandelt hat. In der Welt ängstlicher Gewissensbedenken wirkt unbedacht verlangende Heidenschönheit wie eine Ausgeburt entarteter Phantasie. Und Irene tritt in eine Krankenwelt, unter matte, gebrochene Menschen, die sich vom Badearzt ausflicken lassen wollen. Wie würde es Aphrodite ergehen, wenn sie aus ihrem heiteren Tempel in ein christliches Hospiz für seelisch und leiblich Verkrüppelte geriethe? Sie würde für toll gehalten, für eine von allen guten Geistern der Scham und Sitte verlassene Metze, die man knebeln muß und, wenn sie gebändigt ist, nur unter Bewachung ausgehen lassen darf, weil sie sonst Unheil anrichten könnte. So ward auch an Irene gethan. Das arme Ideal ist schändlich mißhandelt worden. Auf schmierige Bretterbühnen wurde es geschleift und mußte als „Lebendes Bild" die gemeine Banausengier des gaffenden Pöbels kitzeln; von

Digitized by Google

Männern, die nicht heiligende Berührung der Schönheit, sondern nur Brunststillung suchten, sollte es sich auf unsauberen Kissen umklammern lassen; und endlich kamen die Frommen, machten der Unzucht ein Ende und stellten, nach gründlicher psychiatrischer Behandlung, die zerzauste Schönheit unter die Obhut einer Diakonissin, die sie nicht aus den Augen lassen darf. Solches Erleben hinterläßt seine Spur. Noch immer ist Irene ein Wille, aber einer, der sich der Herrschaft des Intellektes völlig entzogen hat und nun blind, einer ungestüm zerstörenden Naturkraft gleich, Alles, was ihn auf seinem triebhaft gewählten Weg hemmen könnte, zu vernichten strebt. Es ist die mania sine delirio, von der Schopenhauer, Ibsens Lehrmeister, sagt: „Der so losgelassene Wille gleicht dann dem Strom, der den Damm durchbrochen, dem Roß, das den Reiter abgeworfen hat, der Uhr, aus der die hemmenden Schrauben herausgenommen sind." Um konventionelle Beziehungen hat Irene sich auch früher nicht gekümmert, so wenig wie Hilde Wangel und der fischäugige Versucher der Frau vom Meere, und es ist nur natürlich, daß Rubeks Ehe für sie nicht besteht. Jetzt aber ist ihr jede reflektive Erkenntniß geschwunden und nur die intuitive geblieben. Sie kann, was sie sieht, begreifen; Vergangenes aber und Zukünftiges umschleiert ihr dichter Nebel. Sie fühlt sich erniedert durch den Kuß schmatzender Lippen, dem sie sich doch entrang. Die Statue, zu der sie den Leib lieh, wird ihr zu einem Kinde, das sie Rubek gebar und das der unzärtliche Vater nun grausam verunstaltet hat. Sie glaubt, dieses Kind immer geliebt und nur den Künstler gehaßt zu haben, der nicht Vater sein wollte. Jedes ihr unhold klingende Wort will sie mit einem Stich ihres dünnen Messerchens strafen. Sie, sie ganz allein hat für das Marmorbild Alles gethan, ihm Leib und Seele geopfert, und weil er sie von sich ließ, kann dem Bildhauer nie mehr ein großes Werk gelingen. Und so mächtig ist die suggestive Kraft solcher Willenshysterie, daß Rubek wirklich glaubt, der Jugendgehilfin danke er Alles und ohne sie sei er zu friedloser, freudloser Stümperschwäche verdammt.

Und ist es im Grunde nicht so? Kann Einem, der den eigensinnigen Glauben an sein Ideal, an die Bedeutung seiner Aufgabe verlor und der nur die Thierheit satirisch nachbilden mag, noch Großes gelingen?

Rubek möchte die Wiedergefundene halten. Frau Maja? Die würde sich nicht lange bitten lassen. Sie hat den Aestheten gründlich satt, der sie von oben herab behandelt und ihr jeden Tag sagt, daß sie nicht zu ihm passe. Früher hat er ihr von seinen Menschenbefreierplänen erzählt; nun möchte sie auch frei sein, frei wie ein Vogel, frei wie Nora, der gepeinigte Singvogel, der aus dem Bauer schlüpft. Und außerdem: unter die Kranken ist ein Scheingesunder

Digitized by Google

getreten, ein derber Jäger und Kraftrenommist, der im Essen und Trinken Uebermenschliches leistet und allerliebst sentimental wird, wenn er erzählt, wie eine kleine Kröte ihm Hörner aufgesetzt hat. Dabei giebt er sich für einen großen Schürzenräuber aus und macht der in einer schlechten Ehe Entpflichteten ganz frech den Hof. In dem Kerl steckt Willenskraft; er ist kein nervöser Künstler; mit Dem müß sichs leben lassen. Ist Frau Fauna nicht eine Base der römischen Maja? Frau Fauna sehnt sich nach ihrem Faun. Der Bärenjäger hat gewiß einen zottigen Leib. Und als er mit verheißendem Grinsen winkt, klettert sie mit ihm in die Berge. Der Herr Gemahl hat nichts dagegen.

Oben, bei einem Hochgebirgssanatorium, wo die Siechen sich reine Luft in die Lungen pumpen, treffen sich die beiden Paare. Der Ehering springt entzwei und die Freude ist groß, daß man sich nun wieder frei regen kann. Maja läuft zu ihrem Bärentöter. Und Rubek will, statt sich noch länger in einer naßkalten Höhle mit Thonklumpen und Steinblöcken zu plagen, sein Leben künftig zu einem schönen, sonnenhaften Kunstwerk gestalten. Er will; aber sein Wille ist flügellahm und er bleibt immer nur seines Glückes Dichter; er kann es träumen, nicht schaffen. Dichter: so nennt ihn Irene und legt in das Wort die selbe Verachtung, mit der Borkman von des alten Kanzleisinnirers Dichtergeschwätz sprach. Der Dichter entmannte sich selbst; wehe dem Weib, das Leib und Gluth einem Dichter gab und nicht tausendmal lieber einem tüchtigen Mann gesunde Kinder gebar! Was kann solchem Weib das verlorene Leben noch bieten? Nicht mehr als flüchtigen Rausch, wie die Braut von Korinth ihn in der Kammer des Liebsten fand. Der alte Dichter kann mit seinem Ideal spielen, kann sich ihm in klarer Sommernacht auf einem Hochwaldgipfel symbolisch vermählen, aber zu befreiender, beglückender That rüstet sich nimmer sein Wille. Eine steinerne Auferstehung konnte er wirken: am Nächsten und an sich selbst gelingt ihm das Wunder der Auferstehung nicht. Er hat sein Leben verscherzt, sein Glück seiner Aufgabe, die Willenskraft dem Erkenntnißtrieb geopfert. Und auch die stolze Verkörperung seiner verwegensten Wünsche ist nun zerbrochen, mürb und müde von der Wanderung durch eine feindliche Welt; hinter ihr schleicht unhörbar die Diakonissin mit dem stechenden Blick, die ihr schon das Wort und den Begriff Sünde angewöhnt hat und ins hellste Sonnenlicht einen schwarzen Schatten wirft. Irene mag den Freund höher und höher locken: auf der Spitze des grünen Berges erstarrt ihr Fuß in körnigem Eis und nicht der Mann, nicht die Frau hat noch den heißen Athem, der den Gletschernebel erwärmen könnte. Frau Maja findet mit ihrem Jägersmann vom Fels zur rechten Zeit den rettenden Pfad in das Thal. Das verstiegene Paar aber reißt eine Lawine von der Höhe,

Digitized by Google

auf der es sich nicht halten konnte, und begräbt die Toten, die noch einmal erwachen wollten, im Schnee. Die von der Wächterpflicht befreite Diakonissin kreuzigt sich und ruft ihnen nach: Pax vobiscum!

Eine Lawine hatte auch Brand von der Höhe geweht und über sein Grab hin hatte die Stimme des deus caritatis gehallt. „Brand ist mißdeutet worden", hat Ibsen damals gesagt; „es war nur Zufall, daß ich das Problem ins Religiöse verlegte. Ich könnte den ganzen Syllogismus eben so gut über einen Bildhauer oder Politiker machen wie über einen Priester." Das Werk, das er dreißig Jahre später schuf, nannte er einen dramatischen Epilog. Der Name deutet schon an, daß wir nicht einfache, sinnlich wahrnehmbare Menschengestalten erwarten und uns nicht wundern dürfen, wenn wir ins Eisland der Abstraktionen gelangen. Wir werden auf die, nach Schopenhauers Aesthetik, höchste und schwierigste Stufe des Tragischen geführt, von der aus wir das schwere Leiden, die Noth des Lebens erkennen sollen: „wir werden tief erschüttert und die Abwendung des Willens vom Leben wird in uns angeregt, entweder direkt oder als mitklingender harmonischer Ton." Der Dichter nimmt sein altes Thema wieder auf und schreibt als ein Siebenzigjähriger seinem Werke die abstrahierende Nachrede. Sie ist nicht leicht zu enträthseln, nicht leichter als Goethes zweites Faustgedicht, und der Hörer muß das Ohr spitzen, um diesem „Dialog zweiten Grades", wie Maeterlinck Ibsens Greisensprache genannt hat, über Klüfte und Schleichwege folgen zu können. Durch den Nebel aber klingt Dem, der fein hören kann, ganz deutlich Brendels, des bankeroten Idealisten, Stimme: Wenn Ihr glücklich sein wollt, glücklich im Sinn der Scheinwelt der alten Frau Maja, dann müßt Ihr das Leben ohne Ideale leben und nie mehr wollen, als Ihr könnt. Das ist das große Geheimniß des Handelns und Siegens. Strebt Ihr aber hinauf zu den Berggipfeln, wo der Versucher umgeht, dann waffnet Euch früh mit einem Willen, dem das Höhenklima nichts anhaben kann, und merkt es Euch: Velle non discitur! Kein schlimmeres Loos als des Menschen, der sich auf der Höhe seiner Weltanschauung nicht zu halten vermag ... Kein schlimmeres Loos? Ist der Bärentöter mit seiner Maja, sind Männchen und Weibchen wirklich so sehr zu beneiden? Ist ein hoch oben verlebter Augenblick nicht mehr werth als das Alltagsleben im Thal? Der Gott der Starken ist barmherzig. Er öffnet dem in des Strebens schwerster Mühe Gefallenen weit die Thore des Vaterhauses und zürnt Denen nicht, die alle Herrlichkeiten der Welt sehen wollten. Wer weiß? Eines hellen Morgens sendet er wieder Einen, der seine Lehre lebt, die Wilde Jagd der Gespenster verscheucht und aus ihren modisch ausgestatteten Gräbern eine schlummernde Menschheit zu neuem Leben erweckt.

Digitized by Google

Heimarbeiterschutz.

Die Heimarbeit-Ausstellung, deren Nachahmung in London, Stockholm und Wien geplant ist, hatte mit ihren Elendsdokumenten das öffentliche Gewissen aufgerüttelt, den Selbsterhaltungtrieb beunruhigt. In Massen waren ihr Besucher zugeströmt, aus allen, auch aus den „guten" Kreisen. Die kommen, sobald es Mode wird, hatte Sombart klug prophezeit. Und sie kamen. Auch die hohen Würdenträger. Und die Kaiserin kam. Dann berief der Kaiser den preußischen Kronrath. Parlamentsdebatten folgten. Prinz Ludwig von Bayern sprach von leidvollen Schäden. Graf Posadowsky nannte die Heimbetriebe treffend Filialarbeitstellen der Fabriken, die gleich diesen unter staatliche Aufsicht zu bringen seien. Die unscheinbare Ausstellung war ein großer Erfolg geworden.

Doch in unserer athemlos hastenden Zeit ebbt die Erregung schnell. Es wird still werden über den Wassern, wenn wir nicht rastlos mahnen, fordern, entschleiern und widerlegen; namentlich widerlegen. Denn um den Eindruck der Ausstellung (die Daten hat ihr Katalog festgehalten) zu verwischen, begannen Unternehmer, sie der Einseitigkeit und tendenziösen Mache zu zeihen, sobald der erste Schreck über ihre Enthüllungen verwunden war. Gegenbeweise wurden natürlich nicht erbracht. Man begnügte sich mit der Ableugnung der Thatsachen. Die alte Taktik, die in der Geschichte des Arbeiterschutzes von der ersten bis zur letzten Seite wiederkehrt. Diesen Verdächtigungen gab Mancher Gehör und die Anwälte des Heimarbeiterschutzes mußten sich mehr oder minder höfliche Zurechtweisungen gefallen lassen. Und doch schloß die Verschiedenheit der von den Ausstellern verzeichneten Stücklöhne, oft für gleiche oder ähnliche Arbeit, im Entscheidenden jede Absichtlichkeit aus. Die Behauptung, nur Ungünstiges sei in den Vordergrund gekommen, ist falsch. Gerade die Wirrniß guter und schlechter Waare, hoher und schändlich niedriger Löhne zeigte die herrschende Willkür, die blöde gewerbliche Anarchie, bei der Fleiß und Können zum Spielball der Umstände werden. Ungerecht ist auch der Vorwurf, die geographischen Angaben hätten gefehlt. Was fehlte, war ein ausreichendes Verzeichniß der jeder Heimarbeitleistung entsprechenden Fabriklöhne. Das hätte deutlicher noch veranschaulicht, wie bös die Dinge in den Heimgewerben liegen. Ruhige Sachkenner sind geneigt, die Durchschnittslöhne dort noch tiefer anzusetzen, als die Ausstellungdaten ergeben würden.

Den Zweifler kann ein Blick in die schier endlose Literatur (von der Enquete des englischen Herrenhauses über das Sweating System bis zu den jüngsten deutschen Untersuchungen) von der Zuverlässigkeit der gemachten Angaben überzeugen. Man vergleiche damit die Bilder, die Robert Wilbrandt in seinen Büchern „Die Weber in der Gegenwart" und „Arbeiterinnenschutz und Heimarbeit" entrollt. Er bietet Ergebnisse selbständigen Forschens auf Studien-

Digitized by Google

reisen, Wanderungen durch Stadt und Land, Ebene und Gebirge. Die Webermonographie zeigt uns ein Gewerbe, das mit seiner überlebten Arbeitform neben höchstentwickelten Industrien fortvegetirt und nicht sterben kann. Das zweite Buch entschleiert die Beziehung zwischen Fabrikschutz und Heimarbeit. Wir sehen, wie die Schutzlosigkeit der Heimarbeit die Rückbildung des durch staatliche Regelung genesenen Großbetriebes zum elenden Hausgewerbe begünstigt. Was soll geschehen? Das ist die Frage, die uns die Ausstellung hinterlassen hat.

Die Sozialdemokraten haben einen „Gesetzentwurf zum Schutz der Heimarbeit" eingebracht. Das Centrum hat, von Vertretern der meisten bürgerlichen Parteien unterstützt, den Bundesrath aufgefordert, ein solches Gesetz vorzulegen. Alle Parteien stimmen hier grundsätzlich und in wesentlichen Einzelheiten überein. Doch wo die Bürgerlichen bundesräthliche Eingriffsbefugnisse von Fall zu Fall anregen, schreiben die Sozialisten unzweideutige Paragraphen vor; sie verlangen auch viel weiter reichenden Schutz. Beide wollen die Heimarbeit nicht beseitigen, sondern deren Lebensbedingungen bessern und nur besonders widrige Zweige im Arbeiter- und Konsumenteninteresse verbieten. Beide fordern die Registrirpflicht: Unternehmer und Zwischenmeister sollen Verzeichnisse der Namen und Adressen aller außerhalb der Fabriken für sie thätigen Personen halten und den zuständigen Behörden in regelmäßigen Zwischenräumen einsenden. Beide fordern Lohnbücher, Arbeitbegrenzung, hygienische Bestimmungen; Einfügung in die Kranken-, Invaliden-, Unfallversicherung und strenge Kontrole durch die Gewerbeaufsichtbehörde. Der sozialdemokratische Entwurf fordert Ausdehnung des für weibliche und jugendliche Fabrikarbeiter geltenden Schutzes auf die Heime; scharfe Vorschriften, von deren Befolgung die Arbeiterlaubniß abhängen soll, für die Beschaffenheit der Arbeiträume, die nicht zum Schlafen oder Kochen dienen dürfen; Anzeigepflicht auch für das Vermiethen oder Benutzen häuslicher Werkstätten; Ausschaltung der Heimarbeit bei Regieaufträgen; durch Einigungämter festzusetzende Mindestlöhne. Diese Maßregel haben seit Jahren auch angesehene bürgerliche Sozialpolitiker verlangt.

Wichtiger als die Einzelforderungen ist zunächst, daß die gesetzliche Gleichstellung von Fabrik- und Heimarbeit erreicht und die Hausarbeit, wie die in der Fabrik geleistete, vom Staat überwacht wird. Auf dem Weg, den das Kinderschutzgesetz von 1903 wies, muß man weiter in die „Heime" schreiten. Gegen diese Absicht eifern die letzten Manchestermänner, die ihre Position nicht ohne zähen Kampf räumen wollen. Schon die Registrirpflicht, die Voraussetzung jedes wirksamen Schutzes, ist ihnen ein Gräuel. Daß ohne diese Pflicht gegen das Sweating System nichts auszurichten ist, weil es sich in einem der Behörde unzugänglichen dunklen Winkel verbirgt, ist in England, Amerika, Australien erwiesen. Kein Wunder, daß gerade diese Pflicht Aergerniß erregt.

Was macht man gegen sie, wie gegen den Heimarbeiterschutz überhaupt,

Digitized by Google

nun geltend? Zunächst das Recht der Offizier-, Beamten- und Bürgertöchter auf Anonymität, auf ein heimlich zu beziehendes Taschengeld. Diese Form des Nebenerwerbes ist ein altes böses Unheil. Aus einer anmuthigen Kunst hat er die feine Handarbeit, Bunt-, Weiß-, Goldstickerei, zu einer Augen und Nerven zerstörenden Brothetze erniedert. Traurig, daß die Unterbietung der Berufsarbeit immer noch „standesgemäß" sein soll. Man will diesen Frauen das Glück erhalten, für Spottlöhne endlos zu sticheln. Auf Kosten der Volksmasse. Weiter. Greisen, Kranken und stillenden Müttern will man den Hungerpfennig wahren, der auf die Löhne der Familienväter drückt. Vergißt die Gesellschaft ihre Pflicht gegenüber Mitgliedern, die durch natürliche Umstände oder Verhängniß hilflos wurden, so doch nicht deren Recht, ihre Noth ausbeuten zu lassen. Auch das Verbot der Kinderarbeit findet immer noch Gegner; noch immer giebt es Volksbeglücker, die den Kleinen die Erziehung zur Enthaltsamkeit von Spiel und frischer Luft sichern wollen und den Preis körperlicher und seelischer Verkümmerung für den trüben Lehrkursus nicht zu hoch finden. Und man zittert für den jämmerlichsten Theil der Heimgewerbe, der unter der Gesetzeslast erliegen wird, weil er nur von der Gesetzlosigkeit lebt.

Alles aber, was die gesunde Entwickelung hemmt, ist schädlich und muß weggeräumt werden. Man sieht nicht, daß die Entwickelungtendenz wirksame Maßregeln gegen die nicht mehr lebensfähigen Formen und gegen die Ausbeutungsucht der Heimbetriebe verlangt. Und man ist taub gegen die Lehren der Vergangenheit. Deutlich zeigt sie doch, daß der Fabrikschutz Erfindungskraft und Unternehmungsgeist beflügelt und den Arbeiterstand hebt, daß die bestgeregelten Gewerbe auf dem Weltmarkt die Führung erobert und, trotz allen Unkenrufen über ihre Gefährdung durch den minder belasteten ausländischen Wettbewerb, behalten haben. Und was ein sinngemäßer, die ganze Volkswirthschaft umfassender Schutz der Arbeiter, besonders der Frauen und Kinder, für das kommende Geschlecht bedeuten würde, läßt sich schwer zu hoch anschlagen.

Seit den Tagen, da Robert Owen mit dem Rüstzeug des klugen und humanen Kaufmannes gegen unsägliches Kinderelend in den Fabriken auftrat, bis zu unserem letzten Kinderschutzgesetz, das die Pforten der Heime sprengte, hat man jeden Versuch, Wehrlose zu schützen, mit den selben Waffen bekämpft. Ich will nicht von England reden. Man lese nur, was uns Anton nach amtlichen Quellen aus der „Geschichte der preußischen Fabrikgesetzgebung" erzählt Man erinnere sich der blöden Abwehr des Zehnstundentages für Arbeiterinnen. Und man gedenke, wie oft vom Eigennutz oder von einem Dogma umnebelte Köpfe für ungehinderte Ausbeutung kleiner Kinder und ihrer jungen Mütter im Namen der Freiheit plaidirten. Danach und nach dem Aufstieg unserer Großindustrie, der sich in der Zeit verschärfter staatlicher Ueberwachung vollzog, bewerthe man den Widerstand gegen den Heimarbeiterschutz.

Helene Simon.

Digitized by Google

Berliner Sezession.

Die Ausstellung ist unter allen, die bisher von der Sezession veranstaltet wurden, die ernsthafteste. In der Tendenz der Auswahl und in dem Grade der Jahresleistung. Man hat nicht nur interessante, sondern nützliche Leute eingeladen; und der Fortschritt der Mitglieder selbst erstreckt sich fast auf die ganze Linie, mindestens auf die Leute, von denen überhaupt eine Bewegung nach oben oder nach unten gehofft oder gefürchtet werden konnte. So sind ein paar hundert Werke zusammengekommen, die nicht aus Hinterpommern, Schlaraffien und Hinterindien, sondern zum größten Theil aus Europa stammen.

Zu diesem wohlthuenden Eindruck gehört, daß endlich einmal Liebermann unter seinen Genossen nicht mehr jenseits von allen Vergleichsmöglichkeiten erscheint. Ein Bischen liegts an ihm. Er hat nicht ganz undiskutable Werke ausgestellt, sondern Das, was er gerade fertig hatte. Natürlich wie immer interessant, interessanter sogar als je; und von einer Jugendlichkeit, um die ihn die Jüngsten beneiden können. Vergleicht man den Liebermann der Jahrhundertausstellung mit dem in der Sezession, so glaubt man, erst im beginnenden Alter das Temperament aller Fesseln ledig zu finden. Der Papstsegen, der in der Sezession ausgestellt ist, intriguirt den Betrachter wie das Werk eines starken Debutanten, der sich mit der ganzen Heftigkeit der ersten Aussprache giebt. Wieder hat Liebermann eine starke Massenbewegung dargestellt. Daß sie einem ungewohnten Milieu entnommen wurde, ist nicht so merkwürdig wie die Art künstlerischen Gelingens, die wirklich erreicht, uns eben so fortzureißen wie die Gläubigen, die ihre Hände nach dem Segen recken. Die Bewegung ist vollkommen. Das Bild nicht ganz. Es kommt der Realisirung sehr nah, aber ich glaube, Liebermann wird sich damit nicht zufrieden geben und die Farbendisposition noch so ergänzen, daß sie der glänzenden Komposition das Gleichgewicht hält, so organisch wie die Koloristik seiner amsterdamer Bilder des letzten Jahres. Mich stört der Papst, dieses lokalisirte Stückchen Weiß, das da zu der Hauptsache, nicht ganz von der Bewegung, nicht lediglich vom Bildlichen, sondern von der voreiligen Auslegung der Szene zur Hauptsache gemacht wird. Für das Auge durfte der weiße Mann nicht wichtiger sein als die anonymen Beine und Arme der Segenbedürftigen. Nothwendig war er überhaupt nicht; die Verhüllung des Idols hätte die Wirkung gesteigert. Nur eine Kleinigkeit fehlt, eine letzte Finesse in den Valeurs; und man bemerkt ihr Fehlen vielleicht deshalb leichter, weil es auch in Liebermanns Portraits diesmal zu fühlen ist. Besonders deutlich in dem Dr. Strebel. Viel weniger störend in den beiden anderen Bildern. Zwei glänzende Portraits. Lichtwark kann sich zu dem Alfred von Berger gratuliren. Man wird interessante Vergleiche mit dem Bürgermeister Petersen anstellen können. So hoch dieses einst viel

Digitized by Google

geschmähte Bildniß heute mit Recht geschätzt wird: sicher ist Liebermann in dem Berger weiter gegangen. Die Syntheſe iſt vollſtändiger, die Idealform, die jeder Künſtler aus ſeinem Modell gewinnt, endgiltiger, die Auffaſſung hier und in dem Lichnowsky ſchlagender. Es iſt unmöglich, das Typiſche weiterzubilden. Ja, vielleicht ſchießt dieſe raſtloſe Ausarbeitung der aus dem Schädel gewonnenen Formel über das Ziel. Man hat das Gefühl, daß der phyſiognomiſche Stil zu unverhüllt entſcheidet, um den Eindruck des Maskenhaften mit Sicherheit zu vermeiden. Dieſer Eindruck bleibt nicht und würde nie entſtehen, wenn Liebermann auf die Vertheilung der Valeurs die ſelbe Aufmerkſamkeit wendete wie auf das Uebrige. Man möchte vor den beiden Bildern ſchwören, daß Liebermann eben ſo groß als Bildhauer geworden wäre. Die Kombination der feinſten Beherrſchung der Töne und gleich großer Beherrſchung des Plaſtiſchen iſt wohl überhaupt ſelten. Trübner zeigt faſt genau das entgegengeſetzte Phänomen. Auch in den diesmal ausgeſtellten Bildern überwiegt eine meiſterhafte Behandlung der Töne. Nur ſehr ſelten (zum Beiſpiel: in dem großartigen Chriſtus der Jahrhundertausſtellung) erklimmt die räumliche Gewalt ſeiner Bilder die ſelbe Höhe. Eine femininere Gabe als Liebermanns Kunſt (daß Trübners Gattin dafür ſo ſelbſtändiges Verſtändniß zeigt, iſt kein Zufall), nie fortreißend, nie im Moment entſchieden, dafür aber voll verſchwiegener Reize, an deren Art Liebermann vielleicht zu ſouverain vorbeigeht. Bei Slevogt ereignet ſich ein dritter, der häufigſte Fall. Er hat nicht genug von Beiden. Man konnte im vorigen Jahr vor dem vornehmen Herrenportrait eine glückliche Wendung hoffen. Diesmal muß man faſt fürchten, daß Slevogt ſeiner Geſchicklichkeit zum Opfer fällt. Die Nähe der Habermanns iſt kein gutes Omen. Das Ueberwiegen der Koloriſtik verhilft den Figuren nicht zu Körpern. Die Dame in Blau hat wirklich keine Füße. Viel Fleiß iſt in dem General auf lokaliſirte Wirkungen verſchwendet, ohne die Einſicht, daß der ſchönſte Schmuck ein Schiff nicht vor dem Sinken rettet, wenn es falſch gebaut iſt. Man muß ſolche Bilder neben den Berger und den Lichnowsky halten, um das höchſt Relative der Einwände gegen Liebermanns Meiſterlichkeit zu erkennen.

Keiner hat mehr für die Ausſtellung gethan als Corinth. Liebermann zeichnet einen Grenzpunkt ſeiner Laufbahn. Corinth iſt das überſtrömende Talent, das noch nicht weiß, wohin es getrieben werden wird. Ein Talent, das die Phraſe, wir hätten keine „nur" malenden Maler, gründlich widerlegt. Die Kreuzigung war ein fabelhaftes Bild, als der Hintergrund fehlte und die Hauptgruppe allein ſtand, ohne die ornamentalen Schnörkel mancher Nebenfiguren. Und es iſt immer noch glänzend und würde noch einen Maler von Gottes Gnaden verrathen, wenn es nur aus dem tollen Nagelauszieher beſtünde. Nach dem talentvollen Unfug Corinths in der Ausſtellung bei Caſſirer konnte man ſeine Schwächen auf die moderne Genügſamkeit an flüchtigen Ein-

Digitized by Google

fällen zurückführen. Nichts wäre vor dieser Kreuzigung verkehrter. Dem Genie, das darin steckt, kommt nur der enorme Fleiß nah, mit dem jede Nuance des Hauptmotives hier geradezu erschöpfend dargestellt wird. Er verstrickt sich schließlich in den Komplikationen der Ausläufer der Bewegung, ohne daß man genau sagen könnte, wo die Störung des Rhythmus liegt. Vielleicht trägt nur die schwache Koloristik des Hintergrundes die Schuld. Sonst ist die Farbe wunderbar. Mag sie mit Recht Wagenschmiere genannt werden: nur muß man dann konsequenter Weise um so höher die Kunst stellen, die daraus das wunderbare Geschmeide des ganzes Werkes gewinnt. In dem anderen Bild, der „Kindheit des Zeus", das anfangs gar nicht gefällt und das Einen, je öfter man wiederkommt, immer mehr verleitet, die Schwächen zu übersehen, ist die Materie noch flüssiger. Der Maler bleibt dem ursprünglichen Einfall viel näher. Es gelang ihm schneller, die vibrirende Lebendigkeit seiner Vorstellung in zuckendes Fleisch zu verwandeln und den Strom herzustellen, der von Körper zu Körper fließt. Wäre es nicht möglich, die Schönheit der Gruppe auf der rechten Hälfte, die Pracht des Fleisches in dem göttlichen Baby und die Pikanterie in der glänzend erfundenen Ziege, ohne die kleinen Banalitäten gewisser Details zu erhalten und das Gleichgewicht besser zu sichern? Es fehlt ein gewisser Geschmack. Die Art von Geschmack, die hier gemeint ist, darf nicht mißverstanden werden. Vor der Seltenheit solcher Begabung wird der Einwand leicht banal. Ganz gewiß ist der Geschmack nicht zu unterschätzen. Man sieht, was Leute wie Schmidt-Michelsen und Hübner damit machen. Das sichere Bewußtsein, in den Landschaften Ulrichs Hübner keine Roheiten zu finden, der Sinn seines Bruders Heinrich für aparte Erscheinung im Interieur ist gewiß werthvoll. Aber man darf den Geschmack auch nicht zu hoch schätzen. Dafür ist ein mehr oder weniger bestimmter Grad von Geschmack zu sehr Gemeingut. In den Stilleben der Weiß, Breyer und Rhein, in den Studien Tuchs, in den zierlichen Naturausschnitten Bondys kommt diese Eigenschaft schon so weit, die Einfachheit zum Gesetz zu erheben, und läßt daher auf ein nicht gewöhnliches Niveau von Kultur schließen. Aber die eigentliche Aufgabe der Kunst wird mit solcher achtbaren Dokumentirung nicht erschöpft. Je mehr der Geschmack Gemeingut wird, desto höher erhebt sich die Kunst über dieses Sicherungnetz unter ihren Füßen. Unbedenklich muß man zwar Breyers Terrine mit dem Silberzeug dem Thoma (ich meine nicht die passable Lauffenburg aus den achtziger Jahren, sondern den Sämann) und das Stilleben Herrmanns dem Christus von Stuck vorziehen. Aber diese Art von Unterscheidung bestimmt uns nicht in unserer Vorliebe für Corinth. Das Wesentliche seiner Werke steht höher, mag es noch so viel Schlacke enthalten. Und fühlt man Etwas von diesem Wesentlichen in den Anderen, etwa in den Landschaften Breyers und Tuchs, in dem Akt von Weiß, so entscheidet auch hier stets das Urtheil

Digitized by Google

gegen das geschmackvolle Werk zu Gunsten des stärkeren. Man braucht das Stilleben von Kardorff nur neben das von Rhein zu halten. Nicht die sehr große Abhängigkeit des einen vom anderen giebt den Ausschlag, sondern, daß Kardorff sachlicher ist. Seine Blumen sind sachlicher als alle anderen Stilleben der Ausstellung, mit größerer Treue gemacht; und daß sie auch höheren Geschmack verrathen, ist Folge, nicht Grund. Sie sind bildnißhafter, ähnlicher, von der Aehnlichkeit, die man Liebermann mit Recht nachrühmt und die Kardorff selbst in dem famosen Portrait seines Vaters sehen läßt; nicht der Natur, sondern dem aus der Natur gewonnenen Idealeindruck ähnlich. Dies Bildniß überrascht nicht, wie der Berger, hat auch nicht die gesteigerte Anatomie des Lichnowsky, aber erreicht durch Ausbildung aller brauchbaren Motive der Natur und mit der Harmonie, die mit dem Grau der Weste und dem etwas tieferen Grau des Grundes alle Nuancen des Gesichtes in Balance hält, eine eben so endgiltige Form. Ein nicht so großes Wagniß wie die Bilder Liebermanns, aber auch nicht so auf der Messerschneide zwischen Maske und Leben. Dabei fehlt das Gequälte, das Kardorff früher nicht zu überwinden vermochte und das auch diesmal noch den sehr stattlichen Akt zerstückelt. Mit ganz ähnlichem Ernst ist Leistikow wieder fortgeschritten. Die Ausstellung bietet kein besseres Beispiel für Das, was Intellekt und Selbstzucht vermögen, als die beiden grauen Baumstämme in dem moosgrünen Garten. Man denkt mit Schaudern an die stilisirten Gesichter früherer Landschaften Leistikows zurück. Von denen ist hier nur der stramme Aufbau geblieben. Das Knochige hat sich mit blühender Vegetation von einer der Tonkunst Trübners verwandten Art bedeckt. In der weichen „Liebesinsel" versucht Leistikow eine neue Bereicherung, die uns vielleicht noch unerwartete Dinge beschert. Freilich kann man nicht die Schwierigkeit übersehen, das vereinfachende Prinzip, von dem Leistikow ausging, mit der Bereicherung in Einklang zu bringen, von deren Nothwendigkeit sich sein Intellekt überzeugt. In der Kunst ist, anders als im Rechnen, das Addiren schwerer als das Subtrahiren. Die malende Jugend in allen Ländern kennt heute nichts Besseres als die Vereinfachung. Die diesjährige Ausstellung der Indépendants in Paris wimmelte von Reduktionmethoden, die man auf Cézanne anwendete. In der Sezession hat man einen ähnlichen, nur nicht so spezifischen Eindruck. Der talentvolle Purrmann vereinfacht in seiner „Allee" Liebermann, in der Straße mit Fahnen Manet; Beckmann mit seinen grauen Wellen vereinfacht Monet; Kandinsky reduzirt die ganze Malerei in Bausch und Bogen auf lithographische Striche. Alles ganz amusant und im Grunde, so scheints wenigstens, die selbe Methode, mit der die Impressionisten zu ihrer Zeit mit Delacroix, Corot und Courbet ihr Heil versuchten. Mit einer kleinen Nuance von Unterschied: man sollte bei der Vereinfachung nicht nur an die Anderen, sondern auch an sich selbst denken. Schließlich bringt das Subtrahiren allein allenfalls Bruchtheile

Digitized by Google

des Vorbildes, aber keine neuen Werthe zu Tage: und daraus gewinnt weder unsere Liebe zu den Vorgängern noch die Kunst des Neulings.

Die Nuance zeichnet Munch vortheilhaft aus. Er vereinfacht vor Allem sich selbst. Die Bildnisse hier und das gleichzeitige Herrenportrait bei Schulte zeigen einen neuen der vielen Wege Munchs, aus seiner Nervosität Vortheile zu gewinnen. Keinen ganz unbedenklichen Weg. Die Materie ist so dünn geworden, daß sie leicht einmal dem Manierismus verfallen könnte. Freilich steckt so viel Künstlerblut darin, daß auch dieser Ausweg nur wieder zu einer neuen Reaktion des Rastlosen führen würde. Bis dahin freuen wir uns an der mit nichts gemachten Geste dieser Bilder, die spielend einen Hauch des Lebens giebt und elegant bleibt, ohne banal zu werden. Freilich gehörte zu dieser Freude ein besserer Platz. Ich begreife nicht, wie man solche Bilder so schlecht hängen kann. Der ganze Saal mit den Munchs wirkt wie ein nicht aufgeräumtes Vorzimmer; und selbst der schöne Denis (der hier wie eine entkleidete Jungfrau unter erregten Indianern wirkt) kommt nicht zur Geltung. Den sehr anständigen Akt von R. E. Weiß zwischen Papier, noch dazu neben dem schlechten Somoff, unterbringen: so leicht dürfte man die Pflicht gerechter Raumvertheilung nicht nehmen. Selbst die Sachen von Willumsen durften nicht so aufgestellt werden, wenn nicht des Ausstellers, so des Raumes wegen. Königs Mädchen auf dem blauen Teppich läßt in dem grellen Licht nur die Schwächen des Bildes sehen. Man wollte ihn für den Leichtsinn strafen, ein unfertiges Bild einzusenden. Der Leichtsinn war, daß Leo von König das Bild viermal gemalt hat, getrieben von dem Reiz des Vorwurfes und von der Unzufriedenheit mit dem jeweilig Erreichten, und von den vier Fassungen die frischeste und beste einsandte. Die Unfertigkeit besteht darin, daß ein paar Stellen der Leinwand nur lose bedeckt sind. Darüber sollten sich freie Künstler nicht mehr aufregen. Denn die andere Dürftigkeit, die Dissonanz zwischen Disposition und Ausführung, zwischen Wollen und Können, das Offenlassen von Fragen, die unbedingt beantwortet werden müssen, um das Werk nicht zum Schemen zu machen: diese mit Recht verpönte Unfertigkeit kann ich nicht finden. König hat bisher nichts Besseres gemacht; und dies Beste gelang ihm, weil er sich von der flüchtigen, aber schwerfälligen Abmalerei seines letztjährigen Portraits freizumachen wagte. Daß man ihn in einer Ausstellung, wo Manet, Renoir, Cézanne und Degas den Ton angeben, nicht gut hängen könnte, steht fest. Aber auch der Papst von Liebermann verlöre in solcher Umgebung an Interesse. Nun ist Manet wohl da, aber sein Bettler dient, um Habermann und Stuck Gesellschaft zu leisten; Manet bestimmt also nicht das Niveau. Man hat relativ geschätzt. Es versteht sich von selbst, daß dabei der Maßstab, nach dem man mißt, von größter Wichtigkeit ist; denn er stellt das Prinzip, die Religion, die Seele der Vereinigung dar. Man schätzt nach dem Talent, wird gesagt. Das klingt vernünftig. Man sagt: Stuck und Ha-

Digitized by Google

bermann haben mehr Talent als König, folglich . . . Dabei wird vergessen, daß „haben" und „gehabt haben" nicht das Selbe ist, dann, daß zuerst mal entscheidet, was Jemand mit dem Talent zu machen versteht. Der konservative Glaube an die Begabung erlaubt hier thatsächlich der kraftlosen Manierirtheit, sich im Schatten früherer, auch schon überschätzter Thaten breit zu machen. Wenn überhaupt so viel Begabung da ist, daß Wirkungen künstlerischer Art durch subjektive Anspannung möglich werden, scheint es mir namentlich auf diese anzukommen, auf die Ehrlichkeit, mit der alle Kräfte zum Besten der Sache eingesetzt werden, auf die Bildung und die Klugheit, die dabei die Kräfte leiten, vor Allem nicht auf das gewesene, mögliche oder gedachte, sondern auf das vorliegende Resultat. Liebermann giebt selbst für diese Anschauung das beste Beispiel. Seine Generale eifern ihm nach. Von solchen Ernsthaften wird kein Mensch die Duldsamkeit gegen Manierirtheit und Unverstand erwarten; und sie treiben schlechte Politik, wenn sie sichs einbilden. Schmücken würde sie die Nachgiebigkeit gegen jeden ernsthaften Fortschritt und der Optimismus in der Beurtheilung junger Talente. Ich wäre immer tolerant einem Linde-Walther gegenüber (man ist es reichlich gewesen), einem Oskar Moll, einem Nolde; und wäre höchst rücksichtlos gegen berühmte Leute, die der alte Hogarth Manufacturers nannte, eifern gegen grasse Irrtümer wie Brandenburg, Oppler und Otto Friedrich, eben so streng gegen die Talentvollen wie Strathmann, Baluschek und Hettner, die Eigenart mit Schema verwechseln und nicht halten, was sie versprochen haben. Und es käme mir nie in den Sinn, einen Maler wie Anglada oder einen Bildhauer wie Willumsen, der thatenlos in der Holzhauer-Plastik stehen geblieben ist, die vor zehn Jahren als Reaktion flüchtige Bedeutung hatte, mit Einladungen zu beehren. Die Leiter der Ausstellung schätzen gewiß die Kunst eines Maillol; warum geben sie ihm nicht das Relief, das ihm gebührt? Er hat einen viel schlechteren Platz als die brave Bronze Friedrichs oder das Standbild Tuaillons, das wie eine kommerzielle Nachbildung des schönen Monumentes wirkt. Die liegende Frau Maillols ist ein Stück Plastik, von dem zumal unsere Bildhauer, die Hildebrand mit Rodin vertauschen, Alles lernen können; Klinger nicht minder als Klimsch, dessen Phantasien bei aller Beweglichkeit doch nie flüssig werden. Rodin hat, wie Richard Wagner, keinem seiner Jünger Vortheil gebracht. Er bleibt, wie er ist, der Größte unserer Zeit und wir wären schnöde undankbar, wollten wir ihn für seine Nachfolger verantwortlich machen. Aber seine Kunst ist das Produkt zu isolirter Bedingungen, um vorbildlich wirken zu können. Vielleicht gehörte dazu, daß Rodin im Lande und zur Zeit des größten Aufschwunges der Malerei seit dem siebenzehnten Jahrhundert zur Welt kam. Ich weiß nur Einen, dem er half: Minne. Seine schöne Büste zeigt noch eine letzte Spur der Befruchtung, die der Gothiker dem Schöpfer der Bourgeois

Digitized by Google

de Calais verdankte. Voriges Jahr konnte man bei Kolbe einen glücklichen Einfluß vermuthen. Auch die Mädchenfigur in Marmor zeigt noch Etwas von der unnachahmlichen Weichheit des Vorbildes. In dem gebückten Akt aus Stein meldet sich aber schon die Nemesis. Diesem gefährlichen Einfluß stellt Maillol die Ruhe einer Form gegenüber, die griechisch wirkt, ohne uns die Antike Lessings vorzuhalten. Nicht das Ideal, das, wie Scheffler neulich in einem glänzenden Aufsatz über Hildebrand sagte, die Natur durch eine Kunsttradition sieht, sondern selbst Theil der Tradition, Kind der selben Rasse, die einst die Metopen formte, so harmlos in seiner Anschauung, daß man für Natur nimmt, was der geläutertste Sinn für das Gleichgewicht ersann. Dies bedeutendste Werk der Plastik in der Sezession ist so schlecht gestellt, daß die Besucher glauben müssen, ein dickes Weibsstück vor sich zu haben. Wer es im Herbstsalon des vorigen Jahres sah, traut seinen Augen nicht. Ohne die seitlichen Durchblicke bleibt es unverständlich. Dagegen ist der komfortable Ledersessel in der Mitte von allen Seiten erschöpfend zu würdigen. Auch die Holzfigur Maillols, eine seiner frühsten Arbeiten, sollte man von Licht umflossen zeigen.

Man kann der Sezession nicht dankbar genug dafür sein, daß sie gerade jetzt eine Reihe tüchtiger moderner Franzosen eingeladen hat. Die beiden Manets sind nicht besonders starke Werke. Immerhin giebt die Jetée de Boulogne von 1869 ein wundervolles Beispiel für die Tonkunst Manets. Die deutschen Vergötterer Whistlers sollten sich neben diese Degradation von Grau und Grün mal ein Nocturno Whistlers denken. Sowohl der Hafen wie der um einige Jahre frühere „Bettler" verrathen, wie viel Manet besaß, bevor er sich der Koloristik ergab, die ihm die Blüthe bringen sollte, und sind daher gerade in dieser Ausstellung interessant, wo die Bedeutung der Palette auf so vielerlei Art demonstrirt wird. Kurt Herrmann, der den Neoimpressionisten-Saal zusammengestellt hat, verdient um so größere Anerkennung, als er sich nicht im Unklaren sein konnte, daß der Vergleich mit den Bildern der französischen Kollegen seine eigenen Arbeiten mit größerer Schärfe beurtheilen lassen würde. Doch muß auch hier wieder die Verschiedenheit des deutschen vom französischen Niveau ernstlich in Betracht gezogen werden. Denkt man an die früheren Arbeiten Herrmanns und Baums, zumal die um mehrere Jahre zurückliegenden, so kann man den großen Fortschritt nicht verkennen. Der Neoimpressionismus, über den man in Berlin, wie über so Manches, schimpft, ohne recht zu wissen, um was es sich handelt, konnte in dem kleinen Rahmen nicht vollständig vorgeführt werden; und ich würde diesen Versuch beklagen, wenn damit die Möglichkeit ausgeschlossen würde, ihn in rationeller Weise zu wiederholen. Eine Richtung, mit der sich die bedeutendsten modernen Künstler mit Vortheil auseinandergesetzt haben, die, von Delacroix vorbereitet, latent in der ganzen Freilichtmalerei der Impressionisten wirkt und deutlich als die Konsequenz der

Digitized by Google

von Constable zu Monet reichenden Geschichte hervortritt, lohnte eine umfassende Zusammenstellung, nicht, um den Witz geistreicher Kollegen Herrmanns und Baums zu würzen, sondern, weil das Brauchbare der Bewegung bei uns vielleicht mehr als irgendwo bleibende Vortheile bringen könnte. Was die Jüngeren in Frankreich, von Lautrec, Van Gogh und Gauguin bis zu Bonnard und Maurice Denis, davon gehabt haben, weiß Jeder von ihnen; und man kann bei uns in dem Verhältniß Ludwigs von Hofmann zu der Richtung den Nutzen erkennen, den selbst ein dichterisches Gemüth aus der Berührung mit dem Neoimpressionismus davonzutragen vermag. Für solche Vorführung waren drei Säle, war auch eine etwas ruhigere Vorbereitung nöthig. Man macht bei uns die Ausstellungen nach der Art der gastfreundlichen Hausfrau, die Sonntag nachmittags, wenn die Läden zu und die Mädchen ausgegangen sind, liebe Leute zu sich bittet. Man schickt in die Nachbarschaft nach brauchbaren Bildern und nimmt, was der Zufall bringt. Vor Allem fehlt der Ausstellung ein halbes Dutzend Bilder von Monet und Pissaro, die den Uebergang in die Theilung-Methode der Neoimpressionisten zeigen. Und dann Seurat. Es ist denn doch einigermaßen ungerecht, bei einem Jubiläum, sei es auch im kleinsten Kreis, nicht dem Gründer des Hauses zu danken. Sicher ist Seurat lange tot und an der von Signac determinirten Entwickelung kaum betheiligt. Doch wäre ohne die Baignade und die Grande Chatte Signac nie zum Bewußtsein gekommen und außerdem hat Seurat mit seinen großen Dekorationen eine nachher unberücksichtigt gebliebene Seite des Neoimpressionismus erschöpft. Dann mußte die Entwickelung der Methode gezeigt werden, indem man die Signac unter dem Einfluß Monets aus dem Jahr 1884 mit den späteren Werken zusammenstellte und unter diesen doch mindestens je ein Werk der berühmten Serien (Mont Saint-Michel u. s. w.) auswählte. Ich begreife aber auch jetzt nicht, wie man vor den ausgestellten Werken von Signac, Croß und Einzelheiten von Ryßelberghe behaupten kann, diese Leute seien die Knechte ihrer Technik. Wer nicht das Spiel in dem „Morgen an der Seine" und in dem pompösen Hafen von Saint-Tropez Signacs oder in der Regatta und der Landschaft mit den rosa Blüthen von Croß sieht, hat keine Organe für Bilder. Die suggestiven Sachen Valtats sind eine andere, etwas billigere Folge Monets und werden bei uns leichter verstanden. Gauguins Geburt Christi aus dem Jahr 1896 mit der großartigen Kombination von Rost-Tönen mit Blau und dem geliebten Gelb ist eine würdigere Reaktion auf den Impressionismus, die schon in der noch ganz unter dem Einfluß Cézannes entstandenen Martinique-Landschaft von 1887 beginnt. Maurice Denis war vielleicht das glücklichste Resultat dieser Revolution. Seine christlichen Dekorationen zeigen immer noch, was den letzten Nachfolger Ingres', der Puvis in den Schatten stellen wird, mit dem grimmigen Europa-Hasser Gauguin verbindet. Von den Panneaux seiner Freunde

Digitized by Google

Vuillard und Bonnard mag der Erste zunächst am Stärksten wirken. Die gelbgrauen, mit Blattgrün und pompejanischem Roth geschmückten Flächen bringen das Japanische auf eine unseren Stilisten ungewohnte Art. Alles Exotische fehlt. Nur in dem Flächigen verräth sich der Einfluß. Davon, von einem Flächigen, das sich für den Steindruck besser eignet als für die durstige Leinwand, kommt Vuillard nicht los. Man weiß, was die ganze moderne Kunst der Lithographie verdankt. Ludwig von Hofmann hat neulich sein Bestes in der selben Technik, in der leider wenig beachteten Mappe des Insel-Verlages, mit entzückenden Tanzmotiven gegeben. Vuillard brachte die Arbeit auf dem Stein eine Periode fast endgiltiger Leistung, die er kaum entscheidend überschritten hat. Denis gelangen hier seine zartesten Rhythmen; doch braucht er die Wand, um seine eigentliche Rolle zu spielen. Bonnard ist von den Dreien der Maler par excellence. Seine Lithographien zu „Daphnis und Chloe" übertreffen die besten Blätter der Anderen und stellen seine Bilder trotzdem durchaus nicht etwa in den Schatten. Auch in seiner Malerei tritt der Hang zur Dekoration hervor; aber man thut gut, ihn trotzdem nicht mit dem Strom zu verwechseln. Keine programmatische Hinnahme eines die Persönlichkeit bindenden Stils, die selbst noch in den freisten Schöpfungen eines Denis merkbar ist, hemmt Bonnards Gestaltung. Der Einfall kommt mit der ganzen Behendigkeit und Zierlichkeit, mit der er im Kopf des Malers entstand, auf die Fläche und diese überträgt restlos die selbe Empfindung auf den Betrachter. Die Panneaux der Ausstellung erobern Keinen, der Bonnard nicht schon kennt. Man muß sehr viel von ihm sehen, um hinter die Fülle von Lieblichkeit zu kommen, die sich unter den krausen Flecken versteckt. Auch hier darf sich die Sezession nicht mit dem Gebotenen begnügen, zumal sie die kleinen Bilder (eine Perle ist das Mädchen mit der rothen Kette) miserabel gehängt hat. Sie ist uns eine große Bonnard-Ausstellung schuldig geworden.

Diese wäre schon diesmal wichtiger gewesen als die Ausgrabung Coenepoels ohne seine besten Sachen. Man wird nicht recht froh in dem Saal. Ein Schwanken zwischen der Routine eines besseren Champ-de-Mars-Malers ohne die Geschicklichkeit, die man dort findet, und, in einigen kleinen hübschen Bildern, der Empfindung der Impressionisten, wofür Kultur und Ueberzeugung nicht ausreichten. Doch kann man auch an dieser anständigen Outsider-Leistung lernen; denn es ist Arbeit, nicht Phrase. Und Das kann man in jedem Saal dieser Ausstellung: lernen, wie die Anderen lernen. Hat die Ausstellung Erfolg (und es scheint so), dann ist der Sezession zu gratuliren. Dann steht fest, daß sie ohne Kompromisse und ohne Fexerei ruhig zeigen kann, was hier und anderswo die tüchtigsten Leute machen.

Julius Meier-Graefe.

Digitized by Google

Die Schule ohne Gott.

Während der Debatten über die neue Schulvorlage ist von Sozialdemokraten der Vorschlag gemacht worden, die Religion ganz aus dem Schulunterricht zu beseitigen. Man berief sich dabei namentlich auf Amerika und Frankreich. Dort ist der Religionunterricht von der Volksschule ausgeschlossen.

In Amerika ist aber Gott nicht abgesetzt worden. Gottesglaube und Frömmigkeit bleiben die Grundlage der Erziehung. „Das Problem der moralischen Erziehung des Kindes auf Grund eines Gottesglaubens ohne irgend welche konfessionelle Beimischung ist in den Vereinigten Staaten gelöst", schreibt Rottenburg in seinem Buch „Das Zukunftprogramm unserer Schulgesetzgebung". „Durch ein Gesetz für Massachusetts, das von den meisten Staaten der Union angenommen worden ist, werden die Lehrer angewiesen, den Herzen der ihnen anvertrauten Jugend Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Wahrheitliebe, Patriotismus, Wohlwollen für alle Menschen, Nüchternheit, Lust zur Arbeit, Keuschheit, Mäßigkeit im Genießen und alle anderen Tugenden einzuprägen, welche die Zierde der Gesellschaft und die Grundlage der Republik bilden." Die Lehrer sollen ihren Zöglingen zeigen, daß diese Eigenschaften dazu beitragen, die staatlichen Einrichtungen zu bessern, die Freiheit zu verbürgen und ihr eigenes Glück zu sichern. Der Staat ist nicht etwa irreligiös. Ein hervorragender amerikanischer Pädagoge betont ausdrücklich: „Wir brauchen Religion, wenn wir die höchste Stufe der Erziehung erreichen wollen", aber er verweist die Glaubensartikel und die Bekenntnisse an den häuslichen Herd und in die Kirche. In Irland und in Kanada hat man den Moralunterricht in der Volksschule den Bestimmungen der amerikanischen Gesetzgebung entsprechend geregelt. Auch Holland ist diesem Beispiel gefolgt. Unsere Gesetzgebung, sagte der Minister Thorbecke 1857 bei der Berathung eines Schulgesetzentwurfes in der holländischen Kammer, unsere Sitten, unsere Ideen in der ganzen Gesellschaft sind durchdrungen nicht von dem Christenthum, das Andersgläubige zurückstößt, sondern von einem über den dogmatischen Spaltungen stehenden sozialen Christenthum. Fazit: Der Lehrplan (richtiger: der Erziehungplan) aller dieser Staaten bedarf des Gottesbegriffes.

In Frankreich ist zwar ein „gottloser" Unterricht eingeführt, aber man scheint doch mit ihm nicht zufrieden zu sein, da allen Ernstes vorgeschlagen worden ist, den Lieben Gott (le nommé Dieu) unter einem harmlosen Inkognito (l'idéal, l'au-delà, le père) wieder in den Unterricht einzuführen. Kein Wunder: die utilitarische Begründung einer Moral ist für Kinder und gar für Zöglinge der Volksschule zu vielgliedrig. Ohne Moral aber würden wir in

Digitized by Google

den Kampf Aller gegen Alle gerathen. Und so kommen wir nicht ohne „Glauben“ aus; immer wieder müssen wir auf den übersinnlichen Ursprung der Moral zurückgreifen. Für Alle, die an eine natürliche Entstehung und Entwickelung der Moral „glauben“, bedeutet Das: wir bauen den ganzen Moralunterricht auf eine Unwahrheit; und dabei ist doch Wahrhaftigkeit die vornehmste Forderung der Moral. Denn wer nicht wahrhaftig gegen sich selbst zu sein versucht, kann seine Motive nicht gegen einander abwägen, kann nie über sich selbst richten, also auch nicht sittlich handeln. Und in dem Augenblick, wo die Heranwachsenden entdecken, daß das Fundament nicht Granit, sondern Flugsand ist, bricht ihnen das ganze Moralgebäude zusammen.

Das geschieht meist in dem Alter der Mannbarkeit, wo der Mensch ins Leben hinaustritt und zu handeln beginnt, also gerade in der Zeit, in der sich der Moralunterricht erst bewähren soll. Wenn der Jüngling jetzt alle Werthe umwerthen muß: war es denn nicht vielleicht besser, ihm nicht erst Werthe zu geben? Diese Frage muß verneint werden. Denn mag auch für den Starken das Wort des jetzt belächelten Feuillet gelten: Sortez de ce troupeau, recueillez-vous et écrivez votre catéchisme sur une page blanche: ich muß die Moral meiner Zeit tragen, muß sie, wie sehr ich sie auch theoretisch verwerfen mag, praktisch anerkennen, wenn ich leben will. Sonst sterbe ich auf dem Schaffot oder im Irrenhaus.

Man gebe der Jugend die herrschende Moral und verzichte auf jede Begründung. Dem spielerischen „Warum?“ des Kindes setze man mit der Autorität des Vaters oder Lehrers das „Du sollst!“ entgegen. Erst dem reifenden, ernstlich suchenden Geist gebe man die transszendentale und die natürliche Hypothese zur Wahl. Das Kind sollte, wie ein Parlamentarier, die Motive zum Gesetz verlangen? Schwerlich. Das Kind gehorcht der Mutter, nicht Gott. Der Knabe und das Mädchen nehmen sich das Wort des verehrten Lehrers, der angeschwärmten Lehrerin zu Herzen, nicht das Wort Gottes.

Allerdings paßt auf meine Anregung die berliner Redensart: Es ginge wohl, aber es geht nicht. Solche Umwälzungen werden nur durch die tiefste seelische Noth erzeugt; und bei uns herrscht fettes Weideglück. Aber Viele ringen doch nach Wahrhaftigkeit und glauben, nur durch dieses Ringen könne Deutschland genesen. Also gilt heute wiederum das De omnibus dubitandum.

Uns erstickt die Phrase und die Unwahrhaftigkeit. Wir lügen nicht bewußt und entschlossen, aber wir leben schwächlich dahin, in künstlichem Zwielicht, und scheuen die Klarheit.

Eduard Goldbeck.

Digitized by Google

Stadtanleihen.

Um Stadtanleihen kümmert man sich an der Börse im Allgemeinen nur, wenn ein Mißerfolg bekannt geworden ist; sonst pflegen sie sich still im selben Stockwerk des Kursgebäudes zu halten. Jetzt haben Mannheim, Wiesbaden, Ludwigshafen zu Angeboten auf 3½ prozentige Schuldverschreibungen aufgefordert und keine annehmbare Offerte bekommen. München, die Hauptstadt des zweitgrößten Bundesstaates, hat für den unbedeutenden Rest einer älteren 3½ prozentigen Anleihe Angebote auf 3½ und 4 Prozent eingefordert. Wenn kleine Kommunen sich, der Noth gehorchend, zu einem vierprozentigen Zinstypus für ihre Obligationen entschließen, begreift mans. Daß aber eine Stadt vom Rang Münchens sich bereit zeigt, über den gewöhnlichen Zinsfuß hinauszugehen, muß Aufsehen erregen. Den Stadtvätern ist wohl zuletzt noch die Erkenntniß gekommen, daß irgendeine plausible Erklärung nöthig sei; und so sagten sie denn, sie hätten die doppelte Offerte nur verlangt, um das für die Stadt vortheilhaftere Angebot wählen zu können. Als Nürnberg 6 Millionen Mark neue Obligationen ausschrieb, kam für 3½ prozentige Schuldverschreibungen ein Gebot von 98¼ und für vierprozentige eins von 104,38 Prozent. Damit war erwiesen, daß die Annahme des vierprozentigen Zinsfußes nicht wesentlich ungünstiger sei als das Beharren bei 3½ Prozent. München konnte immerhin also den Versuch wagen. Der Verlauf der münchener Anleihetransaktion (es handelt sich dabei nur um 13½ Millonen Mark) ist aber auch deshalb interessant, weil die heimischen Banken sich wieder indolent zeigten und die berliner Institute, die doch Bayern im Siegerschritt erobern und den blauweißen Kredit heben wollen, sich kühl zurückhielten. Nach dieser glanzlosen Probe werden die Münchener denken: „Was die Berliner können, hätten unsere Banken auch fertig gebracht."

Die Verhältnisse sind im Allgemeinen übrigens den 3½ prozentigen Anleihen nicht günstig. Das Reich selbst würde wohl, wenns ohne Gefährdung seines Ansehens möglich wäre, vierprozentige Obligationen schaffen, um beim Publikum mehr Gegenliebe zu finden; da dürfen die Städte nicht klagen, wenn sie gezwungen sind, 4 Prozent Zinsen zu bewilligen; sie können sich innerhalb einer nicht zu langen Frist obendrein ja die Konvertirbarkeit vorbehalten. In diesem Jahr sind schon so große Beträge 3½ prozentiger Anleihe untergebracht worden, daß man nicht staunen darf, wenn der Markt nicht mehr aufnahmefähig ist und die Banken striken. Berlin, Charlottenburg, Dresden, Leipzig, Chemnitz, Halle, Stuttgart, Karlsruhe, Nürnberg haben sich schon in den ersten Monaten des Jahres versorgt. Der Aufwand für diese Anleihen betrug etwa 120 Millionen; ein mehr als doppelt so hoher Betrag ist noch unterzubringen. Im Jahr 1905 konnten im Ganzen nur 200 Millionen Mark an Stadtanleihen begeben werden, weil das Kapital industrielle Anlagen vorzog. Deshalb haben viele Städte die Deckung ihres Geldbedarfes auf dieses Jahr verschoben und nun droht dem Markt Ueberschwemmung. Ob Rixdorf, Berlins Nachbarin, mit ihrer Anleihe mehr Glück als München haben und sofort 3½ Prozent erhalten wird? Die Banken sind nicht entzückt von der Aussicht, noch das ganze Jahr hindurch, mehr um der Ehre als um hoher Gewinne willen, für die Auffüllung der städtischen Kassen in allen Himmelsgegenden der Monarchie sorgen zu müssen; unveräußerliche Kommunalanleihen hat man nicht gern im Portefeuille.

Nicht vergessen darf aber werden, daß auch die Entwickelung des Kommu-

Digitized by Google

nalanleiheweſens ein Symptom des Wirthſchaftaufſchwunges iſt, den Niemand miſſen möchte. Die Städte haben ſich mächtig ausgedehnt und ſind genöthigt, den Bedürfniſſen der Großſtadt Rechnung zu tragen. Elektriſche Licht- und Kraftanlagen, Kanaliſation, gute Straßen, Waſſerleitung, Schulen, Krankenhäuſer, Markthallen, Theater, öffentliche Bauten, Brücken, Bahnhöfe (die Stadt Leipzig trägt den größten Theil der Koſten eines neuen Centralbahnhofes, der der größte der Welt werden ſoll), Verſtadtlichung der Straßenbahnen: all dieſe Dinge gehören jetzt in das Reſſort moderner Stadtverwaltungen und zwingen den Herrn Kämmerer, das dazu erforderliche Geld herbeizuſchaffen. Die Anleihenſchuld der Städte beziffert ſich in Deutſchland heute auf 5 Milliarden, in Berlin allein auf beinahe 700 Millionen.

Sind, trotz dieſer haſtigen Entwickelung, die Kommunalanleihen ſicher? Die Möglichkeit, eine deutſche Stadt könne in ernſte Zahlungſchwierigkeiten gerathen und ihren Zinscoupon nicht einlöſen, ſcheint mir ausgeſchloſſen. Der Vorſichtige wird zwiſchen armen und reichen, ſparſamen und verſchwenderiſchen Städten freilich ſehr genau unterſcheiden; aber im Allgemeinen dürfte die Steuerkraft der deutſchen Stadtgemeinden ſtets ausreichen, um die für den Dienſt nothwendigen Summen aufzubringen. Eine andere Frage iſt, ob die ſtädtiſche Schuldverſchreibung ſich zur Anlage eben ſo eignet wie Staatsanleihen und Hypothekenpfandbriefe. In der Kurszettelrubrik „Stadtanleihen" findet man den ominöſen Doppelſtrich, der dem werthen Publikum anzeigt, daß kein Kurs feſtgeſetzt werden konnte, viel öfter als auf anderen Gebieten, weil dieſe Anleihen, namentlich die Obligationen kleinerer Städte, einen ziemlich engen Markt haben. Wochen lang kommt es da nicht zu Umſätzen, kann alſo auch kein Kurs feſtgeſetzt werden; oder die Zettelnotiz iſt rein nominell und in praxi weder vom Käufer noch vom Verkäufer zu erreichen. Papiere, die keinen großen Markt haben, eignen ſich auch nicht fürs große Publikum; deshalb iſts am Beſten, wenn die Kommunalanleihen im heimathlichen Stadtkreis bleiben, wo man die Verhältniſſe des Gemeinweſens kennt. Der Umfang des Marktes iſt auch die Urſache des Unterſchiedes im Kursſtand deutſcher Stadt- und Staatsanleihen. Daß Stadtanleihen vielfach niedriger ſtehen als ſtaatliche, iſt kein Zeichen geringerer Kreditwürdigkeit, ſondern die Folge der Ab- und Umſatzſchwierigkeiten. Unterſchiede findet man manchmal auch zwiſchen den Kurſen älterer und jüngerer Jahrgänge des ſelben Anleihetypus; daran ſind die Uebernahmekonſortien ſchuld, die, wenn die Geldverhältniſſe günſtig ſind, zu hohe Gebote auf die Anleihen machen, ohne auf den Kurs früherer Emiſſionen Rückſicht zu nehmen. So entſtehen Spannungen bis zu 1 Prozent, deren Konſequenzen dann den Banken ſelbſt oft läſtig werden, weil das Publikum nur die billigen älteren Anleihen kauft und den Kreditinſtituten die theureren jüngſten Datums überläßt. Vielleicht ſähe dieſe Kurszettelrubrik nicht gar ſo leblos aus, wenn die Anleihen kleiner und kleinſter Kommunen daraus verſchwänden. Namen wie Ems, Fürſtenwalde, Güſtrow, Harburg, Herne, Höxter, Krotoſchin, Leer, Nauheim, Vierſen, deren Anleihen auf dem Kurszettel doch nur ein Scheindaſein führen, könnten auf dieſem Zettel wirklich fehlen. Auch kleine Kommunen brauchen Geld, brauchen es aber nicht mit der umſtändlichen Hilfe eines Finanzkonſortiums zu beſchaffen, ſondern können ſich in aller Ruhe mit einer Hypothekenbank in Verbindung ſetzen, die gegen Ausgabe von Kommunalobligationen das Nöthige liefert. Das kann geſchehen und geſchieht wirklich, ohne daß die Vorſchrift, die Genehmigung der Aufſichtbehörde einzuholen, umgangen wird. Der Fiskus braucht den Markt für ſeine eigenen Pumpoperationen und

Digitized by Google

möchte die Kommunen deshalb an allzu hoher und rascher Schuldenhäufung hindern. Das ist begreiflich; und wäre auch nützlich, wenn die Staatsregirung das Geheimniß verriethe, wie die Städte sich ohne Anleihen das für ihren Bedarf nöthige Geld schaffen können. Statt des Brotes aber gab man ihnen einen Stein: die in schönstem Kurialstil gehaltene Verfügung d. d. Oktober 1902, die besagt, man habe höheren Ortes mißbilligend davon Kenntniß genommen, daß verschiedene Stadtgemeinden, zwar mit Genehmigung der nächsten Aufsichtbehörden, aber ohne Beobachtung der von den königlichen Ministerien der Finanzen und des Inneren aufgestellten Grundsätze, nicht auf den Inhaber lautende Schuldverschreibungen ausgegeben, sondern ihren Geldbedarf auf andere Weise gedeckt hätten; dieses Verfahren widerspreche den Normen gesunder Finanzwirthschaft. Die Städte sollen also nur in Nothfällen Schulden machen. Richtig. Da die Ansprüche der Städte und ihrer Bewohner aber beständig wachsen, tritt solcher Nothfall von Jahr zu Jahr öfter ein und der Punkt, wo die Regirungvorschrift übertreten würde, ist nicht leicht zu erkennen. Im Allgemeinen wissen die Häupter deutscher Stadtverwaltungen recht gut, wie weit sie ihren Etat mit Anleiheschulden belasten dürfen. Die Hilfe der Hypothekenbanken ist ohne staatliches Hinderniß zu erreichen. Die preußische Regirung hat den Kommunalobligationen der Hypothekenbanken, die das Kreditbedürfniß kleiner Gemeinden befriedigen, ja sogar das Privilegium der Mündelsicherheit verliehen.

Wer bedenkt, wie schwer städtische Anleihen unterzubringen sind, welche Mühe und Kosten der Dienst macht (in einigen Großstädten giebt es Stadtschuldbücher, die den Anleihebesitzern die Kontrole der Verlosungen und die Einlieferung gezogener Stücke abnehmen), Der wird die Reorganisation des städtischen Anleihekredites als nothwendig erkennen. Schon im Jahr 1899, in der nürnberger Versammlung zur „Besprechung über kommunale Anleihen", wurde vorgeschlagen, eine „Deutsche Städte-Bank" zu gründen, die für die Deckung städtischer Kreditbedürfnisse zu sorgen hätte. Die Bank, hieß es, solle Schuldverschreibungen ausgeben, für deren Sicherheit die Städte solidarisch haften müßten. Jede Stadt hätte also für die Schulden der anderen zu bürgen; dann gäbe es eben nicht mehr Obligationen einzelner Städte, sondern eine gemeinsame Stadtschuldverschreibung. Daß dieses Projekt durchführbar wäre, wird durch die fünfunddreißigjährige Existenz der „Kommunalbank des Königreiches Sachsen" bewiesen. Das ist eine Städtebank im Kleinen; und die lange Dauer ihres Daseins zeigt, daß eine dazu gegründete Bank von der Befriedigung städtischen Anleihebedarfes allein leben kann. Die kleine Gewinnchance, die jetzt meist von den Gemeinden den Instituten geboten wird, würde freilich nicht ausreichen; die Städte müßten feste Vergütung gewähren, die einen Ueberschuß ermöglicht, oder sich entschließen, nicht unter $3^3/_4$ Prozent Zinsen an die Bank zu zahlen; denn Obligationen, die nicht mindestens $3^1/_2$ Prozent bringen, sind kaum noch abzusetzen. Heutzutage müssen die Städte ihre Schuld mit 4 Prozent verzinsen; und die Kosten und Umstände der Kreditoperationen sind jetzt für die Gemeinden so groß, daß daneben selbst ein möglicher Mehraufwand an Zinsen nicht von dem Plan abschrecken könnte. Auf den Städtetagen wäre Gelegenheit, über diese Dinge zu reden. Das müßte bald geschehen; denn die neusten Erfahrungen lehren, daß die Schwierigkeit wächst und den Banken mehr und mehr die Lust schwindet, sich auf städtische Anleihegeschäfte einzulassen. Ob, wie behauptet wurde, wirklich vereinbart ist, den Stadtdemeinden keine Anleihe unter 4 Prozent mehr zu gewähren, ist einstweilen nicht festzustellen. Jedenfalls müßten

Digitized by Google

die deutschen Städte versuchen, sich so schnell wie möglich aus der Abhängigkeit von den Banken zu lösen. Sie haben jetzt ja auch mit einer zunehmenden Konkurrenz fremder Stadtanleihen zu rechnen. Ende Februar dieses Jahres wurden 35 Millionen Francs fünfprozentiger Schuldverschreibungen der Stadt Sofia von der Berliner Handelsgesellschaft und der Darmstädter Bank emittirt. Eine Anleihe der Hauptstadt Bulgariens bei uns „börsenfähig“: Das ist ein comble, trotz Buenos Aires, Lissabon und Moskau, deren Anleihen auch auf dem berliner Kurszettel stehen. Das Publikum läßt sich das fünfprozentige Papier, das ihm, bei einem Kurs von 96, gute Rentabilität bietet, gern gefallen und glaubt, in seiner Unschuld Maienblüthe, schon der Name so angesehener Banken bürge für die Güte des Papiers. Wer weiß, ob bald nicht auch der Stadt Belgrad glückt, was Sofia gelang? Die Banken sind froh, wenn sie einen großen „Zwischengewinn“ machen und die Anleihen schnell loswerden können. Daß neben ausländischen Hauptstädten auch Bozen-Meran, Gothenburg, Helsingfors, Karlsbad, meist mit zwei Strichen dahinter, einen deutschen Kurszettel zieren, ist um so seltsamer, als die deutschen Städte selbst ja genug Mühe haben, für ihre Anleihen in der lieben Heimath einen Markt zu finden; da brauchte man ihnen durch die Zulassung ausländischer Stadtanleihen das Leben nicht noch schwerer zu machen. Wenn unsere Kommunen nicht rasch für die Sicherung ihrer Kreditgeschäfte sorgen, können sie das selbe Elend erleben, von dem die deutschen Staatsanleihen heimgesucht sind. Ladon.

Die Stadt München ist inzwischen genöthigt worden, für ihre neue Anleihe (statt der beabsichtigten 3½) 4 Prozent Zinsen zu zahlen. Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank übernimmt die Anleihe zu 101,29. Ob die Kommunen nun für 3½ Prozent überhaupt kein Geld mehr bekommen? Köln und Halle wollen es, wie man liest, noch einmal versuchen... Ueber Ladons Kautschuk-Artikel schreibt mir Herr Graf Baudissin: „Daß die geschäftlichen Grundlagen eines Unternehmens, ohne Rücksicht auf den Charakter und die gesellschaftliche Stellung der Gründer, sehr sorgsam geprüft werden, ist sicher richtig. Daß ein Inserat aber vom Bezirksamtmann a. D. von St. Paul-Illaire und vom Grafen Baudissin unterzeichnet ist, beweist doch wohl auch nichts gegen die kaufmännische Erfahrung dieser Unterzeichner. Wir haben solche Erfahrungen gesammelt und sind Beide kaufmännisch thätig gewesen. Herr von St. Paul hat vom Kaiserlichen Gouvernement die Zusage erhalten, daß er 2000 Hektar frei auswählen darf, die ihm nach den jetzt in der Kolonie giltigen Bestimmungen überwiesen werden. Dieses Recht tritt er zugleich mit seinem übrigen, 2660 Hektar umfassenden Besitz ab, von dem ein Theil aus werthvollem Grundbesitz in der Stadt Tanga besteht, ein anderer schon in Kultur und mit Kautschuk und Palmen bepflanzt ist. Der Rest besteht aus schlagreifem Wald, über dessen Ausnutzung schon ein Abkommen vereinbart ist. Dieses Abkommen kann natürlich erst in Kraft treten, wenn die Holzverwerthungsgesellschaft, mit der es vereinbart wurde, endgültig konstituirt ist; deshalb ist sein Werth in dem Inserat der Ostafrika-Compagnie noch gar nicht mitgerechnet worden. Der Gesammtbesitz des Herrn von St. Paul ist jedenfalls sehr niedrig bewerthet. Daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft aus ihren Sisalkulturen beträchtlichen Gewinn gezogen hat, kann Ladon aus den letzten Jahresberichten der Gesellschaft feststellen. Die Rentabilität der Sisalkultur ist erwiesen. Wenn die Produktion einer Tonne Sisal 300 Mark kostet und der Verkauf 820 Mark bringt, ist das Geschäft nicht nur gut, sondern glänzend. Und wir haben nicht mit dem jetzigen Verkaufspreis (820), sondern, als vorsichtige Männer, mit 600 Mark gerechnet, mit dem Preis, der sich als durchschnittlicher seit dem Jahr 1879 ergiebt. Ihr sehr ergebener Graf Baudissin.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Z ft in Berlin.

Berlin, den 9. Juni 1906.

Wien-Kubub.

Wer Oesterreich für einen sterbenden Staat hält, wird Enttäuschung erfahren. Deutsche, Slaven, Welsche messen einander noch mißtrauischen Blickes, träumen heute von Expansionen und Eroberzügen und glauben morgen ihr Leben gefährdet; sie sind an die von der Zeit gewirkten Veränderungen ihres Besitzstandes noch nicht gewöhnt, über Umfang und Grenzen ihrer Kraft, über die Möglichkeiten ihrer Entwickelung noch nicht klar und vergessen immer wieder, daß durch Gesetzesparagraphen und Statthaltereiverordnungen ein starker Stamm nicht zu entwurzeln, ein schwacher nicht mit frischem Lebenssaft zu versehen ist. Auch Volkheiten bleibt ja die Pflicht nicht erspart, sich selbst ihr Schicksal zu schmieden. Selbst wenn, nach bismärckischem Muster, das Wahlrecht erweitert würde, wäre die Sozialdemokratie noch lange nicht mächtig genug, um die hadernden Bourgeoisien der Deutschen und Czechen zur Verständigung gegen einen gemeinsamen Feind zwingen zu können. Doch die Verständigung naht. Im Leben der Staaten sind Jahrzehnte nicht mehr als im Dasein der Individuen ein Wintertag. Zwei kräftige Völker werden nicht ewig um die Gerichtssprache des inneren Behördenverkehres und um ähnliche Quisquilien streiten. Sie müssen bald merken, daß sie Wichtigeres zu thun haben. Nicht im brandrothen Rebellenkleid bedroht sie der Feind. Seine Farben sind Roth-Weiß-Grün. Der Magyar ist gefährlicher als der Czeche. An Ungarns, nicht an Böhmens Himmel leuchten dem Habsburgerreich des Schicksals Sterne. Ungarn will los von Oesterreich, will höchstens noch die Personalunion, doch nicht länger die „gemeinsamen Angelegenheiten", wirth-

Digitized by Google

schaftliche und politische. Und es ist, weil die Magyaren und Pseudomagyaren alle anderen Nationalitäten aufgesaugt oder geknechtet haben, durch Einheit des Wollens jetzt stärker als das polygene Konglomerat der habsburgischen, „im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder". Ob Tiszas Nachfolger Wekerle oder Szell, Andrassy oder Apponyi heißt: das Land will seinen Willen und wird ihn, früh oder spät, durchzusetzen versuchen. Das Auge, das durch die Oberfläche dringt, hat längst gemerkt, daß in Ungarn um Höheres gekämpft wird als um das Recht, den Reichstag zu obstruiren: daß der Kampf über das Tempo der Trennung von Wien entscheiden soll. Das lockt als Preis des Sieges. Magyarenhochmuth waffnet sich gegen Oesterreich. Und in Oesterreichs Lager raufen die Führer, die Mannschaften und Troßknechte Tag und Nacht.

Diese Sätze waren hier vor anderthalb Jahren zu lesen. In Wien regirte noch Dr. Ernst von Koerber, in Budapest Graf Stefan Tisza. Koerber hatte versucht, gegen die hadernden Volksstämme die Wirthschaftkräfte mobil zu machen. Ueberall, rief er, gedeiht das Gewerbe, entstehen neue, nützliche Organisationen des Kapitals und der Industrie, überall wächst der Wohlstand; nur wir kommen nicht vorwärts, weil Euer Zank die Gesetzgebung lähmt und dem Kapital den Muth zu weitausblickenden Unternehmungen raubt. Entschließt Euch, für Oesterreich, für Eure Kinder zu sorgen, und verzettelt die Kraft nicht an die Fragen, wie in Böhmen die innere Amtssprache der Gerichte geregelt und ob in Mähren eine czechische Universität gegründet werden soll. Vergebens. Die Czechen mißtrauten ihm längst, warfen ihm vor, er halte nicht, was er verspreche, und sperrten ihm die Möglichkeit parlamentarischer Arbeit. Um sie zu beruhigen, nahm er, als Vertreter ihrer Interessen, den greisen Professor Randa ins Kabinet. Das ärgerte wieder die Deutschen, die, nach dem schlesischen Konflikt und dem innsbrucker Studentenputsch, unzweideutig zeigten, daß sie an der Lebensdauer des Ministeriums nicht mehr interessirt seien. Herrn von Koerber sank die Hoffnung; er ging. Schon hatten, um ihn zu kränken, im Budgetausschuß des Reichsrathes Deutsche und Czechen sich gegen ihn vereint. Nur um ihn zu kränken? Mir schien diese Koalition die erste Wirkung der ungarischen Krisis. Tisza fiel, seine angeblich liberale Partei wurde in den Wahlen zermalmt, das Experiment Fejervary begann und blieb nicht ganz fruchtlos: nach langem Kampf entschlossen die Verbündeten (Unabhängigkeit- und Verfassungpartei) sich, die Erfüllung ihrer militärpolitischen Wünsche zu vertagen und die Regirung des der Anarchie nahen Stefanslandes zu übernehmen. Der kluge und saubere Finanzmann Wekerle wurde Ministerpräsident, Apponyi, Kossuth, Andrassy traten ins Kabinet. Von Weitem sah

Digitized by Google

es nicht wie ein Sieg aus: die Armeesprache, um die gestritten worden war, blieb einstweilen ja unverändert. Die Drohung mit dem allgemeinen Wahlrecht, dessen Gewährung, wie der Minister Kristoffy richtig voraussah, die Nationalitäten entfesseln und die Cliquenmacht der magyarischen Gentry brechen mußte, hatte offenbar gewirkt. Doch von Eingeweihten erfuhr man schon damals, der in der wiener Hofburg unterzeichnete Friedensvertrag enthalte geheime Klauseln; daß dieses Gerücht Wahrheit sprach, ward erst jetzt bestätigt. Koerbers Nachfolger war Freiherr von Gautsch geworden. Dieser Liebling Franz Josephs brachte ein neues Rezept: das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht. Der Hof stimmte zu; vielleicht, weil der alte Kaiser zu erleben fürchtete, was sein junger Freund Nikolai Alexandrowitsch erlebt hatte; vielleicht, weil die in dieser Sphäre als directeurs de conscience waltenden Herren von der Wahlreform für die klerikale Partei reichen Gewinn hofften. Im Parlament aber vermochte der glatte, in den Künsten politischer Regieführung erfahrene Gautsch seinen Willen nicht durchzusetzen. Die Polen wollten gegen den ruthenischen Ansturm, die Deutschen gegen eine slavische Reichsrathsmehrheit gesichert sein, die Großgrundbesitzer auf ihr Kurienprivileg nicht verzichten. Ein neuer Retter wurde gesucht; und schien in Konrad Maria Eusebius Prinzen zu Hohenlohe-Schillingsfürst gefunden. Hoher Adel, im Bereich altspanischer Sitte also nicht, wie Koerber und Gautsch, von den Erzherzogen, den Schwarzenberg, Liechtenstein, Windisch-Graetz über die Achsel angesehen. Noch nicht dreiundvierzig Jahre alt; unverbraucht, bei keiner Partei diskreditirt und aus einem Fürstenhaus, dessen Söhne man, ohne Kränkung, sujets mixtes nennen kann. Neffe unseres Chlodwig und eines preußischen Herzogs von Ratibor, Vetter des berliner Kolonialdirektors und, als Mann einer Gräfin von Schönborn-Buchheim, dem Wilhelm dem Zweiten befreundeten Fürsten zu Fürstenberg verschwägert. Als Statthalter in Triest bei Oesterreichern und Italienern beliebt. Ein liberaler Prinz: wie geschaffen für die Durchführung der demokratischen Wahlreform. Aber auch Herr Konrad kam nicht ans Ziel. Er wurde mit Deutschen und Polen halbwegs einig, doch nicht mit den Czechen (deren Programm der Abgeordnete Karl Kramarz, ein ungemein starkes staatsmännisches Talent, in der lesenswerthen Brochure „Anmerkungen zur böhmischen Politik" umschrieben hat). Und ging. Merkwürdig rasch. Schien, nach all dem unfruchtbaren Gerede mit Parlamentariern, die suggestive Kraft seines Willens nicht ausreichend? Ward ihm verdacht, daß er, wie Manche raunten, auf eine via Donaueschingen beförderte Bitte den schönbrunner Besuch des Deutschen Kaisers vermittelt hatte? Oder verlor er selbst den Muth, da er sah, daß ihm nicht

Digitized by Google

mehr gelang als Gautschs geübter Hand, und suchte deshalb, als ein echter, in Fährniß stets nach der aura popularis auslugender Hohenlohe, nur noch die Gelegenheit zu gutem, die Rückkehr nicht hindernden Abgang?

Die fand er. Aus einem Kronrath, dessen Schauplatz die wiener Hofburg war, trug Wekerle die königliche Genehmigung des Planes heim, die ungarische von der österreichischen Zollpolitik zu trennen. Das war den Magyaren wohl schon in einer geheimen Klausel des Friedensvertrages zugesichert; und für Oesterreich schließlich kein Unglück. Wenn Ungarn, nach dem Ablauf der neuen Handelsverträge, sich einen autonomen Zolltarif schafft, wird es bald merken, daß es auf Oesterreich angewiesen ist, und ihm nolens volens günstige Handelsvertragsbedingungen gewähren. Daß es über Kurz oder Lang dahin kommen werde, hatten kluge Leute in Wien längst vorausgesehen und mit Schill drum gesprochen: Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Die Verkündung, Franz Joseph habe der Autonomie ungarischer Wirthschaft zugestimmt, wirkte dennoch nun wie eine Bombe. Die Magyaren dürfen sich ein Wahlgesetz machen, das die Nationalitäten, Kroaten, Serben, Ruthenen, Rumänen, Slovaken, Deutsche, nicht aufkommen läßt und die Fortdauer der Klüngelherrschaft sichert. Sie haben ertrotzt, daß der König, der die lateinische und die byzantinische Krone Stefans des Heiligen trägt, auf der ofener Burg nicht die schwarzgelbe Fahne hissen, seine Burgkapelle nicht mehr die Reichshymne spielen darf. Die Wahl, die letzte unter dem alten Gesetz, hat der Unabhängigkeitpartei einen Triumph, dem Schatten Kossuths den Sieg über die Erben Deaks gebracht. Das genügt den dreisten Söhnen Arpads noch nicht? An dem Tag und der Stelle, die ihnen passen, wollen sie die Urkunde des Ausgleiches vom Jahr 1867 zerfetzen? Wer durch Versäumniß gefehlt hat, geräth leicht in Wuth. Selbstbewußte und kluge österreichische Politiker mußten vor Monaten schon den Ungarn sagen: „Ihr wollt Eure von unserer Wirthschaft trennen? Gut. Wir lassen uns nicht, wie der Schwache vom Starken, erst lange bitten, sondern sind sofort zu friedlicher Scheidung bereit." Das geschah nicht; und nun ärgerte die magyarische Initiative. Wenige Tage vorher hatte Prinz Hohenlohe im Reichsrath gesagt, an eine Ungarn auf Oesterreichs Kosten begünstigende Partialänderung des Ausgleiches sei nicht zu denken. Und jetzt diese Entscheidung! Hohenlohe erbat seine Entlassung, erhielt sie auch, trotzdem er, als höchst populärer Mann, für jede new departure doch brauchbar schien; und wurde als der erste österreichische Ministerpräsident gefeiert, der sich nicht kraftlos ins Magyarenjoch geduckt habe. Im Reichsrath versammelten sich, ohne zur Sitzung einberufen zu sein, die Parteien und sprachen so laut,

Digitized by Google

daß mans bis in die Hofburg hörte. Nur keine Gossudarstwennaja Duma in Wien! Schnell eine Sitzung angesetzt und ein neues Ministerium gesucht. Schon hatte ein wilder Abgeordneter den alten Herrn aufgefordert, das Szepter jüngeren Händen zu überlassen. Hatte Lueger selbst, den liberalsten Kirschnern ein Muster, gefragt, ob der Kaiser vor der Geschichte die Zerstückung des Habsburgerreiches verantworten wolle. Und der Sozialdemokrat Adler gesagt, da der Reichsrath nie Ernstliches wider magyarischen Uebermuth gewagt habe, dürfe ers auch von dem Kaiser nicht verlangen, dem Einzigen, der auf dieser Erde zugleich Oesterreicher und Ungar sei. Höchste Zeit also, wenn man nicht die wüsten Szenen aus den Tagen Badenis noch einmal erleben wollte. Die Wahlreform und der Ausgleich als Straßenparole: Das wäre zu viel. Wieder wurde ein Retter gesucht; und in der Angst der Stunde diesmal auch schnell gefunden.

Der Sektionchef und Geheime Rath Dr. Max Wladimir Freiherr von Beck wurde zum Ministerpräsidenten ernannt. Er gilt als tüchtiger Agrarpolitiker, ist der Vertrauensmann des Thronfolgers, dem keine Partei sich jetzt noch verfeinden möchte, und soll aus dem Hause seines Vaters, der Palackys Freund war, werthvolle Beziehungen zu den Czechen mitbringen (nach Mancher Behauptung sogar czechischer Abkunft sein). Der providentielle Mann? Jedenfalls hat er in drei Tagen erreicht, was seine Vorgänger Jahre lang vergebens erstrebten. In seinem Kabinet sitzen deutsche, czechische, polnische Parlamentarier neben einander. Nach all den Beamtenregirungen endlich also wieder eine parlamentarische. Ein Ungeschickter hätte dieses Ziel nicht so schnell erreicht. Daß ein deutscher und ein czechischer Abgeordneter Minister ohne Portefeuille (Landsmann-Minister nennt mans in Oesterreich) wurden, hat vielleicht erst den Czechenklub der Kombination gewonnen; wenn die Deutschen einen Landsmann-Minister haben, ist schon dadurch ja bewiesen, daß die Zeit ihrer Alleinherrschaft vorüber ist. Da ihre stärksten Fraktionen zugleich aber den Eisenbahn- und den Kultusminister stellen, kann von einer Kürzung deutscher Rechtsansprüche nicht die Rede sein. Augenmaß und Behendheit des neuen Mannes sind also zu loben. Daß der Plan gelang, ist aber wohl mehr noch Wekerles als Becks Verdienst. Die magyarische Ungeduld hat Oesterreichs Völker erkennen gelehrt, daß sie sich schnell verständigen müssen, wenn die Wurzeln ihrer Kraft nicht verdorren sollen. Kaizl und Kramarz haben oft gesagt, die Wand, die Czechen und Deutsche trenne, sei kaum noch dicker als ein Blättchen Papier. Auch die Deutschen merkens jetzt. Was bedeuten die Fragen, ob in den nicht von starken deutschen Minoritäten bewohnten Gebieten die Behörden im inneren Amtsverkehr die czechische Sprache anwenden und ob den

Digitized by Google

Czechen eine zweite Universität gewährt wird (die ihnen auf die Länge doch nicht zu weigern wäre), gegen die Gefahr, die vom anderen Ufern der Leitha her droht? Die seit den letzten Maitagen geschaffene Lage ist für die Dynastie ziemlich (oder: unziemlich) komisch. Der Apostolische König von Ungarn hat den Magyaren eine wichtige Konzession bewilligt, deren üble Wirkung das vom Kaiser von Oesterreich ernannte Ministerium nun hindern soll; der König hat die Ungarn begünstigt und der Kaiser will dafür sorgen, daß diese erzwungene Gunst nicht allzu reiche Frucht trägt. Für die „im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder" ist die Lage aber höllisch ernst. Schmerling selbst würde heute den Ungarn nicht mehr zurufen: „Wir können warten!" Seine Aera, auch die der Bach, Herbst und Rieger ist unwiederbringlich dahin. Ein neues Oesterreich soll entstehen; eins, in dem die Regirung wirklich den Willen der Volkheit verkörpert und dem Massenchor die Zunge gelöst ist. Das Ministerium Beck will das allgemeine Wahlrecht einführen, einen billigen Ausgleich vorbereiten und den deutsch-czechischen Streit schlichten. Daß die Aufgabe gestellt und übernommen werden konnte, hat, als ungestüme Presserin, nur die magyarische Noth ermöglicht. Der kluge Wekerle war diesmal, wider Vermuthen, klug genug, nicht klug zu sein. Er konnte warten. Die wichtigsten Handelsverträge sind abgeschlossen und die Zollgemeinschaft währt nach der Vereinbarung bis ins Jahr 1917. Zeit genug also zur Rüstung. Nun hat der Magyar mit dem schwäbischen Namen Oesterreichs Lager alarmirt. Zu dem Minister Pacak, der wegen Hochverrathes einst drei Jahre im Kerker gesessen hat, sagte am Pfingstmontag Franz Joseph, die Czechen hätten, als sie, ohne die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche zu fordern, ins Kabinet eintraten, ein patriotisches Opfer gebracht, für das er ihnen dankbar bleibe. Vielleicht sprach der Patriotismus nicht so laut wie die Furcht. Misery acquaints a man with strange bedfellows, seufzt Trinkulo, als er unter Kalibans Mantel kriecht. Ungefähr so wird den Herren Pacak und Forscht zu Muth gewesen sein, als sie sich neben die streitbaren Deutschen Prade und Derschatta von Standhalt auf die Ministerbank setzten. Doch Oesterreich will leben. Den Balkan seinem Handel erobern, eine starke Exportindustrie schaffen und nähren, auf das ungarische Absatzgebiet nicht verzichten und, wenn die „Gesammtmonarchie" ins Wolkenland staatsrechtlicher Begriffe entrückt ist, nicht länger den größten Theil der Reichswehrzeche zahlen. Wird in Böhmen und Mähren nicht Friede, im Reichsrath nicht Ruhe zu stetiger Arbeit gestiftet, dann ist Ungarns Triumph gewiß und Oesterreichs alter Wohlstand weicht der Entkräftung.

Wer weiß? Am Ende naht auch uns hier wieder eine Nutzen verheißende

Digitized by Google

Konjunktur. Nicht nur die überlebenden Großdeutschen würden jauchzen, wenn ein Zoll- und Handelsbündniß mit Oesterreich zu erlangen wäre. Unmöglich? Nur so lange die beiden Reichshälften in Gütergemeinschaft hausen. Das Ungarn der Apponyi und Kossuth ist aber nicht unter schwarzgelber Handelsflagge zu halten. Und wir haben Etwas zu bieten. Den Verzicht auf die Konkurrenz im nördlichen Balkan, die den wiener Herren in Serbien jüngst erst so fühlbar wurde; eine Verständigung über türkische, also auch kleinasiatische Geschäfte; und, neben minder Beträchtlichem, die Aussicht auf ein zur Einheit gefügtes Wirthschaftgebiet, das von der Nord- und Ostsee bis ans Adriatische Meer, vom Rhein bis an die Leitha reicht. Das könnte sich sehen lassen. Die Czechen würden das Bündniß als den ersten sichtbaren Versuch einer Expansion des Hohenzollernreiches bekämpfen; ihre Furcht wäre aber wohl leicht zu schwichtigen. Das böhmische Staatsrecht giebt die Möglichkeit zu mancher Kompensation; und wäre es für die Deutschen, die zwischen dem Fichtelgebirge und den Sudeten wohnen, denn wirklich ein gar so schwarzes Verhängniß, wenn Franz Ferdinand nicht nur in Wien und Pest, sondern auch in Prag einst, auf dem Hradschin, sich krönen ließe? Die Folgen der Schlacht bei Königgraetz und der wichtigeren, die auf dem Weißen Berge geschlagen wurde, sind nicht mehr aus der Geschichte zu tilgen; und nur die Anwendung durchgreifend wirksamer Mittel kann Oesterreich schnell wieder kräftigen. Ungarn mit Waffengewalt erobern? Das Rußland Nikolais des Zweiten würde keinen Paskewitsch schicken, Kroatien keinen Jellachich liefern; und Hentzi hat heute in Ofen kein Denkmal mehr. Erstünde aber dem demokratisirten Oesterreich selbst noch einmal ein Haynau: stark genug, um den Nachbar zu ärgern und zu schädigen, blieben die Magyaren immer. Wer vor ihnen sicher, gegen ihre Balkankonkurrenz geschützt sein will, muß die Slaven für sich haben. Deren Angst vor den Hohenzollern ist thöricht. Die Länder der böhmischen Krone wären für das Deutsche Reich eher eine gefährliche Last als ein Gewinn; und dem Versuch, sie dem Haus Habsburg-Lothringen zu nehmen, würde Europa, wie Franz Joseph aus dem Mund Eduards weiß, nicht ruhig zusehen. Diesen Spuk sollte man uns endlich ersparen. Kein unübersteigbares Hinderniß sperrt den Weg zur deutsch-österreichischen Wirthschaftunion. Lockt das Ziel nicht, Graf Posadowsky und Freiherr von Rheinbaben? Ist unter den Männern des Wirthschaftlichen Ausschusses (dem man in Gnaden nun erlauben will, an der Vorbereitung neuer Handelsverträge in seinem Winkel mitzuwirken) kein einziger, der den Muth hat, als freier Mann solches Problem zu packen, unter all den Volkswirthen keiner, der dem Volk was zu schmausen giebt? Aus der blauen Donau ist eine Krone zu fischen.

Digitized by Google

Ibsen meinte, man müsse, um in Oesterreich Ruhe zu schaffen, die an der Fortdauer des Völkerzankes interessirten Parteihäuptlinge totschlagen; gegen diesen hippokratischen Heilversuch spreche nur ein Vorurtheil. Ein immerhin noch recht mächtiges. Auch Mommsens humaner Rath, czechische Schädel mit Knüppeln zu behandeln, wird nicht leicht zu befolgen sein; denn Wenzel wäre unverschämt genug, wiederzuhauen. Was bleibt? Die Hoffnung auf die Kacherie des Deutschen Reiches, die eines Tages die Gelegenheit bieten könnte, der in der Bundestagszeit so oft gestellten Frage eine neue Antwort zu suchen. Oder das wirthschaftliche Bündniß, das auf jeden Fall billiger zu haben wäre.

Das politische Bündniß ist zum Phantasma geworden. Die Deutschen Oesterreichs reden noch gern davon, weil die Erinnerung ihnen im Slavengetümmel das Herz stärkt; die Magyaren, Czechen, Polen, Italiener, Südslaven sind, laut oder leise, dagegen. Habt Ihr die Rede gelesen, die Herr Franz Kossuth, Minister Seiner Apostolischen Majestät, gegen Deutschland und dessen amtliche Repräsentanten gehalten hat? Der Minister eines uns einstweilen noch verbündeten Staates. Glaubt Ihr auch danach noch, daß ein Magyar mit Euch gegen franko-russische Heere marschiren würde? Und ist Oesterreich ohne Ungarn überhaupt noch eine militärische Großmacht? Erwachsene schämen sich nachgerade schon, über diese Dinge noch ausführlich zu sprechen. Werden jetzt aber, nach Wilhelms Besuch in Schönbrunn, wieder lesen, daß die Intimität mit Oesterreich gar nicht inniger sein könnte. Servus, Brzesina! Dabei ist Alles genau so gekommen, wie ichs nach der Mensurdepesche voraussagte; und ich darf mir auf so leichte Prophetie nicht mal was einbilden. Zwei Sätze aber vielleicht wiederholen. „Ein für die internationale Politik eines Reiches verantwortlicher Minister, dem ein fremder Souverain öffentlich für geleistete Dienste dankt, muß seinem Kaiser und seinen Landsleuten verdächtig werden. Stürzt Goluchowski, der mit einem Fuß schon aus dem Bügel ist, dann spötteln tausend Zeugen über den Fürsten, der ihn so laut gefeiert hat; bleibt er, dann muß er beweisen, daß ihn das Lob nicht verleitet, die Geschäfte des Deutschen Reiches zu besorgen". Das wurde im April gedruckt. Bald danach ließ Graf Agenor von Goluchowski glissiren, er habe in Algesiras für Deutschland nicht mehr als für Frankreich gethan, die von Wilhelm mit Beifall belohnte Rolle des „brillanten Sekundanten" also gar nicht gespielt. Und jetzt steht in allen Zeitungen, er werde spätestens im Herbst aus dem Amt scheiden. In der letzten Maiwoche kam der Chef des Großen Generalstabes der deutschen Armee nach Wien; wie, nach Egmonts Wort, ein reines Glück: „unerbeten, unerfleht am Willigsten". Um den Besuch nicht

Digitized by Google

etwa, nach der Depesche, zum militärpolitischen Ereigniß werden zu lassen, riefen die Donauoffiziösen über die Grenze: Keine Aufregung! Auch Palitzyn, Rußlands Generalstabschef, kommt nächstens zu uns. Im Grand Hotel, wo der alte Baron Beck, der österreichische Generalstabschef, dem deutschen Kameraden ein Diner gab, nahm Generallieutenant Hellmuth von Moltke das Wort. Der Neffe des Großen Schweigers ist kein großer Redner; oder war der Trinkspruch ihm in Berlin vorgeschrieben worden? Er sprach just wie sein Herr. Betonte das Bündniß sehr stark. „Die Pflege dieser Beziehungen rechne ich zu meinen heiligsten Pflichten. In diesen Beziehungen liegt eine geheiligte Tradition. Ich werde ihnen treu bleiben mit deutscher Treue". (Offiziere aller österreichischen Volksheere saßen am Tisch und mancher mochte denken, daß auch anderen Nationen die Treue kein leerer Wahn ist.) Die „glorreiche Armee Oesterreichs-Ungarns" und ihre „ruhmreiche Geschichte" wurden lauter gepriesen, als man von dem Erben des Marschalls erwartet hatte, der vor vierzig Jahren diese Armee in siebentägigem Feldzug zum Friedensschluß zwang. Die Absicht war gut; die Wirkung aber nicht richtig errechnet. Der Besiegte, vor dem der Sieger sich gar zu tief bückt, empfindet das Kompliment wie eine Demüthigung. Die Pille ist längst verdaut; wozu jetzt noch der Zucker? L'impression était plutôt pénible, wurde nach Paris telegraphirt. Vielleicht auch in die ofener Burg, wo Franz Joseph den Reichstag eröffnet hatte? Von dort kam, als der Trinkspruch bekannt geworden war, die Meldung, der Kaiser werde nicht zur Revue ins brucker Lager reisen, sondern den deutschen Generalstabschef in Wien empfangen. Der alte Herr ist schwer erkrankt, hieß es in Berlin; sonst hätte er das Programm nicht geändert. Der alte Herr war aber selten in den wiener Straßen so viel zu sehen wie an den Tagen nach dieser Absage. Rief Politik ihn, die Hexe, nach Schönbrunn zurück? Bruck ist nah bei Wien und mancher gehende, mancher kommende Mann ward schon dorthin citirt. Hämorrhoidalbeschwerden? Die Güldene Ader, die den Kaiser seit Jahrzehnten belästigt, hat ihn kaum jemals gehindert, für eine Inspizirungstunde ein Pferd zu besteigen. Merkwürdig, daß gerade unseren Missionaren jetzt immer solches Ungemach zustößt; nur unseren. Die Truppenbesichtigung im brucker Lager war der Hauptzweck des moltkischen Besuches gewesen; mindestens der vorher am Meisten besprochene. Der Generalstabschef mußte abreisen, ohne das Heer des verbündeten Reiches bei der Arbeit gesehen zu haben.

Auch der deutsche Kaiser hats nicht erblickt; wenn das für seinen Besuch am wiener Hof entworfene Programm nicht etwa, auf Wunsch des Gastes, noch geändert worden ist. Ein seltsames Programm. Kein offizieller Empfang in

Digitized by Google

Wien, keine Parade, kein Prunkmahl in der Hofburg; vielleicht auch keine Gelegenheit zu einer Tafelrede. Schönbrunn, eine fürstliche Villa in Lainz, die Deutsche Botschaft und das restaurirte Schloß des Grafen Wilczek: Das sind die Schauplätze dieser Zusammenkunft. Eine noch „intimere" Veranstaltung ist kaum denkbar. Und einst im Mai hatte offiziöser Eifer in Berlin doch verkündet, gerade dieser Besuch werde der aufhorchenden Welt „den unverrückbaren Bestand des deutsch-österreichischen Bündnisses beweisen." Vom Ballplatz traf pünktlich die Antwort ein: „Dem Besuch ist irgendwelche politische Bedeutung nicht beizulegen; und die Tendenz, ihm eine gegen Italien oder England gerichtete Spitze zu geben, würde hier sehr unangenehm berühren." Nun erst wurde man auch an der Spree „intim". Claudite iam rivos, pueri! Sat prata biberunt. Doch dürfen wir den wiener Hof nicht kühl oder unfreundlich schelten. Franz Joseph freut sich gewiß, Wilhelm, der ihn stets ehrfürchtig behandelt, zu sehen. Nur gerade jetzt, nach der Mensurdepesche und während der Reichswirren, ist der Besuch nicht sehr bequem. Das konnte man nicht laut sagen; mußte sich aber gegen die Wiederholung des budapester Erlebnisses sichern (ohne Wilhelms Lobrede auf die „ritterlichen Söhne Arpads" hätten die Magyaren sich nicht so hoch gebläht) und jede Möglichkeit neuer politischer Legende ausschließen. Oesterreich will mit den Westmächten in Frieden und Freundschaft leben; auch mit Rußland. Wir aber stehen mit England und mit den drei Lateinern spottschlecht; und daß für die Beisetzung der Prinzessin Friedrich Karl von Preußen der Geburtstag des Zaren gewählt ward, ist nicht nur in Petersburg bemerkt worden. Ergo... Wir wollen zufrieden sein, wenn Alles, mit Jagd, Serenade, Guirlanden, glimpflich abläuft und Franz Joseph nicht, wie er fürchtete, ersucht wird, bei Onkel Eduard in Marienbad zu interveniren.

*

Bei uns ists still geworden. Wie fast immer um diese Jahreszeit. Alle Mittelchen verbraucht, alle Menschen müde, barsch, im Tiefsten verärgert; im Spätherbst werden sie dann wieder in gute Laune gekitzelt. Kein weithin sichtbares Ziel; nicht der winzigste Schöpfergedanke. Als die traurigen Steuergesetze vom Reichstag angenommen waren, bekam der Kanzler von seinem Herrn eine Dankdepesche, der Staatssekretär im Reichsschatzamt obendrein noch den Rothen Adlerorden Erster Klasse. Fürst Bülow hatte für dieses Flickwerk nichts gethan, Freiherr von Stengel geduldig die Lappen und Läppchen hingenommen, die ihm die Steuerkommission statt seiner eigenen aufzwang. Nie und nirgends stand Mittelmäßigkeit höher im Preis. Herr Studt, der nie über ein ruhiges Oberpräsidium hinauskommen durfte, setzt im preußischen Landtag das Schul-

Digitized by Google

gesetz durch, das kein Kultusminister bisher erlangen konnte. Dem Freiherrn von Stengel werden „hervorragende Verdienste" zugesprochen. Nicht nur vom Kaiser. Also sprach Graf Limburg-Stirum im Reichstag: „Einen so tüchtigen, sachlichen und ausgezeichneten Staatssekretär des Reichsschatzamtes, wie wir ihn jetzt haben, habe ich in meiner politischen Thätigkeit nicht erlebt; er hat seine Sache ausgezeichnet gemacht." Zu Stengels Vorgängern gehören die Herren von Scholz, Posadowsky und Thielmann; der schmächtigste unter ihnen ist noch ein Riese neben dem braven Bayern, dessen Greisenschultern so unerträgliche Last aufgebürdet ward, weil man, nicht ohne Fug, hoffte, er werde sich leichter als ein norddeutscher Protestant mit dem Centrum verständigen. Nur den Mann, nicht das Werk lobt Graf Limburg-Stirum: denn er schließt mit den Sätzen: „Man hört ja, daß man in den hohen Regirungskreisen über den Abschluß dieser ganzen Finanzreform sehr befriedigt ist. Ich möchte den Herren einen Maßstab geben für die politische Leistung, die darin liegt: mögen Sie sich vorstellen, daß Sie verpflichtet wären, dem alten Reichskanzler Fürsten Bismarck über Ihre Leistungen Vortrag zu halten, und mögen Sie sich vorstellen, in welcher Stimmung Sie aus dem Vortrag hervorgehen würden!" Der von Amtes wegen stenographirte Bericht verzeichnet: „Große Heiterkeit. Bravo! rechts." Sehr nett. Warum aber ist der Adoptivvater dieser „Finanzreform" (so nennt man das Ding ja noch immer) dann als ein Mann von vielen Graden zu rühmen? Die ihm vorgesetzte Durchlaucht plagt sich nicht erst lange mit Skrupeln. Sie gratulirt dem Freiherrn zu dem Gnadenbeweis Seiner Majestät. „Ich bin sicher, daß die Oeffentliche Meinung darin eben so wie ich eine wohlverdiente Anerkennung Eurer Excellenz großer Verdienste erblicken wird." (Im Abgeordnetenhaus war die Oeffentliche Meinung ein Bischen bespöttelt worden. Darüber hatte die liberale Presse gescholten: drum bekennt der Kanzler sich prompt zum Glauben an die von Bethmann und Brandenstein gelästerte Himmelsmacht, die ihm sonst furchtbar werden könnte.) „Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Lösung dieser eben so dringlichen wie schwierigen Aufgabe in erster Linie dem Eifer, der Sachkunde und der hingebenden Arbeit Eurer Excellenz zu danken ist." (Nach dem Abschluß der Handelsverträge hat Graf Posadowsky, der in Berlin, Wien, Norderney für jede Tarifposition ohne Sekundanten zäh gefochten hatte, aus diesem Mund nicht solche Hymne gehört.) „Daß Euer Excellenz nach der Bewältigung einer solchen Arbeitlast das Bedürfniß nach Erholung fühlen, ist ja nur natürlich." „Ich bin sicher", „es kann keinem Zweifel unterliegen", „natürlich": Das ist die neuste Mode, le nouveau jeu unserer Mandarinen. Was erst zu beweisen wäre, wird als schon

Digitized by Google

bewiesen hingestellt. Sicher, natürlich, keinem Zweifel unterworfen ist ja längst auch die Thatsache, daß der Kanzler, der vom Lenz bis in den Herbst an der Nordsee und im Schwarzwald behaglich leben konnte, sich überarbeitet hat. Wir Achiver arbeiten auf unsere Art manchmal doch auch ganz fleißig und können uns keine so angenehmen Zusammenbrüche leisten. Da oben feiert und bewimmert jetzt immer Einer den Anderen; und Cato staunt über den tiefen Ernst in den Mienen der Fulguratoren. Das Reich käme besser weg, wenn es so unrüstigen Leuten Ruhegehalt zahlte. Der Staatssekretär im Reichsamt des Innern, auch der preußische Finanzminister hat selbst in normaler Zeit noch mehr zu thun als Stengel plus Bülow, wenn die Akten sich zum Berg häufen; nicht Miquel aber, nicht Posadowsky noch Rheinbaben hat sich der mitleidigen Tante Public Opinion je als Ueberlasteten empfohlen. Bismarck war ein ganz tüchtiger Kanzler, beschränkte sich als Preußens Ministerpräsident nicht auf ornamentale Wirkung, war im Nebenamt Handelsminister, führte als Diplomat drei Kriege, präsidirte dem europäischen Staatsrath, machte Gesetze, die neben Bülows und Stengels leidlich aussehen, und zog, für die Hälfte des Betrages, den heute der oberste Reichsbeamte erhält, den Karren durch Dünn und Dick. Als alter Mann noch unverdrossen; zu leisten muß die Arbeit also wohl sein. Jetzt riecht man Schweiß und hört Stöhnen: doch die Fuhre kommt nicht vom Fleck. Ein wahrer Segen, daß Fürst Bülow neulich an den bremer Senat telegraphiren konnte: „Durch Gottes Hilfe wieder hergestellt, freue ich mich, an dem mir lieb gewordenen Strande der Nordsee einige Wochen der Erholung widmen zu können." Frömmer als sonst aus diesem Busen klingts; und die Partizipialkonstruktion ist nicht schön. Dennoch: ein wahrer Segen. Vielleicht liest er in Norderney Epikur und notirt sich das Wort: Λάθε βιώσας!

Der Reichstag, dessen sanftmüthiger Gehorsam Monate lang einen Fridolin beschämen konnte, ist vor den Ferien plötzlich wild geworden. Hat den Bau der Bahnstrecke Kubub-Keetmanshoop und das Reichskolonialamt abgelehnt. Nur weil der als Kommissar bestellte Oberst von Deimling eine höchst ungeschickte Rede gehalten hatte? So las man rechts und links. Ich zweifle; glaube nicht, daß Klein-Deimling so großes Unheil zu wirken vermochte. Seine Rede war freilich schlimm. „Ich gehe in einigen Tagen nach Afrika, um das Kommando zu übernehmen." Das war der Anfang; so zwischen Partant pour la Syrie und En revenant de la revue. Ein Sozialdemokrat rief: „Glückliche Reise!" Das fand Graf Balleſtrem „ungehörig gegenüber einem Mann, der sich so große Verdienste erworben hat wie Oberst Deimling." Fand es als Präsident; als Abgeordneter hatte er dem Fürsten Bismarck, auch einem Mann von einigem Verdienst, das Kosewort „Pfui!" ins Antlitz gerufen. (Was

kümmern übrigens den Reichstagspräsidenten die Verdienste der am Bundesrathstisch Thronenden? Ist ihm außer der Glocke auch Klios Griffel anvertraut? Ich dachte bisher, er habe für Ordnung zu sorgen und Jedem gleiches Recht zu gewähren. Unbegreiflich, daß die Radikalsten sogar die Tyrannei dieses reuigen Sünders dulden.) Dann wurde die Tonart noch höher genommen. „So lange ich die Ehre habe, draußen das Kommando zu führen, wird der Süden nicht aufgegeben; es sei denn, daß mirs mein Kaiser befiehlt, der allein darüber zu bestimmen hat und sonst Niemand." Verstoß gegen den klaren Wortlaut der Reichsverfassung, die dem Kaiser nicht die freie Entscheidung darüber läßt, welche Gebiete des Reiches er halten, welche aufgeben will; und auch als Geschmacksprobe nicht gerade erfreulich. Hier mußte der Präsident unterbrechen und den Redner an die staatsrechtlichen Thatsachen erinnern; ließ ihn aber ruhig weiterreden. „Erst wenn Sie versprechen, die Bahn zu bewilligen, werde ich Ihnen sagen, wie viele Soldaten zurückgeschickt werden sollen. Denn die Bahn wird uns viele Etapendeckungen sparen." (Die Bahn, die frühstens in anderthalb Jahren fertig würde; was hat damit die Beantwortung der Frage zu thun, welche Compagnien jetzt, im Frühling 1906, heimkehren dürfen? Sehr viel, erfuhren wir nachher von dem Abgeordneten Semler. Auf Dessen Anregung ist der Leiter der Kolonialabtheilnng „indirekten Verkehr mit dem obersten Kriegsherrn getreten"; und der Kaiser hat dem Erbprinzen zu Hohenlohe-Langenburg gesagt, wenn die Bahn bewilligt sei, die eine leichtere Dislozirung der Truppen ermögliche, werde er sofort fünftausend Mann in die Heimath zurücksenden. Dann wäre die Kolonie verloren; und die Owambos brauchten sich nicht einmal sehr anzustrengen. Im Reichstag aber ists behauptet worden und bis heute habe ich kein unzweideutiges Dementi gelesen. Ist denkbar, daß Generalstab und Oberkommando der Schutztruppe den Kriegsherrn über Südwestafrika so schlecht unterrichten?) „Soll ich den Soldaten sagen: Die Eisenbahn, die Euch der Reichstag zu Weihnachten geschenkt hat, läßt er jetzt im wahren Sinne des Wortes bei Kubub im Dreck stecken?" Und so weiter. Kritik des Herrn Müller-Sagan: „Das ist die Sprache der Soldateska!" Stürmischer Beifall.

Ueber die Sache, die nicht ganz einfach ist und ein schreckendes Symptom unseres Reichszustandes erkennen läßt, möchte ich heute nicht reden; ich bin zu lange in Wien geblieben und komme nun nicht mehr bis nach Kubub. Nur ein paar Worte über die Person. Dem Kommissar mußte spätestens vor der Sitzung gesagt werden: „Sie haben nur als militärisch Sachverständiger und als Kenner des Kriegsschauplatzes zu sprechen und sich jedes nicht in ihr Spezialfach gehörigen Wortes zu enthalten. Das Politische besorgen wir selbst." Diese Weisung wurde vergessen. Schuld des Staatssekretärs und des Ko-

lonialdirektors im Auswärtigen Amt. Daß einem Soldaten, der zum ersten Mal das parlamentarische Schachergeschäft in der Nähe sieht, das Blut in die Schläfe schießt, ist begreiflich; er denkt ausgestandener Qual, denkt der Kameraden, deren Gebein noch auf dem Baiweg bleicht, und fragt sich entsetzt, wofür er litt, wofür muthige deutsche Männer starben. Solchem Gefühl wäre jedes rasche Wort, das rauhste sogar, zu verzeihen. Herrn von Deimling ist in Berlin aber das selbe Mißgeschick begegnet, dessen Opfer er schon in Südwestafrika war: er hat eifernd die Verschanzung beschossen, die er schonen mußte. Ein tüchtiger, tapferer Offizier. Bei Narondas hat er den Hottentoten die ärgste Niederlage des ganzen Feldzuges bereitet (Morenga wurde damals durch einen Shrapnellsplitter am Unterleib schwer verletzt und zunächst für tot gehalten). Im Norden aber hatte der Oberst Unglück. Ist er zu jäh, zu ehrgeizig, rascher zur That, als ein Führer heutzutage sein darf? Er hat den von den Deutschen schon besetzten Waterberg beschossen; und seine Siegesbulletins mußten mehr als einmal widerrufen werden; so oft, daß sie das Hauptquartier schließlich nicht mehr beförderte. Die ganze Schutztruppe sprach davon. Deren Kommandant wird er nun. Ein Mann, dessen Konflikte mit dem General von Trotha nicht erst von den Heliographisten ausgeplaudert zu werden brauchten. Der einen von jungen Stabsoffizieren getadelten und höhnisch glossirten Vortrag über Südwest veröffentlicht hat. Der zu dem milden Gouverneur von Lindequist paßt wie die Faust aufs Auge; und die Beiden sollen doch zusammen arbeiten. Können wir neue Friktionen an der Spitze der siechen Kolonie vertragen? Mancher bedauert die Wahl; hätte lieber den frommen, stillen Major von Estorff als Kommandanten der Schutztruppe gesehen. Trotzdem Keiner die soldatischen Tugenden des neuen Herrn anzweifelt. Muß der Befehlshaber auf so gefährdetem Posten aber nicht auch ein Bischen Diplomat sein und sich auf die schwere Kunst der Menschenbehandlung verstehen? Oberst Deimling lebte mit Trotha in offenem Zwist und durfte schon deshalb, in unserem musterhaft disziplinirten Heer, nicht der Nachfolger des Mannes werden, dessen Wirken er in Windhuk und Berlin unheilvoll genannt hatte. Vermag er die Hitze zeitig zu dämpfen, den Zorn, wenns nöthig wird, zu zügeln? Aehnelt er Steinmetz oder Wissmann? Er hat in Afrika auf Deutsche geschossen, in Deutschland die Leute beleidigt, die er dem Regierungwunsch günstig stimmen sollte. Möge sein Lohn nicht seine Strafe sein.

Und dennoch glaube ich nicht, daß die Ablehnung des Bahnbaues und des Kolonialamtes auf Deimlings Schuldkonto zu schreiben ist. Der Reichstag wüthete, weil er sich seiner Schwachheit schämte. Was zu beweisen sein wird.

Digitized by Google

Nervenleben und Weltanschauung.

Herr Dr. Willy Hellpach hat seine Ansicht von dem Zusammenhang der Psychosen mit der Weltanschauung einer Zeit und mit dem Beruf schon in mehreren Artikeln hier dargelegt. Seine Lehre von der Rentenhysterie, die er in anderen Blättern entwickelt hat, beschäftigt die Politiker viel und dürfte auf die geplante Umgestaltung der Arbeiterversicherung Einfluß üben. Jetzt hat Hellpach eine größere Abhandlung veröffentlicht: „Nervenleben und Weltanschauung; ihre Wechselbeziehungen im deutschen Leben von heute." (Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1906). Die geistreiche Schrift liest sich nicht ganz leicht; obgleich sie nur achtzig Seiten umfaßt, braucht man mehr Zeit dazu als zu manchem dicken Buch. Ich will versuchen, das Skelet herauszuschälen. Eine zusammenhängende Kritik anzufügen, darf ich aus verschiedenen Gründen nicht wagen, vielleicht aber einige Glossen in Klammern einflicken.

Weltanschauung ist weder Weltbild noch Religion. Ein Weltbild ist die objektive Darstellung der Welt, wie eine Wissenschaft, etwa die Physik oder die Biologie, sie liefert, ohne subjektive Zuthat und Färbung. Religion ist eine Illusion zur Befriedigung von Herzensbedürfnissen, also ein Produkt des Gefühles und der Phantasie. Weltanschauung ist die aus dem Willen hervorgehende organische Verknüpfung des Weltbildes mit der Lebenssehnsucht; eine Deutung des Sinnes der Welt, die das vom Intellekt gelieferte Weltbild achtet. (Eine Religion, die nicht das zu ihrer Zeit gewonnene Weltbild einschlösse, wäre gar keine Religion, sondern nur mystische Schwärmerei). Weltanschauung wird, wie die menschlichen Zustände überhaupt werden. Die Heroisten führen jeden Wandel und jede Neubildung auf große Persönlichkeiten zurück, die Kollektivisten sagen mit dem bescheidnen Bismarck: Unda fert nec regitur. Wer hat Recht? Wir wissen es nicht, weil das Verhältniß von Entwickelung, Masse und Persönlichkeit noch viel zu wenig exakt untersucht worden ist. (Wenn der Antheil der großen Männer an der Entwickelung ermittelt werden sollte, müßte folgendes Experiment möglich sein. Neben unseren Globus müßte man einen zweiten rücken, dessen Menschenwelt genau den Zustand der Menschenwelt unserer Erde im Jahre 1492 zeigte; nur der eine Kolumbus müßte fehlen und man nun beobachten können, wie auf dem Bruderstern die Geschichte ohne Kolumbus weiter verläuft). Da die heroistische Lehre Das nicht leugnet, was der Held seiner Zeit verdankt, und anerkennt, daß er nur wirken kann, „weil die Zeit erfüllt ist, so schmiegt sie sich einer unbefangenen Würdigung der Wirklichkeit viel mehr an als der Kollektivismus, der seine Forderung, die Persönlichkeit außer Rechnung zu stellen, mit stummer Unbeugsamkeit aufrecht zu erhalten pflegt und als ökonomische Geschichthypothese sie bis zur Karikatur durchzuführen versucht hat." Der damit angedeutete Marxis-

Digitized by Google

mus ist ein klassischer Fall; denn wir sehen an ihm, wie ein bedeutender Mann eine Weltanschauung entbunden hat, mit der das Nervenleben einer großen Volksschicht schwanger ging. Sein Weltbild hat Marx dem materialistischen Atomismus und dem Darwinismus entnommen. Damit verband er die Illusion, den religiösen Glauben: die Entwickelung verläuft genau so, wie es sich der Proletarier wünschen muß. Das wars, was die proletarische Psyche brauchte, und darum hat nicht der rhetorisch hinreißende Agitator Lassalle mit seiner lebendigen Persönlichkeit, sondern der in einer fernen Studirstube hockende Marx — nicht mit seinen schwer lesbaren dicken Bänden, sondern — mit den drei oder vier Grundgedanken, die von den Agitatoren herausgeklaubt wurden, das deutsche Proletariat organisirt. Die Proletarierpsyche läßt sich aus der Rentenhysterie erkennen, wie überhaupt Geisteskrankheiten dadurch einen tiefen Einblick in die Seele des Erkrankten ermöglichen, daß sie die charakteristischen Züge der Seele in vergrößertem Maßstabe zeigen: die irr gewordene Seele ist die Karikatur der normalen. Die Rentenhysterie besteht nun darin, daß der Verletzte nicht geheilt werden mag, sondern krank sein will, weil ihm die Aussicht auf Rente eine Versorgung verheißt, die ihn der Nothwendigkeit, zu arbeiten, überhebt. Darin offenbart sich die Psyche des modernen Lohnarbeiters, die ganz ausgefüllt wird von zwei Empfindungen: der Angst, die von der Unsicherheit der Existenz erzeugt wird, und der Arbeitscheu, die sich daraus erklärt, daß die Fabrikarbeit, die wesentlich Bedienung von Maschinen ist, schlechterdings keine Freude, keinen Genuß, keine Befriedigung gewährt. (In diesem Zusammenhang erörtert Hellpach, warum man eine Partie des Seelenlebens als Nervenleben bezeichnen kann. Ein Extrakt dieser medizinisch-psychologischen Abhandlung könnte meinen Laienhänden mißrathen. Aus Erhards „Ketzerischen Betrachtungen eines Arztes" möchte ich aber hier wenigstens einen Satz citiren, der vor der Sitte heutiger Mediziner warnt, die Wirkung des Gefühlslebens auf den Körper zu unterschätzen: „Warum wehren sich die Alten instinktiv gegen die Pensionirung und verfallen und sterben danach meist rasch? Weil das Gefühl der Pflicht und die Einbildung, nothwendig zu sein, aufhören, dem Körper Spannkraft und Widerstandsfähigkeit zuzuführen.") Der Psyche des Proletariers brachte das Evangelium Marxii, was sie wünschte und brauchte: „Du hast nichts und Dir gehört Alles; Du bist ein Enterbter und wirst ein Diktator sein; Du brauchst keinen Finger zu rühren und wirst es doch sein: das Gesetz der Entwickelung selber hat Dich dazu bestimmt." So war es denn leicht, mit diesem Evangelium eine große Gemeinde zusammenzubringen; sie zu organisiren, wurde durch die Lenksamkeit erleichtert, die den unteren Ständen wie den Weibern und Kindern eigen ist; bei den Proletariern hatte sie sich in Folge ihrer Lage zur Apathie gesteigert. Arbeiterversicherung und Arbeiterschutz haben allerdings in den letzten Jahren diese Lage

Digitized by Google

verbessert, so daß die Beschreibung der proletarischen Psyche bei der oberen Schicht der heutigen Lohnarbeiter nicht mehr ganz zutrifft.

Der Proletarier ist hysterisch, aber nicht nervös; der moderne Bourgeois ist nervös, aber nicht hysterisch. Das Kind und der Ungebildete neigen zur Hysterie, der gebildete Mann wird leicht Hypochonder. Hypochondrie ist eine besondere Art der Nervosität. Die Hysterie ist illusionär: Verwirklichung eingebildeter Leiden; die Hypochondrie besteht in der bewußten Verstärkung und Festhaltung vorhandener Symptome. Der Hysterische erleidet eine Beinlähmung, weil er einen Anderen stolpern und fallen sieht; der Hypochonder deutet ein wirkliches Schmerzgefühl als Symptom einer Krankheit, die sich in Folge seiner Grübelei thatsächlich ausbildet. Dem Hysterischen kann eine starke Zumuthung: „Stehe auf und wandle!" die Lähmung beseitigen; den Nervösen kann die Widerlegung heilen, der Nachweis, daß er das Symptom falsch gedeutet hat.

Das Proletarierleben erschöpft sich in ökonomischen Sorgen. Das Bürgerthum, dem heute die Welt gehört und das der eigentliche Kulturproduzent ist, hat Kulturinteressen, ist aber jetzt so sehr mit Profit und Maschine beschäftigt, daß die geistigen, die religiösen und die ästhetischen Interessen kaum zur Geltung kommen. Die Maschine verlieh dem Menschen die Herrschaft über die Natur. Die mechanistische Auffassung der Welt erschien zugleich als Erklärung der Welt, und nachdem Darwin diese Erklärung auf die Organismen ausgedehnt hatte, war Gott überflüssig geworden. Das Irrationale, in dem der Glauben an Gott wurzelt, war ausgeschaltet. (Hellpach charakterisirt die verschiedene Art, wie die drei Konfessionen den Zusammenhang mit dem Irrationalen konstruiren, und läßt den Calvinismus lehren: „Wenige sind zur Seligkeit erwählt und Keiner erfährt in diesem Leben, ob er erwählt ist." Das ist aber die katholische Lehre. Für Calvin war, wie auch für Luther, die Heilsgewißheit das größte der religiösen Güter: als solidae fiduciae fultura, salutis nostrae fundamentum hat er die Prädestination gepriesen. Diese Heilsgewißheit, diese Ueberzeugung, daß sie die Erwählten seien, hat den Kalvinisten ihren dem mohammedanischen ähnlichen Fanatismus eingeflößt und namentlich einer kleinen Schaar von Niederländern die Kraft verliehen, die spanische Weltmacht zu besiegen und eine Weile die europäische Politik zu beherrschen. Durch den materialistischen Glauben an die vollkommene Herrschaft des Menschen über die Natur hängt die Sozialdemokratie mit dem Atheismus zusammen. Wenn der Mensch sein Schicksal souverain gestaltet, bedarf er Gottes nicht mehr; allerdings muß zur ökonomischen Beherrschung im Zukunftstaat auch die hygienische, die psychologische und die meteorologische kommen, zum Beispiel: die Beherrschung der vulkanischen und der Grubengase, wenn das Glück vollkommen sein soll. Den Widerspruch bemerkt der Marxist, überhaupt der monistische Optimist, nicht, der darin liegt, daß das Produkt der

Digitized by Google

Entwickelung, Mensch genannt, über die Natur, die ihn hervorgebracht hat, auf einmal die Herrschaft erringen und die Entwickelung zum Stillstand bringen soll). Also der Deus der Deisten, der Konstrukteur, der die Weltenuhr, die so vollkommen ist, daß sie weder reparirt noch aufgezogen zu werden braucht, laufen läßt, nachdem er sie fertig hat, ist überflüssig und der lutherische Theos, der in den Herzen der Frommen gelebt hatte, ist tot. Die Psyche des Bürgerthumes war in dieser Periode (etwa von 1860 bis 1873) ganz intellektuell, ganz rationalistisch geworden; frei von den Gefühlserschütterungen, die Das ausmachen, was man Nervenleben nennt, lebte sie im hellsten Bewußtsein.

Da, von 1873 an (Hellpach datirt von 1877, aber schon mit dem Krach hat der Umschlag begonnen), änderte sich allmählich das Weltbild. Die Rechnung stimmte nicht. Eine Wirthschaftkrisis brach herein, der Traum von der sicheren Naturbeherrschung verflog; im Kulturkampf erlitt man die große Enttäuschung; die Sozialdemokratie erhob ihr Haupt. Das Irrationale kehrte zurück; aber statt sich einen neuen Gott zu schaffen, klammerte man sich an Bismarck, den Uebermenschen. Der werde, so hoffte man, aus allen Nöthen erlösen. Und als Der nun auch ging, da brach die Bourgeoisseele vollends zusammen. In der Krisis der siebenziger Jahre hat der amerikanische Arzt Beard die neue Krankheit, die Neurasthenie, entdeckt. (Doch wohl in Amerika; sie wird also unabhängig von der Tragoedie des deutschen Bürgerthumes aus dem modernen Erwerbleben entstanden sein. Daß in Deutschland die philosophische Entwickelung, die, wie auch Hellpach hervorhebt, mehr von Hegel als von Büchner und Darwin ausgegangen ist, die Seele für den großen Kollaps vorbereitet hat, soll nicht bestritten werden. Hellpach will nicht geradezu sagen, die Nervosität sei der Katzenjammer der mechanistischen Weltanschauung, aber er giebt es beinahe zu). Doch irrt Lamprecht, wenn er die „Reizsamkeit" zum Hauptcharakterzuge unserer Zeit macht. Nicht unser ganzes Geschlecht ist der Nervosität verfallen, sondern nur das Stadtbürgerthum, zu dem auch einige akademische Stände zu rechnen sind; die Bauern, der Landadel und die Lohnarbeiter erfreuen sich der Immunität. Zu der großen seelischen Erschütterung der siebenziger Jahre kommen die täglichen Reizungen des modernen Lebens. Außer dem oft beschriebenen großstädtischen Lärm und Wirrwarr im Verkehr eine Unternehmerthätigkeit und ein Konsum, fälschlich Lebensgenuß genannt, die zur Hetze werden, das Eintreten immer neuer Spannungen, ehe die vorhergehenden gelöst sind, so daß die Affekte in Stimmungen zersetzt werden. (Wenn in früheren Zeiten die Jungen ihren Schulmeister ärgerten, versetzte er ihnen ein paar Ohrfeigen oder eine Tracht Prügel. Mit dieser an sich schon die Verdauung fördernden Körperbewegung war der Affekt entladen, die Spannung gelöst und keine Unlustempfindung blieb, die regelmäßige Verdauung und den ruhigen Blutumlauf störend, zurück. Heute darf der Lehrer

Digitized by Google

nicht mehr hauen. Die Spannung wird nicht gelöst. Der Affekt verflaut zum chronischen Aerger, der sowohl die Verdauung wie den Blutumlauf in Unordnung bringt. Daraus geht dann ein Unheil nach dem anderen hervor und das Endergebniß, ein Zustand der Schwäche und Anfälligkeit, scheint mir Das zu sein, was man Nervosität nennt; sonst vermag ich mir davon keine Vorstellung zu machen. Die moderne Sittenverfeinerung, die Kontrole durch Vorgesetzte, Polizei und Oeffentlichkeit, der jedes einzelne Leben bis in die intimste Häuslichkeit unterworfen ist, erzeugen tausend solche Hemmungen der Affektentladung. Man steckt in der Zwangsjacke und darf sich nicht gehen lassen. Das scheint mir neben dem modernen Erwerbleben und dem Atheismus die dritte Hauptursache der sogenannten Nervosität zu sein. Hellpach behauptet mit Recht, daß Ueberbürdung mit Arbeit für sich allein noch keineswegs nervös macht. Aber auch die Aufregungen des spekulativen Erwerbes thun es für sich allein noch nicht, wie Jakob Fugger, dieses Namens der Zweite, beweist, der sein Leben lang in gewagte Spekulationen verwickelt war. Als ihm, erzählt Ehrenberg, „sein Neffe Georg Thurzo rieth, die ungarischen Geschäfte, deren Lage gefahrdrohend war, aufzulösen, wies er solchen Kleinmuth weit von sich ab und erwiderte, er habe ganz einen anderen Sinn, er wolle gewinnen, so lange er könne. Gerade nach dem Eintritt der gefürchteten Katastrophe zeigte sich seine Umsicht, sein Dispositiontalent glänzend. Aber bei all seinen weitausschauenden, über ganz Europa zerstreuten Geschäften war er doch von Nervosität so weit entfernt, daß er, wie seine Neffen wiederholt aus seinem eigenen Munde hörten, niemals Hinderung des Schlafes hatte, sondern mit dem Hemd alle Sorge und Anfechtung des Handels von sich legte." Eben so wenig machte den Menschen dieser Zeit andere Gefahr nervös. Einen Mann unserer Tage kann es schon krank machen, wenn sein gleichalteriger Kollege den Professortitel früher kriegt als er. Der Mann des sechzehnten Jahrhunderts hatte mehr zu fürchten als einen entgangenen Titel. Eine verthierte Soldateska konnte Haus und Hof verbrennen, die Habe rauben, ihn, sein Weib und seine Kinder mit unsäglichen Martern peinigen, der Ketzer- oder Hexenrichter oder ein politischer Gegner konnte ihn in den Kerker bringen, foltern und rädern oder viertheilen oder lebendig verbrennen lassen; das Alles hinderte ihn nicht, guten Muthes zu sein und sich in derben Späßen zu ergehen. Wie lustig die Spanier unter der Inquisition waren, zeigt außer dem wackeren Sancho Pansa ihre reiche dramatische Literatur. Also zur Ueberbürdung und zu den Gefahren mußte, um die Leute nervös zu machen, noch Zweierlei kommen: der nie nachlassende Zwang zur Unterdrückung aller Affektäußerungen und der Verlust eines Glaubens, der der bangenden Seele Zuversicht und dem Dasein Sinn verlieh. Daß der heutige Mensch kein Stündchen allein sein und ruhen mag, weil sich da seinem ins Innere gerichteten Blick

das grausige Nichts aufthut, das alles irdische Treiben sinn- und zwecklos erscheinen läßt, und daß er sich darum lieber mit einer Hetze umbringt, in der Arbeit und Genuß unaufhörlich wechseln, erwähnt auch Hellpach.)

Doch die Zeit des Materialismus ist abgelaufen. Haeckels Welträthsel werden hauptsächlich von Proletariern gekauft und Boelsche, dessen Schriften durch die schöne Darstellung bestechen, ist kein rationalistischer Aufklärer, sondern ein Mystiker. Das Irrationale macht sein Recht wieder geltend; nur ist der Grundstock von gesicherten Erkenntnissen, die respektirt werden müssen, heute größer als früher. Für die neue Weltanschauung, die wir suchen, lautet die Forderung: „Unbedingte Anerkennung des naturwissenschaftlichen Weltbildes und doch freie Bahn für den irrationalen Ueberschuß unserer Seele. Das ist das Problem." Während die Denker an dessen Lösung arbeiten, macht sich im Bürgerthum vorläufig das Ruhebedürfniß geltend. An die Stelle des zerfahrenen dilettantischen Strebens nach allgemeiner Bildung tritt die Beschränkung auf die Vorbereitung zu einem bestimmten Beruf: Vollendung der eigenen Persönlichkeit durch tüchtige Berufsarbeit ist das Ideal. Die Anerkennung des Rechtes des Irrationalen bedeutet aber nicht etwa eine Hinwendung zum Katholizismus. „Denn der Katholizismus von heute, wie er kirchlich in Rom und politisch im Centrum organisirt ist, muß nothwendig dem neu aufdämmernden Irrationalismus als die ärgste Banalisirung und Versteinerung alles Irrationalen erscheinen. Für die irrationale Sehnsucht unserer Zeit kann es nichts weniger Befriedigendes geben als dieses fertige System der Irrationalität, in dem genau abgecirkelt ist, was rational und was irrational sein darf." (Das stimmt, wenn man die Denkenden im Auge hat, zu denen aber lange nicht alle akademisch Gebildeten gehören; die Masse dagegen will gerade eine exakte Physik und Geographie des Jenseits. Das ists eben, was ihr, wie dem gläubigen Kinde, Ruhe und Sicherheit gewährt. Uebrigens bin ich mit der Bezeichnung Irrational für Alles, was nicht Erfahrung im Sinn Kants ist, nicht einverstanden. Denn dazu gehören die ästhetischen und die sittlichen Gefühle und Ideen, das metaphysische Bedürfniß und Interesse, kurz, all die Dinge, denen weder die Mathematik noch das Sezirmesser und das Mikroskop beikommen kann; Alles, was Kant Praktische Vernunft nennt, was also nicht das Gegentheil von ratio sein kann. Hellpach meint mit ratio wohl Das, was man gewöhnlich Verstand nennt. Aber die Vernunft ist nicht das Gegentheil von Verstand [das Präfix in zeigt doch das Gegentheil an], sondern sie hat nur ein anderes Gebiet.) Gegen den Ameisenjesuiten Wasmann sagt Hellpach: „Die Entwickelunglehre braucht nicht zu stimmen; aber wenn sie stimmt, dann stimmt sie ganz und gilt auch für den Menschen." Dazu mache ich ein großes Fragezeichen, weil es eine geschlossene, in allen Theilen durchgeführte, von allen Autoritäten anerkannte Entwickelunglehre gar nicht giebt.

Neisse. Karl Jentsch.

Digitized by Google

Reinlichkeit oder Sittlichkeit?

Eins ist erreicht worden: die Gesundheitpflege spricht in Deutschland heute von der Syphilis öffentlich. Wer als Hygieniker Gedanken über sie hat, braucht, wenn er sie äußert, nicht länger zu fürchten, daß die Majorität ihm ohne Weiteres den Makel der Schamlosigkeit und Verworfenheit anhefte. Auch werden die geistreichen Hospitalverwaltungen seltener, die zwar jeden harmlosen Magenkatarrh eilends aufnehmen, doch die Gelegenheit, das gemeingefährliche Uebel einer Dirne zu kuriren, entrüstet abweisen. Freilich ist auf dem fraglichen Gebiet aller Fortschritt noch weit entfernt von jener Unbefangenheit, die den Opfern einer Typhusepidemie entgegentritt. Kaum war die Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten gegründet, da suchte eine viel stärkere Sippe ihr schon das Wasser abzugraben, ihre Kraft sacht in den eigenen Kanal überzuleiten: die sogenannte Sittlichkeitbewegung.

Dürfen wir Das loben? Was konnte wohl hygienisch mit „Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" gemeint sein? Immer nur den Brunnen zudecken, nachdem das Kind hineingefallen war? Das ist Sache der Behandlung in Krankenhäusern. Die Bekämpfung wird sich vielmehr den psychologischen Moment aussuchen, wo der Feind besonders gefährlich und zugleich am Leichtesten zu treffen ist: die paar kostbaren Minuten, da die Seuche sich ein neues Mitglied geworben hat, das man ihr gerade noch entreißen kann. Alles also, was auf eine Minderung der Ansteckungsgefahr im Bereich des geschlechtlichen Verkehres abzielt, dürfte als Thema der Erörterung von sämmtlichen Laien erwartet worden sein; sicher auch von vielen Mitgliedern, die zu ihrem Befremden jetzt erleben, wie dieser Verkehr auf der ganzen Linie als das weniger Wichtige proklamirt wird. Nicht um ihn handelt es sich angeblich bei der „Bekämpfung" von Geschlechtsleiden, sondern um die Meidung solchen Verkehrs; nicht um Bekämpfung also, sondern um Flucht. Damit ist die Bewegung, die als eine praktische gedacht oder doch vor der Oeffentlichkeit hingestellt war, in eine ethische umgewandelt worden. Die „Sittlichkeit" hat wieder einmal ihre Batterien demaskirt; es wird ein Quiproquo geben wie zur Kaiserzeit, als auch nicht praktische Politik getrieben, sondern mit einer ungeheuren Kraftverschwendung „der Gottesstaat auf Erden" verwirklicht werden sollte, eine Utopie, durch die wir Deutschen zuletzt so grenzenlos elend wurden. Noch stehen drei namhafte Aerzte an der Spitze des Centralkomitees, doch sichtbarlich nur um den Preis, daß sie vor der „Enthaltsamkeit" die Segel streichen. Schon ist in aller Stille das „Merkblatt" für Agitationzwecke verwässert worden, schon lehnen Stimmführer von Filialgründungen die Erörterung hygienischer Maßregeln einfach ab. Um so salbungvoller fließt die Rede vom „Weißen Kreuz", von der „Abolition" u. s. w. Dies bleibt sachlich zu bedauern; denn früher oder später muß der Nutzen solcher Veranstaltungen auf den Nullpunkt sinken. Es ist aber auch politisch und gesellschaftlich unwillkommen, weil eine Clique, die schon lästig und ärgerlich genug war, sich eines neuen Instrumentes bemächtigt, um das Publikum zu mißleiten und sich selbst wichtig zu machen. Die Aerzte wissen allein, daß, von der einfachsten Untersuchung bis zur nothwendigsten Behandlung oder Vorbeugung, der Gesundheit keine störendere Feindin droht als die Dezenz.

Ich glaube nun, auf keinen Widerspruch zu stoßen, wenn ich die Behaup-

Digitized by Google

tung wage, daß auch in den Kreisen, die nicht lediglich reden und fliehen wollen, der Kampf gegen die Syphilis auf keinen Erfolg zu rechnen hat, sobald er sich wesentlich anderer Methoden bedient als der im Kampf mit den übrigen Seuchen bewährten. Das in diesem Kampf allgemein als wirksam anerkannte Prinzip aber heißt Reinlichkeit. Wir suchen den Auswurf der Lungenkranken zu vernichten, bevor er verstäuben kann; wir vernichten die Absonderungen der Cholerakranken und kochen ihre Kleider, damit sie die Pest nicht ausstreuen; wir sehen Operirte per primam heilen, seit peinlichste Sauberkeit an sämmtlichen chirurgischen Utensilien keinen Schädling mehr in frische Wunden dringen läßt. Erreichbar müßte auch sein, innerhalb des geschlechtlichen Verkehres, der Gefahr bringen kann, diese Gefahr durch zweckmäßiges Desinfiziren und Putzen herabzusetzen. Ansteckungen durch Enthaltsamkeit mindern zu wollen, hat praktisch keinen höheren Werth als der Versuch, die Tuberkulose dadurch zu „bekämpfen", daß man das Einathmen von Luft widerräth, um das Einathmen von Staub zu verhindern. „Es ist ein allgemeines Laster", sagt in „Maß für Maß" der Herzog; „durch Strenge muß es behoben werden"; worauf Lucio recht aus des Dichters Mund antwortet: „Unmöglich, so lange Essen und Trinken nicht abgeschafft wird." Diesen Antrag: Essen und Trinken abzuschaffen, hat bis jetzt kein Sittlichkeitapostel gestellt. Vielleicht kommt er noch. Doch sollten wir vorläufig in hygienischen Fragen nicht lieber bei der Hygiene bleiben? Reinlichkeit, in Bezug auf Scheidung der Begriffe, ist auch in der Logik ein gesundes Prinzip.

Gewiß liegt bei der intimsten aller Angelegenheiten ein starkes Bedürfniß nach Vertrauen vor; doch auf den Pfaden der Venus vulgivaga? Kann Vertrauensseligkeit da wohl mehr bedeuten als das Wagniß, in einer Waldherberge, wo schon viele Reisende gemordet wurden, nachts die Thür unverriegelt zu lassen? Wer, der eines Weibes, sei sie Gattin oder Schatz, völlig sicher ist, wird nicht jauchzen, jeder Vorsicht nun enthoben zu sein? Das aber fehlte wirklich nur noch, daß die Hauptfänger und -verbreiter von Syphilis und Gonorrhoe, betrunkene Studenten, Einjährig-Freiwillige, Fähnriche, Kaufleute, die nach der Sättigung auf die Seite kippen und schnarchend allen schädlichen Keimen Zeit gönnen, in die Lymphbahnen des Körpers vorzudringen, als Heger des echten deutschen Idealismus belobt würden! In der Liebe pflegte sonst, wo der Kaufpreis anfängt, die Poesie aufzuhören. Der Mob jauchzt freilich stets, wenn man ihm klar macht, daß er sich nicht zu waschen braucht. Doch bleibt die Erziehung zur Reinlichkeit nicht nur eine der schwierigsten, sondern auf die Dauer auch eine der dankbarsten Aufgaben. Drum wollen auch wir, ungeschreckt von der vox populi, dies Ziel im Auge behalten.

Zwei moderne Länder sind uns Deutschen heute in sexueller Beziehung an Gesundheit überlegen: die Vereinigten Staaten und Japan. Die Amerikanerinnen zeichnen sich durch eine „funktionelle Redlichkeit der Toilette" vor unseren verängstigten Mädchen aus, die meist dazu angeleitet werden, ihren Schoß als eine — zum Glück unausrodbare — Schmach zu empfinden. Daher so häufig Vernachlässigung, wo bei Amerikanerinnen Sorgfalt herrscht. Das hat für den Verkehr, bei dem die „Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten" in Frage kommt, bei uns höchst ungünstige, in den Vereinigten Staaten höchst günstige Folgen. Die Japaner wiederum sind heute vielleicht das einzige Kulturvolk, das sich den schönsten aller natürlichen Triebe noch nicht verekeln läßt, ihn nicht bereitwillig auf dem Altar der Scheinheiligkeit opfert. In Japan schändet auch der außereheliche Verkehr weder

Digitized by Google

Weib noch Mann; das Bemühen, ihn durch den fortwährenden Gebrauch solcher Worte wie „Laster", „Unzucht", „lichtscheues Treiben" verächtlich zu machen, würde dort ungefähr so viel Beifall finden wie die Verpönung des Athmens, Hörens oder Wasserlassens und der Rath, in diesen Dingen enthaltsam zu sein. Wir könnten in Deutschland vielleicht ähnliche Zustände haben, wenn nicht kurz vor der Reformation aus verschiedenen sozialen Gründen die Syphilis verheerend aufgetreten und die primitive Sudelei des von keiner modernen Wissenschaft und Verwaltung an Sauberkeit gewöhnten Volkes, zumal in den verschmutzten engen Städten, so fürchterlich gerächt hätte. Damals geriethen alle Bordelle, alle Badestuben für Jahrhunderte in Verruf; damals bekamen die Pfaffen, die bis dahin zusehen mußten, wie das Konkubinat eine durch Alter ehrwürdige, durchaus gesetzmäßige, erbberechtigte Einrichtung gewesen war und manche Männer „mit Kind und Kegel" (Das heißt: mit ehelichen Kindern und Bastarden) anrückten, das Heft in die Hand. Damals recht eigentlich begann das Schimpfen auf die „Sünde", wurden zuerst gutherzige deutsche Mädel von der Angst vor „Schande" in den Kindsmord hineingehetzt. Den Japanern brachte die Absperrung europäischen Verkehrs den Vortheil völliger Seuchenfreiheit und sie erhielten sich die natürliche Lebensauffassung bis in die Neuzeit hinein. Die kleinen Musmes in den weitgedehnten Quartieren Yokohamas oder Yeddos wissen, daß Trockenheit der Aggregatzustand ist, in dem, wie die Bakterien im Allgemeinen, so weder Gono- noch Syphilokokken zu gedeihen vermögen. Auch die schlimmsten Kokken reisen nämlich nicht mit Extrapost und sind faßbar, wenn man früh genug hinter ihnen her ist.

Beruhten die Phrasen, die von unseren Aufpassern beharrlich angewendet werden, auf Wahrheit, so müßten die Japaner das moralisch verkommenste Volk auf dem Erdrund sein; denn bei ihnen besteht ja die „Prostitution" in einem Umfang, von dem sich der Uneingeweihte gar keine Vorstellung macht, allerdings auch in Formen, die unseren verknechteten und pharisäischen Zuständen auf diesem Gebiet ganz und gar widersprechen. Der Sieg des asiatischen Inselvolkes über eine der mächtigsten europäischen Nationen hat aber den Beweis erbracht, daß die Sieger gerade durch Entbehrung, Standhaftigkeit und Aufopferung ihre größten Heldenthaten zu vollbringen vermochten. Das heißt: wenn irgend ein Volk in seinem sittlichen Kern gesund ist, so eben dieses, das den Umgang der Geschlechter erleichtert und über das unsere Sittenwächter Wehe rufen. In Sparta durften die Mädchen in solcher Ausgelassenheit leben, daß weder für Hetären noch für Dikteriaden Etwas zu verdienen blieb; ihre Tugend war dem Gesetzgeber Lykurgos ganz gleichgiltig gewesen, weil er sah, daß Abhärtung und Athletik der Jünglinge viel stärkere Gegengewichte gegen wollüstige Verweichlichung schufen, als alle Verbote vermocht hätten. Und England erlebte seine goldene Zeit, als ein Shakespeare neben einem Baco von Verulam erstand, ein Drake die Welt umsegelte, ein Gresham die Börse von London baute, ein Raleigh die Kolonie Virginien gründete, die spanische Armada zersprengt ward und ein strotzendes, vor Lebenskraft und Lebenslust jubelndes Volk das Fundament seiner künftigen Größe legte, während zeternde londoner Geistliche rund um sich nur den Höllenpfuhl erblickten. Die Geschichte hat die Thorheit dieser Unkenrufe enthüllt.

Beweisen solche Thatsachen nicht, daß es auf Holzwege führt, wenn man sexuelle Probleme von der „sittlichen" Seite her lösen will? Woher hatte denn

Digitized by Google

Shakespeare die Modelle zu seinen wundervollen Mädchen, wenn nicht aus dem „Höllenpfuhl“? Mädchen, deren flinker Witz über alle Daseinsmöglichkeiten hinspielt, während jede Handlung die Noblesse der Instinkte bezeugt und offenbar werden läßt, daß das Herz nicht wußte, was der Mund sprach. Aus Japan hört man, daß die Ehen rein sind, wie bei anderen gesunden und kraftvollen Völkern. Fast alle Mütter, zumal sie keine verkrüppelnde Kleidung, keinen Schnürleib kennen, nehmen dort ihre Kinder an die Brust; die Mädchen sind bescheiden, zwitschern wie die Schwalben und erröthen wie zarte Rosenknospen. Unsere Ethiker thäten gut, dieses Land und seine Sitten genauer zu studiren, statt in öffentlichen Versammlungen die Vorzüge der Onanie vor der Prostitution zu rühmen. Zu so schiefen Urtheilen, denen zuletzt jede Unnatürlichkeit annehmbar wird, gelangt man von der uns aufgedrungenen sexuellen Verbildung, weil aller nicht standesamtlich legitimirte Umgang durchaus nur in der Verschwisterung mit dem widerlichsten Schacher, der brutalsten Ausbeutung, der dicksten Schmutzerei gedacht wird. Wollen wir unseren Zeloten noch weiter folgen? Wollen wir ihnen schlaff und ohne Gegenwehr einräumen, daß sie allein die Sittlichkeit gepachtet haben und nun auch die Hygiene nach ihren Grundsätzen, statt nach den Weisungen der Praktiker, regeln dürfen? Jeder, sollte ich meinen, der überhaupt im Leben sich anstrengt und etwas Ernstliches bezweckt, wird ganz ohne Vereinsmeierei die segnende Kraftsteigerung zeitweiliger Enthaltung (in welcher Hinsicht auch immer) von selbst an sich erproben. Sehr richtig sagt Forel, daß ohne Herrschaft über animalische Triebe keine innere Geistesfreiheit zu erzielen sei. Schade nur, daß die Askese mit all ihren Schrecken und Fratzen dem wackeren Schweizer nicht eben so gegenwärtig zu sein scheint wie die Urforderung hellenischer Philosophie; die Tage des Mittelalters, wo für die frömmsten die Weiber galten, die sich überhaupt nicht mehr wuschen. Ihre Heiligkeit ward angebetet, weil den Priestern gelungen war, den Leib mit seinen wichtigsten Bedürfnissen in Verruf zu bringen, obgleich frühe Kirchenväter schon darauf hingewiesen hatten, welcher Hochmuth in der Ablehnung der Natur liege, die der Schöpfer uns gab, so daß der Verzicht auf die guten Dinge dieser Welt nicht den mindesten Vorzug vor ihrem Genuß unter Danksagung beanspruchen könne.

— —

Die jüngste Jahresversammlung des Vereins, der ursprünglich bekämpfen wollte und neuerdings den Rücken zu wenden empfiehlt, ist in Berlin wie das Hornberger Schießen ausgegangen, weil man leider schon im vorigen Frühjahr in München erkannt hatte, daß Einigung über gewisse Grundfragen nicht zu erzielen sei. Dies wieder lag daran, daß man der Diskussion das Gebiet viel zu weit gesteckt und, statt über hygienische Vorbeugungmaßregeln zu reden, minder wichtige Verwaltungsfragen und allerlei Prinzipienkram in den Vordergrund gerückt hatte. Die Statistik lehrt, daß heute beinahe sechs Millionen reifer Männer in Deutschland Jahr vor Jahr ehelos bleiben, mit einem Naturtrieb, den Friedrich Vischer zwanzigmal stärker genannt hat, als zu Zwecken der Arterhaltung nöthig wäre. Ihnen stehen reichlich sechs Millionen reifer Mädchen von sechzehn bis vierzig Jahren gegenüber, dazu mindestens anderthalb Millionen jüngerer Witwen. Und die Zahl der Eheschließungen betrug 1904 nur wenig über 457000; von den ledigen Männern kam also etwa der zwölfte, von den Frauen etwa die siebenzehnte dran. Den Verkehr, der sich unter den 12½ Millionen Unverehelichter anspinnt, nannte 1905

Digitized by Google

in München eine Dame des Kongresses nicht etwa naturnothwendig, sondern „irregulär"; es giebt aber Leute, die die Verneinung seiner „sittlichen Zulässigkeit" herzlich dumm und zugleich schädlich finden. Denn warum allein durften die alten Deutschen so streng sein? Weil sie jedem Erwachsenen einen Speer, ein Weib, eine Hufe zur vollen Ackernahrung bewilligten. Wo werden diese Vorbedingungen von der heutigen Kultur erfüllt, außer bei wenig differenzirten Handarbeitern, die gerade in jüngeren Jahren ihr Lohnmaximum erleben? Auf die Uebrigen, die lange, lange Jahre nur danebenstehen und doch nicht verschmachten wollen, werfen Damen der Gesellschaft aus ihren Glashäusern Steine? Ich denke, wenn den gesteigerten Wichtigkeitgefühlen solcher Moralpauker sozialhygienisch keine besseren Errungenschaften beschieden sind als bisher, bezahlt sie die Gesammtheit mit ihrem Unbehagen viel zu theuer. Die Bemühungen laufen darauf hinaus, daß außerhalb des privilegirten Ehestandes, von Freuden zu schweigen, auch ein Recht auf Gesundheit gar nicht bestehe.

Viele Praktiker sind durch diese Tendenz so hart vor den Kopf gestoßen und entmuthigt worden, daß sie diesmal wegblieben und den in Deutschland ohnehin übermäßig entwickelten Bekämpfungbetrieb mit Vorständen, Sekretären, Drucksachen u. s. w. aufgaben. Sie werden, wenn die Bewegung nicht ganz im Sande verläuft, Vertrauen zu ihr erst wieder fassen, wenn man (von Japan abgesehen) sich der sehr zweckmäßigen Gebräuche gewisser antiken Völker wieder zu erinnern herbeigelassen hat, deren sexuelle Kultur, auf den Erfahrungen langer, natürlicher als wir empfindender Jahrtausende beruhend, sich von unserer heutigen in mancher Beziehung vortheilhaft unterschied.

„Da man Deine Tempel noch bekränzte, Venus Amathusia", war die Vermischung dort eine fromme Handlung, die mit Anrufung der Gottheit begann und mit gewissen vom Ceremonialgesetz gebotenen Waschungen endete. Mit anderen Worten: die Tempeldirnen waren Hegerinnen auch der Geheimnisse, die zur Gesunderhaltung beitrugen; und erst als der Tempeldienst dem Bordellwesen und der frei herumschweifenden Prostitution zu weichen anfing, sind Fluß und Aussatz bei den antiken Völkern häufiger geworden. Welches Interesse sollte denn auch die stumpfsinnige, ausgenützte Sklavin eines römischen Lupanars an der Gesundheit ihrer Belästiger nehmen? Nun aber sehe man, wie unsere Sittlichkeitprediger mit der öffentlichen Gesundheit bereits gehaust haben und noch ferner zu hausen gedenken. Nachdem ganz im Sinn der Frau Fürth jeder geschlechtliche Verkehr außerhalb des Ehebettes als „unzüchtig" stigmatisirt war, wurde die Polizei aufgefordert, ihn ins Dunkel zurückzuscheuchen, auf Hintertreppen, Gartenbänke, Droschkensitze, Kirchhöfe, wo überall jede Möglichkeit einer Säuberung fehlt. Um diese polizeiliche Repression, die so weit geht, daß jeder Hotelwirth, bei dem ein unverheirathetes Pärchen abstieg, wegen Kuppelei belangt zu werden fürchten muß, plausibel zu machen, entschloß man sich, die Reinlichkeit als gesundheitliches Prinzip auszuschalten. Der Fettgehalt der Haut, wie unlängst öffentlich zu hören war, soll Waschungen selbst mit Sublimat erfolglos machen. Der Begriff der Seife (die jedes Fett auflöst) ist in diesen Kreisen also schon obsolet. Es liegt Methode darin. Beispiele zeigen aber, daß saubere und sorgsame junge Leute die dringende Mahnung, zum Spezialisten zu laufen, entbehren können.

Unbestreitbar bleibt die Ehe staatlich und rassenpolitisch das Empfehlens-

Digitized by Google

wertheste; doch eben um zu verhindern, daß durch leichtfertige Männer das Gift von außen in die Familien eingeschleppt werde, sollten beim käuflichen Verkehr alle nur möglichen Vorsichtmaßregeln gelehrt und eingeschärft werden; jede Repression steigert Verheimlichung und Giftigkeit zum Schaden unschuldiger Frauen. Der Arzt, der in seiner Praxis Reservemänner zu behandeln hatte, die sich während einer Uebung in der Garnison am Rand irgend eines Wallgrabens infizirten, zu Haus dann ihr unglückliches Weib ansteckten und gemeinsam später mit ihr die Sprechstunde besuchten, dieser Arzt glaubt nicht an den Werth heutiger Polizeipraxis. Sollte man, statt jeden außerehelichen Umgang verhindern zu wollen, was nach alter Erfahrung ganz illusorisch ist, nicht solche Lokalitäten, wo er stattfindet und stattfinden darf, auf ihre hygienischen Vorkehrungen genau wie andere Bedürfnißanstalten prüfen und die Dienerinnen dieses Bedürfnisses über ihr eigenstes Interesse aufklären? Für wirksame, dem Körper unschädliche Reinigung und zuverlässige Vorbeugungmaßregeln zu sorgen: Das wäre die dringendste wissenschaftliche Aufgabe eines Vereins, der Geschlechtsleiden bekämpfen will. Aber ich vergaß schon wieder: wir haben ja die Sittlichkeit! Werden die selben Grundsätze, die man auf öffentliche Kosten zum Kampf gegen Lebensmittelverfälschung, Trichinose, Verunreinigung des Trinkwassers anwendet, sobald man sie auf dieses Gebiet übertragen will, nicht „Anleitung zur Wollust“ und „Förderung des Lasters“ gescholten werden? Herr Pastor X. und Frau Kommerzienrath Y., die Sie vielleicht schon ungeheuer stolz darauf sind, den Uebergang von den Schutzvorrichtungen zu ethischen Theoremen bewirkt zu haben, wahrlich, ich sage Ihnen: Die Syphilis, die in Ihren eigenen werthen Familien die Zähne der Enkel schwärzt, ihnen weiche Knochen und harte Drüsen beschert, den Jünglingen schon die Haare nimmt, der Fluß, der die Wangen ihrer verheiratheten Töchter bleicht, ihren Gang müd und schleppend werden, sie über Seitenstechen klagen läßt, so daß sie kaum noch Treppen steigen können, — Beide stammen aus dem selben großen Jauchebecken, dessen Säuberung Ihnen leider keine Freude macht.

— —

So viel von der hygienischen Seite der Sache; nun zu der mehr verfassung- und privatrechtlichen. Es klingt ja wunderhübsch, wenn eine Vertreterin der Frauenrechte mit edlem Pathos dagegen protestirt, daß noch fernerhin Mitglieder des weiblichen Geschlechtes in Bordellen käuflich seien. Aber diesen Markt verbieten und den freien Verkehr dennoch nicht dulden: wie reimt sich Das? Wo sollen die unseligen Geschöpfe denn hinaus, die mit dem „warmen Schoß“ zur Welt kommen? Sind sie reif, so gehen sie eines Tages von Haus fort, mit dem festen Vorsatz, diesmal nicht unverrichteter Dinge heimzukehren. Nichts wird sie hindern; kein Zwang, keine Predigt, keine Prügel. Ich berechne sie auf etwa zwei vom Hundert aller Geborenen; und Forel denkt hierin nicht viel anders. Sie thun in der Ehe selten gut; aber ihre Zahl genügt in jedem Land, um Alle zu versorgen, die aus ökonomischen und kulturellen Gründen heute schweren Herzens die Ehe entbehren müssen, während Jugendkraft, alkoholische Landessitten, scharfe Fleischkost und sitzende Lebensweise ihnen dauernde Enthaltsamkeit zur Marter machen. Was heißt hier nun Laster? Die Trunksucht, zu der kein zwingender, unentrinnbarer Naturtrieb vorliegt und bei der Uebermaß keine Impotenz herbeiführt, verdient diesen Titel eher, ohne daß immer gleich die Polizei bemüht wird (und Das ist gut, so lange

Digitized by Google

es sich um die Selbstbestimmung von Männern handelt). Aber mag sexuelle Enthaltsamkeit mitunter auch nicht so schädlich sein, wie Manche behaupten: der Erwachsene, der von Zeit zu Zeit geschlechtlichen Umgang sucht, ist weder sittlich noch lasterhaft, sondern einfach normal und seine natürlichen Bedürfnisse sollten respektirt bleiben schon aus Höflichkeit gegen den Schöpfer, in dessen Absicht sie lagen. Das Wort „Sittlichkeit" hört man besonders oft ja von Denen, die sich nach den schönen Tagen der Inquisition zurücksehnen und bei schwindendem Einfluß auf jede Gelegenheit lauern, wieder schnüffelnd in das Privatleben Anderer eindringen zu können.

Bekanntlich fehlt es nicht an Hygienikern, die jene zwei Prozent prädestinirter Mädchen als eine Art Schutztruppe für ehrbare Bürgertöchter betrachten. Diese Töchter kommen natürlich um so mehr in Versuchung, je weniger Ableitung für junge Männer sonst noch vorhanden ist. Kenner behaupten mit triftigen Gründen, seit die „Sittlichkeit" so sehr bei uns in die Mode kam, habe die „Tugend" ganz erheblich gelitten. Denn daß pfiffige junge Burschen unversorgt bleiben, glaubt ja Niemand. Sie wissen sich ihr Theil zu verschaffen, selbst wenn die „wollenden Geschöpfe" nach des Landes Brauch denunzirt, ausspionirt, verfolgt, abgefaßt, auf die Polizei geschleppt, kontrolirt, verrufen, gedemüthigt, ohne Wohnungrecht umhergestoßen, wucherischen Wirthinnen ausgeliefert, Zuhältern in die Arme getrieben werden. Die Heranwachsenden merken zuletzt: Ihresgleichen darf in Deutschland nicht weilen. Schon wird in den Merkblättern der Gesellschaft zur Bekämpfung vor ihnen gewarnt, weil Jugend in gesundheitlicher Beziehung unzuverlässig sei; nur die braven ausgedienten Betteln, die „alten Pestracker", wie der Student sie getauft hat, dürfen selbst in größeren Gebinden vorräthig gehalten werden, um jungen Deutschen die nothwendige Lebenslust nicht zu vergrämen. Ja, es giebt Schwärmer, die 1905 in München von der „Kasernirung" gerade der alten Herumtreiberinnen, ohne daß die Versammlung in schallendes Gelächter ausbrach, alles Heil erwarteten; auch der Trunkene läßt sie oft bei der nächsten Laterne fahren. Aber in hellerleuchteten Zimmern vereinigt, kreischend und randalirend, weil man ihnen das Letzte nahm, woran sie noch hingen, ihren Louis: da müssen sie ja eine enorme Anziehungskraft üben.

Keiner, dem es mit Menschenrechten Ernst ist, wird neben den tristen Pesthöhlen, die wir zur Zeit in Deutschland haben, noch neue eröffnen wollen. Solon, der, wie der Große Meyer sagt, in Athen „die geistige Bildung hob, Sittlichkeit und Humanität erzeugte" durfte dort das erste Staatsbordell errichten, weil in ganz Griechenland Sklaverei bestand; aber dürfen wir abgeschaffte, den Landesgesetzen hohnsprechende Sklaverei wieder einführen, weil Einige von uns Bordelle wünschen, trotzdem in den heute vorhandenen bei der schmählichsten Schinderei deutsche Landeskinder gleich Kriegsgefangenen in Strafbergwerken hinsiechen? An sich sollte ja wohl jeder selbständige Mensch das Recht ungeschmälert behalten, seinen Leib zur Subsistenz zu brauchen oder zu mißbrauchen, wie es ihm beliebt; und gewisse Betriebe der Hausarbeit sind ökonomisch eine nicht minder schlimme Knechtschaft als die Prostitution. Wenn man aber im Interesse der Ehrbarkeit unseres Straßenlebens das japanische System einführen wollte, ohne sich die dortige Natürlichkeit und Unbefangenheit der Auffassung angeeignet zu haben, so wären die Insassen auch der neuen Kasernen einer solchen Verachtung preisgegeben, daß selbst der Elendesten nur gewissenlose Leute den Eintritt in solche Häuser anrathen könnten.

Digitized by Google

Müßte, während so die Szylla hinter der Charybdis droht und das Problem uns seine ganze Furchtbarkeit enthüllt, nicht wenigstens das Mögliche versucht und am Vorhandenen das Anstößigste reformirt werden? Die geldgierigen Megären, die den Bordellen präsidiren, haben ausgerechnet, daß die bedauernswerthen Geschöpfe, die von ihnen feilgehalten werden, noch ein zweites System besitzen, an dem sich „verdienen" ließe: den Magen. So müssen sie zechen und jeden Eintretenden um Wein anbetteln. Auch der Kellnerinnenbetrieb in Animirkneipen erfordert eine eiserne Gesundheit und entkräftet früher, als man gemeinhin weiß; aber der mit doppeltem Boden ist nicht nur verderblicher, sondern ein niederträchtiger Betrug obendrein. Die hübscheste, kräftigste Person mag an solchem Ort in einem Jahr zwölftausend Mark und mehr von ihren Besuchern erhalten: sie muß Alles abliefern und wird schließlich dennoch auf irgend eine raffinirte Weise sechs- bis achthundert Mark Schulden bei der Wirthin haben. Gegen diese Form der Brutalisirung, die kein Geheimniß ist, läßt man die Gebrochenen ohne thätigen Beistand; denn welche Veranlassung könnte nach heutigem Kodex vorliegen, „Verworfene" in ihren bürgerlichen Rechten zu schützen? Die Heilsarmee ist die einzige Potenz unseres öffentlichen Lebens, die hilft, ohne Vorfragen zu stellen, wo und wie sie das Elend auch finde. Unsere „Sittlichkeit" ist anders; die hat ihr Mitleid wohlassortirt, je nachdem der Fragebogen ausgefüllt wurde. Der Heiland würde vor ihr ausspeien.

Wie die Dinge liegen, ist (vielleicht von Hamburg und ein paar sächsischen Städten abgesehen) etwas Widerlicheres als unsere Kasernirung von keiner Phantasie auszudenken; ein schwunghafter Ueberseehandel mit jungen deutschen Mädchen liefert den großen Dampfern Zwischendecks- und Kajütenpassagiere, während die Hefe sich bei uns herumsielt. Alle Globetrotter bezeugen, daß man keinen Hafen anlaufen kann, wo die Prostitution nicht auch in den Klängen unserer Heimath redet. Besonders scheinen die Argentiner den Beifall unserer Gestrengen errungen zu haben, weil sie den Deutschen die Versuchung abnehmen, mit hübschen Landeskindern dem „Laster" zu verfallen; in Buenos Ayres sind ganze Straßenzüge voll von ihnen. Denn natürlich ist dieser Handel, seit man ihn bekämpfte, nicht seltener, sondern schlauer geworden. Im Inland kann frische Waare mit Beschlag belegt werden, weil ihre Lieferung so leicht ruchbbr wird; aber auf dem Weg nach fremden Ländern, die des unbeläftigten Absatzes wegen recht eigentlich gesucht werden? Da spielt das Geschäft sich in Formen ab, die juristisch überhaupt gar nicht faßbar sind. Oder bildet man sich ein, daß junge Mädel in Deutschland herumlaufen und jammern: „Ach Gott, ich bin so sinnlich! Sperrt mich doch endlich in die Besserungsanstalt, sonst verkaufe ich mich nach Argentinien"? Nein: sie lesen Inserate, wo Dienstpersonal, Wärterinnen, Kellnerinnen, Erzieherinnen, Stützen der Hausfrau „nach außerhalb" gesucht werden, und merken sich solche, die verdächtig klingen. Ich bin überzeugt, nur zu viele der angeblich „Verschleppten" wittern oder wissen ganz genau, wohin es geht. Und warum auch nicht? Was blüht ihnen denn daheim? Kaum hat ein Kommerziensohn sie verführt: da werden sie schon aufgegriffen und, ob jung, ob älter, von der Frau Kommerzienrath rücksichtlos gebessert. „Der Bien muß." Bei solcher Zwangserziehung wird dann manchmal auch der Vorschlag des Lucio, Essen und Trinken abzuschaffen, in fürsorgliche That umgesetzt.

Viel wäre noch zu sagen von der Stimmung der übrigen 98 Prozent unserer Mädchen; viel von unserer Knabenwelt, die ja kaum noch weiß, wohin die Augen

Digitized by Google

wenden; viel von der merkwürdigen Begriffsunklarheit auf dem Gebiet der öffentlichen Moral. Heute gleichen Pruderie und Cochonnerie einander darin, daß Beide an der entscheidenden Stelle keinen Unterschied machen. Die Pruderie nennt schlankweg alles naiv Nackte „schamlos entblößt"; die Cochonnerie wieder will uns alles noch so absichtvoll Entblößte als „naive Nacktheit" aufreden. Von der einen Seite wird eifervoll immer nur mit „Schmutz" operirt; die Gegner in ihrer berechtigten Empörung gegen Scheinheiligkeit gehen dafür oft allzu weit außer Deckung. Wohin soll Das führen? Groß ist ohne Zweifel das deutsche Pharisäerthum; Vielen (ich will den genialen Russen nicht nennen, dem es ähnlich ergeht) schwindet in älteren Jahren das Gedächtniß für Jugendbedürfnisse so völlig, daß sie, nachdem sie selbst einmal recht flott gelebt und manches schöne Kind geküßt hatten, jetzt den Mittelstand gern davor bewahren möchten. Am Schlimmsten bleibt doch bei den zahlreichen Wohlgesinnten der trostlose Mangel an Information. Wir sollen unser Geschlechtsleben ordnen lassen von Leuten, die gar keine Ahnung von der ganzen Geschichte haben oder auch nur haben wollen und rein deduktiv ihre Grundsätze von außen ins wirkliche Leben hineinzwängen möchten. Daher zum Schluß zwei praktische Vorschläge.

Der eine Grund, weshalb Japan und Amerika weniger als wir von Geschlechtskrankheiten heimgesucht werden, ward schon erwähnt: die Mädchen sind, besonders in den unteren Volksschichten, dort reinlicher. Doch giebt es noch andere Gründe. Der Japaner hat nicht Wein- oder Bier-, sondern Theehäuser. Im Bereich des käuflichen Verkehres aber giebt es keine verhängnißvollere Verbindung als die zwischen Bacchus und Venus. Sein so innig verehrter Freund Kohol zeigt sich dem Deutschen erkenntlich, indem er ihm eine Pest von solcher Intensität beschert, daß in den alkoholfreudigsten Kreisen manche Kandidaten überhaupt nie wieder gesunden. (Was viele leider am Heirathen nicht hindert; davon werden die armen jungen Frauen dann so welk.) Wein, sagt Shakespeare, steigert die Begier und mindert die Kraft. Damit ist eigentlich Alles ausgesprochen; die Ansteckungmöglichkeiten dehnen und potenzieren sich, während Sorgfalt und Verantwortung einschlafen. In Amerika wiederum, wo das Bordellwesen überall in einer Ausbreitung fast wie im alten Rom besteht, fehlt selbst der kleinsten Mittelstadt dennoch nicht das sogenannte assignation-house. In solchen Absteigequartieren treffen sich Pärchen und würden sich sehr energisch verbitten, daß man sie durch Befragen in den Stand von Unmündigen zurückversetze. Diese Häuser, ohne Trinkzwang, ohne spekulative Nebenabsichten, entsprechen einem so dringenden Bedürfniß und sind so durchaus nützlich, daß die Hygiene sie fordern sollte, wo sie nicht bestehen; denn sie garantiren vor allen Dingen Reinlichkeit. Die Zustände, die wir haben, sind kindisch, dreckig und pharisäisch. Hätten wir, was der Engländer in sich entwickelt hat, ein habeas corpus-Gefühl, schwelgten nicht immer, sobald einem Nachbar Unrecht und Gewalt geschah, in den albernen Wonnen der Schadenfreude, so müßte längst bemerkt worden sein, welcher Verlust an persönlicher Sicherheit und Bürgerfreiheit zu buchen ist, seit in jeder Privatwohnung nachgeschnüffelt werden darf, ob nicht irgend etwas „Unsittliches" in ihr vorgehe. In Mannheim kletterte neulich ein Hauswirth mit einem requirirten Schutzmann die Stiege hinan, um in das Zimmer seines Miethers einzudringen, weil dessen Decke ungewohnter Weise den Tritt zweier Menschen hören

Digitized by Google

ließ; da konnte ja ein Mädel auf Besuch sein! Die Bedeutung, die dem Begriff „Kuppelei" heute im ganzen Reich gegeben wird, kennt überhaupt kaum noch Grenzen. Ist es (von der Grausamkeit ganz zu schweigen, die darin liegt) nicht mehr als unklug, Mütter ins Gefängniß zu bringen, weil ihre Töchter einen Schatz haben, der zu Besuch kommt? Weiß man nicht, daß in den weniger bemittelten Klassen Vertraulichkeiten fast immer dem Standesamt vorhergehen, ja, ungemein oft erst die Verpflichtung zur Ehe zu bringen pflegen? Hoffen die Geistlichen immer noch, durch Schelten und Schandiren das Volk anderen Sinnes zu machen, obwohl alljährlich etwa hundertachtzigtausend außerehelich Geborene schreiende Widerlegungen pfäffischer Politik liefern? In der Fabrikbevölkerung und auf dem Lande sagt man: Die Zwei „gehen mit einander". Das heißt: sie werden sich wohl eines Tages verheirathen, falls es nöthig wird. Etwas weiter hinauf sagt man: „Er (oder sie) hat ein Verhältniß". Alle diese Verkehrsformen geben gesundheitpolitisch am Wenigsten zu Bedenken Anlaß, nähern sich vielmehr monogamischem Verhalten ungefähr so weit wie die bürgerlichen Ehen selbst. Im Bereich der Ethik aber giebt es viel wirksamere Vorbeugungen als die von der Sittlichkeitverwaltung empfohlenen. Macht unsere Jungen ehrgeizig auf körperliche Auszeichnung, so mißachten sie vorzeitige Lockungen. Die Mädchen wieder, denen die Natur erleichtert, brav zu bleiben, halten sich instinktiv unberührt und frisch für das Kind, das sie eines Tages vom Gatten erwarten. Wer möchte ihren herben Stolz vermissen? Wer durch lüsterne Wirkung auf die Phantasie beim Lesen oder Schauen die Schmerzen vermehren, die hier durch Enthaltung schon gelitten wurden? Denn daß auch die Schnippischen heimlich von ihnen verzehrt werden, lehrt ja der Augenschein, beweist die Frauenbewegung, die sich abmüht, durch neue Berufe Surrogate für das Unersetzliche zu schaffen. Bei den leichten Fliegen aber, denen Putzsucht, Naschhaftigkeit, Arbeitscheu die recht eigentlichen Versucher bilden, sind Verbot und Strenge Mittel am untauglichen Objekt; und auch von ihnen straucheln die meisten erst in festem Glauben an ein falsches Versprechen.

Wie Jedermann weiß, giebt es auf der anderen Seite Millionen von Junggesellen, denen selbst für ein Verhältniß die Mittel fehlen oder denen es im heutigen Berufsleben einfach an Zeit dazu gebricht. Sollen all diese freudlosen Arbeitmenschen der Unnatürlichkeit zugetrieben werden? Betrachten wir die Möglichkeiten ihrer Paarung, so zeigt sich uns außer der „kasernirten" die „fluktuirende" Prostitution, die sich in größeren Städten wieder in registrirte und heimliche (oder larvirte) theilt. In Berlin giebt es viele Tausende von Mädchen, die in Fabriken, in Druckereien oder als Näherinnen, Wäscherinnen, Probirmamsellen fleißig schaffen und nebenbei, so lange sie Lust und Laune dazu haben (mindestens an gewissen Tagen des Monats, wenn ein Hut oder ein Kleid gekauft werden soll, wenn Mutter die Miethe nicht beisammen hat oder der Bruder, der bei der Fahne steht, einen Zuschuß braucht) zwar keineswegs für Jeden, doch für Solche zu haben sind, die sie auf eine gefällige Art beim Heimweg anzureden verstehen, und von Jedem ein Geschenk in Geld annehmen, seltener freilich eins fordern. Der Ausdruck „Prostitution" trifft hier also nicht völlig zu, da die polizeiliche Kontrole wegfällt oder nur mittelbar zur Vorsicht wirkt. Die berliner Schutzleute haben ja wohl den Auftrag, Mädchen, die sich auffällig herumtreiben, auf der Stelle zum Einschreiben oder, wie der Volksmund sagt, „unter Sitte" zu bringen. Dieses Vorgehen ent-

Digitized by Google

spricht den herrschenden Anschauungen, erscheint aber im höchsten Grad anfechtbar, da die larvirte Prostitution der Arbeitenden zehnmal gefahrloser und gesunder ist als die registrirte der nur noch Spazirengehenden. Den Mädchen, die ihre Arbeit als Hauptberuf betrachten, liegt selbst daran, gesund zu bleiben; und wenn sie krank werden, lassen sie sich privatim behandeln, bis sie wieder gesund sind. Die Registrirung aber stößt die Aermsten sofort in den tiefsten Pfuhl. Sie werden nicht nur in bürgerlichem Sinn brotlos (denn keine Fabrik und kein Laden will registrirte Mädchen beschäftigen), sondern sie sind auch deklassirt, in einen „unehrlichen" Stand hinabgesunken, dessen schon abgebrühte Mitglieder aus der Novize bald eine Ausgelernte machen. Jeder weiß aber, wie schwer es ist, aus der „Sitte" jemals im Leben wieder herauszugelangen. Und bei Alledem nützt die Polizeipraxis der Volksgesundheit nicht einmal. Denn waren die Mädchen, wenn auch „sittlich verkommen", bisher körperlich gesund, so werden sie jetzt krank. Nach alter Erfahrung gehen aber die registrirten Dirnen zur Untersuchung genau so lange, wie sie hoffen dürfen, vom Arzt nicht gleich als angesteckt erkannt zu werden. Besteht für sie dieses Risiko, so drücken sie sich, ziehen heimlich aus der gemeldeten Wohnung und treiben sich, schwer auffindbar, als rechte Pestquellen herum, bis sie eines Tages zusammenbrechen oder wegen anderer Sünden abgefaßt werden. Hat es unter diesen Umständen Sinn, junge Dinger um eines „Fehltrittes" willen so schnell wie möglich in die Truppe der Registrirten zu pressen oder gar, wie unsere Tempelwächter wollen, jeden außerehelichen Verkehr zur Anzeige zu bringen, jedes „leichtsinnige" Mädchen auf die Liste zu setzen und schleunigst dem „Laster" als Lebensberuf zuzuführen? Wir können im Interesse unserer Volks- und Familiengesundheit nicht laut genug vor solchem Unfug warnen. Denn die Registrirte ist eben zum Handel mit ihrem Leibe gezwungen, wenn sie schlafen, essen, sich kleiden will. Soll es eine Lockung zur Vernunft sein, daß man auch noch schmähliche Freiheitstrafen auf ihr Leiden setzt? Keine ist gern krank geworden. Jede von einem Mann. Natürlich sehen sie in dem Büttel, der auf sie fahndet, ein Organ ungerechter Klassenjustiz und schlagen ihm, wenns irgend geht, ein Schnippchen. Wo aber stehen die großen Bagger, den Fluß zu reinigen, aus dem die kräftigsten Söhne der Nation, Soldaten, Studenten, junge Landwirthe, Kaufleute und Arbeiter, sich das Gift holen, das sie dann weitergeben? Müßte eine kranke Dirne nicht auf Staatskosten verpflegt werden, bis kein Gonokokkus mehr sich an ihr zeigt? Warum suchen wir in riesigen Heilstätten mit ungeheuren Kosten Lungenkrüppel weiterzufristen, warum sorgen wir für abfallende Blätter und lassen Jauche auf die Wurzeln unseres Lebensbaumes los? Weil wir mit einer „Sittlichkeit" behaftet sind, so unsinnig in ihren Grundsätzen, daß sie statt der Syphilis die Reinlichkeit bekämpft.

Hoffentlich fällt unserer Hygiene die Seife nicht erst wieder ein, wenn die neue Inquisition schon fix und fertig, sozusagen amtlich besoldet ist. Wenn kleine Kinder vom Beichtiger zu Aussagen genöthigt werden, ob die ältere Schwester nicht „unsittlich" lebt, wenn jeder außereheliche Verkehr mit Strafe bedroht ist, wenn die Intimität der Wohnung völlig aufgehört hat und Anklagen, die die Existenz vernichten, gefürchteter sind als früher die „peinliche Befragung" in der Folterkammer: dann erst kanns für Denunzianten wieder einmal in Deutschland behaglich werden.

Pforzheim. Dr. Robert Heffen.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Ueberlastet. Die Geschichte eines Knaben. Heinrich Minden, Dresden.

Es giebt eine Tragoedie des Verkanntwerdens. Das ist die Tragoedie der Vielen. Und eine des Ueberschätztwerdens. Das ist die der Wenigen. Sie ist die tiefere. Denn bei der ersten können Tröstungen entstehen im eigenen Bewußtsein, während die zweite sich gerade im eigenen Bewußtsein abspielt. Die Tragoedie ist nur möglich auf dem Schauplatz eines sensitiven Gemüthes, eines überzarten Gewissens. Ohne diese Bedingung ists eine Komoedie, keine Tragoedie. Die Erkenntniß, von Anderen überschätzt zu werden, bewirkt das Gefühl der Schuld, denn es ist das Merkmal des zarten Gewissens, sich verantwortlich zu fühlen, wo das robuste Gewissen Verantwortung ablehnt; die Erkenntniß, sich selbst überschätzt zu haben, häuft zum Schuldgefühl das der Scham. Diese Erkenntniß kann auch eine Täuschung sein; aber Das ändert nichts an ihrer Wirkung auf das gequälte Bewußtsein. Dieses ist die Last, die den Knaben meiner Geschichte bedrückt, ihn zermalmt. Es war nicht meine Absicht, die Zahl der Tendenzromane gegen die Schule zu vergrößern. Ich wollte nur ein ganz persönliches kleines Schicksal zeichnen, das sich nur bei diesem Charakter und diesen Motiven so abspielen konnte. Zwar schien mir eine gewisse Tragik darin zu liegen, daß gerade die Menschen, die ihm wohlwollen, den Knaben weiter drängen auf der abwärtsführenden Bahn; aber schuldig ist Niemand. In den Worten des lebensschiffbrüchigen Konz, der Fritz so unheimlich vorbildlich scheint für sein eignes Leben, liegt der Grundgedanke des Buches: „Manche Leute werden mit einem weichen Fleck geboren, wo Alles einsetzt, was trifft. Mit einem kleinen wunden Fleck in ihrem Selbstvertrauen. Es ist wie die faule Stelle im Apfel . . .“ Vielleicht kann das Buch Dem, der diesen Fleck kennt, Etwas sein.

Hannover. Heloise von Beaulieu.

Rosa Margarete. Traummärchen. Literaturanstalt Austria, Wien.

Es ist ein Märchenspiel für Erwachsene und Kinder, dessen tiefen Sinn jedoch nur die Reifen erfassen mögen. Hier möchte ich nur betonen, daß Rosa Margarete sich von allen mir bekannten Traumstücken wesentlich unterscheidet. Die Heldin verfällt nicht in Schlaf und träumt das Stück, sondern der Traum ist eigentlich schon geträumt, als der Vorhang sich hebt. Rosa Margaretens ganzes Sinnen und Sehnen webt ja weit von ihrem Fischerdorf in einer wunderbaren Märchenwelt, in der die nie gesehenen Eltern und der ferne Bräutigam königliche Rollen spielen. Die Vorgänge des ersten Aufzuges, das Gespräch der Seeleute, das Erscheinen des fremdartigen Schiffes: Alles bereichert diese innere Welt, so daß nun ein organisches Traumgebilde, eine Vision beim Meeresrauschen an Rosa Margarete und am Zuschauer vorüberzieht. Diese Traumhandlung ist nichts Anderes als eine märchenhafte Steigerung der realen Geschehnisse, wie sie in Vorgeschichte und Rahmenhandlung sich abspielen. Die Eltern sind dort ein königliches Paar, durch eine böse Zauberin, welche die Züge der verhaßten Ziehmutter trägt, getrennt; doch Rosa Margarete darf sie vereinen. Der Geliebte ist ein Friedensfürst und Held, der groteske Ziehvater wird zum fabelhaften Vogelkönig, der hilfreiche Lotse zum behenden Affen von der „Insel der singenden Quellen.“ Dies Traumbild ent-

Digitized by Google

schleiert Vergangenes, deutet Zukünftiges an. Mit seinem Beginn am Ausgang des ersten Aktes wird die Sprache phantastischer, gehobener und freier, der Vers herrscht vor; die Rahmenszenen bringen mehr Zugeständnisse an die volksthümliche Ueberlieferung.

Dresden. Bodo Wildberg.

Lieder des Wanderers. Amelangs Verlag in Leipzig.

Eine Probe:

Novalis.

Keine glatte Zunge,
Keine Schlangenzunge,
Schmal und spitz,
Spricht die Worte, die ich mühsam suche.
Alter Wahrheit seltsam dunkle Runen
Tragen meine Worte,
Tiefer Wehmuth müde Klänge
Färben sie
Und die Stille nimmt sie liebend auf.

Darum folgen meinen Pfaden
Nur, die arm im Geiste,
Reich im Fühlen,
Die der Erde müde und der Menschen,
Neuer Sehnsucht trunken, reiner Liebe
Lebend und wie Träumer
Die Gewißheit fürchtend, aber
Groß und frei,
Raum bereitend für die neue Welt.

Dresden. J. J. Horschick.

Kommiß-Kantaten. Strecker & Schröder in Stuttgart.

Sehr geehrter Herr Lieutenant!

Sie haben den Wunsch blicken lassen, wieder einmal Etwas von den „famosen Dingern" zu hören, die Ihnen einst, wie Sie die Güte hatten, zu bemerken, ein paar offizielle Weihnachtstunden versüßt haben. Um so freudigeren Herzens komme ich diesem schmeichelhaften Begehren nach, als ich mich immer noch ein Bischen in Ihrer Schuld fühle. Es ist Ihnen ja leider nicht verborgen geblieben, daß ich mich (zu meiner Schande muß ichs gestehen) stets mehr durch eine tüchtige Gesinnung als durch den Besitz militärischer Fertigkeiten hervorgethan habe. Doch Sie waren immer liebenswürdig genug, mich diese Wahrnehmung nicht fühlen zu lassen. Und so kam es, daß ich mir damals oft ausmalte, wie schön es sein werde, wenn ich Ihnen einst als Fürst-Reichskanzler oder Kriegsminister reichlich würde vergelten können, was Sie Gutes an mir gethan haben. Aber was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe! Seitdem sind meine Aussichten, Ihnen von so erhabener Stelle meinen Dank zu erstatten, sehr mäßige geworden. Die Reichskanzlerkarriere habe ich mir aus dem Kopf geschlagen, seit ich zu der Erkenntniß

Digitized by Google

gekommen bin, daß selbst eine so gründliche Büchmannkenntniß, wie ich sie erworben, denn doch noch keine genügende Basis sei, um darauf die immerhin schwankende Existenz eines Kanzlers aufzubauen. Was aber vollends das Kriegsministerium anbelangt, so habe ich, von einigen rein technischen Bedenken abgesehen, auch diese Ambition fallen lassen, als ich sehen mußte, eine wie ungemüthliche Position dieses Amt in den jetzigen Zeitläuften in Bayern fürstellt. So wird es wohl für alle Zeiten mit diesen Versen sein Bewenden haben müssen, die ich Ihnen hiermit submissest zu Füßen lege und von denen ich hoffe, daß sie Ihnen besser gefallen werden als ehedem meine Griffe.

Köln a. Rh. Richard Elchinger.

Don Juan, Casanova und andere erotische Charaktere. Axel Juncker, Stuttgart, 1906.

Eine Probe:

Warum verachtet Don Juan die Frauen? Weil sie sich von ihm verführen ließen. Das Weib ist ihm, dem Erzchristen, unrein und es scheint, als ob er sich Das durch seine Thaten stets von Neuem beweisen müsse. „Jedes Weib ist verführbar.“ Für diese These lebt und stirbt er. Jede Zurückhaltung, jeder Widerstand bei der Frau scheint ihm Manöver. Nur darauf nicht hineinfallen: Das ist seine pessimistische Maxime, die vollständig auf dem urchristlichen Grundsatz von der Verderbtheit und Verlogenheit des Weibes fußt. Seine Frauenpsychologie ist kurz und einfach. Schon verführt? Wie leicht zu verführen? Den Rest kennt er nicht. Er weiß also eigentlich nichts von der Frau, an der noch andere Seiten als die Verführbarkeit in Frage kommen. Während er stets neue Methoden der Verführung, der Vernichtung ersinnt, zeigt er einen so jähen Trotz, daß er vor dem Tod, seinem großen, einzigen Nebenbuhler in der Zerstörung, nicht zurückschreckt; durch die Einladung des Steinbildes zu den sinnlichen Freuden des Gastmahls glaubt sein Frevelmuth, seine ὕβρις, über den Tod zu triumphiren. Aber man sehe darin nicht den rothen Strahl allzu hochgeschnellten Lebensblutes; der tief Lebendige, der sich mit dem Dasein im Einklang weiß, trotzt dem Tode nicht als einem Feinde, er giebt sich ihm hin, nicht zwar mit jener morschen Ergebenheit der Christen, sondern vom Pathos des Schicksals überwältigt. Die Schalen seiner Persönlichkeit zerbrechen, er tritt zurück in die ehrwürdige Heiligkeit des Stoffes, dessen Gesetzen er sich nicht zu entziehen vermag. Die Einheit von Werden und Vergehen ist ihm Leben. Dionysos besitzt eine heitere und eine finstere Seite. Erst das Christenthum hat durch die Fiktion des Jenseits aus dem Tod eine so furchtbare Angelegenheit mit höllischem Schrecken gemacht. Trotz gegen dieses ihm plausible Jenseits ist Don Juans Haltung gegenüber dem Steinernen Gast; es ist umgekehrtes Christenthum, Satanismus, nicht hochgesteigerte Daseinsbejahung. Darum stirbt der alte Don Juan nicht in den Armen der Lust noch unter ihren unmittelbaren Folgen, etwa von der Klinge eines Nebenbuhlers oder Bruders, nein: die Hölle kommt selbst, Satan schickt seine besten Gesellen und läßt den ihm Verfallenen holen. Dieses unerhörte, metaphysische Ende würde allein die Auffassung Don Juans als Satanisten belegen, geschähe Dies nicht schon durch jede einzelne Thatsache seines Lebens.

Paris. Oskar A. H. Schmitz.

Digitized by Google

Das hamburger Bismarckdenkmal.*)

Konnte die Einwohnerschaft Hamburgs in wenigen Wochen fast eine halbe Million für ein Denkmal, würdig der Größe des Mannes und seiner Leistung, aufbringen: warum konnte die hamburger Regierung sich nicht entschließen, das Werk mit einer Feier einzuweihen, die der Alles überragenden Persönlichkeit und ihres gigantischen Vollbringens würdig war?

*

Wäre ohne Bismarck — und es giebt wohl auch in Hamburg Leute, die dieser Meinung sind — das Deutsche Reich nicht gedacht, nicht entstanden, so müßte doch das Reich in seinen Vertretern, dem Kaiser, den Bundesfürsten und dem Reichstag, die fallende Hülle des himmelan strebenden Felsenbaues umstehen, der der Nachwelt zeigen soll, was Bismarck für Deutschland war, ist, und immer sein wird.

*

Zur Einweihung dieses Denkmals, das in seiner monumentalen Größe zum

*) In Hamburg ist am Sonnabend Lederers Bismarckdenkmal enthüllt worden. Wohl das erste würdige Denkmal, das dem deutschen Mann in Deutschland gesetzt ward. Der Platz ist klug gewählt. Auf einer Höhe an der Elbe, nah beim Seemannshaus. Da ragt es über den Hafen hin und grüßt die Schiffe, die mit dem Heimathwimpel aus fernen Meeren kommen. Fast überall sieht mans, ganz draußen an der Alster sogar, wo in Uferanlagen und Gärten Hamburgs alter Reichthum sich, ohne neuberlinische Protzerei, von seiner besten, vornehmsten Seite zeigt (und wo man immer wieder fragt, warum diese robuste Stadt, eine der schönsten und stärksten unseres Erdtheils, in Deutschland nicht auch politisch ein höherer Werthfaktor werden konnte). Mächtig steht das Denkmal da, massig und doch einfach. Gutes Material. Prunklos. Keine Allegorie und Menagerie. Nur der Mann. Hoch, groß und einsam. Ihm zu Füßen der Adler. Dem Bismarck, sagte mir Lenbach einst, könnte man eigentlich nur auf einem Riesenthurm ein Denkmal setzen; hoch und massiv und oben der Kürassier ohne Viehzeug und nackte Beine. Ungefähr so ists hier geworden. Endlich wieder ein Denkmal, dessen man sich ein Bischen freuen darf. Eins, das den Helden und seine Zeit nicht ins Neupreußisch-Barbarische verzerrt. Das an die Heroentage deutscher Geschichte denken läßt, ohne den Betrachter zur Satire zu stimmen. O quae mutatio rerum! Die Weihefeier weckte freilich andere Gedanken. Der Kaiser hatte wohl keine Lust, zu kommen: also mußte die Feier „intim" sein. Trotzdem das Denkmal gar nicht intim ist. (Das ist vielleicht sein schlimmster Mangel.) Nur Herberts Witwe und Enkel wurden geladen. Von all Denen, die dem Fürsten nahstanden, kaum ein Einziger. Kein Bundesfürst. Müssen die Hanseaten denn von Berlin die Parole erwarten? Beim Lesen mancher hamburgischen Bürgermeisterrede lernt mans glauben. Wenn Petersen noch am Rathhausmarkt regirte, hätte die Feier wohl anders ausgesehen; wäre sie des Denkmals würdiger geworden. Das wenigstens haben wir nun. Nicht das Bismarckdenkmal zwar, das wir träumen, doch ein nationales Monument, dessen die Nation sich nicht zu schämen hat. Nach Suses (sehr berechtigten) Fragen drucke ich hier die leider fast unbekannt gebliebenen Verse, die Wilhelm Jordan nach Bismarcks Entlassung geschrieben und in seiner schönen Sammlung „Letzte Lieder" veröffentlicht hat. Weil sie das Heldische in Bismarcks Wesen kräftig und sicher in prachtvoller Sprache andeuten und gut zu dem hamburger Denkmal passen.

Digitized by Google

ersten und wohl auf lange Zeit hinaus einzigen Mal die Unsterblichkeit des Großen mit wuchtiger Gewalt verkörpert, mußte das ganze deutsche Volk herbeieilen und mit Dankeskränzen den Sockel überschütten. Warum statt Dessen eine „intime" Feier im engsten städtischen Familienkreis, als ob Bismarck ein hamburger Bürgermeister oder nur Hamburgs Ehrenbürger gewesen wäre?

*

Und genirte die Feier manchen Fürsten oder mancher Fürst die Feier: warum lud man dann zu wahrhaft intimer Festlichkeit nicht andere, das Empfinden des deutschen Volkes laut vertretende Männer ein, die sich um den einsam Ragenden vor und nach seinem Heimgang wohlverdient gemacht haben?

*

Und schließlich: warum wählte man für die Feier den Tag vor dem Pfingstfest? Wollte man das deutsche Volk zart darauf hinweisen, daß bald zweitausend Jahre vergangen sind seit der Stunde, da die Künder ewiger Wahrheit in Zungen redeten und die Menschen einander verstanden?

Hamburg. Theodor Suse.

Mahnspruch.

In allen Farben prächtig flammen,
Das wißt Ihr, kann der Diamant,
Nur weil Natur in ihm zusammen
Die Klarheit mit der Härte band.

Auch hämmerte noch Niemand närrisch
Von weichem Golde sich ein Schwert.
Doch ist ein starker Held auch herrisch:
Das wird beseufzt als tadelnswerth.

Ja, brach mit rettendem Entschlusse
Zum Sieg den ungeahnten Pfad
So schneidig als von hartem Gusse
Ein Genius der kühnen That:

Man jammert, wenn der Weltbezwinger,
Gehemmt, von wildem Zorne braust,
Und wünscht ihm sanfte Streichelfinger
Zur schlagbereiten Eisenfaust.

Dem Sigfrid wuchs von derbem Horne
Der Panzer erst im Drachenblut,
Nachdem in wildem Heldenzorne
Er hingestreckt die Höllenbrut.

Ihr wohnt im sichern Volkspalaste,
Den er zu baun Euch unterwies,

Digitized by Google

Doch rügts, daß er die Stümper haßte
Und unsanft vom Gerüste stieß.

Bewundernd und mit Stolz zum Bilde
Des Riesen schaut sein Volk empor
Und wirft ihm doch der Zwergenmilde
Unmöglichkeit als Mangel vor.

Genies, auch frei von Vorzugsfehlern,
So stimmesanft und herzensweich
Als doch unbeugsam stark und stählern
Bestellt Euch aus dem Himmelreich.

Zum Kampf mit Neid und Noth hienieden
Versteht Natur die rechte Art
Von Helden anders nicht zu schmieden
Als diamantisch hell und hart.

Wilhelm Jordan.

Lateinische Renaissance.

Der Aufschwung unserer Wirthschaft wird durch die zunehmende Entfremdung von anderen Staaten und durch deren Vordringen um einen Theil seiner nützlichen Folgen gebracht. Wir sind politisch vereinsamt; und diese Thatsache wird, da Politik und Wirthschaft nie ganz ohne Rückwirkung auf einander bleiben, auch in unserem Erwerbsleben allmählich schon fühlbar. Italien und Spanien haben sich England und Frankreich genähert und stehen vor bedeutsamen Wandlungen ihrer wirthschaftlichen Verhältnisse. Daß Italien seine neue Wirthschaftblüthe nicht den Beziehungen zu dem verbündeten Deutschland verdankt, ist unseren Politikern schon klar gemacht worden; und diese Klarheit war so unangenehm, daß man ärgerlich den Italienern drohte, man werde ihnen die Kundschaft entziehen. Die aber mögen gedacht haben: „Dann verkaufen wir unseren Wein, unsere Südfrüchte und unser Olivenöl eben anderen Ländern!“ Italiens Aufschwung begann 1898; schon das Datum zeigt, daß er der Intimität mit Frankreich zu danken ist. Die von den Finanzministern Di Broglio und Luzzatti vorbereitete Konversion der ursprünglich fünf-, jetzt vierprozentigen inneren italienischen Rente in ein mit $3\frac{3}{4}$, dann mit $3\frac{1}{2}$ Prozent zu verzinsendes Papier beweist, wie die italienische Wirthschaft erstarkt ist. Die Vorbereitungen sind beendet und die Konversion ist nur durch die Kabinetskrisis verzögert worden; wie man annimmt, auf kurze Zeit, da prinzipielle Fragen nicht mehr zu erörtern, Parlamentsbeschlüsse nicht mehr nöthig sind und nur der König noch seine Unterschrift zu geben hat. Italien, dessen kommerzielle Entwickelung noch jung ist, braucht seine Schuld also künftig nicht höher zu verzinsen als das auf seine Industrie und seinen Handel mit Recht so stolze Deutsche Reich. Das ist bitter für uns; noch weniger erfreulich aber die Thatsache, daß die deutsche Gruppe zu den Konversionverhandlungen nicht zugezogen war; die Herren,

die mit Rothschild in Paris verhandelten, haben Deutschland einfach ignorirt. Wir sollten uns schnell nach einem „brillanten Sekundanten" umsehen (der ja diesmal nicht gerade Goluchowski zu heißen braucht); so lange auch nur ein Stück der zu konvertirenden Rente in deutschem Besitz ist, müßte unser Kapital doch mitzureden haben. Von den in Frage kommenden 8 Milliarden Lire sind etwa 800 Millionen noch im Ausland; 600 Millionen sollen in Frankreich sein, der Rest in Deutschland und Oesterreich. Wir sind an der Sache also beträchtlich interessirt, und wenn die Konversion auch eine innere Angelegenheit Italiens ist, dürften Bleichröder und die Diskontogesellschaft bei den Verhandlungen doch nicht übergangen werden.

Italien wird bei der Zinszahlung künftig ungefähr 40 Millionen Lire ersparen. Die Konversion ist also eine Sache von großer Bedeutung. An dem Erfolg ist kaum zu zweifeln; schon vor drei Jahren wurde eine 4½ prozentige Anleihe (damals handelte sichs allerdings nur um einen Betrag von 1350 Millionen Lire) ohne Schwierigkeit in eine 3½ prozentige umgewandelt nnd jetzt ist eine staffelförmige Konversion (erst auf 3¾, dann auf 3½ Prozent) nach englischem Muster beabsichtigt, damit das Kapital sich allmählich an den veränderten Zinsfuß gewöhnen kann. Die Besitzer italienischer Rente, die so schmerzliche Schicksalswandlungen hinter sich hat, werden froh sein, wenn sie endlich einmal Ruhe haben. Die Rente, die jetzt verschwinden soll, ist netto vier-, brutto aber fünfprozentig. Die Stücke sind auf 5 Prozent abgestempelt, haben aber, als Nachwirkung der bösen Schlacht bei Adua, eine zwanzigprozentige Steuer zu tragen und geben deshalb nur noch 4 Prozent. Echt italienisch. Darf man darüber aber noch lächeln? Italien wird jetzt ja ein Finanzstaat erster Klasse. Das Gesetz, das die 3½ prozentige Nettorente einführen soll, war schon 1902 fertig, konnte aber aus politischen Gründen nicht ausgeführt werden. Erst trat Zanardelli, dann Sonnino zurück; die Ausführung mußte immer verschoben werden. Der Vater der Konvertirungidee blieb freilich, wie auch die regirende Firma hieß, im Hintergrund stets bei der Arbeit. Luzzatti ist heute Italiens stärkster Finanzpolitiker; und er hat seit Jahren für die Möglichkeit vorgearbeitet, den Zinsfuß der Staatsrente zu erniedrigen und dem Lande Geld zu sparen. Das chronische Defizit mußte erst weggeschafft sein, ehe an eine Konvertirung der größten inneren Anleihe zu denken war. Mit eiserner Energie, freilich auch mit großen Opfern, ist die Unterbilanz beseitigt worden. Das italienische Budget hat seit acht Jahren kein Defizit mehr, sondern schließt mit alljährlich steigenden Ueberschüssen ab. Das Finanzjahr 1897/98 ergab noch eine Unterbilanz von mehr als einer Million Lire; schon das nächste Jahr brachte aber einen Ueberschuß von 15 Millionen. So hatte die franko-italienische entente gewirkt. In den letzten fünf Jahren sind die Ueberschüsse von 40 auf 75 Millionen gestiegen. Die Staatsschuld Italiens beträgt 12¾ Milliarden Lire, ist also dreimal so groß wie die des Deutschen Reiches, konnte in dieser Zeit der Ueberschüsse aber um etwa 200 Millionen Lire verringert werden. Jetzt wird für die Verstaatlichung der Eisenbahnen wohl so ziemlich eine Milliarde gebraucht werden, die Staatsschuldsumme also wieder anwachsen. Durch die Konversion wird aber der Zinsendienst erleichtert und die Bevölkerung entlastet. Das haben die Italiener Luzzatti zu danken.

Die wirthschaftliche Entwickelung Italiens ist auch für andere Länder lehrreich. Sie zeigt die üblen Folgen eines Zollkrieges (mit Frankreich), die Wirkungen schwankender Währung und starker Verschuldung, aber auch die nützlichen Folgen

Digitized by Google

des Handelsfriedens, der Valutaregulirung und sparsamer Wirthschaft. Der Stand der italienischen Rente, deren Kurs heute ums Doppelte höher ist als vor zehn Jahren, beweist, daß auch das Ausland diese Entwickelung richtig einschätzt. Die Landwirthschaft ist erstarkt, die Industrie regsamer geworden und Italien vermochte einen beträchtlichen Theil seiner Anleihepapiere vom Ausland zurückzukaufen. Der Werth der Einfuhr stieg von 1400 Millionen Lire (im Jahr 1898) auf 2100 Millionen Lire (im Jahr 1905) und in der selben Zeit wuchs der Werth des Exportes von 1200 auf 1700 Millionen. Dem schönen Land darf natürlich keine Erfahrung moderner Industrie- und Handelsstaaten fehlen. Italien erlebt erst jetzt seine Gründerperiode. Der Südländer findet ja noch leichter als der bedächtige Mann des Nordens Haussemotive. Warum soll auf der Appeninhalbinsel nicht ein Rheinland-Westfalen entstehen? Man braucht nur Montan- und Elektrizitätgesellschaften zu gründen: dann hat man den Segen im Haus. Daß manche Treibhauspflanze über Nacht einging, hat den Muth noch nicht gebrochen. Sogar einen richtigen Trust haben die Italiener schon; und er ging gleich so stramm ins Zeug, daß von einer Antitrustgesetzgebung, an die bisher nur in Amerika gedacht wurde, ernsthaft die Rede war. Die Yankees müssen beschämt auf die Leistungen der Hochofengesellschaft Terni blicken, die alle Großthaten der Standard Oil Company, des (jetzt durch die Enthüllung der chicagoer Schandwirthschaft so hart getroffenen) Fleischtrusts und der Eisenbahnendeals in den Schatten stellen. Diese Hochofengesellschaft Terni, das größte Stahlwerk Italiens, hat nämlich zu ausgiebiger Schröpfung des Staates eines Ring gebildet. Diesem italienischen Stahltrust gehören die leistungfähigsten Werke an: die Gesellschaften Elba, Savona, Ferriere Italiane, die Werften Ofero und Orlando und die Firma Vickers Sons & Maxim in Spezia. Mit ausländischen Firmen, wie Krupp in Essen und Schneider in Creuzot, hatte man Abkommen vereinbart, die Terni und Konsorten vor Unterbietungen schützten. Nur die Gruppe Armstrong-Ansaldo wollte sich den Terni-Leuten nicht anschließen. Der Staat mußte für Panzerplatten und Kanonen an den sein Monopol rücksichtlos ausbeutenden Trust die höchsten Preise zahlen. Eines Tages kam dann der Schwindel ans Licht. Geschütze und Panzer erwiesen sich als minderwerthig. In der Kammer wurde Alarm geschlagen. Der Staat war betrogen worden, Jahre lang schon, und kann nun sehen, wie er seine geminderte Wehrfähigkeit wieder auf die Höhe bringt. Etwas mehr Ruhe und Kaltblütigkeit muß der Italiener sich noch anerziehen, wenn er des Aufschwunges froh werden will.

Dem Landvolk geht es immer noch kümmerlich; deshalb bemüht man sich jetzt, die Existenzbedingungen der Landwirthschaft zu bessern. Im vorigen Jahr wurde eine Vereinigung zum Schutz der Oelproduktion gegründet, die dafür sorgen soll, daß ausländische Oele und Oelsamen höheren Zoll erhalten und daß in den Provinzen, die noch heute keine modernen Oelmühlen haben, die Produktion erleichtert wird. Die Vereinigung kann schon auf Erfolge hinweisen. Der Vertragszoll von 6 Lire für den Doppelcentner ausländischen Olivenöls ist seit dem ersten März 1906 durch den allgemeinen Zoll (15 Lire für den Doppelcentner) ersetzt; und die Regirung hat zugesagt, in den rückständigen Provinzen Lehrstühle zu schaffen, deren Inhaber die Bevölkerung rationellere Olivenkultur und modernere Methoden der Fabrikation lehren sollen. Der Plan, die Meridionalbahnen zu verstaatlichen, stößt noch immer auf Widerstand. Die Bahnen (auch dieser Plan war schon zur Durchführung reif) sollten am ersten Juli 1906 übernommen werden. Da das Parlament

Digitized by Google

aber schwerlich, wie nach der Abmachung nöthig wäre, bis zum zwanzigsten Juni seine Zustimmung geben wird, ist anzunehmen, daß die Ausführung vertagt werden muß. Gerade in letzter Zeit wird mit wachsender Heftigkeit behauptet, die Verstaatlichung bürde dem Volk unerträgliche Last auf. Meridionalbahnaktien waren schnell gestiegen, als man die Verstaatlichung nah glaubte und berechnete, nach der Umwandlung der Betriebs- in eine Bau-Gesellschaft seien mindestens 8 Prozent Zinsen zu erwarten; nach Sonninos Sturz fiel der Kurs dann eben so rasch. Der Generaldirektor der Meridionalbahnen aber erklärt mit süßsaurer Miene, die Aktionäre könnten zufrieden sein, wenn aus der Verstaatlichung nichts werde, denn das Gedeihen der Gesellschaft sei durch den selbständigen Betrieb ihres 2000 Kilometer umfassenden Eisenbahnnetzes vollauf verbürgt. Ob der Prophet Recht behalten wird? Bisher haben die Aktien der Südbahn, von denen ein großer Theil in deutschem Besitz ist, sich anständig verzinst.

Auch in Spaniens Wirthschaft ist eine Wendung zum Besseren sichtbar; freilich ist die Wandlung nicht so auffällig wie in Italien. Nach dem unseligen Kolonialkrieg gegen die Vereinigten Staaten schien die Gefahr völligen Zusammenbruches nah. Seitdem hat das kommerzielle Verhältniß zu England und Frankreich sich gebessert und die Ziffern des Außenhandels zeigen die Tendenz zur Gesundung. Im ersten Quartal des Jahres 1906 stieg der Import auf 242,75 Millionen Pesetas (gegen 229,96 Millionen im ersten Quartal des vorigen Jahres), der Export von 196,36 auf 222,59 Millionen. Noch wichtiger ist aber der Rückgang des Goldagios, der in den letzten Wochen zu beobachten war. Das Sinken des Goldagios spricht für die Stärkung der Valuta; und diese Stärkung hat hier ähnliche Ursachen wie in Italien. Das Defizit ist verschwunden, die Handelsbilanz nach guten Ernten wieder aktiv geworden und große Rentenbeträge (Extérieurs) sind zurückgekauft worden. Die Bestimmung, daß die Zölle in Gold gezahlt werden müssen, hat zur Verminderung des Agios beigetragen. Wenn die spanische Regirung eingesehen hätte, von welcher Bedeutung das völlige Verschwinden des Goldagios wäre, hätte sie das Land vielleicht mit einer weniger hohen Zollmauer umgeben. Wird die Einfuhr durch den neuen Zolltarif vermindert, dann wird es schwer sein, die Zollzahlung in Gold in dem erwünschten Umfang zu erzwingen. Dem Staat würde die Beseitigung des Goldagios, die Kursgleichheit von Peseta und Franc, eine erhebliche Ersparniß bringen. So lange man für 100 Francs 135 Pesetas zahlen mußte, war für den Zinsendienst der äußeren Schuld ein um etwa 15 Millionen höherer Betrag aufzubringen, als er bei Kursgleichheit nöthig wäre. Spanien gehört der Lateinischen Münzkonvention nur äußerlich an; es hat sich die freie Prägung von Silbergeld vorbehalten, dadurch das minderwerthige Silber stark vermehrt und so ein Goldagio bewirkt, das mitunter schon bis zu 110 Prozent gestiegen ist. Wenn das Agio beseitigt würde, ließe sich an die Konsolidirung der Statsschuld denken und die dadurch ersparten Summen könnten für wirtschaftliche und kulturelle Zwecke benutzt werden. Die Spekulanten, denen die starken Schwankungen des Goldagios Nutzen brachten, sind natürlich nicht entzückt von der Aussicht, diese gute Chance zu verlieren, und prophezeien, nach dem Verschwinden des Agios werde man allerlei unerfreuliche Ueberraschungen erleben. Diese Unkenrufe verdienen aber keine Beachtung. In keinem Land kann die Wirthschaft gedeihen, wenn die Währung nicht auf sicherer, haltbarer Grundlage ruht.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Juni 1906.

Halali.

„Dennoch glaube ich nicht, daß die Ablehnung des Bahnbaues auf Deimlings Schuldkonto zu schreiben ist; der Reichstag wüthete, weil er sich seiner Schwachheit schämte." Mit diesem Satz schloß ich vor acht Tagen. Als er gedruckt und gelesen war, wurde mir gesagt: „Herrn von Deimling haben Sie Unrecht gethan; trotzdem Sie seine soldatischen Tugenden rühmten und ihn einen tüchtigen, tapferen Offizier nannten. Die Sache mit dem Waterberg wird in den amtlichen Berichten (Militärwochenblatt und Generalstabswerk) anders dargestellt, als sie Ihnen geschildert worden ist. Der Berg war, als Deimling ihn beschießen ließ, wirklich schon, wie Sie schrieben, von Deutschen besetzt. Oben waren aber noch Schwarze; sonst hätte Deimlings Truppe nicht Verwundete und Tote gehabt. Der Oberst hat sich auch nicht als blinden Enthusiasten gezeigt, dessen Berichte Mißtrauen erregen mußten. Nach den beiden Gefechten, die er hatte, erwiesen seine dienstlichen Meldungen sich als korrekt und zuverlässig; er gab keine ungeprüfte Ziffer. Und sein Konflikt mit Excellenz Trotha beschränkte sich auf eine sachliche Differenz im Urtheil über die Nothwendigkeit des Angriffes auf die Karasberge. Der Generallieutenant meinte, man solle den Angriff noch aufschieben; der Oberst, der dem Feind näher war, glaubte, nicht warten zu dürfen. Solche Differenzen sind, wie die Geschichte aller Kriege lehrt, im Feld unvermeidlich. Einzelne Elemente, die Herrn von Deimling nicht freundlich gesinnt waren, haben, vielleicht in der Absicht, Trothas Verdienst zu erhöhen, den Umfang des Konfliktes vergrößert. Die beiden Herren haben hier in den besten Formen mit einander verkehrt und

Digitized by Google

wir Kameraden haben aus Deimlings Mund nie ein ungünstiges Urtheil über Trothas Wirken (im Allgemeinen) gehört. Ich erinnere Sie auch daran, daß der Oberst im Reichstag, auf eine Frage des Abgeordneten Ledebour, geantwortet hat, er billige die Kriegführung des Generallieutenants. Und Sie wissen ja, daß schon die Art, wie er, gegen den Rath der militärischen und politischen Instanzen (die den China-Gayl empfohlen hatten), zum Oberbefehlshaber ernannt wurde, Herrn von Trotha viele Feinde gemacht hat und daß auch mancher objektive Beurtheiler heute noch findet, der trierer Divisionär sei für die südwestafrikanische Aufgabe nicht der richtige Mann gewesen". Das weiß ich; und freue mich aufrichtig, daß Herr von Deimling von den Sachverständigen günstiger beurtheilt wird, als ich, nach Berichten aus der Kolonie, Berichten vom Kriegsschauplatz, annehmen mußte. Freue mich doppelt, weil der Oberst jetzt, wie ein Verbrecher oder Narr, durch alle Zeitungen und Witzblätter geschleift wird. Vielleicht wäre es klüger gewesen, das leidige Geschäft von Trotha, der nun einmal drüben war und die Truppe in der Hand hatte, liquidiren zu lassen. Leutwein, Dürr, Trotha, Lindequist-Estorff, Lindequist-Deimling: der stete Wechsel konnte nicht nützlich sein. Die Verantwortung dafür tragen ja aber nicht die Ernannten; und ein Vergnügen ists nicht, in diesem bösen Handel mitwirken zu müssen. Oberst von Deimling fährt nun zum zweiten Mal übers Meer. Laßt ihn in Ruhe, Ihr Schreiber und Zeichner! Er konnte sich dem Auftrag entziehen, mit mehr Recht als mancher hohe Civilbeamte einen bis in den Herbst verlängerten Urlaub fordern und bald dann, als Generalmajor, in einer friedlichen deutschen Garnison einer Brigade befehlen. Er hat Frau und Kinder: und geht zum zweiten Mal hinaus. Fürs Vaterland.

Ruhm und Dank ist da nicht zu holen. Der oberste Kriegsherr ist froh, wenn er von Südwest nichts hört; seine Umgebung erzählt, nichts verstimme ihn so wie ein novum ex Africa. Und das liebe Publikum denkt noch immer, die Sache müsse verlaufen wie ein europäischer Krieg; wer nicht ein Sedan oder mindestens ein Wörth liefert, ist nicht sein Mann. Kaum Einer ahnt die Fülle der zu überwindenden Schwierigkeiten, macht sich auch nur eine klare Vorstellung vom typischen Gang eines Gefechtes mit Hottentoten. Die Kerle ähneln nicht nur im Aeußeren den Japanern und sind nicht so leicht zu besiegen wie dumme Nigger. Morenga, der, als Herero aus Damaraland, ja nicht zu ihnen gehört, ist jetzt unschädlich gemacht. Die in ihren eigenen Kolonien entstandenen Unruhen haben den Briten gezeigt, daß auch sie ein Interesse an der Beendung des Aufstandes haben. Doch die letzten Verlustziffern lehren uns, daß die Gefahr noch nicht vorüber ist; auch wenn die Owambos ruhig

Digitized by Google

bleiben. Wer weiß, ob Herr von Deimling nicht gezwungen sein wird, Kitcheners System nachzuahmen, mit Blockhäusern und Stacheldraht sein Heil zu versuchen? Das würde wieder viel Geld kosten. Ist vielleicht aber nicht zu vermeiden. Mit dem Gestöhn, man möchte die Geschichte endlich losſein, wird nichts erreicht. Nicht mehr um eine wirthschaftliche Frage handelt sichs; nicht um die (von den meisten Sachverständigen übrigens ohne Zaudern bejahte) Frage, ob Südwestafrika eines Tages die gebrachten Opfer lohnen kann. Auch wenn die Frage verneint würde, könnten wir die Kolonie nicht aufgeben; nicht einmal den Süden. Weder aufgeben noch (jetzt) verkaufen. Die stärksten politischen Gründe sprechen dagegen. Unsere Kolonialpolitik würde zum Kinderspott; und wir verlören die Möglichkeit, die Engländer, wenns nöthig wird, an einer empfindlichen Stelle zu kitzeln. Also müssen wir wieder die Herren im Land werden. Nicht nothwendig scheint meinem Laienverstand, daß unsere Truppen in jede Bergwildniß dringen, um die Hottentoten daraus zu vertreiben. Laßt die Leute doch dort, bis Hunger oder Kriegsmüdigkeit sie zur Kapitulation zwingt! Die Ansiedlungzone muß verengt und den Farmern unzweideutig gesagt werden, daß sie auf Schutz nur Anspruch haben, wenn sie sich zu einer verständigen Konzentration der Viehweideplätze entschließen. Die Kolonie ist viel zu groß, als daß sie in ihrem ganzen Umfang dauernd unter militärischen Schutz gestellt werden könnte. Das will auch Oberst von Deimling nicht. Er geht nur hinaus, um die Sache zu ehrenvollem Ende zu führen; für ein halbes Jahr höchstens: so hofft man. Er will langsam, mit der äußersten Vorsicht natürlich, einen Theil der Truppen zurückziehen und in die Heimath senden (die in Südwest bleibenden Soldaten würden dann vermuthlich dem Kommando des Herrn von Estorff unterstellt) und die Möglichkeit schaffen, in absehbarer Zeit mit einer Schutztruppe von der Kriegsstärke eines Regimentes auszukommen. Da er sich als tapferen Führer bewährt und den Hottentoten die ärgste Niederlage bereitet hat, wird die Mehrheit der Kameraden ihn gern als Oberbefehlshaber begrüßen. Die Aera Trotha ist ja fast schon vergessen. Schlimm wäre, wenn uns die in der Heimath begonnene Hetze den neuen Mann nervös und unsicher machte. Die Last seiner Verantwortung ist ohnehin nicht leicht. Er braucht das Vertrauen seiner Landsleute; und wir wollen es, müssens ihm gewähren.

Daß ich die Heftigkeit seiner vielverhöhnten, vielgescholtenen Rede nicht gar so unbegreiflich finde, habe ich schon vor acht Tagen gesagt. Am Bundesrathstisch fehlte der Kanzler, der, trotzdem wir täglich lesen, daß er wieder ganz gesund sei, zu dieser wichtigen Berathung nicht in den Reichstag gekommen war. Sein Vertreter, Graf Posadowsky, kennt die Kolonialverhältnisse nicht

Digitized by Google

(kann, bei all seinem Fleiß, seiner Intelligenz, doch nicht Alles kennen; und thäte drum besser, wenn er, zum Beispiel, nicht über die Tuberkuloseheilstätten redete, deren „Erfolge" von berufenen Kritikern ganz anders eingeschätzt werden als von ihm). Herr von Tschirschky und Bögendorff ist als Staatssekretär im Auswärtigen Amt noch neu und muß sich nach einem fast beispiellos unglücklichen Debut einige Schonzeit gönnen; spricht also nicht. Auch der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg ist noch Neuling und ficht für sein eigenes Haupt: er trägt mit Würde den Titel des Kolonialdirektors, möchte aber Staatssekretär heißen. Will deshalb keine mächtige Partei kränken und seine Rede schmeckt matt wie die Limonade der Millerin. Allen ist vorher von Geberdenspähern gesagt worden: „Gebt Euch keine Mühe! Ihr bekommt weder das Geld für die Entschädigung der Farmer noch das für den Bau der Bahnlinie Kubub-Keetmanshoop; setzt auch das Reichskolonialamt nicht durch. Das Centrum will nicht. Der Erbprinz ist ihm der Sympathie mit dem Evangelischen Bund verdächtig und hat, als Regent von Sachsen-Koburg und Gotha, gegen die Beseitigung des Jesuitenparagraphen gestimmt. Grund genug für Spahn u. Co., ihm das amtliche Leben zu verleiden. Der Kaiser soll früh sehen, daß dieser Günstling im Parlament nichts erreicht. Damit hofft man auch dem geliebten Centralbülow einen Gefallen zu thun. Echauffirt Euch also nicht erst! Alles ist genau abgekartet und loves labour's lost." Diese Warnung hat auch der Oberst vernommen. Kann ihr aber nicht glauben. Er ist doch unter Deutschen; unter verständigen Patrioten, die schon den ersten Theil der Bahnstrecke (Lüderitzbucht-Kubub) bewilligt haben. Denen braucht man nur die grasse Wahrheit zu zeigen: dann sind sie umgestimmt. Niemand hat ihm eingeschärft, sich auf die Rolle des militärisch Sachverständigen zu beschränken, Niemand gesagt, daß die schönste Rede eines Kommissars ein fraktionell festgelegtes Votum nicht umzuwerfen vermag und daß die vor Ministern und Staatssekretären so ehrfürchtigen Volksvertreter gern an einem Kommissar ihr Müthchen kühlen. Hat er im Advent nicht rasch über die Bahngegner gesiegt? Auch diesmal zieht er die Karre wohl aus dem Sumpf, wenn er seine Lunge nicht schont. Los! Drüben ist noch viel zu thun, meine Herren. Die Banden, die gegen uns im Feld stehen, sind gefährlicher, als Sie glauben. Wir haben mit der äthiopischen Bewegung und mit der Thatsache zu rechnen, daß der Feind bei der Kapitulation nur wenige Gewehre abgeliefert hat; die anderen sind vergraben und können wieder benutzt werden, wenn die Kerle Lust bekommen, einen neuen Orlog zu wagen. Auch den Süden also dürfen wir nicht von Truppen entblößen. Und diese Truppen müssen ernährt werden. Jetzt hungern sie;

Digitized by Google

leiden unter Krankheiten mehr als je im Verlauf des Krieges. Wollen wir noch länger die Wucherpreise zahlen, die der Engländer uns für Lebensmittel abfordert? Noch länger mit unserem guten Gelde der Kapkolonie des Vetters aus der Finanznoth helfen? Der britische Händler nimmt uns für den Centner Hafer dreißig Mark mehr ab als der deutsche; und dieser Hafer ist obendrein noch von geringer Qualität. Nur die Bahn giebt uns die Gewißheit, daß wir unsere Truppen zu angemessenem Einkaufspreis ausreichend ernähren können; sie spart Ihren Wählern Geld, befreit uns auch von der Pflicht, die Etapen der Ochsenwagentransporte zu decken... Alles richtig. Alles hier schon vor einem Jahr gesagt. Nur der Ton falsch gewählt. Auch im Kreis der Questenbergs darf nicht Jeder wie ein Wallenstein sprechen. Surtout pas de zèle! Begreiflich ist aber, daß einem Soldaten, der drüben manchen Kameraden von den braunen Bestien gemartert sah, manchem auf dem Durstfelde das Grab schaufeln mußte, beim ersten Anblick des parlamentarischen Schachergeschäftes das Blut heiß in die Schläfen steigt und der Mund von Zorn und Scham überläuft, die das Herz füllen; begreiflich und sicher verzeihlich.

Die drei ablehnenden Beschlüsse des Reichstages sind dumm und unhaltbar. Die deutschen Farmer müssen anständig entschädigt werden. Das ist keine Rechtsfrage, sondern eine der Opportunität. Das Recht, nicht die Nothwendigkeit der Entschädigung ist zweifelhaft. Tüchtige Leute, die Etwas zu verlieren haben, gehen einfach nicht hinüber, wenn erwiesen ist, daß deutschen Landwirthen der durch vis maior entstandene Schade nicht ersetzt wird. Bei den ersten Auszahlungen ist unvorsichtig verfahren worden. Man hat Leuten Geld gegeben, die es nicht brauchten; hat Firmen, die an dem Krieg schon überreichlich verdient hatten, große Summen in den gierigen Rachen gestopft; hat Großkaufleuten die Gelegenheit verschafft, Schulden einzukassiren, auf deren Rückzahlung nicht mehr gerechnet wurde und die deshalb schon abgeschrieben waren. Das ist schlimm (uns fehlt eben leider noch immer der Regreßanspruch an fahrlässig wirthschaftende Beamte), entbürdet uns aber nicht von der Pflicht, den beträchtlich Geschädigten, wirklich Verarmten die Fortsetzung ihrer civilisatorischen Arbeit zu ermöglichen. Wird diese Pflicht nicht erfüllt, dann werden wir keine brauchbaren Kolonisten finden, „und thäten wir hundert Laternen anzünden." Dann verlieren wir die alten Leute, die seit Jahren im Land sitzen und mit ihrer Erfahrung den Zuwandernden den rechten Weg weisen und Enttäuschung ersparen; verlieren den festen Stamm. Auch der tüchtigste Gouverneur könnte dann aus Südwestafrika keine Kolonie machen, die allmählich rentirt. Das Gerücht, Herr von Lindequist wolle, wenn die Entschädigung unwiderruflich verweigert wird, seine Entlassung fordern, klingt deshalb nicht unglaublich.

Nummer Zwei: die Bahn. Deren Unentbehrlichkeit ist hier oft betont worden. Ich kann nicht beurtheilen, ob die beste Trace gewählt ist. Habe in der Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung, die in Swakopmund erscheint, seit dem vorigen Spätherbst aber immer wieder Berichte wie diesen gefunden: „Elftausend Trekkochsen mußten auf dem Baiweg, weil sie von der Rinderpest befallen waren, getötet werden. Das ist wieder ein ungeheurer Verlust, der uns natürlich erspart geblieben wäre, wenn wir die Bahn hätten. Und die Verpflegung der Truppen ist im Süden so unzulänglich, wie in Deutschland kein Mensch ahnt; selbst hier machen nur Wenige sich eine richtige Vorstellung von diesem trostlosen Zustand." Wenn nur die Bahn die Verpflegung sichert (und darin stimmen alle Sachverständigen überein), muß sie gebaut werden. Wir haben deutsche Menschen hinübergeschickt und müssen dafür sorgen, daß sie, die für deutsche Waffenehre und deutsches Eigenthum ihr Leben einsetzen, wenigstens nicht durch unsere Schuld, unsere Knauserei leiden. Der Krieg, sagt man, wird nicht ewig währen und in Friedenszeit ist an eine Rentabilität der Bahn erst recht nicht zu denken. Mag sein; ich glaube auch nicht, daß die paar Ballen Baumwolle und die Viehtransporte, um die sichs in naher Zeit handeln wird, der Bahn zu einer guten Bilanz helfen werden. Erstens aber ist der Krieg noch nicht beendet (am elften Juniabend lasen wir, daß wieder zwei Offiziere und acht Reiter gefallen sind) und kann jeden Tag wieder an Umfang und Heftigkeit zunehmen; auf dem Baiweg ist Grasfutter kaum noch zu finden, die Ochsenkärrner wollen ihn nicht mehr befahren und Keetmanshoop ist beinahe nur noch auf die Zufuhr von Warmbad her angewiesen. Und zweitens brauchen wir die Bahn auch für ruhige Tage; müßten sie haben, selbst wenn auf Rentabilität in absehbarer Frist nicht zu rechnen wäre. Daß sie nicht längst gebaut ist, kann gar nicht laut genug getadelt werden. Mit Bahnbauten muß jede vernünftige Kolonisation anfangen. Das wissen die Engländer. Bahnen und Brunnen: ohne die gehts drüben nicht. Noch in neuster Zeit sind in der Kapkolonie, die jetzt gerade hundert Jahre britisch ist, zweitausendfünfhundert Brunnen gebohrt worden. Verkehrsmittel und Wasserstellen kosten Geld; wer die Ausgabe scheut, soll zu Haus bleiben und hübsch sacht versuchen, ob er dort ohne Anlagerisiko sein Kapital mehren kann. Erst durch die Eisenbahn wird die Erschließung des Südens möglich. Sollen in Groß-Nama-Land, wie man hofft, Bergbau und Schafzucht gedeihen, so ist eine schnelle und billige Verbindung unentbehrlich. Auch ein naher Hafen. Selbst wenn Swakopmund eines Tages noch leistungfähig wird, bleibt Lüderitzbucht für den Süden wichtiger; und Lüderitzbucht kann wiederum nur ausgenutzt werden, wenn der

Digitized by Google

Eisenstrang es mit Keetmanshoop verbindet. Das Alles ist hier oft erörtert, in Südwest oft beweint worden. Im April war ein Jahr vergangen, seit Trotha, „als absolute Nothwendigkeit", den Bau einer Eisenbahn auf dem Baiweg, zunächst bis Kubub, gefordert hat. Drei Monate danach war noch nichts geschehen, nichts auch nur vorbereitet und der Oberbefehlshaber telegraphirte nach Berlin: „Trotzdem mit Aufwendung ungeheurer Geldmittel Leistungfähigkeit des Baiweges auf höchsterreichbares Maß gebracht, ist kaum möglich, die auf Keetmanshoop unmittelbar angewiesenen Truppen dauernd zu verpflegen, mit Bekleidung und Sanitätmaterial zu versehen. Wir sind, jetzt wie später, von der Gnade der englischen Kapregirung abhängig, die nach ihrem Belieben uns die Möglichkeit einer Kriegführung im südlichen Theil der Kolonie, überhaupt der Verpflegung größerer Truppenstärken und der Civilbevölkerung während der Friedenszeit unterbinden kann. Die jetzt für Augenblicksbedarf ausgegebenen Millionen kommen fast durchweg der Kapregirung zu Gut, während Eisenbahnanlage wirthschaftlich dauernder Werth für uns wäre." Das las Fürst Bülow im Juli 1905. Las, daß auf der Strecke Lüderitzbucht-Kubub die Transportmittel monatlich anderthalb Millionen Mark kosten (also achtzehn Millionen im Jahr; für Betriebskosten auf einer einzigen Strecke) und trotzdem „Verpflegung und Materialnachschub nicht gesichert" sei. Ist es nicht ein Skandal, daß wir, nach Deimlings Darstellung vom sechsundzwanzigsten Mai, auch heute noch in der selben Misere sind?

Ein Skandal, den wir nicht dem Reichstag verdanken, sondern der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes; und nicht der einzige, den diese ehrenwerthe Behörde auf dem Kerbholz hat. Sie hatte, um die Rentabilität des Schutzgebietes zu erweisen, dem Reichstag Bilanzen vorgelegt, zu denen ein Mittelbankdirektor sich nicht leicht entschließen würde, und dann, um nicht fahrlässigen Handelns überführt zu werden, den Umfang der Gefahr, so lange es irgend ging, vertuscht. Trotzdem in einem von Owambos, Bantunegern und Hottentoten bewohnten Land stets mit der Möglichkeit eines Aufstandes gerechnet werden mußte, war für solchen Fall nichts vorbereitet. Die Schutztruppe viel zu klein. Swakopmund versandet; der Hafendamm in elendem Zustand. Im Süden keine Eisenbahn gebaut. Keine Etapenstraße, die den Marsch von einer Wasserstelle zur anderen sicherte. Auch in der Heimath nichts für die Mobilmachung bereit. Da kein anderes Militärwaarenhaus konkurrenzfähig und an eine langwierige Submission in der Hast nicht zu denken war, konnte die Firma Von Tippelskirch & Co. die Preise diktiren. Noch besser ging es dem Hause Woermann, von dessen Riesenprofiten nicht so oft ge-

Digitized by Google

redet wurde. Die graurothen Transportdampfer wurden zu Nothstandspreisen gechartert und schon im Herbst 1904 konnte die hamburger Rhedereifirma für ihre am Swakop auf Löschung wartenden Schiffe mehr als drei Millionen Mark Liegegelder einstreichen. Und nicht nur Deutschen lächelte die Kriegskonjunktur. Noch vor drei Monaten fand ich in der Zeitung The Sun eine lehrreiche Geschichte. Die Bark Helen A. Wyman, Kapitän David van Horn, sollte von Rosario eine Ladung Heu nach Deutsch-Südwestafrika bringen. Im Ausfuhrhafen hört der Kapitän, in Südwest werde die Tonne Süßwasser mit zehn Dollars bezahlt und auf ähnlicher Höhe halte sich der Preis aller Lebensmittel. Der Schlaukopf befreit die Bark von unnützlichem Ballast, schafft sich Stahltanks an, die er mit Quellwasser füllt, und stopft jeden Winkel mit Lebensmitteln voll. Das wird ein Geschäft! Ein wie gutes, ahnt er selbst noch nicht. Als er landen will, findet er ungefähr dreißig Schiffe, Dampfer und Segler, auf der Rhede. Er meldet seine Ankunft, ersucht um Anweisung eines Löschplatzes und wartet. Zweiundfünfzig Tage lang. Mit Hummerfang, Vogeljagd, Bordbesuchen vertreibt er die Langeweile. Endlich fällt der deutschen Behörde ein, daß die Bark von der Regirung bestellten Proviant an Bord habe. Den, heischt ein Beamter Seiner Majestät, solle sie nun abliefern. Schön, sagt der Kapitän; vorher ist aber noch eine Kleinigkeit zu erledigen. Ich liege hier seit dreiundfünfzig Tagen. Macht pro Tag 135, im Ganzen 7155 Dollars. Sobald die Rechnung bezahlt ist, liefere ich. Sie wurde bezahlt. Der von der deutschen Behörde ausgestellte Check lag dem Brief bei, in dem der Kapitän der Firma Thomas Norton & Co. sein Erlebniß berichtete und sich rühmte, den Deutschen einen Streich gespielt zu haben. Die Geschichte trug in der Zeitung die spöttische Ueberschrift: Skipper makes Germany pay. 53 days waiting time at $ 135 a day or no hay for the Kaiser. Das ist ein Beispiel, in dem sichs immerhin um dreißigtausend Mark handelte; eins von vielen. Große Hafermengen faulten neben der unbenutzbaren Mole. So wurde das deutsche Geld vergeudet. Nachdem man vorher, um den Reichstag nicht zu ärgern, geknickert und den Etat auch im Angesicht der Gefahr nicht verständig erhöht hatte.

So ists dann weiter gegangen. Gouverneur Leutwein, der Vertrauensmann der Kolonialabtheilung, hatte an den Landungmöglichkeiten in Swakopmund nichts auszusetzen und hoffte, mit siebenhundert Gewehren der Rebellion Herr zu werden. Jetzt sind fünfzehntausend Mann drüben: und das Feuer glimmt fort und jede Woche bringt uns neue Verluste. Herr von Trotha mußte sich die Finger wundschreiben, um die nöthigen Feld- und Funkentelegraphisten, Fahrer, Schreiber, Handwerker zu bekommen; mußte die Ver-

Digitized by Google

liner anflehen, sein Pferdematerial in Rußland, Galizien, Ungarn zu ergänzen. Als der Bahnbau nicht mehr aufzuschieben ist, fordert man schüchtern eine Theilstrecke. Warum? In der Weihnachtstimmung wäre der Reichstag, der die Linie bis Kubub bewilligte, auch für die Verlängerung bis Keetmanshoop zu haben gewesen. Warum jetzt die Wiederholung des lästigen Haders? Weil man nie den Muth hatte, dem Parlament unangenehme Wahrheit zu sagen. Viel zu früh hieß es, der Friede sei in Sicht. Wahrscheinlich wurde auch Herr von Lindequist ersucht, den Optimismus der Wilhelmstraßengilde kräftig zu unterstützen; sonst hätte der neue Gouverneur nicht am siebenundzwanzigsten November 1905, nach der Ankunft in Windhuk, gesagt: „Die Wolken theilen sich schon und gestatten einen freundlichen Ausblick in die Zukunft." Siebenmal hat seitdem der Mond gewechselt; und noch immer verbluten in diesem Sorgenland deutsche Menschen. Jedes kolonisirende Volk, erzählt man uns, hat solche Erfahrung gemacht. Das ist, halten zu Gnaden, recht niedlich erlogen. Nicht das unbeugsame Fatum, vor dem der Studiosus Karl Moor in Ehrfurcht erbebt, hat über uns gewaltet. Zwei Drittel aller gebrachten Opfer hat die Unfähigkeit deutscher Beamten gefordert. Mußten wir Hendrik Witbooi blind vertrauen und seine zottige Brust mit Medaillen putzen? Morengas Verlangen nach einem Gerichtsverfahren, das ihn von dem Verdacht des Mordes reinigen werde, ablehnen und uns den Gentleman-Feldkornet dadurch zum Todfeind machen? So unklug handeln, daß Hottentoten und Bantuneger, die Jahrzehnte lang der Haß getrennt hatte, in nächtigen Palavern sich zum Kriege gegen Deutschland verbündeten? Und die Rüstung zu solchem Krieg träg und knickernd versäumen? Ueber die Thaten der Kolonialabtheilung ist auch unter Mandarinen, auch unter den Trägern der Gelben Jacke nur eine Stimme zu hören. Alles in anderen Bureaux des Auswärtigen Amtes Geleistete sieht daneben wie das Werk des vom Fleiß bedienten Genies aus. Kein Wunder, daß Niemand sich aufrichtig für den Plan begeistern konnte, dieser Abtheilung die Macht zu selbständigem Handeln zu erweitern. Dennoch muß es geschehen. Das Staatssekretariat für die Kolonien ist nöthig... Auch hier freilich müßten wir, wie Junius und Burke einst, laut rufen: Men, not measures!

Der Erbprinz zu Hohenlohe hat gewiß den besten Willen, Nützliches zu wirken. Er soll ungemein höflich, recht fleißig und ohne Dünkel sein. Aber er kennt die Kolonien nicht, hat von ihren Bedürfnissen und Sitten kein Bild. Im offiziösen Lokalanzeiger stand, Seine Durchlaucht „trage sich mit der Absicht", in nicht zu ferner Zeit nach Afrika zu fahren. Dieser Zustand der Trächtigkeit braucht nicht lange zu dauern. Eine Reise nach Afrika ist heutzutage

Digitized by Google

ein bequemes Vergnügen. Die siebenzigjährige Chamberlain hat sich selbst in Capetown und am Waal umgesehen; und nur deutsche Abgeordnete glauben, vom theuren Vaterlande Dank verdient zu haben, wenn sie auf Woermanns Kosten (des selben Rhedereibesitzers, der eine Kritik im Reichstag nicht wünschen konnte) nach Liberia, Togo, Lagos und Kamerum gereist sind. Daß noch jetzt Leute, die nicht drüben waren, über das Schicksal der Kolonien entscheiden, zeigt nur, wie lächerlich unmodern unsere Verwaltung geworden ist. Jeder Minenbesitzer macht die Fahrt mindestens einmal im Jahr. Der Erbprinz könnte seine Zeit nicht besser verwenden. Ob er dann der Mann wäre, den wir brauchen? Er wirbt, wie die meisten Hohenlohes, gern um die Gunst der Oeffentlichen Meinung; und könnte von Offenbach (der die Rolle für ein käufliches Lustmädchen geschrieben hat) doch erfahren, was sie werth ist. Er redet zu viel; zu oft über Dinge, die er nur aus den Akten Vortragender kennt; und verräth den unpolitischen Eifer, als ein humaner, sittsamer Herr von der Presse gefeiert zu werden. Im Fall Puttkamer war sein Handeln und sein Unterlassen unverzeihlich. (Ich habe aus der Diaspora deutscher Menschheit viele Briefe bekommen, die mir bewiesen, daß mein Urtheil über diesen Fall in Deutschland und England, in Mexiko und Kamerun gebilligt wird; sogar von keuschen Damen.) Er mußte den Gouverneur, gegen den, nach zwei Dezennien schwerer und erfolgreicher Kolonialarbeit, nichts vorgebracht werden konnte als eine alberne Weibergeschichte aus dem Jahr 1896, wieder nach Buea schicken. Wenigstens auf ein paar Monate noch; schon um den Destillen-Akwa und seinen braven Knaben zu lehren, daß sie nicht über den Kopf des höchsten Beamten Gewalt haben. Statt so zu thun, erklärte er, noch vor dem Abschluß des Ermittelungverfahrens, der Schein spreche gegen Herrn Jesko; und bedrängte den gehetzten Mann so lange, bis Der mürb wurde und seine Entlassung erbat. Sonst, hieß es, setzen wir das Staatssekretariat nicht durch. Keine für das Abstimmungresultat gewichtige Fraktion hatte daran gedacht, von der Frage nach Puttkamers früherem oder späterem Rücktritt die Bewilligung des Reichskolonialamtes abhängig zu machen. Herr von Puttkamer hat sich gefügt: und das Amt ist dennoch abgelehnt worden. Am nächsten Sitzungtag war der Erbprinz, über dessen künftige Position abgestimmt werden sollte, im Reichstag nicht zu sehen. Der Aerger hielt ihn wohl fern. Er hatte kein kräftig Wörtchen für Herrn von Deimling gefunden, den Graf Posadowsky nun, tapfer und nobel wie immer, vertheidigen mußte. Achtundvierzig Stunden lang war der Oberst ungedeckt allen Streichen ausgesetzt. Wie Puttkamer und Solf. Ein Hohenlohe schwimmt nicht gern gegen den Strom.

Bis mindestens in den Advent wird Erni (so neckisch lautet der höf-

Digitized by Google

sche Rufname Seiner Durchlaucht) nun Kolonialdirektor heißen. Das läßt sich ertragen. Ein Hohenlohe-Langenburg, Sohn einer Prinzessin von Baden, Gatte einer Prinzessin von Sachsen-Koburg und Gotha, durch seine Heirath Neffe des Britenkönigs, ein Dynastensproß, der Kaiser Konrad den Ersten zu seinen Ahnen zählt, hat, auch mit dem dürftigsten Titel, im preußischen Deutschland stets den Rang, der ihm nach seiner Abstammung gebührt. Die Herren Tschirschky und Mühlberg werden Erni, trotzdem er ihnen im Amt untergeben ist, pünktlich Reverenz erweisen und selbst der Kanzler wird diesen Kolonialdezernenten seines Gehilfen für internationale Angelegenheiten nicht einfach, wie irgend einen Stuebel, „kommen lassen". Aus dem Munde des Abgeordneten Semler haben wir ja schon erfahren, daß der Erbprinz direkt, ohne einen Vorgesetzten zu bemühen, mit dem Kaiser verhandelt. Das ist neu; neu auch, daß mans, wie etwas Alltägliches, erzählt. Der Erbprinz wird, als amtlich hinter dem Unterstaatssekretär rangirender Abtheilungchef und Kollege der lebenden und toten Hellwig und Koerner, die Geschäfte wie ein großer Herr führen und in den Häusern Wilhelmstraße 76 und 77 wenigstens immer der Zweite sein. So weit haben die Kayser, Buchka, Richthofen, Stuebel es nicht gebracht. Er kann deshalb auch mehr als sie wagen. Kann die Herren Golinelli, Seitz, Gleim, Rose, Böhlendorff (und wie die Geheimen Räthe sonst heißen mögen) höflich verabschieden; ihnen sagen, daß die persönliche Bearbeitung der Kolonialinteressenten und Abgeordneten, auch die Causeursiege in Kolonialvereinen und an Festdinertischen ihm nicht genügen, daß er ernsthaftere Leistung verlange, und sich mit Männern umgeben, denen der Aktenstaub die frische Farbe der Entschließung noch nicht angekränkelt hat. Männern aus der Praxis tropischen Lebens. Kaufleuten, Pflanzern, Offizieren, nicht in Bureauluft verwelkten Beamten. Dann könnte aus der Sache Etwas werden; mit dem alten Personal sicher nicht. Das muß für seine Unterlassungsünden, seine Unzulänglichkeit doch auch irgendwie gestraft werden; gelind meinetwegen, aber, zu warnendem Exempel, gestraft. Herr von Trotha, der in Ostafrika, China, Südwest Truppen geführt hat, Graf Götzen, der für Dar es Salam vielleicht ein Bischen zu korrekt war, unter der Tropensonne allzu streng auf schwarze Hosen und Lackschuhe hielt, doch nicht nur das äußere Ansehen der Beamten hob, die Gouverneure Puttkamer und Solf, der gescheite, emsige, konziliante Professor Paasche, tüchtige Leute aus großen Faktoreien und Farmen, Offiziere von der erprobten Leistungfähigkeit Estorffs und Koppys, Wissmanns Freund und Manager Eugen Wolf, der mit common sense und Weltklugheit ausgestattete Pfarrer a. D. Naumann, vielleicht auch der vielgerühmte,

Digitized by Google

aus dem Unteroffiziercorps hervorgegangene Finanzdirektor von Südwestafrika: aus solchen Elementen müßte doch rasch eine Instanz zu bilden sein, die Nützliches leistet. Mancher Andere ließe sich finden. Robert Koch müßte für die Hygiene sorgen und den bewährtesten katholischen Missionaren im Rath ein Platz eingeräumt werden; nicht nur dem Centrum zu Liebe: unter diesen Himmelsboten giebts höllisch feine Psychologen. Keiner dürfte nach Titel und Rang fragen; denn hier handelt sichs um eine nationale Angelegenheit und man soll von der Patriotenpflicht nicht immer nur schwatzen. Alle aber müßten reichlich bezahlt werden. Zwanzigtausend Mark Minimalgehalt. Das Geld würde sich besser verzinsen als restaurirte Burgen und der falsche Sankt Peter.

Die neuen Männer würden prüfen, ob der Hader zwischen Militär- und Civilverwaltung, Schutztruppe und Beamtenschaft ewig fortwähren und, mit kleinlichem Rangstreit, mit einer Kastenguerilla, die Entwickelung unserer Kolonien lähmen muß. Ob dem britischen, auch dem belgischen Muster nicht noch Manches abzugucken ist. Obs nicht vernünftig wäre, die Hälfte aller Kolonialverordnungen zu beseitigen. (In Südwestafrika gilt, zum Beispiel, die Polizeiordnung der unter anderem Himmel erwachsenen Saalestadt Halle als Norm; unglaublich, aber wahr.) Viel vernünftiger, die Gouvernements nicht mehr mit fruchtlosem Schreibwerk zu überlasten; die verantwortlichen Personen sorgsam, ohne Standesvorurtheil, auszuwählen, ihnen dann aber volle Freiheit der Bewegung zu gewähren und sie nicht ferner zu zwingen, wegen jedes Quarks in Berlin anzufragen. Diese Kolonialräthe würden dafür sorgen, daß nicht mehr so viele Akten angelegt werden, und sich von einem Industriellen oder Bankier eine moderne Verwaltung organisiren lassen. Auch dem für Tropen und Subtropen so wichtigen Sexualproblem würden sie, endlich einmal mit dem Muth Mündiger, die Lösung suchen; den Heuchlern derb die Wahrheit sagen; dem Geschlechtstrieb gönnen, wonach er unter heißerem Himmel langt; den Siedlern und Reichsvertretern Sauberkeit und Takt, nicht Askese empfehlen; und, glaube ich, froh sein, wenn jeder weiße Mann eine weiße Frau, mit oder ohne Ring am Finger, bei sich hat und nicht zu einer Paarung genöthigt ist, die seine Gesundheit und sein Rassenprivileg bedroht. Solche Amtspraxis würde die Kolonialpolitik bald auch in Deutschland populär machen. Das Generalstabswerk mit den Bilderchen wird dieses Ziel nicht erreichen. Lockt die Aufgabe nicht den Ehrgeiz des fränkischen Dynastensohnes? Etwas muß geschehen. Wirksames; und schnell. Wir kommen auch draußen nicht vorwärts. Das Konsulatwesen muß von Grund auf reformirt werden. Kaum eine Woche vergeht, die mir nicht einen Nothschrei über die Untüchtigkeit eines deutschen Konsuls bringt; und ich bin nicht der ein-

Digitized by Google

zige Hort der Leidenden. Der Deutsche hat in der Fremde weniger Schutz, wird in seiner Arbeit weniger gefördert als der irgend einer anderen Nation Angehörige. Muß es immer so bleiben? Dieser Frage sollten die Herren ihre Aufmerksamkeit eher zuwenden als der marokkanischen Staatsbank, um die man sich in der Wilhelmstraße jetzt eifernd bemüht. Da ist nichts Beträchtliches zu holen. Da würden wir, trotz aller Pfiffigkeit des deutschen Konsorten, von den Westmächten ohne Erbarmen majorisirt, selbst wenn nicht Herr Regnault, der Mann des pariser Bankensyndikates, Frankreichs Vertreter am Scherifenhof geworden wäre. Charity begins at home. Auch für die eigentliche Kolonialpolitik ist bei uns noch fast Alles zu thun. Ihr Zweck und ihre Bedeutung werden nicht erkannt. Die in ihrem Dienst gebrachten Opfer nicht belohnt. Der Mehrheit scheint sie überflüssig, ein nutzloses Abenteuer; der Minderheit ein nothwendiges Uebel. Wann liest man, ein Prinz, ein Hochadeliger oder Millionär sei hinübergefahren, um mit eigenem Auge die Ertragsmöglichkeiten zu wägen? Niemand ahnt, wie es am Kamerunfluß, in Groß-Nama-Land, auf Samoa und Guinea aussieht. Welche Forderung da das Leben stellt. Drum wird von unseren Kriegern und Beamten Unsinniges postulirt; ein Warren Hastings würde gesteinigt, ein Milner mit Schimpf und Schande weggejagt. Drum hörten wir Jubelchöre, als dem Deutschen Reich ein paar werthlose Inselchen angeschwindelt wurden. Und jetzt warten die Helden, die gegen Bondelzwarts, Hereros und Hottentoten, unter qualvoller Entbehrung, gekämpft haben, vergebens auf den Dank der Nation. Bis zum ersten September 1905 waren siebenzig deutsche Offiziere, mehr als im ganzen Feldzug von 1864, gefallen und mindestens eben so viele verwundet worden. So hatten diese Männer ihr junges Leben für das Vaterland exponirt: und die Sache wird wie eine lästige Kleinigkeit behandelt, für die man am Liebsten kein Markstück mehr ausgäbe. Aus diesem Jammer werden die neuen Herren des Kolonialamtes uns erlösen. Die kennen das deutsche Land über See und werden, um diese Kenntniß nicht zu verlernen, aus allen erreichbaren Quellen schöpfen. Sogar aus Büchern. (Für ihre Mußestunden empfehle ich ihnen die Ostafrikanischen Novellen und Kolonialromane der Freiin von Bülow und den Südwestroman „Pioniere" von Orla Holm; über Land und Leute, eingewurzelten Stammesbrauch und importirten Kastengeist ist aus diesen Frauendokumenten Mancherlei zu erfahren, wovon eine Behörde sonst nichts vernimmt.) Und sie werden den Volksgenossen zurufen: Begreift Ihr noch immer nicht, wie nützlich, trotz all seinen Gräueln, uns dieser Krieg war, der die Menschheit lehrte, daß Deutschland nach dreißig Friedensjahren noch Männer hat?

... Doch ich vergaß, daß auch das Kolonialamt, wie die Farmersub-

Digitized by Google

vention und der Bahnbau, vom Reichstag abgelehnt worden ist. Weil die Katholikenpartei dem Erbprinzen Trutz bieten wollte? Ich glaube der Botschaft nicht. Habe nie geglaubt, daß die klugen Taktiker des Centrums all ihr Sinnen und Trachten auf das Jesuitengesetz richten und Jeden grausam vehmen, der Loyolas Jünger nicht ins Reich lassen wollte. Kindischer Aberglaube heftet sich an das Handeln dieser Partei, die nicht schlechter, nicht weniger patriotisch, der deutschen Zukunft nicht gefährlicher ist als irgend eine bourgeoise Gruppe. Und die mit Herren von Ernis bequemem Mittelmaß, Ernis Applausbedürfniß immer ohne Mühe fertig zu werden weiß. Ein geistig überlegener Fanatiker wie Mallinckrodt wäre ihrer Reichstagsfraktion heute unwillkommener als dieser Hohenlohe. Den sie sicher nicht durch arge Ränke wegärgern will; sicher nicht: sie könnte dadurch ja den Kaiser verstimmen, mit dem sie vor achtzehn Jahren in seines Glückes stolzes Schiff gestiegen ist. Nein. Der Plan der Kolonialen war ungeschickt eingefädelt. Der Bahnbau (die Strecke bis Kubub wird nicht vor dem Martinstag befahrbar) durfte nicht mit der Frage verknüpft werden, wann ein Theil der Truppen (und welcher) in die Heimath zurückkehren soll. Wären dreitausend, fünftausend Mann entbehrlich, dann müßten sie heimgesandt werden, auch wenn die Reichstagsmehrheit nicht über Kubub hinausgehen wollte. Der Bedarf an Etapenmannschaft würde in jedem Fall ja frühstens nach der Weihnacht wesentlich geringer. Nicht an die jähe Auflösung ganzer Cadres wird jetzt denn auch gedacht; nur an langsame Kürzung der Bestände. Dem Reichstag aber schien das Echo des Duetts Semler-Hohenlohe andere, kränkende Kunde zu bringen; diese: Ihr bewilligt die Bahn und ich lasse den dritten Theil der Truppen an Bord klettern; do ut des. Doch auch dieser Verdacht war nicht das eigentliche Motiv zur Ablehnung. Der allgemeine dépit wars; das mißbehagliche Gefühl, zu unnützlicher, unpopulärer Arbeit mißbraucht worden zu sein. Jahre lang hatte man dieser kläglichen Kolonialwirthschaft thatlos zugesehen; kritiklos dieser unfruchtbaren internationalen Politik. Und immer Beifall geklatscht. Den Trauerfeuilletons des Fürsten Bülow; neulich gar noch dem Unbeschreiblichen, das Herr von Tschirschky und Bögendorff vom Blatt stammelte. Alles hingenommen. Marokko selbst und die Mißgeburt, die der Pathe Finanzreform nennt. Alles. Durfte man so vor die Wähler treten? Konnten Die ihrem Mandanten nicht sagen: Tua culpa; ohne Deine schlaffe Willfähigkeit wäre dieses Reichselend nicht möglich geworden? Die Bilanz war wirklich gar zu miserabel. Nicht etwa im Centrum nur war diese Ueberzeugung entstanden. Der kultivirte, leider nur allzu sanfte Herr Bassermann hatte gesagt: „Vielfach ist der Eindruck, daß unsere poli-

Digitized by Google

tische Lage sich nicht verbessert, sondern verschlechtert hat; und ich für meine Person halte diesen Eindruck auch für berechtigt. Fürstenreisen, auch solche, die oft recht geräuschvoll inszenirt waren, haben manchmal für die Politik keine Bedeutung gehabt; die geräuschlosen Reisen Eduards des Siebenten aber zu Abmachungen geführt, die uns zur Besorgniß für unsere eigene Stellung und unseren eigenen Einfluß Anlaß gaben." Und so weiter. Niemand hatte den Muth, den Geschäftsführern zuversichtliches Vertrauen auszusprechen. Jeder fühlte, daß die Zeit vorüber sei, da man sans phrase mit dieser Regirung gehen konnte, ohne um seinen Kredit zu kommen. Ein Bischen Opposition brachte jetzt wohl eher Gewinn. Wo aber sollte man die Zähne zeigen? Wo man am Wenigsten riskirt. Heer und Flotte: die Fortschrittspartei hat erfahren, wie unheilvoll solcher Widerspruch nachwirkt. Reichsfinanzen: wird das häßliche Reformkleid abgelehnt, dann kommen Steuern (auf Bier und Tabak ergiebige Steuern), die den in Mittel- und Süddeutschland wurzelnden Parteien noch tiefere Unlust bereiten. Für die Kolonien hat der Kaiser sich nie öffentlich eingesetzt. Populär sind sie auch nicht. Dem Kanzler wird die Strandlaune gewiß nicht lange getrübt, wenn er hört, sein Kompromiß sei im letzten Augenblick verworfen worden, weil ers nicht mit der Macht seines Wortes stützen konnte, und deutlich sei dadurch erwiesen, daß „mein Bernhard" Alles, Erni aber nichts durchzusetzen vermag. Die Gelegenheit war günstig. Auf der Estrade nicht Einer, der geschont werden mußte. Heftige Reden, die plötzlich klangen, als kämen sie aus der Brust wild schnaubender Demokraten: und alle drei Wunschzettel des Langenburgers flogen in den Orkus. Wir, kanns nun im Bezirksverein heißen, haben diese armsälige und doch so kostspielige Politik nicht unterstützt, sondern den Herren unzweideutig unser Mißtrauen gezeigt; Alles, was sie forderten, rundweg abgelehnt. Sind wir Wahrer der Volksinteressen? Der Reichstag wüthete, weil er sich vieljähriger Schwachheit schämte. Keine Fraktion hatte den Drang, sich für die Wünsche der Kolonialabtheilung leidenschaftlich zu engagiren. Auch die Regirenden waren müde von der Tüncherarbeit, verärgert von einer Session, die kein Schöpfergedanke erhellt hatte. Evasit der Eine nach Norderney, excessit der Zweite in verfrühte Heiligegeistferien, erupit der Dritte ins Frankenland. Die geblieben waren, stellten nach kurzer Jagd sich der Meute. Dann konnte Graf Ballestrem mit loyal plätschernder Rede den Thron bespülen. Als das Treiben zu Ende war. Auf Parforcejagden wird, ehe das Wild abgefangen ist, der Fürstenruf geblasen, die Fanfare, die alle Waidgäste zu Gruß und Huldigung um den Jagdherrn vereint.

Digitized by Google

Babel und Balder.

Es war im sechsten nachchristlichen Jahrhundert. Die nordischen Barbaren waren wie die Gletscherströme einer Völkereiszeit eingebrochen in die umfriedeten Gebiete des Südens, hatte die Grenzmauern der alten Reiche eingedrückt und die Blöcke vor sich hergeschoben. Langsam kam die Bewegung endlich zur Ruhe. Aber schon bereitete sich ein neues planetares Ereigniß vor: das germanische Denken zog in die Welt hinaus, wie einst die germanischen Stämme. Und wieder einmal wurden alte Mauern eingedrückt, fruchtbare Gebiete überschwemmt und „rohere" Vorstellungen, die „nur" den Vortheil hatten, reichere Entwickelungmöglichkeiten zu bieten, kamen zur Herrschaft. Wer als Historiker gewissenhaft all die nordischen Roheiten aufzählt, die sich so barbarisch Platz schafften, wird nicht vergessen, die seltsame Weltanschauung, (richtiger: geographische Vorstellung) zu erwähnen, die damals volksthümlich wurde. Kosmas gab ihr um 550 Ausdruck. Nach der Meinung dieses Kosmas war die Erde ein ungeheurer kegelförmiger Berg, den die Sonne umkreiste. Nach Ptolemaeos war Das sicher eine kindliche Vorstellung und durchaus kein Entwicklungfortschritt. Aber die nordische Roheit hatte nun einmal den Erfolg für sich: und damit mußte damals und muß von den Kulturhistorikern heute noch gerechnet werden.

Die Sache wäre nun recht einfach zu erklären mit der Dumpfheit der Germanenschädel, die sich das bessere Denken erst langsam angewöhnen mußten. Aber dieses räthselhafte Weltbild des Kosmas wird geradezu mystisch durch eine kulturhistorische Beziehung, für die man bisher vergebens eine Erklärung suchte. Genau so nämlich, wie man im sechsten Jahrhundert unter dem Einfluß der Nordländer dachte, hatte man vor Jahrtausenden in Vorderasien schon einmal gedacht. Der Welt- oder Schöpfungberg des Kosmas: Das entsprach durchaus jener uralten babylonischen Lehre, die auch die Erde wie einen großen Berg gestaltet sah, unter dem, von einer siebenfachen Mauer labyrinthisch umgeben, das Totenreich lag. Ihren monumentalsten Ausdruck hatte die vorderasiatische Weisheit damals in den babylonischen Thürmen gefunden, diesen stilisirten Schöpfungbergen mit der merkwürdigen Abstufung. Wie kamen die Germanen plötzlich wieder auf diese längst überholte „orientalische" Ansicht? Wie konnte diese „fremde" Vorstellung bei ihnen heimisch werden?

Die seltsame kulturhistorische Streitfrage erinnert an eine andere, in jüngster Zeit erst geklärte. Als man sich die altnordischen Runen genauer ansah, fiel den Gelehrten auf, wie genau diese Buchstabenformen denen längst vergessener vorderasiatischer und südeuropäischer Alphabete entsprachen. Es war nicht anzunehmen, daß die Germanen, die bei den Römern erst das Schreiben erlernt haben sollten, vor ihren Schreibstudien sich in altphilologische und ar-

Digitized by Google

chäologische Forschungen vertieft hatten. Dann aber war nur Eins möglich. Daß nämlich die Runen uralte germanische Zeichen seien, die mit den nie abbrechenden Wanderungen vom Norden in „vorgeschichtlicher" Zeit nach dem Süden und Osten gelangt waren. Sie hatten sich in den neuen Ländern und Kulturen deren Formensprache angepaßt, waren so langsam zu hebräischen, griechischen, lateinischen usw. Buchstaben geworden und hatten nur im Norden, wo keine fremde Hand an ihnen modelte, die ursprüngliche Gestalt bewahrt.

Sollte diese Erklärung auf die babylonischen Thürme, die Ausgangsvorstellung aller babylonischen Weisheit, auf den Schöpfungberg der orientalischen Mythen und das Weltbild des Kosmas nicht eben so gut zutreffen? Die Behauptung, daß es so sei, klingt ungeheuerlich für jeden in alten Geschichtvorurtheilen Erwachsenen. Doch lassen sich zu ihrer Begründung heute bereits einige so gewichtige Dinge vorbringen, daß man der Ketzerei doch einige Aufmerksamkeit zuwenden muß.

Im Jahr 1893 erschien ein Buch von Ernst Krause (dem unter dem Namen Carus Sterne allgemein bekannten Verfasser von „Werden und Vergehen"), betitelt: „Die Trojaburgen Nordeuropas." Die Sagenforscher hatten längst als Kern der Trojasage den altarischen Mythos von der entführten und gefangenen Sonnenfrau herauspräparirt. Nur über die Herkunft dieses Mythos wußte man Bestimmtes nicht zu sagen. Krause gelang nun die Lokalisation der Sage in Nordeuropa, dem selben Gebiet, das als die Urheimath der Indogermanen von den Alterthumsforschern immer bestimmter erkannt wurde. Im ganzen Norden Europas, über die verschiedensten Länder zerstreut, gab es, wie Krause nachwies, eine merkwürdige, immer in den selben Grundformen wiederkehrende Form alter Steinsetzungen. Räthselhafte, oft labyrinthische Gebilde, die in einigen Ländern direkt den Namen Troja oder Trojaburg führten. Der Name war bereits vor Krause einigen Forschern aufgefallen; aber so wenig man bei den Leuten, die in ihren entlegenen nordischen Winkeln irgendwo solches Feldlabyrinth anlegten, klassische Bildung voraussetzen konnte, nahm man doch an, es handle sich hier um alte, vom Süden irgendwie nordwärts verschlagene antikische Vorstellungen. Doch die Beziehungen waren noch enger. Mit den nordischen Feldlabyrinthen standen alte Sagen in Verbindung, die unzweideutig den urarischen Mythos der gefangenen und befreiten Sonnenfrau oder -braut variirten. Weiter: an einigen Orten wurden bei den Labyrinthen Frühlingsfeste gefeiert, die sich als eine Art volksthümlicher Dramatisirung jener Sagen erwiesen. Sollte sich Das noch durch die Kulturentlehnungen aus dem Süden, der doch die Spiele längst vergessen und für die Sagen andere Formen gefunden hatte, erklären lassen? Hätte Krause nichts Anderes an Beweisen zur Stelle geschafft, so hätte die Skepsis wahrscheinlich auch diesen letzten Ausweg noch benutzt. Nun aber die entscheidende Beobachtung: die in den

Digitized by Google

Grundformen spiralischen oder konzentrischen Trojaburgen waren, wie sich an allerlei Gebräuchen und vor Allem an den Gebilden selbst nachweisen ließ, Nachbildungen der Sonnenlaufbahn. Nun aber beschrieb die Sonne den in den Steinen aufgezeichneten Weg nur in den nördlichen Breitegraden. In den Mittelmeerländern konnten die Beobachtungen der Sonnenwege nie zu solchen Steinsetzungen führen. Also mußte, wenn man auf knossischen Münzen und an den Gestaden des Polarmeeres die selben Figuren sah und in beiden Fällen der Zusammenhang mit dem Trojaspiel oder der Trojasage feststand, Zweierlei als erwiesen hingenommen werden: erstens, daß die Labyrinthformen der Trojaburgen im Norden ersonnen und im Süden nachgeahmt worden waren; zweitens, daß auch die Trojasage, die aus den Trojaburgen hervorgegangen war, ihren Weg vom Norden nach dem Süden genommen hatte.

Der Leser wird nun ungeduldig fragen, was dies Alles denn mit den Babylonen und ihrer Herkunft zu thun habe. Dieses: daß genau die selben Schlüsse in genau der selben hier gegebenen Anordnung die nordische Herkunft der Babylone wie der Trojaburgen beweisen.

Eine der ersten Entdeckungen trojaburgartiger Anlagen in Nordeuropa waren aus beschnittenen Hecken gebildete Labyrinthe in Parkanlagen nach französischem Geschmack. Dädalushäuser nannte man die Trojaburgen in mittelalterlichen Handschriften und nach Dädalus waren auch die Taxuslabyrinthe der Lustgärten benannt (Eintrag aus dem Tagebuch der Louise de Savoye von 1513: „En mon parc et près du Dédalus"). Die selbe galante Metamorphose wie die Trojaburgen haben auch die Babylone durchgemacht. Denn nichts Anderes als Babylone sind die „Schneckenberge", die zierlichen Hügel, zu denen ein spiralig sich emporschlängelnder Pfad hinanführt. In der Regel trugen sie einen Pavillon. Auch im alten weimarer Schloßpark gab es eine solche babylonische „Schnecke", in deren Pavillon man nach Goethes Erzählung (ich finde die Notiz bei Krause) „zusammenkam, um Musik zu hören, Punsch zu trinken und Kuchen zu essen."

Bei solchen Babylonen mag man noch an allegorische Spielereien denken, an eine Rokokoverniedlichung gelehrten Wissens. Wichtiger ist, daß wir den „Schnecken" vollkommen entsprechende Anlagen aus nachweisbar vorhistorischer Zeit namentlich im Osten Mitteleuropas finden: die in allen Handbüchern registrirten Wallburgen. Von den Schneckenbergen unterscheidet diese künstlichen Erdhügel mit der terrassenförmigen Abstufung oder dem zum Gipfel sich aufwindenden Spiralweg nur der monumentalere Charakter und dann die merkwürdige Thatsache, daß die Wände solcher Wallburgen oft im Feuer verglast sind. Die in und bei den Wallburgen gehobenen Funde heißen uns die Erfindung dieser Anlagen in die „jüngere Steinzeit" verlegen. Das ist nun eine Thatsache, die der behaupteten Priorität der nordischen Babylonien,

Digitized by Google

Babylone und Babelsberge vor den vorderasiatischen schon einige Wahrscheinlichkeit verleihen könnte.

Aber wir wollen uns nicht überstürzen. Zunächst steht die ganz außerordentliche Bedeutung der Wallberge für das Gedankenleben unserer germanischen Vorfahren außer allem Zweifel. Beweis: die ungewöhnlichen Anstrengungen des Christenthumes, die altnordischen Wallburgfeste zu beseitigen oder in ihrer Bedeutung zu verkleinern. Was die Wallburgis- oder Walpurgisnacht christlicher Umdeutung ist, wissen wir ja Alle. Aber die Verdächtigungen reichten nicht hin, den Glauben auszuroden. So legte man denn auf den Kuppen alter Wallburgen christliche Kapellen an und weihte diese Kapellen der „Heiligen Wallburgis". Nicht unwahrscheinlich ist, daß alle Wallfahrten (einst Walperzüge genannt) hier ihren heidnischen Ursprung haben. Der „allgemeine Brauch, am Oster- oder Wallburgisfest auf die Wallburgen zu ziehen", saß dem Volk zu tief im Blut; und auch hier sollte die alte Kirchenpolitik der Umdeutung ihre Wirkungskraft erweisen. Der Brauch, die Wallburgen im Feuer zu verglasen, giebt uns einen Ausblick auf die vielleicht schönste und seit Richard Wagner auch wieder volksthümlichste aller nordischen Sonnensagen und damit eine Erklärung, weshalb die Wallberge oder der mit ihnen in Verbindung stehende Kult dem Nordländer so wichtig waren. Die Sonnenbraut, die auf dem Berggipfel schlummert und, von heiligen Flammen gehegt, der Erlösung harrt, Brünnhilde: Das ist die noch nicht kanonisirte Wallburgis, die hehre Gestalt, die lange die Wallburgfeste, diesen reinen nordischen Höhenkult, beherrschte.

Denken wir schließlich an das geographische Verbreitungsgebiet dieser steinzeitalten Wallburgen, die am Dichtesten in Ostdeutschland und Westrußland auftreten und sich dann südwärts über die osteuropäischen Länder hinunterziehen bis in die Gebiete der vorderasiatischen Kultur: ist es wirklich so wahnsinnig, die europäischen Babylone an den Anfang zu stellen? Vergleichen wir die Grundformen der nordischen und der südlichen Anlagen; dort eine kyklopisch ungeschlachte, noch mit der Gestaltung ringende Arbeit, hier ein sicheres Formen, das eine lange Ueberliefung voraussetzt: es ist der selbe Gegensatz wie bei gewissen Gräberformen, die an der Ost- und Nordsee am Frühsten erscheinen, in Mitteleuropa erst bestimmter werden und in der Aegäa endlich als vollendete Kunstwerke auftreten.

Freilich hat ja gerade bei diesen Grabformen ein anerkannter Alterthumsforscher noch neuerdings die famose Behauptung wiederholt, die vollendete Form im Süden sei die ursprüngliche und die ursprüngliche im Norden die abgeleitete, von plumpen Barbarenhänden nachgestümperte (Sophus Müller: „Urgeschichte Europas"). So wäre denn bei einer genauen Vergleichung der nördlichen und der südlichen Babylone, die die immer feinere Vollendung nach Süden zu erwiese, noch immer die Gegenrede statthaft, daß man die Reihe

Digitized by Google

umzukehren und von einer barbarischeren Entartung nach dem Norden hinauf zu sprechen habe. Und gegen diese Ansicht (unter Naturgelehrten könnte man sie nicht aussprechen, ohne sich lächerlich zu machen) giebt es nur eine Antwort: den Beweis, daß die Windungen und Abstufungen der Wallburgen und Babylone ganz eben so wie die „Irrwege" der Trojaburgen nichts Anderes sind als Nachbildungen der nordischen Sonnenlaufbahn, daß man also ausschließlich im Norden zu der Grundform der Babylone kommen konnte, die im Süden von allem Anfang an bloße mechanische Kopien waren.

Bereits ein für die nordische Herkunft der Arier so wenig begeisterter Forscher wie Hörnes hat die ursächliche Bezeichnung zwischen den Troja- und den Wallburgen empfunden, wenn er von den in Stein gemeißelten englischen Trojaburgen (den Walls of Troie) sagt: „Sie gleichen Grundrissen mehrfacher Ringwälle". Und nun hören wir gar, daß im nördlichen Rußland und in Lappland die Trojaburgen unmittelbar den Namen Babylone führen. Der Karelenfürst Walit baute 1592 einen solchen Babylon, von dem es in einer alten Urkunde heißt: „Der Walit schlug am Pogost die Lappen und Norweger, wonach er den Jahrhunderten zum Gedächtniß einen gewaltigen, über einen Faden hohen Stein hinsetzte, um den er eine zwölffache Mauer zog und sie Babylon nannte."*) Hier endlich wird uns klar, was die Terrassenabstufung oder Spiralwindungen der Babylone denn überhaupt bedeuten. Sie sind die plastische Wiedergabe der Sonnenlaufbahn, kubische Uebersetzungen der zweidimensionalen Trojaburgen. In einer noch schamanistisch befangenen Zeit, die in der Nachbildung die Sache selbst in ihre Gewalt zu bannen wähnte, hat man diese ältesten Sonnenkultstätten errichtet. Nur im Norden hatten diese Heiligthümer einen Sinn und einen Inhalt; und nur wie ein starres, geistlos gewordenes Dogma konnte der Süden sie vom Norden übernehmen.

Wilmersdorf. Willy Pastor.

*) Diese Beschreibung eines Menhirs (denn nichts Anderes ist der fünf bis sechs Fuß hohe Mittelstein) in Verbindung mit einer Trojaburg giebt uns endlich eine Erklärung über die älteste Bestimmung der Menhirs (Bautasteine, Hünensteine), deren Zusammenhang mit dem altarischen Sonnenkult man wohl von je her vermuthete, jedoch nicht deuten konnte. Bei den Chaldäern benutzte man später den sogenannten Gnomon, eine senkrecht aufgerichtete Stange, deren Schatten gemessen wurde, zur Zeitbestimmung. Wenn nicht Alles trügt, hat dieser chaldäische Gnomon sein neusteinzeitliches Vorbild im Menhir. Keinen anderen Zweck konnte die Errichtung dieser gewaltigen Steine ursprünglich gehabt haben, die oft mit so unsäglicher Mühe aufgestellt wurden (ein Menhir in der Bretagne bei Locmariaquer im Departement Morbihan ist 22 Meter hoch; sein Gewicht wird auf 250 000 Kilogramm geschätzt). Bei den Urvorbildern solcher Anlagen wie des Walitbabylon scheinen die Ringe der Trojaburg wie das Zifferblatt einer Jahressonnenuhr die wachsende Schattenlänge markirt zu haben. Zu untersuchen wäre, wie weit eine solche Erklärung zur Deutung der bekannten nordischen Menhirs beiträgt.

Digitized by Google

Scheherſads erſte Geſchichte.

Ich muß geſtehen, daß ich ſelten eine ſolche Bangigkeit empfand, als da ich vor Jahresfriſt vor die Berliner hintrat, um einige Gedanken über „Tauſend und Eine Nacht“ zu entwickeln. Berlin iſt heute in literariſchen Dingen tonangebend; von Berlin aus wurde das Deutſche Reich begründet und in Berlin (ſo wird wenigſtens in meiner Heimath immer behauptet) ſtrebt man nun auch nach der Schaffung eines literariſchen Kaiſerreiches. Man hat es noch nicht, aber man ſucht danach; und der Inbegriff Deſſen, was man hierzu an Bauſteinen bereits gefunden, wird die Moderne genannt. Was iſt die Moderne? Ich weiß es nicht, aber einige Phaſen ihres Lebenslaufes ſind mir doch klar. Sie richtet ihr Augenmerk auf unſere Zeit; und in Bezug auf die Methode, wie man die Zeit ſehen und behandeln ſoll, hat es bereits verſchiedene Wandlungen gegeben. Wir waren naturaliſtiſch, dann veriſtiſch, kriegten dann einen Stich ins Symboliſche und wurden wieder impreſſioniſtiſch; und damit iſt die Mannichfaltigkeit der Strebungen und Methoden noch nicht erſchöpft. Zu all der Zeit wurde das Vergangene, als eben nicht mehr zu unſerer Zeit gehörig, in die Rumpelkammer gewieſen; und da kam ich nun in dieſe große Fabrik von allein giltigen „Richtungen“ und kam nicht einmal mit einem nahen Stück Vergangenheit, ſondern mit „Tauſend und Eine Nacht“! Ich erinnere mich, wie es mir in meiner wiener Heimath erging, als ich mich zum erſten Mal mit dem Geſtändniß meines Intereſſes an „Tauſend und Eine Nacht“ hervorwagte. Einige Freunde traten zu mir ins Zimmer und fanden mich über Papieren, die ich raſch verſteckte. Woran arbeiteſt Du? fragten ſie. Ich erröthete. Du wirſt roth, ſagten ſie; was iſts? Ich gab leiſe Antwort; und da brachen ſie in Lachen aus und verſicherten, daß ich in der That ein närriſcher und antiquariſcher Don Quijote ſei, der ſich mit zweckloſen und längſt erledigten Erzeugniſſen aus hundert Ländern und tauſend Zeiten abgebe, indeß auf der Straße unten vor den Fenſtern der lichte Tag einherſtürmt, mit ſeinen Erſcheinungen, ſeinen Bildern, ſeinem Lärm, ſeinen Tragiken und ſeinen nach Löſung ringenden Räthſeln. So, wie geſagt, ging es mir in Wien, dem guten Wien, das ja nie intranſigent iſt und ſich noch nicht ausſchließlich auf die Gegenwart hat einſchwören laſſen: und nun wagte ich mich gar nach Berlin, um dort, in der Höhle des Löwen, von Tauſend und Eine Nacht zu erzählen; und war ich alſo nicht wirklich ein weltfremder Don Quijote? Aber nun ſtand ich einmal dort und mußte den Sprung thun. Als ich vor Jahren andere ähnliche Sprünge riskirte, hatte ich wenigſtens Eins für mich: ich war naiv und ahnte die Gefahr nicht, wenn ich mich ſo den Phantaſien, die mich bezauberten, überließ. Heute, mit den ergrauenden Haaren, hatte ich auch dieſen Entſchuldigungsgrund nicht mehr. Ich wollte mir einreden, daß das Volk, in deſſen Schoß die Weltliteratur geboren wurde, doch nicht ſo ganz ſeine Liebe nur an das Heute abgegeben haben könne, daß ihm nicht ein Herzenszug zu den Schöpfungen zurückgeblieben ſein ſollte, die von anderen Völkern und aus anderen Zeiten herrühren. Dies, wie geſagt, wollte ich mir einreden, um mich zu ermuthigen; aber immer wieder miſchte ſich das beklommene Gefühl in die Tröſtung: aber Du biſt ja doch in Berlin und biſt doch ein Don Quijote. Darum entſchloß ich mich zu einem Vorſchlag an meine Zuhörer. Betrachten Sie, ſagte ich, was ich auseinanderſetzen

Digitized by Google

will, nicht als Das, was man gemeiniglich einen Vortrag nennt, bei dem man vor die Zuhörer mit dem Anspruch tritt, daß sie Alles annehmen und mit Beifall quittiren. Nein, ich will Sie nicht einladen, mit mir zu bewundern, sondern ich stelle mich selbst als Untersuchungobjekt vor Sie hin. Hören Sie mich an und gestatten Sie, daß ich am Schluß nur die eine Frage an Sie richte: Bin ich mit meiner Liebe für das orientalische Meisterwerk und mit Dem, was ich darin ersehe, wirklich ein so den Nothwendigkeiten der heutigen Zeit fremder Don Quijote?

Und was sehe ich in dem Werk? Das ist folgerichtig die erste Frage; darauf antworte ich kurz und ohne gelehrten Apparat: Immer sagt man uns, die von dem orientalischen Volksgeist in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten hervorgebrachten Märchen seien irgendeinmal von einem wahl- und ordnunglos vorgehenden Sammler zusammengesucht, auf einen großen Haufen geworfen und pêle-mêle in einen großen Sack gebracht worden, der nun eben „Tausend und Eine Nacht" heißt. Das Ganze, so belehrt man uns weiter, besteht aus der Schehersadpartie, einer Rahmenerzählung, und all den hundert und hundert anderen Märchen, die kunterbunt in den Rahmen hineingepreßt sind. Die Rahmenerzählung hat Sinn und Verstand und eben so sind unter den übrigen Märchen auf Schritt und Tritt Stücke zu finden, die außer der Phantastik auch Tiefsinn haben; das Ganze aber (Das ist der Schluß, zu dem die Kritik noch immer gelangte) ist doch nur ein wildes und urwaldartiges Durcheinander, wo kein Stück zu dem anderen sich fügt, und die einzelnen Theile, namentlich in der Rahmenerzählung, passen wie die Faust aufs Auge. Und dieser Ansicht nun bin ich eben nicht. Im Gegentheil: mir ist klar, daß der Sammler der Märchen nach einem bestimmten Plan vorging, der sich sehr wohl aufdecken läßt; und faßt man diesen Plan ins Auge, dann sieht man, daß durch ihn allein der Sammler zu einem der größten Dichter wurde, die es je gegeben. Was macht den großen Dichter? Ist es einzig nur die Fähigkeit, aus dem Schoße der eigenen Phantasie heraus die Dinge zu erfinden? Ich glaube es nicht. So viele Beispiele belehren uns, daß Einer, der in Bezug auf Erfindungskraft hinter Anderen zurückstand, dennoch zum wahren und großen Poeten werden konnte, durch die Art, wie er aus den vorgeschaffenen Elementen seinen Bau aufführte. Hat doch der Mann, der Homer hieß oder Homer genannt wird, zu dem Stoff seiner Werke gewiß weniger hinzuerfunden, als schon vor ihm vorhanden und erfunden war. Mögen also immerhin Hunderte von Werkstätten an den einzelnen Stücken gearbeitet haben, die in „Tausend und Eine Nacht" vereint sind, so war es doch selbst bei vorhandenem Mangel an Erfindungsgabe ein großer Dichter, der diese disjecta membra nach einem bestimmten Plan in Reihe und Glied brachte und zur Erfüllung einer dichterischen Idee anordnete. Denn eine solche Idee ist vorhanden und läßt sich nachweisen, wenn nicht durch die ganze Sammlung, so doch eine gewaltige Strecke weit. Ist es nicht denkbar, daß ich eine solche Idee nur hineininterpretire? Nein: streng geordnet, sinnvoll und durch ein unzerreißbares Band zusammengehalten, marschiren diese Märchen, wie gesagt, eine gewaltige Strecke weit hin. Wären ihrer nur zehn, zwanzig, dreißig, die sich so logisch und räumlich aneinanderschließen, dann könnte man angesichts der verwirrenden Zahl der übrigen sagen, hier habe der Zufall mitgespielt. Denn wo amorphe Gebilde berghoch aufgeschüttet sind, ist leicht möglich, daß zufällig zwanzig, dreißig scheinbar

Digitized by Google

nach dem ſelben Motiv gebildete und geordnete Splitter doch nur zufällig bei einander zu liegen kommen. Das aber iſts eben: es iſt ein Unterſchied zwiſchen zwanzig oder dreißig und vielen Hunderten; und wenn man ihrer hundert ſtreng neben einander gelagert trifft, durch welche ſich das ſelbe geiſtige Band zieht, dann meine ich: ſo ſonderbar arbeitet der Zufall nicht, daß die eine Hälfte eines Rieſenwerkes hindurch überraſchende Ordnung herrſcht und ein von Schritt zu Schritt deutlicherer und ergreifenderer Aufſtieg der Ideen ſtattfindet, während in den übrigen Partien wirklich dann das Chaos eintritt. Aber auch von einem Chaos darf man hier nicht ſo ohne Weiteres reden. In dieſem zweiten Theil ſtößt man auf wüſte und zweckloſe Abſurditäten von einer Art, wie ſie in dem erſten überhaupt nicht vorkommen; und mitten in ſolcher Abſurdität wieder auf Theile, auf Miniaturen, die nicht nur von der Sinnloſigkeit befreit, ſondern mit unendlicher Kunſt geglättet und ausgearbeitet ſind. Kann Das auch Zufall ſein? Und ſtudirt man dieſe Einſprengungen, dann zeigt ſich, aus welcher Abſicht der Künſtler ſie aus dem Wuſt des Uebrigen heraushob; denn in allen dieſen Stationen, wo Sinnloſigkeit und ſinnige Schönheit an einander grenzen, hat ſeine liebende Hand Etwas geſchaffen, das auf das Beſte in den erſten Theil hineingehört und ſich genau in den Zweck des Ganzen einfügt. Und hat alſo, um es zu wiederholen, das Alles auch nur der Zufall gethan?

Nun wird man fragen: Wenn dieſer Dein unbekannter Redakteur und Dichter ſo groß und weiſe war, warum begnügte er ſich damit, nur einen Theil ſo rein auszugeſtalten, und warum ließ er das Uebrige als ein Chaos zurück, in dem nur hier und da Etwas die Arbeit ſeiner Meiſterhand verräth? Darauf habe ich natürlich keine beſtimmte Antwort, ſondern nur eine Meinung; nämlich: dieſer große Redakteur und Dichter war ein ſterblicher Menſch, dem nicht beſchieden war, zu vollenden, was er in ſo gewaltiger Weiſe begann. Unter den Tauſenden von Märchen, die er zu kommender Bearbeitung bereits angehäuft hatte, hatte er da und dort eins auch ſchon vorgenommen, um es für den künftigen Gebrauch vorzubereiten. Da überraſchte ihn der Tod; und die ſpäteren Jahrhunderte, die ſein Werk erbten, ohne den Geiſt mitzuerben, warfen Alles, was der Volksgeiſt noch an Märchenvorrath hatte, wirr und planlos in das Gefäß, das er nicht ganz hatte ausfüllen können.

Und noch Etwas muß ich vorausſchicken, nämlich, daß er ein nationales Werk plante; nicht allein in dem Sinn, daß es die Hervorbringungen des nationalen Geiſtes zur Schau ſtellen ſollte, ſondern noch in einem ganz anderen Sinn. Denn er erzählte dem Volk darin von ſeiner Raſſe und ihren geheimſten und ſchrecklichſten Krankheiten, an denen ſie ja noch leidet und hier in Europa auch ſchon zu Grunde zu gehen beginnt. Es iſt alſo kein bloßes Unterhaltungbuch, das er zuſammenſtellte, ſondern, wenn auch nicht gleich ſichtbar, eins der erſchütterndſten Klagelieder, die je einem Volk von ſeinem Dichter geſungen worden ſind. Erinnern wir uns an den Anfang des Ganzen. Wobei es freilich nöthig iſt, daß wir in das Werk ſelbſt hineinblicken; denn mit was für Vorſtellungen füttern uns die literariſchen Behandlungen des Werkes auf? Die erzählen uns von einem wüſten und abgeſchmackten, grundlos blutdürſtigen Märchen-Berſerker, der ſeine Freude daran hatte, täglich eine andere, geſtern erſt angetraute Frau köpfen zu laſſen. Und Das von der Freude iſt ja gar nicht wahr. Das ſteht nicht in dem Gedicht. Vielmehr iſt da ein Fürſt, der ein Paradies auf Erden träumte, ein junger, zärtlich fühlender und gegen Jedermann gütiger König, der ſich ſeine Würde ohne die ganze Laſt

Digitized by Google

der Königspflichten gar nicht denken konnte, — bis Etwas geschieht, das in ihm den Glauben an die Menschen eben so zerstört, wie er in Hamlet und in Timon von Athen zerstört worden ist. Er macht eine Erfahrung: sein Bruder, den er zärtlich liebt, ist von der Gattin schmählich und schmutzig betrogen worden; und bald nachher folgt eine Erfahrung von noch fürchterlicherer Art. Ich bitte, wird sich der Treubruch jemals ganz aus der Welt bannen lassen? Ich glaube es nicht. Und dürfen die Verletzungen des ehelichen Verhältnisses immer und unter allen Umständen gleich als unentschuldbare Verbrechen verdammt werden? Nun, diese Frage stellen wir heute überhaupt nicht mehr. Wenn aber einem Gatten Ursache gegeben wurde, sich für geliebt zu halten, wenn der Mund der Frau von süßen Betheuerungen überquoll und dann doch der lüsterne Verrath eintritt, dann sieht die Sache anders aus. Und nun gar, wenn mit dem Verrath sich noch eine andere Wirkung verbindet. Die wenigsten Menschen, Männer wie Frauen, ziehen die Norm ihres Lebens aus sich selbst, die meisten schwimmen im Strome mit; und rascher und tiefer als jedes andere wirkt denn doch das von den Mächtigen gegebene Beispiel. Wir so sehr freien und unabhängigen modernen Menschen, machen wir nicht gaffend auf der Straße Halt und lassen uns vom Wagen bespritzen, wenn es heißt, die Herzogin oder die Kaiserin kommt? Und da kommt eine Schaar von Prinzessinnen, sie, vor denen uns das Gesetz zur Ehrfurcht verpflichtet, sie, für deren Schwangerschaft wir Kirchen- und Bittgänge veranstalten müssen, sie, wegen deren man uns in Gefängnissen Haar und Bart schneidet, wenn wir ein wahres Wort ausgesprochen haben, — und nicht genug an der verborgenen Lüsternheit, streuen sie noch bewußt den Keim der Ansteckung aus. Denn Das ist die zweite Erfahrung des Königs Schahrjar: als er von einer fingirten Reise heimlich zurückgekehrt ist, sieht er, wie seine Königin sich in Gegenwart ihres ganzen Hofstaates und Allen voran mit einem Liebhaber im Garten des Palastes auf den Rasen zum schmutzigen Geschäft hinwirft; und von dem Beispiel angesteckt, thun es ihr ihre Hofdamen nach. Orientalische Erfindung? Bitte: wie ist es in den Zeiten der französischen Regence gegangen? Und dazu noch Etwas. Wenn auch schamlose Liebe, — wäre es nur überhaupt Liebe, wäre es mitten in der Entartung doch noch Zug und Neigung zu einem besseren Geschöpf! Doch nein: die Menschen, mit denen sich da Königinnen und Hofdamen auf dem Boden wälzen, sind Reitknechte und Lakaien, rohe, plumpe, mißgestaltete Schwarze. Und da schreit in dem Gatten eine Stimme auf, — nicht die Stimme der Despotie. Die Schuldigen wird er töten, gewiß; allein ein Despot würde nach Beseitigung der Gräuel im Besitze seiner Allmacht weiter mächtig sein und leben: und Das eben thut König Schahrjar nicht. Etwas Anderes suchte er auf dem Thron als nur die Möglichkeit, sich im Besitze seiner Uebergewalt zu sonnen und Menschen zu köpfen; und nun ihm alle seine Träume geschändet sind, duldet es ihn nicht mehr in der entgötterten Welt. Ich habe früher die Namen des Timon und des Hamlet genannt; hier im Osten ist ihr Doppelgänger. Pfui, pfui darüber! Ein wüster Garten ists, verworfnen Unkrauts voll. Alles schlecht, verfault und verpestet. Was wollen wir hier noch? Fort in die wildeste Wüstenei, nur damit wir den Menschen nicht mehr sehen und die schrecklichste Ausgeburt des Schicksals, das Antlitz des Weibes. Und nach genommener Rache verschwinden beide Brüder aus ihren Landen, mit völligem Verzicht auf die Posse auch, die sich Thron, Macht und Menschenbeherrschung nennt.

Digitized by Google

Kennt man in Geſchichte und Dichtung noch viele Beiſpiele ſo furchtbaren Menſchen- und Weiberhaſſes? In „Tauſend und Eine Nacht“ aber findet man noch eine Steigerung. Denn nun ſich die beiden Könige durch Wüſten und immer neue Wüſten ſchleppen, gelangen ſie an das Ufer eines Meeres, tötlicher und einſamer als je eins, und nun folgt das dritte ungeheure Erlebniß: ein Geiſt, der plötzlich aus den Wogen aufſteigt und mit unendlich ſorgſamen Händen zwiſchen einigen am Ufer befindlichen Bäumen Etwas auf den Boden hinſtellt: ein hölzernes und darin ein metallenes und dann wieder ein goldenes und kriſtallenes Gehäuſe; und ſo unter fünf- oder ſechsfachem Verſchluß ruht darin ein hinreißend ſchönes Weib, vor dem er in abgöttiſcher Liebe auf die Knie ſtürzt, um Verzeihung zu erbitten, daß er ſie, ſein Koſtbarſtes, ſo unter Verſchluß halte. Und ſie lächelt mit den Augen und verzeiht. Pauſe; er ſchläft ein; da eilt ſie zu den Bäumen hin, auf die ſich die Brüder geflüchtet haben, und ruft: Herunter, ſeid mir zu Willen, ſonſt wecke ich den Geiſt und erkläre, Ihr hättet mir Gewalt angethan! . . . Und nachdem Alles geſchehen, nimmt ſie den Brüdern die Siegelringe ab, reiht ſie (Leporello iſt nicht originell) auf einem Schlüſſelbund zu hundert anderen Ringen und wendet ſich mit leiſem, tückiſchen Lächeln zu dem ſchlafenden Geiſt: Du Thor, der Du mich auf den Grund des Meeres verſenkteſt und in den ſechsfachen Panzer von Holz, Kriſtall und verſchiedenen Metallen einſchloſſeſt, um Dich meiner Treue zu vergewiſſern: wiſſe, der Verſtand des Weibes, wenn es ſich der Treue ledig machen will, iſt ſtärker als Zeit, Umſtände und alle Erfindungen Deines Geiſtes.

Das alſo iſt das dritte Erlebniß des Königs; und daraus erſt zieht er ſeine Lehre. Wie, kann man ſich vor der Verderbtheit gar nicht flüchten? Es giebt keine Stätte, da man vor ihr ſicher wäre; ſie rückt uns nach und verfolgt uns bis in die Wüſtenei, die doch von Menſchen leer ſein ſollte, und ans Ufer des wildeſten Meeres? Aber dann iſt es Wahnſinn, der Welt den Rücken zu kehren; vielmehr zurück auf den Thron und aus aller Macht, die einem König gegeben iſt, Krieg dem Weibe, um die Peſt wenigſtens zu mildern, da man ſie nicht ganz ausrotten kann. Und ſo kehrt er zurück und das Gemetzel beginnt; ein Gemetzel, über das man, wie ich nicht zweifle, in unſerer heutigen Zeit ſich recht herzlich amuſiren wird. Denn nicht wahr, dieſe überhitzte Bewerthung des Ehebruches iſt etwas Altmodiſches; wir ſind zu derlei Exzeſſen des Gefühles nicht mehr aufzuregen; und nun gar Das, was weiter folgt! Denn dieſer König iſt nicht nur ſo exaltirt, ſich die Treuloſigkeit der Frau zu Herzen zu nehmen, und nicht nur ſo altmodiſch, daß er von dem Rechte des weiblichen Herzens, ſich in jeder Sekunde ein neues Glück zu ſuchen, nichts wiſſen will, ſondern er greift gleich nach den äußerſten Schlußfolgerungen und macht ſeinen Vorſatz, die Welt von dem weiblichen Geſchlecht zu befreien, buchſtäblich wahr. Er heirathet eine Andere: und läßt ſie nach der Brautnacht ermorden; er giebt ihr unverweilt eine Nachfolgerin: und auch ſie wandert nach vierundzwanzig Stunden aufs Schaffot. Und eben ſo eine Dritte, Hundertſte, Zweihundertſte . . . Wie iſt Das möglich? fragt man. Sehr einfach: wir ſind im Orient und Schahrjar iſt die unumſchränkte Allmacht. Alles iſt ſein Eigenthum; und Verbrechen iſts, ihm einen Beſitz vorzuenthalten; alle Töchter aller Väter müſſen ihm ausgeliefert werden und er macht täglich eine von ihnen zur Königin und nach einer Nacht wandert jede aufs Schaffot. Und dieſes unerhörte Uebermaß von Rachſucht iſt alſo auch Etwas, das bei uns europäiſchen und ſpeziell bei uns äſthetiſchen

Digitized by Google

Menschen ein Lächeln erregt. Denn was zu viel ist, ist zu viel; zwei, drei Mordthaten als Ausbruch der Mysogynie wären noch hinzunehmen, aber eine in die Jahre hinausdauernde sechs- oder siebenhundertfache Metzelei: Das ist wider die Wahrscheinlichkeit und vor Allem ist es schrecklich monoton und also gegen das Schönheitgesetz in der Poesie. Das Maß der poetischen Freiheit, das der Dichter hierbei walten ließ, scheint mir aber nicht allzu groß. Dieser König ließ drei Jahre lang täglich Eine hinrichten. Das giebt zweifellos tüchtige Portionen pro Jahr. Doch was ist das Unwahrscheinliche daran? Unwahrscheinlich ist vielmehr, daß er drei Jahre zur Erledigung dieser tausend Exekutionen brauchte; denn in der Regel wurden und werden auch heute solche Dinge (und nicht nur im Orient) schneller erledigt. Karl der Große ließ in Verden an einem Tage viertausend Gefangene (gefangene Germanen) abschlachten; Harun al Raschid ließ an einem Tage tausend Barmekiden enthaupten; und im Jahr 1906 ließen russische Generale täglich sechzig, siebenzig und auch mehr Gefangene füsiliren und hängen. Und wir wissen ja, daß in Indien da und dort oft hundert Kanonen aufgefahren und vor ihre Mündungen hundert Menschen gebunden wurden; dann wurden auf ein Zeichen alle hundert losgebrannt und hundert zerrissene Menschenleiber wälzten sich im Staub. Tausend in drei Jahren? Lächerlich! Es verträgt sich ja, wie diese Beispiele lehren, selbst mit der heutigen Civilisation, daß ihrer Zwei- bis Dreihundert in einem Augenblick ums Leben gebracht werden. Es ist also keine exotische und keine unmögliche Grausamkeit, von der uns „Tausend und Eine Nacht" erzählt. Wenn man schon an der Sache Etwas komisch finden will, so wäre es höchstens der Gedanke, daß sich dieser König Zwang auferlegte und, zwischen den Menschen eine Grenze nach ihrem Geschlecht ziehend, nur Frauen hinrichten ließ. Findet man Das aber befremdlich, dann darf man ruhig sein: denn wo steht in dem Gedicht, daß das Schwert in all der Zeit sich ausschließlich auf Frauen herabgesenkt habe? Auch Männer werden dabei gewesen sein. Da war ein Vater, der die Töchter vor dem Wütherich versteckte; da war ein Anderer, der die Schwester vor dem König zu retten suchte; und wieder Andere wurden von Denunzianten ans Messer geliefert, wegen unziemlicher Kritik der königlichen Metzelei. Meint man, daß für solche Fälle der Befehl galt, den Schuldigen, weil er nicht weiblichen Geschlechtes war, zu schonen? Nein, es wurde unparteiisch gemordet, ohne Bevorzugung des einen, ohne Zurücksetzung des anderen Geschlechtes; und man sieht also, welche Aenderung das Bild durchgemacht hat. Anfangs stand da ein um seinen tiefsten sittlichen Glauben gebrachter König, dessen Verzweiflung sich in Akten eines schauderhaften Grimms kundgab, die ihn eben so mitleidswürdig erscheinen ließen wie die von ihm heimgesuchte Welt. Aber da das Morden fortdauerte, verschwand das Bild des gekränkten Königs und an seiner Stelle blieb nur noch das Bild einer nationalen Katastrophe, wie sie ähnlich noch nicht dagewesen war. Und da sind wir denn endlich bei dem ersten großen nationalen Nerv des Gedichtes; oder übertreibe ich, wenn ich Katastrophe nenne, was da über das Land gekommen war? Ich kenne mich in dem Staatsrecht der Despotien nicht aus und weiß nicht, bis zu welchem Punkt die Unterthanen bemüßigt sind, die Thorheiten und Verbrechen eines Alleinherrschers zu dulden; aber diese regelmäßige und methodische Hinschlachtung von Frauen, gehört die auch zu den Dingen, die man tragen muß? Als die Zehnte und Zwanzigste aus Schahrjars Schlafgemach auf das Schaffot hinausgeschleppt wurde, war es

Digitized by Google

noch begreiflich, wenn Alles noch, wie gelähmt und betäubt, unthätig zusah, gleich dem kleinen Gethier im Angesicht der Klapperschlange. Aber es liegt in der menschlichen Natur, daß mit dem Zunehmen der Grausigkeit die Betäubung doch von uns weicht und man sich auf die Nothwendigkeit besinnt, sich zu wehren; und hier war es wahrhaftig Erwachenszeit. Zahllose Menschen sind bereits abgeschlachtet und das Elend nimmt immer noch kein Ende; zahllose Väter haben ihre Kinder verloren und wegen weit geringerer Dinge kam es in der Welt schon zur Revolution. Und hier, was geschieht hier? Darauf antwortet nun der Dichter, nicht expressis verbis, aber doch deutlich und unverkennbar: Ja, lieber Leser, Das ist es ja! Dir schaudert vor dieser Phantasie, weil sie einen König ersinnt, der in seiner Mysogynie Hunderte von Frauen tötet; und was ist diese Erfindung gegenüber der weit niederschmetternderen Wahrheit, daß ein ganzes Volk einen solchen Wahnsinn ohne Widerstand erträgt? Und diese ungeheure Inaktivität, diese trostlose Apathie, die duldet, daß eine ganze Gesellschaft bis in ihre letzten Verzweigungen von dem wahnsinnigen Willen eines Einzelnen zerbrochen und vernichtet werde, diese Stumpfheit ist keine Erfindung, sondern in Wirklichkeit das Elend und die Krankheit unserer Rasse und unseres Volkes. Ein Thier, wenn es getreten wird, setzt sich zur Wehr, ein armer kleiner Vogel sucht mit dem Schnäbelchen nach der Hand des Quälers zu schlagen; und hier sind Männer, dumme und geniale, kleine und große, weise und beschränkte, hier sind Helden, die mit dem Schwert jeden Feind zerschmettern gelernt haben: und doch leiden sie diese Verbrechen nur, weil sie von einem Manne herrühren, der sich und den man König nennt. Und was kann also aus einem Volk und einer Rasse werden, in welcher der zum Handeln berufene Mann nach hundert anderen Formen und Arten des Wahnsinns auch diese apathisch erträgt? Man sieht also, nebenbei bemerkt, es war nicht nöthig, diesen alten orientalischen Dichter ob seiner hyperphantastischen Darstellung zu belächeln. So gescheit wie wir war er auch und ihm war nicht verborgen, was in der Natur der Dinge liegt und was wider die Natur ist. Aber gerade darum ist es ein nationales Werk, das er schuf, weil er in dieser schrecklichen und die großen Mörder aufziehenden Passivität des orientalischen Mannes die eigentliche orientalische Krankheit erkennt.

Nun bitte ich, mir die Frage zu gestatten, wodurch sich im Allgemeinen der kritische und satirische Geist von dem Geiste des Dichters unterscheidet. Ich glaube, darin, daß es den Satiriker treibt, seinen Groll über eine Erkrankung auszusprechen, während der Dichter seine Ruhe nicht findet, ehe er nicht das Mittel zur Heilung ersonnen und der Welt verkündet hat. Und wenn Das zutrifft, dann ist „Tausend und Eine Nacht" wirklich das Werk eines Dichters und zwar eines, der auch in der Auffindung des Mittels gegen die Krankheit durch und durch national ist. In ihm ruft es: Jemand muß helfen und retten können oder Nation und Rasse gehen elend zu Grunde! Aber wo hier Hilfe suchen, da in den Männern jeder Antrieb zur Rettung fehlt? Als das Volk der Juden einst an den Pyramiden arbeitete und die Großen und Bejahrten sich am Allermeisten vor dem Bedrücker demüthigten, fand sich, da kein Anderer es wagte, ein junger Bube, der das Zeichen gab, indem er einen Egypter erschlug. Und anderswo, wenn die Könige mordeten, war es, wenn kein Großer den Muth hatte, irgend ein Kleiner, der solchem Wütherich den Degen in die Weiche stieß. Wer aber thut es hier? Die beleidigten Väter sind feig, die Schwertträger nehmen es als unabwendbares Schicksal hin und nirgends,

Digitized by Google

trotz der dreijährigen Folter, auch nur eine Miene, es zu ändern; denn der orientalische Mann ist nur gut, um in einer Heerde mit zur Schlachtbank zu laufen, und völlig unfähig zur Herstellung des Mindestmaßes von Gesittung und Gerechtigkeit, das schließlich auch in der Despotie vorhanden sein muß. Und wenn der orientalische Mann selbst angesichts solchen Schreckens aus seinem Schlaf nicht aufwacht, dann hervor mit Dir aus dem Winkel, Du verachtetes orientalisches Weib, und lehre Du den Mann, was gegen Rasse und Nation Pflicht ist! So ruft es in dem Dichter: und auf die Bühne tritt Scheherſad.

Ihre Geschichte ist die Rahmengeschichte, die alles Andere einschließt: dann aber leitet der Dichter aus eben dieser ihrer Bestimmung als eines Rahmens ein eigenes Gesetz ab. Der Rahmen ist, ausgenommen bei Bildern, die von einem Bankier für seinen Salon gekauft werden, immer schmaler als das Bild selbst; und auch der alte Orientale kannte dieses Gesetz. Er sah es bei seinen Teppichen, wo die Bordure auch schmäler ist als der Grund des Gewebes, und darum ist die Scheherſadengeschichte skizzenhafter und wortkarger gehalten als alles Andere. Was folgt daraus für den Kritiker? Daß er gegenüber dem Rahmen blind sein und wegen des leiseren Farbenauftrages die darin verborgene leidenschaftliche Dramatik völlig verkennen darf? Der Widersinn liegt auf der Hand. Der Kritiker darf das Wichtige nicht verloren gehen lassen, selbst wenn der Künstler aus seinen Absichten es wie im Gewölk erscheinen läßt. Doch davon will und davon dürfte ich hier noch nicht einmal reden. Denn hier im Beginn steht uns ja die Scheherſadgeschichte noch allein und durch gar nichts verdunkelt vor Augen; und wenn man ihren Sinn trotzdem nicht begreift, was für Kritiker sind wir dann? Die Sache ist so einfach. Gleich vielen anderen Vätern hat auch der Vezier Schahrjars seine Tochter vor dem sicheren Tod zu retten gesucht; und so lebt sie nun, von wenigen Dienern umgeben, irgendwo in einem Waldversteck, auf einem Landgut oder in einer noch entlegeneren Oede unter hartem Verschluß. Warum? Niemand sagt es ihr; und der Vater, der sie einmal besucht, antwortet auf ihre stürmischen Fragen: Mußt nicht Alles wissen; ich habe es so angeordnet, und was ein Vater befiehlt, muß geschehen. So meint er; sie denkt aber anders und sagt sich: Noch bin ich keine Frauenrechtlerin, denn die Emanzipation ist noch nicht erfunden; doch ist es unwahr, daß die Frau mit sich Alles geschehen lassen muß, als ob sie ein willenloser Kadaver wäre, und unwahr ist auch, daß die Befehle eines Vaters unter allen Umständen gut und weise sind. Mit einem Wort, sie fügt sich nicht leicht; es ist das Judith- und das Tamora-Blut, das in ihr kräftig umläuft. Und nachdem sie den Grund herausgebracht, beschäftigt sie sich — Das ist die Steigerung — überhaupt nicht mehr mit ihrem eigenen Schicksal. Der König regirt noch immer, ist noch immer König? Wohl, so heißt er; aber ist ers noch, wenn er die Krone täglich mit frisch vergossenem Blut besudelt? Und sie kann es nicht glauben; es kann nur ein albernes Märchen sein. Nicht wahr, Vater, es ist plumpe Erfindung? Denn Du mit Deinem gerechten Sinn und Deiner Redlichkeit würdest selbst das Volk zur Vertilgung eines solchen Ungethümes aufreizen, wenn es wahr wäre, was man mir da erzählt. Aber da kommt sie schön an. O Weibersinn, der sich einbildet, daß in dieser Welt die Menschen mit Paradiesesgefühlen herumgehen! Der König, und „wäre seine Hand auch um und um in Bruderblut getaucht", ist

Digitized by Google

der großen Maſſe doch der König, und wer ſich wider ihn auflehnt, iſt Rebell. Wage es und Du wirſt es erfahren; lehnt ſich Einer auf, ſo werfen ſich die Millionen der Anderen auf ihn, um ihn zu zerreißen; und daraus folgt . . .

„Daß dieſe Millionen elende Schafe und Sklaven ſind", ruft Scheherſad.

Nein, erwidert der Vater, ſondern, daß der Himmel ſelbſt uns zum Ertragen des Unerträglichſten verurtheilt hat.

Solcher Geſpräche zwiſchen Vater und Tochter mag es mehrere gegeben haben; da, eines Tages, als er ſich wieder zu ihr auf das Landgut herausgeſtohlen, tritt ſie vor ihn mit den Worten: Vater, ich habe einen Entſchluß gefaßt. So? Worauf bezieht er ſich? Auf den König. Wirklich? Intereſſant. Und was für ein Entſchluß iſt es? Sie krümmt die Lippen; muß ſie ihm nicht, da er doch ihr Vater iſt, die ganze Wahrheit ſagen? Aber es iſt ſo ſchwer. Vom Anbeginn der Welt geht der tiefe Riß zwiſchen Eltern und Kindern; ſie verſtehen uns nicht, können uns nicht verſtehen, ſind alt und gehören einem ganz anderen Gedanken- und Gefühlskreis an. Scheherſad krümmt die Lippen, ſage ich, und ſpricht endlich, die Brauen zuſammenziehend, die wenigen Worte: Ich kann dieſes Morden nicht mehr anſehen; ich will, daß Du mich zum König bringſt.

Eine Ueberraſchung, was? Der Alte würdigt ſie auch als ſolche, ſtochert mit der Zunge in den Zähnen und ſpricht kaltblütig: Wirklich geſcheit. Muß auch gemacht werden; denn der König wird Dich gleich zur Frau nehmen und dann gewöhnſt Du ihm raſch den Mord ab. Scheherſad erwidert finſter: Ja. Der Vater lacht, iſt aber ſchon gereizt. Zu dumm! Genug der Narrheit; es wird ſchon dafür geſorgt ſein, daß ſie hübſch in dem Verſteck bleibe. Wie, was ſagt ſie? Sie wird ſich frei machen und doch gehen? Das iſt etwas Neues; aber es verräth Selbſtändigkeitſinn und der iſt immer zu loben. Nur erlaube, daß ich Dir eine Geſchichte erzähle, fährt er fort; ſie handelt auch von Selbſtändigkeitſinn und wird Dich darum intereſſiren. Es war einmal ein Eſel, dem ging es ausgezeichnet, und dann war ein Ochſe da, dem ging es ſchlecht. Da fiel dem Eſel ein, ſich des Ochſen anzunehmen und ihn gegen den Herrn zu hetzen, worauf der Herr, der davon erfuhr, einen Stock nahm und auf den Eſel losdroſch. Da behielt der Eſel im Prinzip ſeinen Selbſtändigkeitſinn, aber de facto that er, was der Herr befahl. Verſtehſt Du, Tochter? . . . Und ich wende mich an Alles, was jung iſt, mit der Frage, ob nicht Jedem von uns irgend einmal, wenn Charakter und Seele den ſtärkſten Aufſchwung nehmen wollte, eine Autorität in den Weg trat, die uns eben ſo kalt und nüchtern mit dem Stock oder Anderem drohte, um uns vom Flug zurückzuhalten; und ich frage Jeden, was die Antwort darauf war. Ich frage danach aber nicht nur, um die Pſychologie der Judith, der Charlotte Corday, der Wera Saſſulitſch und der Sophie Perowskaja bloszulegen, ſondern, um zu zeigen, wie blind die Kritik war, daß ſie all dieſe ungeheuren Momente überſah. Die Bitterkeit, von der ſie erfüllt iſt, erklärt, daß Scheherſad in dem ſelben Ton wie der Vater antwortet: Erzählſt Du mir von dem Eſel, der von ſeinem Herrn mißhandelt wurde, ſo erzähle ich Dir von einem Herrn, der ein armes Thier, das ihm einen guten Rath zurief, umbrachte und dann in Folge dieſer ſeiner empörenden Dummheit und Roheit ſelbſt zu Grunde ging. Und ſie erzählt die Geſchichte und darauf antwortet er wieder mit dem Erlebniß eines emanzipirten Rindviehes, ſie mit dem Beiſpiel eines Thieres, das doch ſtark genug war, ſich ſeine Entſchluſſes-

Digitized by Google

kraft zu bewahren. Und so erzählt er, erzählt sie immer neue ähnliche Geschichten, unstilisirt und ohne Kunst, in gar nichts blendend und die Phantasie des Orients verrathend; und doch, wenn man aufhorcht, wie strotzend von Bedeutung und Sinn! Denn es sind Verkleidungen, immer heftigere Drohungen und Paraden; und der Tochter wird die Kette immer sichtbarer, an der er sie gefangen hält, und der Ungestüm immer bedrohlicher, mit dem sie um die Freiheit ihres Handelns ringt, — bis ihr endlich die Masken zu dumm werden und die Wahrheit offen und rauh sich ausspricht. Wenn Du mir meinen Willen nicht lassen willst, dann werde ich andere Wege wählen. Nennst Du es schmähliche Unkindlichkeit, so helfe mir Gott: ich kann nicht anders, — ich werde es vor den König bringen. Du willst ihm sein Eigenthum vorenthalten, und ich, ich muß den Zugang zu seinem Gemach finden. Und so sieht man am nächsten Tag den alten Mann, dem die eine Nacht die Haare mehr gebleicht hat, als es Jahre vermochten, kreidebleich und mit schlotternden Knien vor den König treten und ein Wort sprechen, das in diesen drei Jahren hier noch von Keinem gesprochen worden ist: Ich habe eine Tochter; und diesen meinen Liebling, den Inbegriff des Besten, was die Schöpfung für mich hatte, bitte ich, hinzunehmen ... Und möge man Eltern, die hinter ihren Kindern zurückgeblieben sind, noch so lächerlich finden: ich glaube nicht, daß der alte Mann in diesem Augenblick gar so zum Lachen reizen muß.

Und der König? Die Geschichte hält sich bei der Ausmalung der Szene nicht weiter auf. Denn es ist ja die Rahmengeschichte, die Alles in verkürzten Bildern zeigt. Ferner aber schreibt ein großer Künstler solche Dinge mit dem Bewußtsein, daß sie eben groß sind, für sich selbst sprechen und es nicht nöthig ist, sie auf Schritt und Tritt in ihrer Gewalt noch zu erklären. Oder versteht sich nicht Alles von selbst? Freut sich der König bei der Mittheilung, sagt er sich: Jetzt wird Scheherjad kommen und mir Märchen erzählen und Alles wird wieder gut sein? Ich denke mir, sein Gesicht verfinstert sich und ein blutiger Hohn steigt in seinen Augen auf. Welche Absicht steckt dahinter, daß Du mir Deine Tochter bringst? Der flüstert: Es ist Liebe. Und da lacht Schahrjar grimmig auf. Wie Recht hatte er mit der Absicht, das ganze Geschlecht zu vernichten! Als er gut und treu und der Engel der Liebe selbst war, wurde er verrathen; und nun er ganze Leichenhügel aufthürmte und jedes Weib schon leblos, mit Schaum auf den Lippen und verglasten Augen in sein Schlafgemach geschleppt und nach kurzer Nacht wieder herausgeschleppt wurde, um zu sterben, nun beginnen sie, ihn zu lieben! Denn so sind sie; nicht das Herz ist ihnen werth, sondern der Henker, der Mörder, der bis an die Lippen in Blut getauchte Luzifer ist es, dem sie nachlaufen. Und ob es auch gewiß ist, daß morgen ihr Leben zu Ende sein wird: doch gelüstet es sie jetzt, einem Tiger am Herzen zu ruhen, denn Bestialität ist all ihr Sinnen und Trachten. Gut, ruft er, bringe das Täubchen, ihr soll ihr Wille geschehen; aber wisse: morgen wird ihr faulender Leichnam auf den Anger hinausgeworfen werden, gleich denen der Anderen. Und so kommt Scheherjad in das Schloß und ...

Beginnt sofort mit ihren Geschichten? Sagt sich, nicht wahr: geistreich, wie ich bin, brauche ich nichts Anderes als meine Erzählungen und werde mit ihnen ganz gewiß den König so gefangennehmen, daß er meine Hinrichtung vergessen und gebessert werden wird? Ist Das der Plan, den sie vorhat? Man sagt: Ja; und da frage ich nun: Hat Das einen Sinn? Zum Wesen der großen

Digitized by Google

Dichter gehört ja, daß ihre Gewebe, ſeien ſie ſcheinbar aus noch ſo loſen Sonnenfäden geſponnen, unzerreißbar ſtandhalten, wenn man die Probe macht, ob ſie ſich mit dem Lebensernſt vertragen. In unſeren Kinderſtuben erzählt man den Kleinen die Geſchichte von dem braven Martin, der die bittere Medizin nahm und dadurch geſund wurde, von dem guten Fritz, der der Mutter nachgab und im Zimmer blieb, ſtatt Schlitten zu fahren; und in dresdener Mädchenpenſionaten erzählt man andere gute und heilſame Geſchichten mit der Wirkung, daß die jungen Fräulein die Augen niederſchlagen, wenn ein Lieutenant vorübergeht. War Scheherſad auch aus einem ſolchen Penſionat hervorgegangen, daß ſie ſich einbildete, es werde abſolut und unbedingt keines anderen Mittels als ihrer Erzählungen bedürfen, um einem Mörder, einem mordgewohnten Mörder, einem Mörder aus Wuth und Prinzip das Morden endgiltig abzugewöhnen? Unſinn iſts, zu glauben, daß die Geſchichten allein und ausſchließlich das von Scheherſad geplante Mittel geweſen ſeien. Freilich: wenn wir ſagen, daß der Dichter Dies hinſchrieb, weil er nicht wußte, wie er das Ding, das ihm im Kopf herumging, einleiten ſollte. Aber dann hätte er auch ein herzlich plumper Dichter ſein müſſen; wofür man ihn ja übrigens auch hält. Denn hier liegt der Grund, warum man ihn und die ganze Bedeutung ſeines Werkes bisher verkannte. Hätte man geſehen, daß Scheherſad nach einem Plan vorging, der an ſich vernünftig war und von dem aus betrachtet die ganze Maſſe des Stoffes ſich zu einem ungeheuren und zweckvollen Ganzen ordnete, dann wäre man nicht darauf gerathen, das Werk für ein ſinnloſes Gemengſel zu halten. Aber da man Das nicht ſah, ſondern an eine unſäglich kindiſche Vorausſetzung glaubte, zerfiel das Ganze in einen wilden und aller Logik und Ordnung entbehrenden Haufen von bald ſinnvollen, bald ſinnloſen Phantasmen; und was thut man mit ſolchen, nachdem man ſich in der Jugendzeit an ihnen ergötzt hat? Der in den Ernſt des Lebens hinaustretende Menſch hat für ſie keine Zeit mehr; Linguiſten und Grammatiker mögen an ihnen noch die Formen einer fremden Sprache ſtudiren und die Kinder ſich der zweckloſen Seifenblaſen erfreuen, wie wir uns einſt an ihnen erfreuten: in der Dichtung, von der wir Wahrheit verlangen, zählt Derlei nicht mehr mit. Unſinn alſo, ich wiederhole es, iſt die Annahme, daß Scheherſad mit ihren Märchen in der Taſche und ſonſt mit gar nichts Anderem ins Schloß kam. Nein: ſie brachte noch etwas Nützliches mit. Und da iſt ſie nun beim König und iſt ihm zu Willen; und nun die Nacht dem Ende naht und durch die Fenſter der erſte Schimmer der Morgenröthe einfällt, lacht der König. Glaubte die Dirne, ihn durch ihre Freiwilligkeit umzuſtimmen? Roth wie die Morgenröthe blickt dort eine andere Röthe in das Gemach herein: das Gewand des Henkers; und Scheherſad erhebt ſich vom Lager. Dem König iſt die Szene nicht neu. Nur unterſcheidet ſie ſich von allen vorangegangenen dadurch, daß Dinarſad das Gemach betreten durfte, um von der Eintagskönigin Abſchied zu nehmen. Und wie ſie hierher kam? O, einfach, Scheherſad hatte darum gebeten. Hätte ſie um ihr Leben gebeten, der König hätte darauf nicht einmal geantwortet; aber eine Abſchiedsſzene in dem Braut- und Armeſündergemach: Das war neu! Und wie nun Scheherſad ſich vom Lager erhebt und die beiden Schweſtern einander in die Arme ſinken: wovon werden ſie reden? Ich denke, hier wird das Einfachſte zur Selbſtverſtändlichkeit. Scheherſad, Du ſollſt jetzt ſterben; Himmel, warum haſt Du uns Beide ſo geſtraft; ſo jung und ſchön und plötzlich zur Fäulniß und Verweſung geworfen!

Digitized by Google

So klug, so beredt! Alt und Jung sammelte sich immer um Dich, Dir zu lauschen. Und wenn Du zu erzählen begannst, Deine bunten und scheinbar so sorglosen und zwecklosen Geschichten, wie gaukelte Das um die Sinne; und wenn uns die Phantasie schon weithin in das Land der Unwahrscheinlichkeiten getragen hatte, wie offenbarte sich plötzlich doch ein Zweck und ein Sinn, der all das Erträumte zusammenhielt und zur bewußten Zweckmäßigkeit und Körperlichkeit gestaltete ...

Ich weiß nicht, ob Dinarsad gerade so sprach. Ich bin kein Mädchen, bin nicht sechzehnjährig und bin niemals bei einer Szene gewesen, wo man von einer dem Henker Geweihten, eben erst dem Mann Vermählten Abschied nahm. Aber ähnlich wird es schon gewesen sein. Und wie sie so unter Thränen fortsprach, kam von selbst und naturgemäß auch das Wort über ihre Lippen: Ach, hätten wir Dich wieder, süßest Du wieder in unserem Kreis, bei einer Deiner wundervollen Geschichten! Soll es denn nie mehr sein? Da deutet Schehersad mit bilterem Lachen auf den König: Hier, hier frage an! O, ich wüßte schon Dinge zu erzählen, daß man sich totlachen und totweinen könnte; aber ich darf nicht, der Henker wartet und hier giebt man keine Galgenfrist. Und wie nun Dinarsad flehend die Hände nach dem König ausstreckt: welche neue Situation! Glaubte er nicht, schon alle Reize der Grausamkeit ausgekostet zu haben? Er hat sich getäuscht. Tausendmal wurden ihm seine Königinnen ins Gemach hereingeschleppt: und dann gab es keine schäkernden Mienen, dann dachten die Betrügerinnen nicht mehr daran, mit den Hurenaugen so fromm wie die Engel zu blicken, und die geilen Busen wogten auch nicht mehr in der Lohe der Liebe, sondern sie waren schon vor dem Tode tot. Entflohen war die verruchte Schönheit; wie gefesselte Thiere, die schon das Messer an der Kehle fühlen, lagen sie da, ganz wie sie es verdienten, ein Abscheu dem Auge wie für den zur Wahrheit erwachten sittlichen Geist. Und jetzt nichts von Alledem, sondern etwas ganz Neues, das förmlich den Gaumen reizte: Gespräche, Umarmungen, dramatische Szenen vor dem Tod und ein Gerede von Dichtungen und Märchen. Ist es nicht pikant, zu denken, daß eine dieser Dirnen, bevor sie zum Tod geführt wird, noch rasch eins ihrer Märchen erzählt? Darum blitzt und glüht es plötzlich seltsam auf in den Tigeraugen, der furchtbare Mund krümmt sich und Schahrjar lehnt sich in die Polster zurück wie Heliogabalus oder Nero, als er ein Mittel ersann, um den Geschmack der bevorstehenden Hinrichtung noch zu würzen. Die langen, schmalen Finger gleiten durch den Bart und die heisere Stimme ruft: Erzähle! Will mal von meiner Gewohnheit abweichen, Täubchen; statt um sechs Uhr morgens wird um sechs Uhr abends Hinrichtung sein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und Schehersad beginnt ... Womit? Kommen die prachtvollen Wunderlampen gleich dran, die farbigen Spiele der orientalischen Phantasie, die Seifenblasen mit den aus nichts entstandenen und in nichts zergehenden Regenbogenwelten? Nein: es ist eine Zweckgeschichte, mit der sie einsetzt; aber was für eine? Eine aus dem dresdener Mädchenpensionat? Ich bin neugierig, ob es viele Männer giebt, die den Muth hätten, es ihr nachzuthun. Bessern? Das fällt ihr gar nicht ein. Etwas Anderes will sie: muthig und zum Tode entschlossen und auch zu sterben bereit, den Stier bei den Hörnern packen und anklagen; und so erzählt sie die erste Geschichte: von dem Kaufmann und dem Geist.

Wien. Adolf Gelber.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

I. Gedanken und Denker. Gesammelte Aufsätze. II. Der kritische Idealismus und die reine Logik. Wien, Braumüller. 1905.

In Philosophie und Literatur das Lebendige zu suchen, den Ursprung alles Erkennens und Dichtens aus den Gesetzen des Lebens abzuleiten und zu erweisen, daß alle Wissenschaft und Kunst und namentlich alle Philosophie nur den Zweck haben darf, das Leben selbst zu befruchten und zu bereichern: Das ist das Grundmotiv meiner bisherigen Arbeiten; und der selbe Gedanke lebt auch in den beiden Büchern, deren Erscheinen ich hier anzeige. „Gedanken und Denker" sind eine Sammlung von zum Theil früher veröffentlichten, zum Theil ungedruckten Aufsätzen, in denen der eben erwähnte Gedanke in verschiedener Form und an verschiedenen Stoffen durchgeführt ist. In den ersten zwei Aufsätzen („Das philosophische Staunen" und „Die Zukunft der Philosophie") wird das Lebendige und Lebenspendende in der Philosophie allgemein erörtert. Eine Studie über „Wahrheit und Lüge" sucht auf einem begrenzten Gebiet zu zeigen, daß alle sittliche Entwickelung aus zwei Wurzeln stammt: aus der sozialen Forderung und aus dem individuellen Bedürfniß. Beide Tendenzen in ein einziges, einheitliches Streben umzuwandeln, muß das Ziel aller sozial-reformatorischen Bestrebungen sein. Diese Bestrebungen haben, so wird in einem Aufsatz über „Die Volksseele" nachgewiesen, unser Interesse an den Erzeugnissen des Volksgeistes geweckt, unseren Blick dafür geschärft und so die neue Wissenschaft der Völkerkunde hervorgerufen. In einem anderen Aufsatz suche ich den „Naturalismus in der modernen Literatur" aus dem Thatsachenkultus unserer Zeit heraus zu verstehen und zu würdigen. Auch die in dem Buch charakterisirten Denker und Dichter stehen mit dem Grundmotiv des Buches im Zusammenhang, insofern ich von ihnen und an ihnen gelernt habe. Da ist zunächst die französische Mathematikerin Sophie Germain, die sich aus eigener Kraft zur Meisterin ihres Faches und zugleich zu einer eigenartigen Weltanschauung emporgearbeitet hat. Da ist ferner der tiefsinnige Erforscher des menschlichen Gehirns Theodor Meynert, der Organisator der experimentellen Psychologie Wilhelm Wundt und Ernst Mach, der Führer auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Methodenlehre, dessen Prinzip der Denkökonomie für Wissenschaft und Leben gleich befruchtend zu wirken geeignet ist. Auch in den Arbeiten über Grillparzer, Hamerling, den alexandrinischen Dichter Herondas, den Sprachforscher Steinthal, zu denen sich einige Aufsätze über das Frauenstudium gesellen, ist die genetische und biologische Betrachtungweise angewendet. Aus dem Leben und für das Leben: so könnte die Devise des Buches lauten ... Während die „Gedanken und Denker" sich an das große Publikum wenden, ist das andere Buch für engere Fachkreise bestimmt. Aber auch hier ist der Kampf gegen das Starre und Tote in der Philosophie der Gegenwart die Losung. Im Anschluß an meine Gedenkrede auf Kant (Wien, 1904) suche ich aus der kantischen Erkenntnißlehre den lebendigen und fruchtbaren Kern herauszuschälen und vom dialektischen Beiwerk zu befreien. Ich finde ihn in der psychologischen Einsicht, daß alle von außen auf uns einstürmenden Eindrücke durch die centralisirte Organisation unseres Ichbewußtseins hindurch gehen und dort gegliedert und gestaltet werden müssen, damit sie zu unserem Eigenthum, zu verwerthbaren Erfahrungen werden. Aus diesem Gedanken suche ich im positiven

Digitized by Google

Theil des Buches eine psychologische Erkenntnißtheorie zu entwickeln, die auf biologischer Grundlage ruht. Das theoretische Denken, von dem Kant und seine Anhänger ausgehen, wird mir dabei zum biologischen Problem, dessen Lösung die Entwickelung des Wahrheitbegriffes in eigenartiger Weise durchleuchtet. Der größte Theil des Buches ist aber polemischer Natur; es ist, wie ich es nenne, „ein Ruf im Streit." Mit großer Entschiedenheit bekämpfe ich den erkenntnißkritischen Idealismus, der uns immer nur sagt, daß wir nichts wissen können, und uns keinen Schritt weiter bringt. Eben so trete ich gegen die „reine Logik" auf, die ohne Rücksicht auf die Erfahrung dem Weltgeschehen Gesetze vorschreiben zu können glaubt. Gegen diese Richtungen, die uns wieder zu Hegel zurückzubringen drohen, mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft aufzutreten, halte ich für meine wissenschaftliche Pflicht.

Wien. Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.

Mütter. Westermanns Verlag, Braunschweig.

Seit Gabriele Reuters Roman „Aus guter Familie" ist der Kampf der Tochter gegen die Mutter sanktionirt und nachgerade so selbstverständlich geworden, daß er schon keinen Krieg mehr, daß er einen dauernden Kulturzustand bedeutet. Die Mutter hat sich darein gefunden. Anfangs hilflos klagend, wie Akkulina Iwanowna in Gorkijs „Kleinbürgern": „Warum nur strafen uns unsere Kinderchen?" Allmählich aber, indem sie versucht, durch Liebe, List oder Einsicht sich Denen unentbehrlich zu machen, die nicht mehr einfach das Gesetz der Pietät anerkennen wollen; jenes Gesetz, das den Müttern erlaubte, ihre Hellsucht auszuleben. Jetzt nun sollen sie, die früher Mittelpunkt der Familie waren, nur noch Treffpunkt für sie sein, Ruhepunkt. Das ist schwer. Und schon wird ihnen bang, selbst die bescheidene Rolle der Karyatide, die den Erquickungbedürftigen die Schale hält, schütze noch nicht vor dem Verlassenwerden. Die neue Tochter ruft nach einer neuen Mutter, einer Mutter, die tolerant ist gegen ihre modernen Bestrebungen. Toleranz aber setzt Verständniß voraus; und ein wirkliches Verständniß wieder bedingt ein Theilnehmen. Darum werden sich die gescheitesten und wärmsten unter den Müttern aufmachen (oder haben sich schon aufgemacht), um sich für ihre Kinder weiter zu entwickeln. Hier nun bereitet sich ein neuer Konflikt vor: eine Frau, die sich gewöhnt hat, sei es selbst um der Kinder willen, nach den goldenen Früchten des Wissens und des Lebens zu greifen, sie zu genießen gelernt hat, kann sie so leicht wieder stillstehen und weiter Karyatide sein? Stillstehen gerade in dem Augenblick, wo die Kinder ihrer zu bedürfen meinen? Ist nicht Gefahr vorhanden, daß sie sich einmal auch über ihre Kinder hinaus entwickelt und sich nun selbst als Persönlichkeit fühlt, deren Entwickelung man Opfer bringen muß? Der Roman „Mütter" beschäftigt sich mit dieser Frage, schildert den neuen Mutterkonflikt (der, wenn auch noch heute nicht völlig typisch, doch längst kein Einzelfall mehr ist) und versucht, zu zeigen, wie von Uranfang an und in allem Geschaffenen es für alle Mutterprobleme immer nur wieder die gleiche Lösung giebt: Die Mutter giebt sich auf im Kinde. Und dieses Aufgeben ist heute schwerer, schmerzvoller als bisher. Denn die Mutter von gestern opferte nur ihre Gegenwart; die Mutter von heute aber bringt ihre Zukunft dar.

Anselma Heine.

Digitized by Google

Bodenkredit.

Weit besondere Banken für den Immobiliarkredit sorgen, ist die Bodenbeleihung zwiefach vom Zinsfuß abhängig. Erstens besteht ein natürlicher Zusammenhang zwischen der jeweiligen Lage des Pfandbriefmarktes und dem Beleihungsgeschäft; zweitens wirkt der Zinsfuß, der auf dem offenen Geldmarkt gilt. Der Privatmann, der sein Kapital in Hypotheken anlegt, braucht nicht nach der Absatzfähigkeit von Schuldverschreibungen zu fragen. Für ihn ist also das zuerst genannte Moment ohne Bedeutung. Von wesentlicher aber für die Hypothekenbanken. Beinahe 9 Milliarden beträgt das von den größeren deutschen Pfandbriefinstituten ausgeliehene Kapital; und der Umlauf der ausgegebenen Obligationen war, nach der Statistik, bis Ende 1905 auf etwa 8½ Milliarden angewachsen. In dieser Summe steckt eine immerhin beträchtliche Quote des ersparten Volkskapitals. Dazu kommen noch ungefähr 800 Millionen, die auf Aktienkapital und offene Reserven entfallen. Diese Zahlen zeigen, wie wichtig normale Verhältnisse für den Hypotheken- und Pfandbriefverkehr sind. Daß in allen Städten, die unter sogenannten Grundstückskrisen leiden (Dresden, Stuttgart, München), auch die allgemeine Geschäftslage zu wünschen übrig läßt, ist ja kein Zufall; man braucht nicht erst zu beweisen, daß rege Bauthätigkeit, also rasches Wachsthum der Stadt, auf alle Geschäftsverhältnisse belebend wirkt. Einen großen Theil des Geldes, das zum Bauen gehört, liefern die Hypothekenbanken, deren Wohl und Weh deshalb von großer Bedeutung für den Immobiliarkredit und für die Lage des Grundstückmarktes ist. Die Zeiten des hohen Bank- und Wechseldiskonts sind natürlich dem Absatz der Hypothekenpfandbriefe nicht günstig; die Institute müssen in solcher Zeit mit Darlehen vorsichtig sein. Nun sind, wie ich neulich schon zeigte, die Städte gezwungen, ihre Anleihen mit 4 (statt mit 3½) Prozent zu verzinsen; und von dieser Umwandlung des Rententypus kann auch der Immobiliarkredit nicht unberührt bleiben. Sind die Hypothekenbanken nicht mehr im Stande, 3½ prozentige Obligationen abzusetzen, müssen sie, weil die Kommunalanleihen 4 Prozent bringen, als Konkurrenten der Städte auch vierprozentige Schuldverschreibungen ausgeben, so sind sie gezwungen, für ihre Hypotheken an erster Stelle 4¼ Prozent Zinsen zu nehmen. Dieser Zinsfuß ist aber auch für gutes Hypothekenmaterial sehr hoch und erschwert den Erwerb sicherer Darlehen. Die Geldsucher finden in gewissem Umfang Ersatz für das zu billigen Bedingungen nicht oder nur schwer zu erlangende Kapital der Hypothekenbanken. Ein Ausfall aber ergiebt sich trotzdem; und er trifft das Grundstück- und das Baugeschäft. Die Städte dehnen sich und brauchen für neue Bedürfnisse neues Geld; dadurch aber, daß sie sichs, natürlich unter ungünstigen Bedingungen, verschaffen, nehmen sie Mittel in Anspruch, die sonst für andere Zwecke frei wären: sie erschweren das Hypothekengeschäft und hindern damit natürlich auch die Bauthätigkeit, schaden sich also wiederum selbst. Diese Komplikation scheint unvermeidlich.

Eine nicht zu unterschätzende Hilfe findet der Bodenkredit bei den Versicherungsgesellschaften, die heute schon mehr Hypothekenbanken als Versicherungsinstitute sind. Im Gegensatz zu den amerikanischen Versicherunganstalten legen die deutschen einen großen Theil ihres Vermögens in Hypotheken an. Dadurch sind sie lästige Konkurrenten der Bodenkreditinstitute geworden; denn sie brauchen sich um den Zinsfuß von Schuldverschreibungen nicht zu bekümmern und können ihr

Digitized by Google

Geld zu niedrigerem Zins hergeben als die Hypothekenbanken. Auch schreibt den Pfandbriefinstituten das Reichshypothekenbankgesetz strenge Bestimmungen vor, während die Versicherungsgesellschaften das Leihgeschäft lange ohne allzu enge Einschränkungen betreiben konnten. Diese Freiheit hat dann manche Institute verführt, das Kreditgeschäft weiter auszudehnen; eines schönen Tages aber griff das Kaiserliche Aufsichtamt hemmend ein. Die Vorschriften für die Hergabe von Hypothekenkapital wurden verschärft und die Versicherunganstalten stehen auf diesem Boden nun nicht mehr besser als die Hypothekenbanken. Ihre Konkurrenz ist aber unangenehm geblieben. Wie weit die Entwickelung des Hypothekengeschäftes im Reich der Versicherung gediehen ist, zeigt die Thatsache, daß die „Victoria" mit 466 Millionen Mark Hypotheken das drittgrößte Hypothekeninstitut ist; nur die Bayerische Hypotheken- und die Preußische Central-Bodenkredit-Aktiengesellschaft haben einen noch größeren Hypothekenbestand. Ist das Mißverhältniß zwischen den Anlagen in Hypotheken und in mündelsicheren Werthpapieren, besonders in deutschen Anleihen, zu tadeln? Die Antwort hängt vom Standpunkt des Fragers ab. Der Bodenkredit hat unter dem entstandenen Verhältniß nicht zu leiden. Die Versicherunganstalten sollten in ihren Jahresberichten über die Hypothekenanlagen (Größe der einzelnen Beleihungen; Vertheilung nach Ort und Provinz; wie viele städtische, wie viele ländliche Darlehen; Prozentsatz der Beleihungen zum Grundstückwerth u. s. w.) aber nicht gar so knappe Angaben machen; sie zeigen dadurch allzu deutlich, worin sie sich von den zu ausführlicher Darstellung gezwungenen Pfandbriefinstituten unterscheiden.

Die Zunahme der Millionenbeleihungen ist durch die Erschwerung des normalen Leihgeschäftes bewirkt worden; freilich auch durch die Vergrößerung der Geschäftsbetriebe, namentlich der, dank geschickter Besteuerung, lustig wachsenden Waarenhäuser. Doch kommen auch die veränderten Immobiliarkreditverhältnisse in Betracht. Pommernbank und Sandenbanken: diese Namen und die damit verknüpften Erfahrungen haben der Aufsichtbehörde die hohen Beleihungen verleidet. Besondere Angst flößten ihr die Waarenhäuser ein; deshalb wurde bestimmt, daß Waarenhaushypotheken überhaupt nicht als Pfandbriefunterlagen verwendet werden dürfen oder höchstens innerhalb der Grenze des Bodenwerthes. Das war hart für die im Messelstil prunkenden Paläste; aber gegen die Thatsache, daß der Werthzuwachs des Bodens bessere Garantien bietet als die feinste künstlerische Kultur, ist schließlich nicht viel einzuwenden. Die Theorie hat sich sehr eifrig mit der Frage der Waarenhausbeleihungen beschäftigt; man hat behauptet, Waarenhaushypotheken seien unter keinen Umständen zur Pfandbriefunterlage geeignet, aber auch, sie seien wie jede andere Hypothek zu betrachten; man hat gesagt, ein Waarenhaus sei ein höchst unsicheres Objekt, aber auch, es sei genau so gut und so schlecht wie jedes beliebige Haus, das Wohn- und Geschäftsräume enthalte. Und man hat allerlei vermittelnde Vorschläge gemacht, ohne ängstlich zu fragen, ob graue Theorie auch immer zur Beantwortung praktischer Fragen ausreiche. Die Hypothekenbanken selbst handelten, als direkt Betheiligte, ganz vernünftig. Sie verhehlen sich meist das Risiko nicht, suchen es aber zu vertheilen und durch Werbung kapitalkräftiger Bürgen zu verringern. Ein Schulbeispiel für die Beleihung unter Garantie ist die auf das Waarenhaus A. Wertheim gegebene Hypothek. Für die 12 Millionen Mark betragende Hypothek der hamburger Hypothekenbank bürgt bekanntlich die Diskontogesellschaft; noch mehr aber wohl der Boden, dessen Quadratruthe heute 40000 Mark werth ist. Das

Digitized by Google

Briefe von Ibsen.

Ibsen. Von Georg Brandes Mit unveröffentlichten Briefen an eine Freundin": so heißt ein kleines Buch, das Ende Juni bei Bard, Marquardt & Co. erscheint. An Lesern wirds ihm nicht fehlen. Was Brandes über Ibsen, den er so nah sah, zu sagen hat, findet immer Gehör. Und diesmal giebt er uns gar noch Briefe, die einen wichtigen Theil dieses Dichterlebens entschleiern. Briefe, von denen nicht gilt, was ich neulich hier von anderen sagte: daß es besser wäre, wenn wir sie nicht kennen gelernt hätten. Im Spätsommer 1889 war Ibsen mit seiner Familie in dem tiroler Kurort Goffensaß. Da war auch, mit ihrer Mutter, ein junges Fräulein aus Wien. Ibsen einundsechzig, die Wienerin achtzehn Jahre alt. Sie hat den Dichter nie wiedergesehen. Ihm aber manchmal geschrieben und einige Antwortbriefe von ihm erhalten. Sehr merkwürdige Briefe; über deren Ton und (namentlich) Unterton Jeder selbst mit sich zu Rath gehen soll. Ich möchte darüber nichts sagen. Nur, daß mancher klingt, als hätte der Baumeister Solneß ihn an Fräulein Hilde Wangel geschrieben. Die Briefe, die ich der Freundlichkeit des Verlages danke, werden hier abgedruckt, wie sie (deutsch) von Ibsen geschrieben sind; mit ihren kleinen sprachlichen Mängeln. Doch bitte ich Jeden, der den Dichter liebt, Jeden, der ihn erlebt hat, sich nicht mit dieser Probe zu begnügen, sondern alle Briefe zu lesen, die Brandes veröffentlicht. Vierzehn sinds; in fast neun Jahren nur vierzehn. Und doch hatte der bald Siebenzigjährige auf die Frage (die er sich selbst vorlegte), obs eine Dummheit oder eine Tollheit war, „daß wir einander entgegengekommen sind", die Antwort gefunden: Naturnothwendigkeit wars und zugleich Fatum. Trotz der räumlichen Trennung muß der Verkehr wohl einem Menschen, dem Ibsen Rücksicht schuldete, ein Aergerniß gewesen sein.

Auf die Rückseite einer Photographie schrieb der Dichter:

An die Maisonne eines Septemberlebens — in Tirol.

27. 9. 89.

Henrik Ibsen.

Am dreißigsten Dezember 1889 aus München:

Ihr schönes, reizendes, so sprechend ähnliches Bild hat mir eine unbeschreibliche Freude bereitet. Ich danke Ihnen dafür — tausendmal und so recht von Herzen! Wie haben Sie mir dadurch, jetzt, mitten im Winter, jene kurze, sonnige Sommersage wieder vergegenwärtigt!

Eben so herzlich danke ich Ihnen für Ihren lieben, lieben Brief. Von mir dürfen Sie heute nur wenige Worte erwarten. Mir fehlt besonders in dieser Zeit die nöthige Ruhe und Einsamkeit, um Ihnen zu schreiben, so wie ich es gern möchte.

Meine Frau hat mit Freude Ihre freundliche Weihnachtkarte erhalten. Hoffentlich wird sie sich später selbst dafür bedanken. In diesen Tagen fühlt sie sich nicht ganz wohl. Mein Sohn befindet sich gegenwärtig auf Besuch bei uns. Ob er später nach Wien zurückkehrt oder anderswohin geschickt wird, ist noch unbestimmt.

Digitized by Google

Und empfangen Sie dann meinen innigsten Glückwunsch zum neuen Jahr. Die Frau Mama wird eben so gegrüßt.

Mit nochmaligem Dank für die wunderherrliche Gabe zeichne ich mich

Ihr immer ergebener

Henrik Ibsen.

Am sechsten Februar 1890 aus München:

Lange, sehr lange habe ich Ihren lieben letzten Brief liegen lassen, gelesen und wieder gelesen, ohne jedoch eine Antwort zu geben. Empfangen Sie heute meinen herzlichsten Dank in wenigen Worten. Und nachher, bis wir uns persönlich wiedersehen, werden Sie brieflich nur wenig und zwar selten von mir hören. Glauben Sie mir, — es ist besser so. Es ist das einzig Richtige. Ich fühle es als eine Gewissenssache, die Korrespondenz mit Ihnen einzustellen oder doch zu beschränken. Sie dürfen sich vorläufig so wenig wie nur möglich mit mir beschäftigen. Sie haben andere Aufgaben in Ihrem jungen Leben zu verfolgen, andere Stimmungen sich hinzugeben. Und ich — Das habe ich Ihnen schon mündlich gesagt — kann mich nie durch ein briefliches Verhältniß befriedigt fühlen. Es kommt mir immer etwas Halbes, etwas Unwahres mit hinein. Ich sehe Das; ich empfinde es peinlich, daß ich nicht voll und ganz mit meiner Stimmung bei der Sache bleiben kann. So Etwas liegt nun einmal in meiner Natur. Läßt sich also nicht ändern. Sie sind ja so feinfühlig, so instinktiv durchschauend. Sie werden dies Alles so verstehen, wie ich es gemeint habe. Und wenn wir uns wieder begegnen, werde ich es Ihnen genau auseinandersetzen. Bis da und immer bleiben Sie in meinen Gedanken. Und Das noch mehr, wenn diese lästige Halbheit des Briefschreibens nicht stört. Tausend Grüße!

Ihr Henrik Ibsen.

Am dreißigsten Dezember 1890 aus München:

Ihren lieben Brief habe ich richtig erhalten. Eben so die Glocke mit dem schönen Bilde. Ich danke Ihnen so recht von Herzen dafür. Auch meine Frau findet, daß das Bild sehr hübsch gemalt ist. Aber ich bitte Sie: schreiben Sie mir vorläufig nicht mehr. Wenn die Umstände sich geändert haben, werde ich es Ihnen wissen lassen. Bald werde ich Ihnen mein neues Schauspiel schicken. Empfangen Sie es in Freundlichkeit, — aber schweigend! Wie gern möchte ich Sie wieder sehen und sprechen! Ein glückliches Neujahr wünscht Ihnen und Ihrer Frau Mama

Ihr stets ergebener

Henrik Ibsen.

Diesen Brief hat das Fräulein, wie Ibsen gewünscht hatte, nicht mehr beantwortet. Zum siebenzigsten Geburtstag schickte sie dem Dichter dann 1898 eine Glückwunschdepesche und erhielt, als Antwort, schon nach drei Tagen eine Photographie, auf deren Rückseite Ibsen geschrieben hatte: „Der Sommer in Gossensaß war der glücklichste, schönste in meinem Leben. Wage kaum, daran zu denken. Und muß es doch immer — Immer!"

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Kaufhaus des Westens, das mit drei Fronten am Wittenbergplatz und in den benachbarten Straßen emporwächst, soll, wie es heißt, von der Preußischen Bodenkredit-Aktienbank eine Hypothek von 5,30 Millionen Mark erhalten, für deren Betrag die Deutsche Bank die Bürgschaft übernommen haben soll. Für die Hypothek auf das Neue Schauspielhaus am Nollendorfplatz (3,20 Millionen) wird die Nationalbank für Deutschland bürgen. Ein ganzes Konsortium von Darleihern hat die Aschingergesellschaft aufgeboten, um sich für ihre Bauten am Leipziger- und Potsdamerplatz, in der Königgrätzer- und Bellevuestraße das Geld zu schaffen. Für das Grundstück Leipzigerplatz-Königgrätzerstraße sind 11 Millionen Mark zugesagt, in die sich zwei Hypothekenbanken, ein Privatmann und die Gesellschaft für Hoch- und Untergrundbahnen theilen. Da der Hochbahn die Deutsche Bank nicht fern steht, braucht Uhls früherer „Küchenbeamter" vielleicht nicht allzu angstvoll der Zeit zu denken, wo er die neue Karawanserei mit der unendlichen Zimmerzahl eröffnen wird. Die Beleihungen der Aschingergrundstücke bergen, meiner Ansicht nach, trotz den vertheilten Risiken und den hohen Bodenpreisen größere Gefahren als die Waarenhaushypotheken; denn die Frage nach dem Grundstückertrag, die doch nicht ganz unbeachtet bleiben darf, ist für die neuen Hotels nicht so leicht zu beantworten wie für ein Geschäftshaus. Mit solchen Fragen hält die Unternehmungluft sich aber nicht auf.

Seit sich die Banken zu so hohen Beleihungen entschließen, hat das Privatkapital oft Gelegenheit zur Anlage in mittleren und kleineren Hypotheken. Während der letzten Monate sind in Berlin wieder viele neue Terrain- und Baugesellschaften entstanden; und wo eifrig gebaut wird, will das Kapital natürlich die Konjunktur ausnützen. Die Verschuldung Berlins ist im Jahr 1905 von 5,24 auf 5,48 Milliarden gestiegen; die der Vororte darf man auf 3 Milliarden schätzen. Die Gelegenheit, an dem Zinsgenuß theilzunehmen, den diese Riesenschuld ächzend gewährt, fehlt also nicht. Da dem Bodenkredit die Schwäche der Gläubiger aber kaum minder schädlich ist als die der Schuldner, muß das Publikum gewarnt werden, sich von der Hypothekenreklame leichtsinnig verlocken zu lassen. Je herrlicher die Vortheile der „guten" Hypotheken geschildert werden (meist sinds Zweite und Dritte), um so mehr ist dem Anlage Suchenden Vorsicht zu empfehlen. Eine sichere (also Erste) Hypothek bietet, im Vergleich zum fest verzinsten Werthpapier, den Vortheil, daß sie den Kursschwankungen nicht unterworfen ist; sie ist aber auch nicht so leicht zu verkaufen und ihr innerer Werth läßt sich viel schwerer feststellen. Was über das Verhältniß von Beleihung und Grundstückswerth, über den richtigen Prozentsatz, gesagt wird, ist meist sehr ungenau; und wenn man die Ergebnisse solcher Lehren bei Licht besieht, entsteht oft ein Zweifel, ob wir ein Gesetz und eine Aufsichtinstanz haben. Für Berlin gilt der Satz, daß der reelle Werth eines Hauses den fünfzehn- bis sechzehnfachen Betrag der Mietheinnahme nicht überschreiten darf. Ob aber ein Grundstück, das 10 000 Mark Miethe bringt, immer nur mit 150 000 bis 160 000 Mark bewerthet wird: that is the question. Darf die Erste Hypothek nicht über das Zehnfache, dürfen Erste und Zweite zusammen nicht über das Zwölffache des Miethertrages hinausgehen, so dürfte ein Haus, das 10 000 Mark Miethe bringt, an erster Stelle höchstens mit 100 000 Mark belastet sein; die Praxis meldet aber sonderbare Ausnahmen von dieser Regel, so viele Ausnahmen, daß von einer Regel kaum noch zu sprechen ist. Der Unerfahrene hats also nicht leicht, den rechten Weg zu finden; und hat er ihn glücklich entdeckt, dann droht ihm die neue Gefahr, daß er, besonders

Digitized by Google

als zweiter Hypothekgläubiger, sich gezwungen sehen kann, Hausbesitzer zu werden. Kommt ein mit mehreren Hypotheken belastetes Grundstück zur Subhastation, so sind die an zweiter Stelle stehenden Gläubigen meist gezwungen, es zu kaufen, um nicht mit ihrer Forderung auszufallen. Dann sind sie wider Willen Hausbesitzer; und die Bank, die das Geld an erster Stelle stehen hat, sorgt ängstlich dafür, daß die Zinsen pünktlich bezahlt werden. Dieser für den Erwerber des subhastirten Grundstückes ungemein erquickliche Zustand kann noch behaglicher werden. Wir haben ja die vom Bürgerlichen Gesetzbuch eingeführten Eigenthümerhypotheken, die in Preußen seit fünf Jahren bestehen, doch kaum beachtet werden, in Bayern aber, wo die neue Grundbuchordnung sie seit ein paar Monaten eingeführt hat, viel Aergerniß erregen. Durch die Eigenthümerhypothek wird der zweite Hypothekgläubiger an die dritte Stelle gerückt. Auf die Erste Hypothek geleistete Abzahlungen und „Kaution-Hypotheken", die zur Sicherung der Zinsen und Annuitäten dienen, werden zu selbständigen Hypotheken, deren Auszahlung der Eigenthümer des Grundstückes unter Umständen vom zweiten Hypothekgläubiger fordern kann. In praxi sieht die Sache ungefähr so aus: An erster Stelle stehen 100 000 Mark mit zehnprozentiger Kaution, die nicht angegriffen worden ist; außerdem sind 10 Prozent durch Annuitäten am Kapital getilgt worden. Dazu giebt Jemand 10 000 Mark zur zweiten Stelle. Vor der Einführung der Eigenthümerhypothek hieß Das: hinter 90 000 Mark stehen 10 000 Mark; heute heißt es: hinter 110 000 Mark stehen 10 000 Mark, nämlich 90 000 Mark Erste Hypothek, 10 000 Eigenthümerhypothek (Kaution), noch 10 000 Mark Eigenthümerhypothek (geleistete Abzahlung); und dann erst kommen die 10 000 Mark Zweiter Hypothek. Wird dieser Bestimmung rückwirkende Kraft verliehen, so kann sie, namentlich für ein Land mit den eigenartigen Bodenkreditverhältnissen Bayerns (umfangreiche Annuitätenkapitalien: auf 2 Milliarden Mark Hypotheken sind etwa 150 Millionen Mark abgezahlt worden, die durch die Eigenthümerhypotheken werthlos werden), bedenkliche Folgen haben. Zunächst ist die Sicherheit der Pfandbriefe bedroht, die dem Kapitalistenpublikum ja das beste Surrogat für den direkten Hypothekenbesitz bieten. All die Unannehmlichkeiten, die der Erwerb einer Hypothek aufbürdet, fallen beim Hypothekenpfandbrief weg; und die Verzinsung ist dabei nicht niedriger. Nach der Mündelsicherheit braucht man heutzutage auch nicht mehr zu fragen. Die preußischen Hypothekenpfandbriefe, die dieses Privilegium, weil Miquel es nicht wollte, nicht besitzen, sind an Qualität nicht schlechter als die bayerischen Obligationen; und mancher mündelsichere Pfandbrief findet schwerer einen Abnehmer als der bescheidener ausgestattete Genosse, weil die Bank, die ihn ausgiebt, nicht mehr volles Vertrauen genießt. Und die meisten Hypothekenbanken haben, wie ich schon erwähnte, beim Absatz ihrer Schuldverschreibungen mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die durch die Geldverhältnisse bewirkt sind. Daß sie, pour corriger la fortune, hohe Vermittlergebühren für die Unterbringung ihrer Pfandbriefe zahlen, ist begreiflich, aber nicht löblich, weil an sich gute Papiere dadurch in den Augen des Publikums diskreditirt werden. Das Reichsgericht ist der selben Ansicht und hat neulich einen Bankier vernehmt, den eine Bonifikation von 2 Prozent, die für den Vertrieb der Pfandbriefe der Preußischen Hypothekenbank (vor der Reorganisation) gezahlt worden war, nicht stutzig gemacht hatte. Die Entwickelung des Bodenkredites ist eben nicht ganz leicht zu übersehen und deshalb scharfe Kontrole, aber auch skeptische Vorsicht nirgends besser angebracht als hier. Ladon.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Juni 1906.

Brachmond.

Dritte Berathung des Reichshaushaltgesetzes. Der Abgeordnete Bassermann hat, in sehr sanftem Ton, gesagt, er theile die weithin verbreitete Meinung, daß unsere politische Lage sich nicht gebessert, sondern verschlechtert habe, und müsse fragen, „wie hoch heute die politische Bedeutung des Dreibundes eingeschätzt werden könne". Herr von Tschirschky und Bögendorff, Wirklicher Geheimer Rath, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, macht sich während der Rede Notizen, war auf solche Frage aber wohl vorbereitet: denn er hat ein beschriebenes Zettelchen mitgebracht. Danach greift er nun, erhebt sich vom Sitz und spricht: „Der Herr Abgeordnete hat zunächst von dem Telegramm Seiner Majestät des Kaisers an den Grafen Goluchowski gesprochen. Es ist selbstverständlich, daß dieses Telegramm an den auswärtigen Minister Oesterreich-Ungarns von der Stelle aus gerichtet wurde, die in erster Reihe berufen ist, das Deutsche Reich dem Ausland gegenüber zu vertreten. Wenn Seine Majestät für diese Mittheilung die Form eines persönlichen Telegrammes gewählt hat, so ist er dazu eben so berechtigt wie jeder andere Staatsbürger, dem das Recht der freien Meinungäußerung zusteht. Der Herr Reichskanzler trägt gern die Verantwortung für den Inhalt dieser Depesche; allerdings nicht für Das, was vielfach in diese Depesche hineininterpretirt worden ist." Noch lacht Niemand. Der Mann redet ja zum ersten Mal im Reichstag und ist vielleicht befangen. Was er da vorbringt, bleibt freilich unter jedem halbwegs achtbaren Niveau. Nicht „selbstverständlich", sondern höchst ungewöhnlich ist, daß der Deutsche Kaiser, kein Reichsmonarch, sondern der einem ewigen Bunde deutscher

Digitized by Google

Fürsten präsidirende primus inter pares, dem Minister einer fremden Großmacht öffentlich Lob spendet und Gegendienst zusagt. Daß er, dessen Kanzler gerufen hatte, in Algesiras solle es weder Sieger noch Besiegte geben, die Konferenz einer Mensur vergleicht und an den Grafen Agenor Goluchowski telegraphirt: „Sie haben sich als brillanter Sekundant auf der Mensur erwiesen und können gleichen Dienstes im gleichen Fall auch von mir gewiß sein." Sich dem Minister also koordinirt. Ihm implicite zu verstehen giebt: „Drüben führen Sie die Geschäfte, hier führe ich sie." Ungewöhnlich und sehr zu bedauern. Das Recht der freien Meinungäußerung wird dem Kaiser nicht bestritten; um dieses Recht handelt sichs hier auch garnicht. Wenn der Staatsbürger seine Meinung ausspricht, thut ers auf eigene Gefahr und sein rasch verhallendes Wort bindet den Nachbar nicht. Ein lautes Wort des Kaisers gleicht in seiner Wirkung einer That und engagirt das Reich. Diese Möglichkeit wollten die Redaktoren der Reichsverfassung ihm nicht gewähren. Im vierten Abschnitt, der die Ueberschrift „Präsidium" (nicht: „Kaiser") trägt, wird bestimmt, daß die Leitung der Geschäfte dem Kanzler zusteht und die Anordnungen des Kaisers, der das Reich „völkerrechtlich" (also nicht etwa im Verkehr mit irgend einem Goluchowski) zu vertreten hat, „zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers bedürfen." Das soll heißen: Ohne vorher erlangte Zustimmung des für die Geschäftsleitung verantwortlichen Kanzlers darf das Präsidium keinen Schritt thun, durch den die Geschäftslage irgendwie verändert werden kann. Daß der Kanzler für alles vom Kaiser Gethane die Verantwortlichkeit übernimmt, wissen wir längst; aber auch, daß er diese Pflicht (dafür hält es sein bequemer Wahn) oft bestöhnt: und glauben deshalb nicht, daß er sie immer „gern" erfüllt. Doch gern oder ungern: er paßt sich dem Bedürfniß an und sucht, wie ein Manager oder Großvezir, Alles schnell oder sacht wieder ins Reine zu bringen. Läßt die Journalisten zu sich kommen, giebt „authentische Interpretationen" oder erklärt, der Kaiser sei kein Philister; womit für die fürstliche Fähigkeit, Größe in Ruhe darzustellen, dem idealen Herrschertypus ähnlich zu werden, doch am Ende noch nichts bewiesen ist. Mag er sich in der Mitleid erregenden Rolle des souffre-douleur en titre wohlfühlen: wir stellen ihm eine andere Aufgabe. Fordern, daß er vorher gefragt werde, nicht nur unabänderlich Geschehenes mit seiner Verantwortlichkeit decke, und tadeln, daß auch im Fall Goluchowski wieder impulsivem Handeln die von der Verfassung geheischte Zustimmung des Geschäftsführers erst nachhinkte. Wenn Herr von Tschirschky den Unterschied nicht versteht, soll er Aufklärung von dem ihm nah verwandten Herrn erbitten, der dem Aufsichtrath der Dresdener Bank vorsitzt. Der würde eine schlimme Stunde er-

Digitized by Google

leben, wenn er, ohne vom Konsul Gutmann dazu ermächtigt zu sein, in einer Rede oder Depesche die Bankpolitik festlegte. Vor Fremden würde auch dieser Konsul natürlich die Verantwortung für das unverantwortliche Handeln des alten Herrn von Tschirschky auf sich nehmen; vor Vertrauten aber, wie der andere, der eine res publica zu betreuen hat, seufzen: Was blieb mir denn übrig?

Weiter. Erwiesen soll werden, daß in die Depesche Etwas „hineininterpretirt worden ist." „Der Kaiserlichen Regirung ist nicht fremd geblieben, daß ausländische Blätter nicht müde geworden sind, davon zu sprechen, daß der Dreibund eine Lockerung erfahren habe. Wie so oft im Leben, ist auch bei dieser Frage gewiß der Wunsch mit der Vater des Gedankens gewesen." (Ich gebe den Wortlaut des amtlichen, stenographirten und korrigirten Berichtes; und bitte, auf den Stil dieses neuen Herrn zu achten. Nicht von einer „Frage" will er sprechen, sondern von einer Feststellung; und nicht sagen, daß „so oft im Leben" ein Kind zwei oder noch mehr Väter hat, sondern Bolingbrokes Wort von dem Gedanken zeugenden Wunsch citiren, die in den Sprachgebrauch übernommene Variante des demosthenischen Satzes: „Jeder hält leicht für wahr, was er als Wahrheit erwiesen wünscht." Kann ein Mann, der in vorbereiteter Rede so unklar spricht, klar denken? Ohé, les psychologues!) „Es ist selbstverständlich (schon wieder) die Pflicht des verantwortlichen Leiters der deutschen Politik" (der aber nicht „in erster Reihe berufen ist, das Reich dem Auslandgegenüber zu vertreten"), „solche Strömungen, die sich in verschiedenen Staaten geltend machen und durch die Presse vielleicht in etwas verschärfter Form (die Strömungen) zur Darstellung gelangen, genau im Auge zu behalten, sie auf ihren richtigen Werth hin zu prüfen und sie (noch immer die Strömungen) in den Kalkül der Politik einzustellen." (Wenn dieser Wortschwall einen Sinn hat, dann diesen: In vielen Staaten wünscht man die Lockerung des Dreibundes und in diesem Wunsch sehen wir, trotzdem er noch nicht erfüllt ist, den Ausdruck einer beachtenswerthen Stimmung. Riesig diplomatisch, nicht wahr? Ja; und wenns regnet, wirds naß.) „Dieses vorausgeschickt (Paula Erbswurst hieß, glaube ich, die Probirdame, die der witzige Herr Stettenheim mit solchen Partizipialien stolziren ließ), erkläre ich, daß die Regirungen der drei Staaten nach wie vor fest auf dem Boden des Dreibundes stehen. Insbesondere habe ich von dem Italienischen Botschafter, der kürzlich aus Rom zurückgekehrt ist, die bündigsten Erklärungen im Auftrag seiner Regirung in dieser Richtung empfangen." (Das ist nun eigentlich schon sensationell, wie die Zeitungschreiber gern sagen. Die Regirungen der drei Staaten sind also noch nicht zu offenem Vertragsbruch entschlossen; und Graf Lanza hat aus Rom nicht die Meldung

Digitized by Google

nach Berlin gebracht, Italien wolle das von seinem König besiegelte Bündniß zwei Jahre vor der Ablaufsfrist als nicht mehr giltig betrachten. Hat vielleicht sogar angedeutet und sicher gedacht: Wenn Euch heute, trotz unseren Separatverständigungen mit England, Frankreich, Rußland, Spanien und Oesterreich-Ungarn, das Bündniß noch werthvoll dünkt, so mags dabei bleiben; wir empfinden den Vertrag nicht mehr als Last und haben drum kein Interesse daran, ihn rasch loszuwerden. Sensationell. Ein Abgeordneter ruft denn auch: „Hört! Hört!" Und kein einziger lacht. „Die bevorstehende Kaiserreise nach Schönbrunn ist der persönlichen Empfindung Seiner Majestät des Kaisers für das ehrwürdige Haupt der habsburgischen Dynastie entsprungen und es gehört ein außergewöhnliches Maß von Uebelwollen und eine besondere Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse dazu, wenn man dieser Reise Zwecke unterschiebt, die Seiner Majestät dem Kaiser vollständig fern liegen und auch dem Geist der deutschen Politik zuwider sind. Man hat dieser Reise einmal eine Spitze gegen Italien geben wollen, dann sie als gegen England gerichtet geschildert. Die Verkennung des Zweckes und des Zieles dieser Reise ist in dem einen Fall so falsch und willkürlich wie in dem anderen." (Die Verkennung ist falsch und willkürlich. Ein Tertianer bekäme für solchen Unsinn einen Tadel und würde derb am Ohrläppchen gezerrt; ein Staatssekretär kann ihn im offiziellen Bericht stehen lassen. An nescis, mi fili, quantilla prudentia regatur orbis?) „Wir haben gar keine Veranlassung zu irgend einer Demonstration gegenüber einem dieser Länder. Oesterreich-Ungarn sowohl wie Italien stehen in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu England; wir begrüßen diese Beziehungen ohne Hintergedanken. Die Kaiserliche Regirung erblickt nach wie vor die Basis ihrer Politik in dem mitteleuropäischen Bündniß sowie in der Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu allen Staaten. Sie wird mit Selbstvertrauen und auf eigenen Füßen stehend ihren Weg weitergehen, ohne sich durch noch so geschickte Preßmanöver oder sonstige ungerechte Anfeindungen aus ihrer Bahn drängen zu lassen." Vorangegangen war die Behauptung, durch die britisch-russische Verständigung werde das deutsche Interesse nicht berührt (genau das Selbe hat der Kanzler vor zwei Jahren im Reichstag von der franko-britischen entente cordiale behauptet, die uns dann vor die Gefahr eines ohne Bundesgenossen gegen zwei Fronten zu führenden Krieges stellte); und der Ausdruck der Freude darüber, daß deutsche Bürgermeister und Stadtverordnete in England „so warm aufgenommen worden sind". Das war Alles, was der auf Nordlandfahrten geschulte Chef des Auswärtigen Amtes über die internationale Politik, in deren Bezirk er den Kanzler vertritt, dem Reichstag zu sagen hatte.

Digitized by Google

Er wurde nicht ausgelacht. Der Reichstag ließ ihn ruhig zu Ende reden. Glaubte vielleicht, was ihm da vorgestottert ward? Nein. Allen, die diese Botschaft hörten, fehlte der Glaube. Doch Keiner hatte den Muth, von Allen nicht Einer, aufzustehen und also zu sprechen: „Wenn wir die Verbündeten Regirungen hier, nach Recht und Pflicht, interpelliren, wollen wir nicht, wie neugierige Kinder, mit schnell zusammengestoppelten Mären abgespeist sein; nicht eine Schwichtigung heimtragen, die jeder Dutzendredakteur noch im Maschinensaal leisten könnte. Der Staatssekretär hatte das Recht, die Auskunft zu weigern; der Neuling durfte uns aber nicht wie Unmündige oder Narren behandeln. Von all seinen Sätzen klingt nur einer uns glaublich: der vom Selbstvertrauen der Kaiserlichen Regirung. Auf nützliche That kann dieses Selbstvertrauen sich nicht stützen; und der Herr mag sich merken, daß ihm und seinen Kollegen die anderen Seelen nicht blind vertrauen. Daß jeder Wache im Reich die Lage als mindestens unbehaglich empfindet. Nach Allem, was wir erlebt haben, wirkt die Wortsammlung des Staatssekretärs wie hochmüthige Verhöhnung der Nation und ihrer Vertreter. Im Herbst, im Winter, noch im Frühling wurde gejammert; jetzt wird, zur Abwechselung, wieder einmal jubilirt. Damals hieß es, die Beziehungen zu den Großmächten seien korrekt; heute werden sie freundschaftlich genannt. Und doch hat für uns auf dem Erdrund sich nichts zum Guten gewandelt; eher, in Rußland, Oesterreich, Italien und der islamischen Welt, zum Schlechten. Wir sind genau so vereinsamt wie im November und im April. Daß die Briten artiger geworden sind, beweist nur, wie nah sie sich ihrem Ziel fühlen. Mit Fug fühlen können. Sie sind in Ostasien Europens Vormacht, haben in Ost und West dem Khalifenvolke gezeigt, daß sie mehr vermögen als, trotz dem Protektorengeberde, das Deutsche Reich, und ein System von Bündnissen erdacht und bereitet, in dem einstweilen kein Platz für uns ist und das den Zweck hat, ohne allzu großes eigenes Risiko Deutschlands Expansion auf allen Seiten zu hemmen. Germania muß sich klein machen, wenn sie in dieses Netz schlüpfen will. Der Brite kann lachen; und höflich sein. Er hat uns der Brunenvergiftung geziehen, jeden unserer Schritte verdächtigt, uns überall Feindschaft geworben, das Haupt unseres Reiches verspottet und offen brüskirt: und auf den ersten huldvollen Wink sinken wir ihm nun zärtlich ans Herz und jauchzen, weil er deutsche Kommunalschwätzer und Journalschreiber an üppiger Tafel füttert. Meint der Staatssekretär, daß auf diesem Weg die Achtung zu ernten ist, die der Kanalvetter dem fatherland noch immer versagt hat? Meint er, daß drüben der cockney, der man in the street nicht lächelt, wenn wir ihm vorlügen, Oesterreichs und Italiens sehr freundschaft-

Digitized by Google

liche Beziehungen zu England' werden von uns, ohne Hintergedanken begrüßt'? Hält er die Betheuerungen des Italienischen Botschafters, die doch gar nicht zu umgehen waren, wirklich der Rede für werth? Dann hat er den Diplomatenkurs ohne Nutzen durchschmarutzt. Oder spricht er wider besseres Wissen und hofft, draußen werde man seiner Legende glauben? Dann unterschätzt er die Leute, mit denen er arbeiten soll, ganz sträflich. Die glauben nicht, daß in die Mensurdepesche Etwas ‚hineininterpretirt worden ist', daß sie und die ihr folgende Reise nicht als Demonstration gegen Italien gedacht war. Die wissen, daß der Kaiser seit der Doggerbanknacht höchst heftig über Englands Handeln, seit den Tagen von Algesiras höchst unfreundlich über Italiens, Rußlands, Spaniens Haltung gesprochen hat. Die gönnen uns gern die ertraglosen Dreibundreste und wünschen sich gar nichts Besseres als die Gewißheit, daß ‚die Kaiserliche Regirung nach wie vor die Basis ihrer Politik in dem mitteleuropäischen Bündniß erblickt.' Dann sehen sie uns ohne ihnen gefährliche Sozietät und können ruhig ihr Netz weiterspinnen. So ists um uns bestellt. Und wenn der Staatssekretär wieder hierher kommt, soll er zu uns reden, wie erwachsene, zur Mitwirkung am Staatsgeschäft berufene Menschen es von einem Beamten fordern dürfen, der dem ihnen verantwortlichen Kanzler untergeben ist. Was er heute vorgebracht hat, ist mit den Druckkosten viel zu theuer bezahlt."

Keiner hat so gesprochen. Und Alle denken doch so. Alle, denen in hastiger Rednerei des Denkens Faden noch nicht gerissen ist. Warum schweigen sie? Weils ihnen an Fleiß fehlt. Weil sie sich nie ernsthaft mit internationaler Politik beschäftigt haben. Nichts Anderes aber ist im Deutschen Reich heute so wichtig. Lassen Sie allen Krimskrams von den utilités besorgen und kümmern Sie sich, Herr Bassermann, Herr Baron Heyl zu Herrnsheim, zunächst mal ein Jahr lang nur um die aus der Summe der Möglichkeiten kühl zu errechnende Nothwendigkeit deutscher Reichsmachtpolitik. Sie werden staunen, wenn Sie erfahren, wie viel da schon unwiederbringlich verloren ist und was Tag vor Tag noch von Unfähigkeit und skrupellosem Leichtsinn versäumt wird. Nicht Alles kann man, unter der Herrschaft eines bis zu völliger Lächerlichkeit veralteten, von Nikolais Asiatenstaat überholten Preßgesetzes, drucken; selbst der Furchtloseste nicht die Hälfte Dessen, was er knirschend vernimmt. Sie könnens aussprechen; ohne sich den Wirkensraum dadurch zu schmälern, nur Sie, die Immunen. Warum thun Sies nicht? Ducken sich vor jedem netten Kerlchen, das mit Ach und Krach durch die Examina bugsirt ward, dann irgendwo in Gesandtschaften gelungert hat und höchstens zum Agentendienst zwischen zwei Staatsmännern taugt, nie aber seinem Hirn einen Schöpfergedanken

Digitized by Google

entband? Weil Sie nicht zur Zunft gehören, also die Akten nicht kennen? Pitt, D'Israeli, Chamberlain, Lansdowne, Fritz von Preußen, Heinrich vom Stein, Bonaparte, Washington, Thiers, Pecci, Mac Kinley waren nie zünftige Diplomaten; Witte, Delcassé, Bourgeois sinds nicht; Talleyrand wars drei Monate, Bismarck drei Jahre, ehe sie an die Staatsspitze traten. Die Fabel von der kaum in Dezennien erlernbaren Geheimkunst darf Sie nicht schrecken. Die ist nur zu Schutz und Verbrämung privilegirter Dummheit erfunden. Die paar Metierkniffe, die der Kritiker kennen muß, haben Sie schnell weg; auch, daß zwischen dem Staatsmann und dem Diplomaten der Unterschied nicht geringer ist als zwischen dem Großindustriellen und dem Geschäftsvermittler, zwischen dem Großbankdirektor und dem Finanzagenten oder Promotor. Verlernen Sie endlich die Ehrfurcht vor den winzigen Agenten, die als Cigarrenhändler in einem Eckladen Bankerot machen würden und die das tüchtigste, arbeitsamste Volk Europas in den Sumpf geschwatzt haben! Lachen Sie ihnen ins Gesicht, wenn sie sich mit einer Mysterienkenntniß spreizen, die uns noch kein Markstück eingebracht hat. Eine Krone ist zu erkämpfen. Fast mühelos. Wer im Haus des Reiches heute das Letzte, die grausamste Wahrheit sagt, das Schmählichste entschleiert, ist im deutschen Lande der populärste, der stärkste Mann.

Aller Augen warten auf ihn. Jeder fühlt, daß die Sündenschuld endlich ans Licht muß. Und Keiner langt nach der Krone. Täglich wird der Reichstag gescholten. Weil viele Abgeordnete, bis ihnen Taglohn bewilligt wurde, den Kuppelpalast mieden. (Mit Recht; für die Durchschnittssitzung genügt die niedrigste Präsenzziffer; und vernünftiger, anständiger und wirksamer als die von der Verachtung gewährten, rings Verachtung weckenden Diäten wäre die Beseitigung der Grenzzahl gewesen, die dem Parlament die Beschlußfähigkeit beschränkt.) Weil er Nothwendiges weigert, Unnützliches passiren läßt. Nachplärrt, was die Zeitungschreiber Wochen lang vorgebetet haben. Und weil ihm die Genies fehlen, die Riesen, die das Volk ihm, das scheltende, doch züchten und liefern müßte. Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Wurzel des Uebels tiefer liegt. Im Reichstag sitzen gescheite und redliche Männer, die Etwas leisten könnten. Weshalb finden wir, wenn Monate lang gedroschen worden ist, die Tenne leer? Weil dieser Reichstag nicht zur Regirung berufen, sondern nur als Ornament gedacht ist. Weil die Regirenden sich bemühen, ihn schmeichelnd zu überlisten, und er selbst in technischem Kleinkram, in Paragraphenflickerei, die jeder Geheimrath besser besorgt, seine Aufgabe sieht. Weil der Wille zur Macht ihm versiecht ist. Die Aenderung oder Ablehnung eines Gesetzes, nach Jahren vielleicht die bundesräthliche Zustimmung zu einem

Digitized by Google

Initiativantrag: Das kann er erreichen; mehr nicht. Keinen Kanzler noch Staatssekretär stürzen; seiner Majorität nie die Wirkensmöglichkeit erobern. „Wenn die Kerle sich ausgeschimpft haben, sind sie wieder still"; und die Karre rumpelt, als sei nichts geschehen, ein Stückchen weiter bergab. Wer mag für solchen Preis das Leben einsetzen? Wer sich muthwillig die Excellenten verfeinden, die er doch nicht vom Thrönchen stoßen kann? Da sie bleiben, so lange es dem Kaiser paßt, stellt man sich mit ihnen lieber auf leidlichen Fuß und bekümmert sich eifriger um ihre Umgangsformen als um ihre Leistungfähigkeit. Dieser Reichstag hat kein Ziel vor, keinen Willen zur Herrschaft in sich; er ist zum Disputirkränzchen geworden und drischt in jedem Herbst wieder das selbe Stroh. In England, Frankreich, Italien, Spanien, Ungarn, Belgien, Skandinavien, in Oesterreich und den Balkanstaaten sogar regirt das Parlament, in Rußland heischt es Konventsrechte; in Deutschland redet es den Regirenden ins Handwerk drein und knickert ihnen unklug die Pfennige ab. There's the respect that makes calamity of so long life. Dieser Zustand darf nicht noch länger dauern. Das nächste Ziel politischen Trachtens muß die Sicherung des parliamentary government nach britischem Muster sein.

Alle Bedenken, die dagegen sprachen, müssen in der Noth jetzt verstummen. Die Entwickelungstufe, die Lothar Bucher uns mit seinem höllisch klugen Buch über den Parlamentarismus verekeln wollte, läßt sich nicht überspringen. Die schwere Probe muß auch von uns, zuletzt unter allen europäischen Völkern, gewagt werden; und ängstet uns heute nicht mehr. Schlimmeren Verlust, als die sechzehn Jahre seit 1890 dem Reich gebracht haben, könnte auch diese Probirzeit kaum bringen. Statt eines kraftlos quarrenden Siebenmonatkindes bekämen wir ein starkes Parlament. Jede Wahl würde ein Ereigniß: denn der Stimmzettel würde über die künftige Regirung entscheiden. Bedeutende Männer, die im Leben Etwas geschaffen, also Etwas zu verlieren haben (und die für eine Schwätzerrolle deshalb nicht zu dingen sind), würden um Mandate werben: denn sie dürften hoffen, dem Vaterland ihres Wirkens Spur tief einzudrücken. Die großen Staatsbürgerklassen und Berufsgruppen könnten sich nicht mehr gleichgiltig von allem politischen Getriebe fern halten: denn sie müßten ihr Interesse gegen ein feindliches durchzusetzen versuchen. Minister und Staatssekretäre dürften frei dem Drang ihrer Ueberzeugung folgen: denn ihr Lebensschicksal hinge nicht mehr am Wink eines Einzigen und sie schritten vom Bundesrathstisch in den Abgeordnetenraum, nicht in die Verbannung. Aus dem Kryptoabsolutismus kämen wir in die Demokratie. Da die Gewalt nur dem Starken erreichbar ist, werden rasch große Parteien entstehen. Die Klassen ihre Kräfte regen und messen.

Digitized by Google

Die Fraktionen darauf gefaßt sein, morgen zur Ausführung des Programmes berufen zu werden, das sie gestern noch opponirend verfochten. Die Führer der einander in der Herrschaft ablösenden Schaaren die Interna der Reichsgeschäfte kennen lernen und allmählich so ein politisches Personal ausbilden, das weiß, worauf es ankommt, und den Gang der Maschine sachkundig kontroliren kann. Auch das Centrum müßte zeigen, daß es sich im Land Luthers nicht nur als heimlich regirende Partei zu behaupten, sondern für sein Handeln und Hindern die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen vermag. Und die Sozialdemokratie würde durch die Hoffnung, als Theil einer Koalition und eines Tages vielleicht gar aus eigener Kraft die wichtigsten Wünsche des Proletariates erfüllen zu können, gezwungen, den geschäftigen Müßiggang eines Sektenlebens aufzugeben, den gilbenden Papierwall des Kommunistischen Manifestes zu räumen und den Weg der Lassalle, Seddon und Burns, Millerand und Jaurès zu gehen. Allzu lange gebundene Kräfte würden entfesselt und zu nützlicher Arbeit dem Reich dienstbar gemacht. Dann würde man sehen, daß Deutschland an politischen Talenten nicht so arm ist, wie die Thoren wähnen, die ein Bülow unersetzlich dünkt. Dann würde nicht jede glatthäutige Excellenz wie ein Wunderthier angestaunt, nicht immer wieder ein Tänzer ans Pult des Rechners gestellt; wäre ein Unterstaatssekretariat oder Präsidium nicht länger die herrlichste Krönung eines parlamentarischen Lebens. Zu erreichen ist das Ziel. Uebt Euch in zähem Widerstand gegen Ungebühr. Warnt das Volk, sein Geld einer schlechten Regirung anzuvertrauen. Und stählt den Willen zur Macht.

Heute rümpft vor Eurem fruchtlosen Treiben der Bänkerlehrling, der Milchmann die Nase. M. d. R.: ein Ehrentitel ists nicht. Wer ihn erstrebt oder auch nur annimmt, muß wenig zu thun haben, kein Meister in seinem Fach sein. Ins Große kann der Reichstag ja doch nicht wirken. Heute kommen die brauchbarsten Kräfte der Nation im Reichsgeschäft niemals zur Geltung. Besetzt der Wille eines Sterblichen, der nicht allwissend, nicht allsichtig ist und das Volksbedürfniß nicht kennen kann, die wichtigsten Posten mit den Sprossen der dünnen Schicht, die sein Auge noch zu erreichen vermag. Ueber Euch, die jeder Witzbold sich zur Scheibe wählt, glänzt der gnädig geduzte Kanzler als providentieller Mann. Wenn Ihr hundertmal Ja gesagt habt, sagt Ihr, in Wuth und Scham, sicher an falscher Stelle Nein. Und wagt nicht einmal, zu lachen, wenn Herr von Tschirschky und Bögendorff Euch die Leviten liest.

Dieser Staatssekretär hat den Kaiser nach Oesterreich begleitet. Als Vertreter des Auswärtigen Amtes; wie einst, wenns von Hamburg nach Norland ging. Der Aufenthalt im Habsburgerreich war nicht lang. Anderthalb

Digitized by Google

Tage; davon waren noch die Besuche beim Fürsten zu Fürstenberg und beim Grafen Wilczek, bei Erzherzogen und Ministern abzuziehen: für Franz Joseph blieb also nicht viel. Daß Wilhelm nicht eingeladen worden sei, sondern sich selbst angesagt habe und daß man seinem Besuch keinerlei politische Bedeutung zuschreiben dürfe, hatten Agenors Knappen auf Allerhöchsten Befehl früh gemeldet. Kein Empfang in Wien; in weitem Bogen gings um die Stadt nach Schönbrunn. Aber die Begrüßung war „überaus herzlich: zwei Küsse, dann noch ein dritter; und die Hände der beiden Kaiser ruhten während der ganzen Zeit fest in einander." (Wenn ich den Lokalanzeiger richtig verstanden habe, bis das Dackelpaar des Kaisers aus dem Salonwagen geklettert war.) Das Thor der Hofburg blieb dem Gast verschlossen. Frühstück in der Deutschen Botschaft. Weder Parade noch Tafelreden. Das war der Besuch, den unsere Offiziösen mit dem Jubelruf angekündet hatten: „Nach den unruhigen Tagen der Marokko-Konferenz soll ein neuer, weithin sichtbarer Beweis von dem unverrückbaren Bestande des deutsch-österreichischen Bündnisses gegeben werden."

Aus der Deutschen Botschaft schickten die beiden Kaiser an den König von Italien die folgende Depesche: Réunis à deux, nous envoyons à notre troisième et fidèle allié l'expression de notre amitié inaltérable. Auch wenn Franz Josephs Name nicht hinter dem des jüngeren Kaisers stünde, könnte Niemand bezweifeln, daß diese Depesche das Werk Wilhelms war. Der Stil (notre troisième allié: der Ausdruck wäre nur richtig gewählt, wenn die Kaiser außer Italien noch zwei andere Bundesgenossen hätten) zeigt, wie rasch der Gruß niedergeschrieben wurde. Die (an Franz Joseph, den zweiten Unterzeichner, adressirte) Antwort des Königs war steif und kühl. Je partage la satisfaction de Votre Majesté et celle de Sa Majesté l'Empereur Allemand sur Votre réunion et je prie les deux alliés d'accepter, avec mes remerciements pour leur aimable dépêche, l'assurance de ma fidèle et inaltérable amitié. Weniger war in den Schranken dynastischer Sitte nicht zu leisten. Der ohne Kurialien als treuer Bundesgenosse Angeredete wählt für die Erwiderung die ceremonienmeisterliche Form, tritt nicht als Dritter in den Bund, bezeugt nur, wie unter Monarchen noch am Tag vor der Kriegserklärung üblich ist, die unwandelbar treue Freundschaft. Wilhelm wollte sagen: „Wir Drei sind innig verbündet!" Victor Emanuel antwortet: „Ich danke Euren Majestäten für die liebenswürdige Depesche, freue mich Ihres Beisammenseins und versichere die beiden verbündeten Herrscher meiner unwandelbar treuen Freundschaft." Antwortet so auf ein Telegramm, dessen Wortlaut doch ein Bekenntniß zum Dreibund herausforderte. War dieses Telegramm nöthig? Hat Fürst Bülow, hat Herr von Tschirschky es vor der Absendung gekannt? Und sin-

den sie, daß es dem Ansehen des Reiches und des Kaisers genützt hat? . . Als Victor Emanuel sich sträubte, Wilhelm die Gelegenheit zur Aussprache mit Loubet zu schaffen: Verstimmung. Als Italien in Algesiras sein Interesse, nicht unseres wahrnahm: Enttäuschung, die sich heftig äußert. Nur wer auf der Mensur sekundirt hat, ist ein „treuer Bundesgenosse". Nun wird auch dem Italiener, den unsere offiziöse Presse inzwischen laut gescholten und leise bedroht hat (als Revanchedrohung ist sogar der letzte Satz der Mensurdepesche gedeutet worden), diese Ehrenqualität wieder zuerkannt. Der dankt aber höflich und zieht sich zurück. „Eine peinlichere, schlimmere und schiefere Stellung ist kaum zu denken als die eines Herrschers, der im politischen Leben einer konstitutionellen Monarchie thätig Partei ergriffe. Die Sicherheit und die Würde solches Monarchen fordert, daß er den in der Arena auszufechtenden Kämpfen fern bleibe". Diese Sätze Leckys hat der Staatssekretär gewiß schon in Schönbrunn citirt. Nein? Dann hats der in Norderney durch einen Besuch seines Kaisers geehrte Kanzler gethan. Und, mit der rückhaltlosen Offenheit, die ihn so gut kleidet, hinzugefügt, daß die Gefahr wachsen muß, wenn der von keiner Verantwortlichkeit belastete Herr das Gebiet internationaler Politik betritt. Je ne suis pas assez fin politique pour accorder ensemble un contraste de menaces et de soumissions. Je suis jeune; je suivrais peut être l'impétuosité de mon tempérament: toutefois je ne ferais pas les choses à demi. Fritz schriebs 1738 an Grumbkow. Ein gutes Programm; mit dem Schlesien erobert wurde. Uns bleibt Oesterreich-Ungarn; und der Weltfriede.

Oesterreich-Ungarn nicht als Sekundant. Die Magyaren haben sich beruhigt, seit der Deutsche Kaiser, den sie vorher gehöhnt und beschimpft hatten, im wiener Quartier ihres Ministerpräsidenten seine Visitenkarte abgegeben hat. Der so auffällig geehrte Dr. Wekerle hat im Ausschuß der Ungarischen Delegation dann aber gesagt: „In Algesiras hat unsere Diplomatie nicht im Interesse eines Staates, sondern in dem aller Staaten gehandelt. Das ist gerade in Frankreich dankbar von allen Seiten anerkannt worden." Und Graf Goluchowski: „Den Vorwurf, wir hätten uns in Algesiras von Deutschland ins Schlepptau nehmen lassen, muß ich entschieden zurückweisen. Wir sind ein an Marokkos Exporthandel stark mitinteressirter Faktor. Die Rücksicht auf unser Bundesverhältniß zum Deutschen Reich und auf unsere langjährigen freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich bestimmte uns, auf der Konferenz vermittelnd einzugreifen. Wir haben kein Interesse preisgegeben, jede Parteilichkeit vermieden, mit skrupulösester Objektivität die Verhandlungen geführt und bei Deutschland eben so wie bei Frankreich die Neigung zur Nachgiebigkeit gefunden. So hatte unser Bemühen denn Erfolg." Deutlicher kann ein

Höfling die Sekundantenrolle nicht ablehnen. Und was bleibt nun noch von der Mensurdepesche übrig, für die „der Herr Reichskanzler selbstverständlich gern die Verantwortung übernimmt"? Was von dem laut angekündeten und dann zu einer privaten Artigkeit herabgedrückten Besuch in Schönbrunn? Im Grazer Tagblatt, das der Deutschen Volkspartei und dem Eisenbahnminister Derschatta von Standhalt als Organ dient, las ich: „Die skeptischen Gefühle, mit denen die Deutschnationalen dem wiener Aufenthalt Kaiser Wilhelms entgegensahen, haben durch den Verlauf der Kaisertage keine Aenderung erfahren. Von Wien aus war man bemüht, dem Besuch den Charakter einer privaten Freundschaftbezeugung aufzuprägen; ein geradezu sinnwidriges Beginnen, das schon durch die Vorgeschichte der Kaiserreise Lügen gestraft wurde. Dazu das absichtliche Vermeiden jeder offiziellen Festlichkeit, die, wie man in Wien wohl befürchtete, dem temperamentvollen Deutschen Kaiser zu kräftigen Worten Gelegenheit gegeben hätte. Man empfindet es bei uns schon als eine unangenehme Pflicht, sich gerade jetzt zu politischer Intimität mit dem isolirten Deutschen Reich bekennen zu sollen. Wir können uns des bedauerlichen Gedankens nicht erwehren, daß auch der Zweibund (allerdings nicht durch deutsche Schuld) an innerer Festigkeit mehr und mehr verliert. Eine traurige Erkenntniß, über die kein amtlicher und kein höfischer Redeschwulst hinwegzutäuschen vermag."

So sieht der Abschluß aus. Um ihn zu erreichen, ist der amtliche Apparat zwei Monate lang zum Aeußersten angestrengt werden. Wir sind auf dem selben Fleck wie vor der Mensurdepesche; in bestem Fall wieder auf dem selben Fleck. Haben uns aus Rom ein Körbchen mit Spätrosen geholt und in hitzigem Uebereifer gezeigt, wie viel uns an Oesterreich-Ungarn liegt. Außerdem wieder eine entente cordiale geschaffen: zwischen Italien und Oesterreich. Denn Graf Goluchowski hat die römische Wuth über Deutschlands Scheltreden und Drohartikel schlau genützt und konnte in der Delegation der „loyalen Bundestreue" der Italiener ein Loblied singen. Wieder eine entente, die uns unangenehm sein muß; eine neue Masche in dem Netz, das uns an ausgreifender Bewegung hindern soll. Der Vorgang ist typisch: wenn selbstbereitete Schwierigkeit vom Leib Germaniens geschafft ist, wird ein Siegeshymnus angestimmt; Jahr vor Jahr. Quosque tandem? Wir haben den Dreibund, den selbst der Todfeind uns gönnt, und haben den Frieden mit einem System von Bündnissen, das den muthigsten Kanzler mit dem cauchemar des coalitions plagen könnte. Und diesen Frieden danken wir ... Fürst Bülow, sprach der Kaiser beim Regattafest, hat an diesem Friedenswerk die größte Arbeit geleistet und „im Lenken des Reiches gewirkt." Wilhelm verzichtet weise auf den Ruhm, seinen Landsleuten die Herrlichkeit beschert zu haben, die sie jetzt erleben.

Die jüdische Mystik.*)

Rabbi Nachman von Bratzlaw, der 1772 geboren wurde und 1810 starb, ist vielleicht der letzte jüdische Mystiker. Er steht am Ende einer ununterbrochenen Ueberlieferung, deren Anfang wir nicht kennen. Man hat diese Ueberlieferung lange Zeit zu leugnen gesucht; sie kann heute nicht mehr angezweifelt werden. Man hat nachgewiesen, daß sie von persischen, dann von spätgriechischen, dann von albigensischen Quellen gespeist wurde; sie hat die Kraft des eigenen Stromes behauptet, der allen Zufluß aufnehmen konnte, ohne von ihm bezwungen zu werden. Freilich werden wir sie nicht mehr so ansehen dürfen, wie ihre alten Meister und Jünger es thaten: als Kabbala, Das heißt: als Uebergabe der Lehre von Mund zu Ohr und wieder von Mund zu Ohr, in solcher Weise, daß jedes Geschlecht sie empfinge, aber jedes in einer weiteren und reicheren Offenbarung und Ausdeutung, bis am Ende der Zeiten die restlose Wahrheit verkündet würde; doch werden wir ihre Einheit, ihre Besonderheit und ihre starke Bedingtheit durch die Art und das Schicksal des Volkes, aus dem sie heraufwuchs, anerkennen müssen. Die jüdische Mystik mag recht ungleichmäßig erscheinen, oft trüb, manchmal kleinlich, wenn wir

*) In der Literarischen Anstalt von Rütten & Loening (Frankfurt a. M.) erscheint in diesen Tagen ein merkwürdiges Buch. Der junge Verfasser heißt Martin Buber, der Titel „Rabbi Nachman und die jüdische Mystik.“ Rabbi Nachman war auf seine besondere Weise ein Revolutionär. Einer, der nicht die dankbare Rolle des Thaumaturgen spielen, sondern der reine, selbstlose Mittler zwischen Gott und Mensch sein, nicht erziehen, sondern erlösen wollte. „Der Größte, Reinste, Tragischste unter Denen, die nicht das Bessere, sondern das Unbedingte forderten.“ Herr Dr. Buber hat die Geschichten des Rabbi nicht übersetzt, sondern ihm nacherzählt. „Die Geschichten sind uns in einer Schülerniederschrift erhalten, die die ursprüngliche Erzählung offenbar maßlos entstellt und verzerrt hat. Wie sie uns vorliegen, sind sie verworren, weitschweifig und von unedler Form. Ich war bemüht, alle Elemente der originalen Fabel, die sich mir durch ihre Kraft und Farbigkeit als solche erwiesen, unberührt zu erhalten und den Grundton einer jeden der so sehr verschiedenen Geschichten, den naiven und unmittelbar epischen der einen, den mystischen der anderen, den ethisch gedankenhaften einzelner, zu wahren.“ Der erste Abschnitt, der hier veröffentlicht wird, giebt die Atmosphäre des Werkes, die Einführung in diese Welt seltsam fremder Mystik. Was ich von dem Buch kenne, ist ganz ungewöhnlich schön, stark und anregend. Ein Mann von feinem Stilgefühl spricht. Ein hellsichtiger Psychologe blickt unter die Schwelle eines Rassenbewußtseins. Schon in der Zeit des Messianismus findet er als bezeichnendsten Zug im Wesen des Juden „das Wollen des Unmöglichen“. Ist damit nicht ungemein viel von Allem erklärt, was, positiv und negativ, Israel im Weltgeschehen bedeutet hat und noch heute bedeutet? Die jüdische Mystik, sagt Herr Dr. Buber, war die Blüthe der Exilseele; sie verdarb aber auch am Exil und wir wissen nicht, ob ihr eine Auferstehung gewährt ist. „Aber das innere Schicksal des Judenthumes scheint mir daran zu hängen, ob (in dieser Gestalt oder einer anderen) sein Pathos wieder zur That wird.“ Christen und Juden sollten das schöne Buch lesen; in stillen Feiertagsstunden.

Digitized by Google

sie an Eckhart, an Plotinos, an Lao-Tse messen; sie wird ihre Brüchigkeit nicht verbergen können, wenn man sie gar neben den Upanishads betrachten wollte. Sie bleibt die wunderbare Blüthe eines uralten Baumes, deren Farbe fast allzu grell, deren Duft fast allzu üppig wirkt und die doch eins der wenigen Gewächse innerer Seelenweisheit und gesammelter Ekstase ist.

Die mystische Anlage ist den Juden von Urzeiten her eigen und ihre Aeußerungen sind nicht, wie es gewöhnlich geschieht, als eine zeitweilig auftretende bewußte Reaktion gegen die Herrschaft der Verstandesordnung aufzufassen. Es ist eine bedeutsame Eigenthümlichkeit des Juden, die sich in den Jahrtausenden kaum gewandelt zu haben scheint, daß sich die Extreme bei ihm an einander entzünden, schneller und mächtiger als bei irgend einem anderen Menschen. So geschieht es, daß mitten in einem unsäglich begrenzten Dasein, ja, gerade aus seiner Begrenztheit heraus plötzlich mit einer Gewalt, die nichts zu bändigen versucht, das Schrankenlose hervorbricht und nun die widerstandlos hingegebene Seele regirt. Für diese Macht des Unbegreiflichen in enger Stille mag uns die Gottesvision Elijahus ein Sinnbild sein.

Ein Anderes, Wesentlicheres kam hinzu. Wenn jede Seele sich ihre natürliche Substanz aus den kräftigen, werthbetonten Bildern formt, die sie mit ihren Sinnen aufgenommen und mit ihrem Gefühl gefaßt hat, so muß der Seele des Juden von je her diese natürliche Substanz gefehlt haben. Unvergleichlich mehr motorisch als sensorisch veranlagt, reagirt er auch in seinem ganz innerlichen geistigen Leben sehr viel intensiver, als er empfängt. Er gestaltet das Empfangene mehr zu Wortgedanken, Begriffen, als zu Bildgedanken, Vorstellungen, aus. Den vom Subjekt unabhängigen Gegenständen unendlich fremd, nur für die den Funktionen des Subjektes unterworfenen Gegenstände verständnißvoll (sogar für Spinoza ist die Natur more geometrico darlegbar), existirt der Jude nicht in Substanz, sondern in Relation. Er hat den höchsten Sinn für die allgemeinen und offenbaren wie für die heimlichen und besonderen Beziehungen des Kosmos und der Psyche und weiß sie in mathematischen Formeln und in logischen Definitionen festzulegen oder in Rhythmen und Melodien auf das Meer der Ewigkeit auszuschicken. Aber er hat einen geringen Sinn für die ganze Wirklichkeit eines Baumes, eines Vogels, eines Menschen, der für sich ein absolutes, unerschöpflich reiches, so und so geartetes Dasein einschließt. Und sehr selten vermag er schaffend Dinge, Gegenstände, Gestalten sichtbar, greifbar, fühlbar hinzustellen. Und so verläuft auch sein Leben selbst nur in der Beziehung, nicht in dem Wesen: er opfert sich dem Nutzen hin, wenn er eine enge, er bringt sich einer Idee dar, wenn er eine weite Seele hat; niemals aber oder fast niemals lebt er mit den Dingen, sie geruhig pflegend und fördernd, liebreich zu der Welt und sicher in seinem Bestande. Es giebt jedoch ein Element, das all Dies in ge-

Digitized by Google

wisser Weise ersetzt, indem es der Seele des Juden einen Kern, eine Sicherheit, eine Substanz giebt, allerdings keine sensorische, objektive, sondern eine motorische, subjektive. Das ist das Pathos. Ich vermag es nicht zu analysiren noch auch in eine Definition zu fassen. Es ist ein eingeborenes Eigenthum, das sich einst mit allen anderen Qualitäten des Stammes aus dessen Orte und dessen Geschicken heraus gebildet hat. Will man es immerhin umschreiben, so darf man es vielleicht als das Wollen des Unmöglichen bezeichnen. Es streckt die Arme aus, das Schrankenlose zu umfangen. Es trägt eine schlechthin unerfüllbare Forderung, wie das Pathos Mose und der Propheten die Forderung der absoluten Gerechtigkeit, wie das Pathos Jesu und Pauli die Forderung der absoluten Liebe; oder eine schlechthin unerfüllbare Absicht, wie das Pathos Spinozas die Absicht, das Sein zu formuliren; oder ein schlechthin unerfüllbares Verlangen, wie das Pathos Philons und der Kabbala das Verlangen nach der Vermählung mit Gott, die im Sohar „Siwwug" genannt wird. So wird die Seele, die in den wirklichen Dingen keinen Boden finden kann, von ihrer Leere und Unfruchtbarkeit erlöst, indem sie in dem Unmöglichen Wurzel schlägt.

Kommt demnach die Kraft der jüdischen Mystik aus einer ursprünglichen Eigenschaft des Volkes, das sie erzeugt hat, so hat sich ihr weiter auch das Schicksal dieses Volkes eingeprägt. Das Wandern und das Martyrium der Juden haben ihre Seelen immer wieder in die Schwingungen der letzten Verzweiflung versetzt, aus denen so leicht der Blitz der Ekstase erwacht. Zugleich aber haben sie sie gehindert, den reinen Ausdruck der Ekstase auszubauen, und sie verleitet, Nothwendiges, Erlebtes mit Ueberflüssigem, Aufgeklaubtem durcheinanderzuwerfen und in dem Gefühl, das Eigene vor Pein nicht sagen zu können, am Fremden geschwätzig zu werden. So sind Schriften wie der „Sohar", das Buch des Glanzes, entstanden, die ein Entzücken und ein Abscheu sind. Mitten unter rohen Anthropomorphismen, die durch die allegorische Ausdeutung nicht erträglicher werden, mitten unter öden und farblosen Spekulationen, die in einer verdunkelten, gespreizten Sprache einherstelzen, leuchten wieder und wieder Blicke der verschwiegenen Seelentiefen und Offenbarungen der letzten Geheimnisse auf. Das Pathos erniedrigt sich oft genug zur Rhetorik; diesem Sündenfall waren die Juden von je her ausgesetzt; und nicht immer nur die mittelmäßigen. Doch immer wieder macht sich das Pathos frei und ist reiner und größer als zuvor. Am Größten, wenn es die Gefahr erkennt, die ihm vom Worte droht. Sich mittheilend, weil es nicht anders kann, fühlt es doch die Unzulänglichkeit aller Mittheilung, fühlt die Unaussprechlichkeit des Erlebnisses und glüht auf in Angst, von der eigenen Rede geschändet zu werden. „Komm und schau!" heißt es im „Sohar"; „Denken ist der Anfang von Allem, was ist; aber also seiend ist es in sich beschlossen

Digitized by Google

und unbekannt . . . Das wirkliche Denken ist mit dem Nichts verbunden und löst sich nicht von ihm." Und als ein fremder Greis den Jüngern Simeon ben Jochais, des legendären Urmeisters der Kabbala, die Unvergänglichkeit der Energie verkündet („Nichts fällt ins Leere, auch nicht die Worte und die Stimme des Menschen; Alles hat seinen Ort und seine Bestimmung"), da fahren sie vor ihm zurück, aber sie fürchten nicht für sich, sondern für ihn, der gesprochen hat; sie reden zu ihm: „O Greis, was hast Du gethan? Hätte es nicht besser getaugt, das Schweigen zu bewahren? Denn nun bist Du davongetragen, ohne Segel und Mast, auf einem ungeheuren Meer. Wenn Du aufsteigen wolltest, könntest Du es nicht mehr; und im Niedersinken findest Du den Abgrund ohne Boden."

In der Zeit des Talmuds war die mystische Lehre noch ein Geheimniß, das man nur einem „Meister in Künsten und kundig des Flüsterns" anvertrauen durfte, und von den Essäern wissen wir aus Josephus, wie sorgsam sie das Mysterium behüteten und die geheimen Schriften, die ihnen als uralt galten. Erst später greift die Lehre über das Gebiet der Sekte und der persönlichen Uebergabe hinaus. Die erste uns erhaltene Schrift, das pythagoreisirende „Buch der Schöpfung", ist wahrscheinlich zwischen dem siebenten und dem neunten Jahrhundert entstanden; und der „Sohar" stammt, jedenfalls in seiner jetzigen Redaktion, aus dem Ende des dreizehnten; zwischen Beiden liegt die Zeit der eigentlichen Entwickelung der Kabbala. Aber noch lange bleibt die Beschäftigung mit ihr auf enge Kreise beschränkt, mochte sie sich auch über Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland bis nach Egypten und Palästina erstrecken. All die Zeit bleibt auch die Lehre selbst dem Leben fremd: sie ist Theorie im neoplatonischen Sinne, Gottschauen, und verlangt nichts von der Wirklichkeit menschlichen Daseins; sie fordert nicht, daß man ihr nachlebe, sie hat keine Fühlung mit dem Handeln, das Reich der Wahl, das der späteren jüdischen Mystik, dem Chassidismus, Alles bedeutete, ist ihr nahezu gleichgiltig; sie ist außermenschlich und berührt sich nur in der Betrachtung der Ekstase mit der seelischen Realität. Sie steht zwei anderen Mächten im Judenthum gegenüber, der harten, allem persönlichen Leben feindlichen, um das „Gesetz" besorgten Strenggläubigkeit und dem von Aristoteles bestimmten, naturfernen Rationalismus, aber sie setzt dem Ethos der einen und dem des anderen kein eigenes entgegen; und so dringt ihr Sinn nicht ins Volk.

Erst in den letzten Zeiten dieser Epoche werden neue Kräfte offenbar. Die Vertreibung der Juden aus Spanien gab der Kabbala den großen messianischen Zug. Der einzige energische Versuch der Diaspora, im Exil eine Kultur schaffende Gemeinschaft und eine Heimath im Geist zu begründen, hatte in Trümmern und Verzweiflung geendet. Der alte Abgrund that sich wieder auf und aus ihm stieg wieder, wie immer, der alte Erlösungtraum empor, ragend und ge-

Digitized by Google

bieterisch wie nie zuvor seit den Tagen der Römer. Die Sehnsucht brennt: das Absolute muß Wirklichkeit werden. Auch der Messianismus der Juden war von je her ein Wollen des Unmöglichen. Die Kabbala konnte sich ihm nicht verschließen. Sie nannte das Reich Gottes auf Erden „die Welt der Vollendung". Sie nahm die Inbrunst des Volkes in sich auf. Und als sie es that, zog sie ins Volk ein, wie der Messias selbst in seine Stadt.

Die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts beginnende neue Aera der jüdischen Mystik, die den ethisch-ekstatischen Akt des Einzelnen als Mitschaffen an der Erlösung verkündet, wird durch Isaak Lurja eröffnet. Er, der hundert Jahre vor Locke lehrte, alles Seiende bestehe aus Substanz und Erscheinung und es sei keine objektive Erkenntniß gegeben, war in seinen Gedanken über die Emanation der Welt aus Gott und die demiurgischen Zwischenpotenzen fast durchaus von der älteren Kabbala abhängig; aber in seiner Darstellung der unmittelbaren Wirkung der Menschenseele, die sich läutert und vollendet, auf Gott und Welterlösung giebt er den alten Weisheiten eine neue Gestalt und eine neue Folge.

Schon im Talmud heißt es, der Messias werde kommen, wenn alle Seelen in das leibliche Leben eingetreten sein würden. Die Kabbalisten des Mittelalters glaubten, zu erkennen, ob die Seele eines Menschen, der vor ihnen stand, aus der Welt des Ungeborenen in ihn niedergestiegen oder mitten in ihrer Wanderung bei ihm eingekehrt sei. Der Sohar und die spätere Kabbala bauten die Lehre aus, die wir bei Lurja endgiltig gefaßt finden. Es giebt danach zwei Formen der Metempsychose: den Kreisgang oder die Wanderung, Gilgul, und den Ueberschwang oder die Schwängerung, Ibbur. Gilgul ist das Eintreten von Seelen, die auf der Fahrt sind, in einen Menschen im Augenblick seiner Zeugung oder Geburt. Aber auch ein bereits mit einer Seele begabter Mensch kann in irgend einem Moment seines Lebens eine oder mehrere Seelen empfangen, die sich mit seiner vereinigen, wenn sie mit ihr verwandt, Das heißt: aus der selben Ausstrahlung des Urmenschen entstanden sind. Die Seele eines Toten verbindet sich der eines Lebenden, um ein unvollendetes Werk, das sie im Sterben lassen mußte, vollbringen zu können. Ein hoher abgeschiedener Geist steigt in ganzer Lichtfülle oder in einzelnen Strahlen zu einem unfertigen hinab, um bei ihm zu wohnen und ihm zur Vollendung beizustehen. So wird Prophetie geboren. Oder zwei unvollkommene Seelen vereinigen sich, um einander zu ergänzen und zu läutern. Kommt über eine dieser Seelen Schwäche und Hilflosigkeit, dann wird die andere ihre Mutter, trägt sie in ihrem Schoß und nährt sie mit dem eigenen Wesen. Auf allen diesen Wegen vollzieht sich die Reinigung der Seelen von der Urtrübung und die Erlösung der Welt aus der ersten Verwirrung. Ist Dieses gethan, haben Alle die Wegreise vollzogen, dann erst zerbricht die Zeit und das Gottesreich

Digitized by Google

hebt an. Als letzte steigt die Seele des Messias ins Leben herab. Durch ihn geschieht die Vergöttlichung der Welt.

Lurjas eigenthümliche That ist, daß er diesen Weltprozeß auf die Haltung einiger Menschen stellen wollte. Er verkündete, eine unbedingte Lebensführung Derer, die sich der Erlösung weihen, in Tauchbädern und Nachtwachen, in ekstatischer Betrachtung und absoluter Liebe gegen Alles und Alle, würde die Seelen gleichsam in einem Sturm läutern und das messianische Reich herbeirufen.

Das Grundgefühl, dessen ideelle Aeußerung diese Lehre war, fand nahezu hundert Jahre später seinen elementaren Ausdruck in der großen messianischen Bewegung, die den Namen Sabbatai Zewis trägt. Sie war eine Entladung der unbekannten Volkskräfte und eine Offenbarung der verborgenen Wirklichkeit der Volksseele. Die scheinbar unmittelbaren Werthe, das heile Leben und der Besitz, waren plötzlich schal und nichtswürdig geworden und die Menge vermochte es, diesen zu verlassen wie ein überflüssiges Geräth und jenes nur noch mit leichter Hand zu halten wie ein Gewand, das dem Laufenden entgleitet und das er, wenn es ihn allzu sehr hemmt, die Finger öffnend fahren läßt, um nackt und frei das Ziel zu ereilen. Der vermeintlich von der Vernunft regirte Stamm entbrannte im Eifer um die Botschaft.

Auch diese Erhebung brach zusammen, jämmerlicher und entsetzlicher zugleich als irgend eine der früheren. Und nun verinnerlicht sich der Messianismus wieder. Das eigentliche Zeitalter der Mortifikation beginnt. Der Glaube, durch mystische Uebung die oberen Welten zwingen zu können, dringt immer tiefer ins Volk ein. Um das Jahr 1700 vollzieht sich der asketische Zug der Fünfzehnhundert in das Heilige Land, der in Tod und Elend aufgeht. Aber auch Einzelne bereiten sich in rücksichtloser Entäußerung. In Polen namentlich reift in Vielen der Wille, sich und die Welt zu entsühnen. Manche von ihnen ziehen, da keine einzelne Kasteiung ihnen genugthun kann, auf die Wanderung, „in die Verbannung", wie sie es nennen, nehmen nirgends Speise und Trank an und wandern so, von ihrem Willen getragen, bis mit ihrer Kraft auch ihr Leben erlischt und sie auf fremdem Ort unter Fremden tot hinfallen.

Diese Märtyrer des Willens sind die Vorläufer der letzten und höchsten Entwickelung der jüdischen Mystik, des um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstandenen Chassidismus, der sie zugleich fortsetzte und widerlegte. Der Chassidismus ist die Ethos gewordene Kabbala. Aber das Leben, das er lehrt, ist nicht Askese, sondern Freude in Gott. Chassid bedeutet: der Fromme; aber der Chassidismus ist kein Pietismus. Er entbehrt aller Sentimentalität und Gefühlsostentation. Er nimmt das Jenseits ins Diesseits herüber und läßt es in ihm walten und formen, wie die Seele den Körper formt. Sein Kern ist eine höchst gotterfüllte und höchst realistische Anleitung zur Ekstase, als zu dem Sinn und dem Gipfel des Daseins. Aber die Ekstase

Digitized by Google

ist hier nicht, wie etwa bei der deutschen Mystik, ein „Entwerden" der Seele, sondern deren Entfaltung; nicht die sich beschränkende und entäußernde, sondern die sich vollendende Seele mündet in das Absolute. In der Askese schrumpft das geistige Wesen, die Neschama, zusammen, sie erschlafft, wird leer und trüb; nur in der Freude kann sie wachsen und sich erfüllen, bis sie, alles Mangels ledig, zum Göttlichen heranreift. Niemals hat eine Lehre das Gottfinden mit solcher Kraft und in solcher Reinheit auf das Selbstsein gestellt.

Wieder war es Polen, das sich schöpferisch erwies, und vor Allem die steppenreiche Ebene der Ukraine. Polen hatte eine feste, durch die fremde, verachtende Umwelt in sich gestärkte jüdische Gemeinschaft und zum ersten Mal seit der spanischen Blüthe entwickelte sich hier ein eigenes Leben in Werken und Werthen, eine dürftige und gebrechliche, aber selbständige Kultur. Waren so die Voraussetzungen für geistiges Wirken überhaupt gegeben, so konnte eine mystische Lehre doch nur auf dem Boden der Ukraine emporwachsen. Hier herrschte seit den kasakischen Judenmetzeleien unter Chmielnicki ein ähnlicher Zustand der tiefsten Unsicherheit und Verzweiflung wie jener, der einst nach der Vertreibung aus Spanien die Kabbala verjüngte. Und dann war der Jude hier nicht, wie in den übrigen polnischen Ländern, ein Städter, der in dem engen rabbinischen Studium vertrocknete oder in der Atmosphäre der geschäftigen Masse verflachte, sondern meist ein Dörfler, einsamer und sich selbst näher, begrenzt im Wissen, aber ursprünglich im Glauben und stark in seinem Traum von Gott. Der Begründer des Chassidismus war Israel aus Miedzyborz, der „Baalschem" (Meister des wundersamen Gottesnamens) genannt wurde. Um ihn und seine Jünger spann sich eine farbenreiche und innige Legende. Er war ein schlichter, wahrhaftiger Mann, unerschöpflich an Inbrunst und lenkender Gewalt. Die Lehre des Baalschem ist uns sehr unvollkommen erhalten. Er selbst schrieb sie nicht nieder; und auch mündlich theilte er, wie er einmal sagte, nur Das mit, was ihn wie ein allzu volles Gefäß überquellen machte. Unter einen Schülern scheint er keinen als würdig erfunden zu haben, seinen Gedanken restlos aufzunehmen; ein Gebet von ihm wird überliefert: „Herr, Dir ist bewußt und offenbar, wie Vieles in mir an Erkennen und Vermögen ruht, und da ist kein Mensch, dem ich es kundthun könnte." Von Dem aber, was er lehrte, scheint das Meiste ganz unzulänglich niedergeschrieben worden zu sein, oft gänzlich entstellt. Beim Durchblicken einer solchen Niederschrift soll er einmal ausgerufen haben: „Hier ist nicht ein Wort, das ich gesagt hätte." Dennoch ist der wirkliche Sinn seiner Grundlehren unverkennbar.

Gott, so lehrt der Baalschem, ist das Wesen jedes Dinges. Wer, ungeblendet vom Schein, in das Wesen der Dinge schaut, Der schaut Gott. Gott spricht nicht aus den Dingen, sondern er denkt in den Dingen; und so kann er nur mit der innersten Kraft der Seele empfangen werden. Ist diese Kraft

Digitized by Google

freigemacht, dann ist es dem Menschen an jedem Ort und zu jeder Zeit gegegeben, sich mit Gott zu vereinigen. Jede Handlung, die in sich geweiht ist, mag sie noch so niedrig und sinnlos erscheinen dem von außen Herankommenden, ist der Weg zum Herzen der Welt. In allen Dingen, auch in den scheinbar völlig toten, wohnen Funken des Lebens, die in die bereite Seele fallen. Was wir das Böse nennen, ist kein Wesen, sondern ein Mangel; es ist „Gottes Exil", die unterste Stufe des Guten, der Thron des Guten; es ist, in der Sprache der alten Kabbala, die „Schale", die das Wesen der Dinge umgiebt und verhüllt.

Es giebt kein Ding, das böse und der Liebe unwürdig wäre. Auch die Triebe des Menschen sind nicht böse; „je größer ein Mensch, desto größer ist sein Trieb"; aber der Reine und Geheiligte macht aus seinem Trieb „einen Wagen für Gott", er löst ihn von aller Schale ab und läßt seine Seele sich daran vollenden. Der Mensch soll seine Triebe in ihren Tiefen fühlen und sie besitzen. „Er soll den Stolz lernen und nicht stolz sein, den Zorn kennen und nicht zürnen. Der Mensch vermag sich mit allen Wonnen zu kasteien. Er vermag zu blicken, nach welchem Ort er will, und sich nicht über seine vier Ellen hinaus zu verlieren; Worten des Scherzes zu lauschen und sich zu betrüben. Und so geschieht es, daß er hier sitzt und sein Herz ist oben, er ißt und vergnügt sich in dieser Welt und genießt aus der Welt der geistigen Seligkeit." Das Schicksal des Menschen ist nur der Ausdruck seiner Seele: Der, dessen Gedanken an unreinen Dingen umherstreifen, erlebt Unreines; wer sich ins Heilige versenkt, erfährt das Heil. Des Menschen Denken ist sein Sein: wer an die obere Welt denkt, ist in ihr. Alles äußere Gesetz ist nur ein Aufstieg zum inneren; der letzte Zweck des Einzelnen ist, selbst ein Gesetz zu werden. In Wahrheit ist die obere Welt kein Außen, sondern ein Innen; es ist die „Welt des Gedankens".

Ist demnach das Leben des Menschen in jedem Punkt und in jeder Thätigkeit dem Absoluten geöffnet, so soll er es auch in Weihe leben. Jeder Morgen ist eine neue Berufung. „Er erhebe sich eilend und in Eifer von seinem Schlaf, denn er ist geheiligt und ein anderer Mensch worden und ist würdig, zu erzeugen, und ist wie Gott, der die Welten erzeugt." Auf allen Wegen findet der Mensch Gott und alle Wege sind voll der Einung. Aber der reinste und vollkommene ist der Weg des Gebetes. Wer in seinem Feuer betet, in Dessen Kehle redet Gott selbst das innere Wort. Dieses ist das Erlebniß; das äußere Wort ist nur sein Gewand. „Wie von brennenden Hölzern der Rauch emporsteigt, aber die schweren Theile am Boden haften und zu Asche werden, so steigt vom Gebet nur der Wille und die Inbrunst empor, aber die äußeren Worte zerfallen zu Asche." Je höher die Inbrunst, je gewaltiger die Intentionkraft, Kawwana, desto unbe-

Digitized by Google

dingter ist die Vereinigung. „Es ist eine große Gnade von Gott, daß der Mensch nach dem Gebet am Leben bleibt; denn nach der Natur müßte er sterben, weil er seine Kraft begraben und in sein Gebet eingethan hat wegen der Kawwana, die er hegt. Er denke vor dem Gebet, daß er bereit ist, zu sterben um der Kawwana willen." Aber das Gebet soll nicht in Pein und Buße, sondern in großer Freude geschehen. Freude allein ist wahrhafter Gottesdienst.

War die Ekstase der Kabbala nur ein Mittel, wandernde Seelen zu lösen, dem Messias zu rufen, der oberen Welt zu befehlen, so ist sie hier im Grunde sich selbst Sinn und Ziel geworden.

Die Lehre des Baalschem fand bald Eingang ins Volk, das ihrer Idee nicht gewachsen war, aber ihr Gottesgefühl mitschwingend empfing. Die Frömmigkeit dieses Volkes hatte von je her einen Hang zum mystisch Unmittelbaren; sie nahm die neue Botschaft auf wie einen erhobenen Ausdruck ihrer selbst. Die Verkündung der Freude in Gott wirkte nach einem Jahrtausend freudenbarer, freudenfeindlicher Gesetzesherrschaft wie eine Befreiung. Dazu kam, daß das Volk sich bisher einer durchaus unfruchtbaren, der Wirklichkeit fremden, thatenlosen, aber nie angezweifelten „geistigen Aristokratie" von Talmudgelehrten gegenüber gesehen hatte. Nun wurde es mit einem Schlage von diesem Gegensatz erlöst und auf den eigenen Werth gestellt. Nun wurde ihm gesagt, nicht das Wissen entscheide über den Rang eines Menschen, sondern die Reinheit und Weihe seiner Seele; Das ist: seine Gottnähe. Die neue Lehre kam wie eine Offenbarung Dessen, was man bisher nicht zu ahnen wagte. Sie wurde wie eine Offenbarung aufgenommen.

Natürlich sagte die Orthodoxie der neuen Ketzerei, der Chassidut, den Krieg an und führte ihn mit allen Mitteln, Bannspruch, Synagogenschließung und Bücherverbrennung, Gefangennahme und öffentlicher Mißhandlung der Führer, schrak auch vor Denunziationen an die Regirung nicht zurück. Dennoch konnte hier der Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft sein: die religiöse Starrheit konnte der religiösen Erneuerung nicht Stand halten. Ein gefährlicherer Gegner erstand dieser später in der Haskala, der jüdischen Aufklärungbewegung, die im Namen des Wissens, der Civilisation und Europas gegen den „Aberglauben" auftrat. Aber auch sie, die die Gottessehnsucht des Volkes widerlegen wollte, hätte der Bewegung, die diese Sehnsucht stillte, nicht eine Fußbreite Bodens abzuringen vermocht, wenn nicht im Chassidismus selbst eine Zersetzung begonnen hätte, die ihn zu der maßlosen Entartung brachte, in die er heute versenkt ist. Ihre erste Ursache bestand darin, daß der Chassidismus auch nach außen hin eine Forderung des Unmöglichen war: daß er vom Volk eine seelische Intensität und Sammlung verlangte, die es nicht besaß. Er gab ihm die Erlösung, aber um einen Preis, den es nicht zahlen konnte. Als die Brücke zu Gott wies er eine Reinheit und Geklärtheit des

Digitized by Google

Blickes, eine Spannung und Konzentration des geistigen Lebens, deren immer nur Wenige fähig sind; er aber sprach zu Vielen. Und so entstand aus der Seelennoth des Volkes eine Institution von Mittlern, die Zaddikim (Gerechte) genannt wurden. Die Theorie des Mittlers, der in beiden Welten lebt und das Bindeglied zwischen ihnen ist, durch den das Gebet emporgetragen und der Segen herabgebracht wird, entwickelte sich immer üppiger und überwucherte zuletzt alle andere Lehre. Der Zaddik machte die chassidische Gemeinde reicher an Gottessicherheit, aber unendlich ärmer an dem einzig Werthvollen: dem eigenen Suchen und Eifern. Dazu kam der widerlichste äußere Mißbrauch. Zuerst wurden nur wirklich Würdige, meist Schüler und Schülersschüler des Baalschem, zu Zaddikim erhoben. Aber weil der Zaddik von seiner Gemeinde reichlich Lebensunterhalt bekam, um sich ganz seinem Dienst ergeben zu können, drängten sich bald niedrige Menschen zur Pfründe; und weil sie nichts anderes bieten konnten, verschafften sie sich durch allerlei erbärmliche Wunderthuerei ein Anrecht. Allmählich entstanden richtige Dynastien von Zaddikim. Mochte Deren Prachtliebe auch zuweilen der Größe nicht ermangeln, so riß doch zugleich eine unsägliche Gaukelei und Heuchelei ein, die die Reineren abstieß, die Bestimmbaren erniedrigte und die dunkelste Menge herbeizog. So artete der Chassidismus zuletzt in wüstes, lichtloses Sektenwesen aus.

Florenz. Dr. Martin Buber.

Du und ich.

Nun schlag ich alles Grübeln und Denken
mir aus dem kranken und müden Sinn;
ich will mich ganz in Dich versenken,
bis daß ich nichts als Du nur bin.

Du warst im Anbeginn der Zeiten
die Seele, die ich selber war,
bis dunkle Mächte uns entzweiten
zu einem weit getrennten Paar.

Nach tausendjährigem Suchen und Quälen
knüpft neu sich das zerrissne Band:
es haben zitternd unsere Seelen
im ersten Blicke sich erkannt.

Nun laß ich gütige Hände lenken
mein Schicksal nach der Zukunft hin
und will mich ganz in Dich versenken,
bis daß ich wieder Du nur bin.

Helsingfors. Johannes Oehquist.

Digitized by Google

Deutsch-österreichischer Wirthschaftbund.

Neulich wies Harden auf die Möglichkeit einer deutsch-österreichischen Wirthschaftunion hin, der die Staatsmänner ihre Aufmerksamkeit zuwenden sollten, um an die Stelle des zum Phantasma gewordenen politischen Bündnisses ein beiden Theilen nützliches Surrogat zu setzen. Die Anregung kommt zur rechten Zeit; die beiden Reiche, die eben erst einen Handelsvertrag geschlossen haben, scheinen, ein Novum in der Geschichte handelspolitischer Bündnisse, bereit, trotz dem Vertrag (oder wegen des Vertrages?) einen Zollkrieg zu beginnen. Der neue deutsche Zolltarif und die Sätze des deutsch-österreichischen Handelsvertrages haben die Aussichten der Gerste- und Malzausfuhr nach Deutschland für die österreichischen Exporteure sehr verschlechtert. An die Stelle der früheren Einfuhrzölle von 2 und 3,60 Mark für Gerste und Malz ist die berühmte Unterscheidung von Futter- und Malzgerste mit den neuen Zollsätzen von 1,30 und 4 Mark getreten und der Malzzoll wurde auf 5,57 Mark erhöht. Daß die österreichische Landwirthschaft die Erschwerung ihrer wichtigsten und lukrativsten Ausfuhr nicht mit freudigen Gefühlen begrüßt hat, ist um so erklärlicher, als Deutschland das wichtigste Absatzgebiet für österreichische Gerste ist. Die Erhöhung der Gerstenpreise wird natürlich die deutschen Brauer veranlassen, sich nach anderen Bezugsquellen umzusehen; und die deutschen Landwirthe, die bisher mehr Futter- als Braugerste bauten, werden sich unter den veränderten Zollverhältnissen wohl mehr dem Malzgerstenbau zuwenden. Die gefährdeten Interessenten aus Oesterreichs Landwirthschaft, Handel und Malzindustrie haben sich nun vereint, um Abwehrmaßregeln zu ersinnen, und sind dabei auf das Gebiet der Einfuhrscheine gerathen, von deren Wesen ich hier schon einmal sprach. Es sind Exportbonifikationen in der Form von Zollerlassen oder Zollrückvergütungen; der Exporteur erhält über den ganzen Zollbetrag oder über einen Theil davon einen Schein, der ihn berechtigt, andere Waaren, bis zu dem vergüteten Zollbetrag, frei einzuführen. Der Einfuhrschein ersetzt also die Bezahlung des Zolls und der Staat verliert an der Zolleinnahme die Summen, für die er Einfuhrscheine ausgestellt hat. Das Deutsche Reich hat dieses Opfer kaum empfunden, weil im Getreidehandel, der für die Gewährung der Einfuhrscheine in Betracht kommt, der Import ohnehin überwiegt, der Fiskus also nur die Zolleinnahmen verliert, die eine über das normale Maß hinausgehende Einfuhr gebracht hätte. Der reguläre Zollertrag wird dadurch nicht berührt. In Oesterreich aber würden die für den Gerstenexport gewährten Einfuhrscheine einen sehr erheblichen Ausfall an Zöllen für die zu entsprechend niedrigeren Tarifsätzen eingeführten Waaren bedingen; noch glaubt man deshalb auch nicht, daß der Fiskus solches Opfer bringen wird. Doch: „es rast der See". Hüben wie drüben. Wir haben uns die Hände gebunden. Die Oesterreicher verlangten Kautelen, damit ihnen unser Einfuhrscheinsystem, in Verbindung mit der famosen Differenzirung von Brau- und Futtergerste, nicht mehr deutsche Malzgerste ins Land bringen könne, als unter allen Umständen nöthig sei. Unsere Vertreter gaben vor dem Vertragsabschluß alle gewünschten Erklärungen, vergaßen aber, sich auch gegen die österreichischen Einfuhrscheine Garantien geben zu lassen. Und nun zetert Alles über den Vertrauensbruch.

Den deutschen Brauern könnte es ja nur angenehm sein, wenn der deutsche Zollaufschlag durch die österreichischen Einfuhrscheine erheblich vermindert würde und sie ihr Malz billiger bekämen. Sie haben den österreichischen Verführern aber

schlankweg erklärt, daß sie das Spiel nicht mitmachen; dafür muß Freund Fiskus ihnen dankbar sein. Die Gewährung von Einfuhrscheinen wäre kein Rechtsbruch, denn der Handelsvertrag enthält keine Bestimmung, die Oesterreich damit übertreten würde. Die schlaue Benutzung einer Lücke wäre nicht gerade freundlich oder vornehm, aber nicht rechtswidrig. Die Agrarier fordern nun, Deutschland solle den Gerstenzoll und die Ausfuhrvergütung um den selben Betrag erhöhen, den Oesterreich als Exportprämie gewähren würde. Auf ein unschönes Manöver sollen wir mit einem Rechtsbruch antworten. Da die österreichischen Ministerien jetzt rascher wechseln als der Mond, kann man nicht einmal sagen, wie sich die Regirung zu dem Streit stellt. Das Ministerium Gautsch hat einer deutschen Malzfabrik noch erlaubt, in Pilsen eine Zweigniederlassung zur Herstellung von „Pilsener Malz" zu errichten. Aber was Gautsch für gut hielt, braucht Beck nicht zu billigen. Die österreichische Presse hat fast ausnahmelos gegen das Eindringen der Deutschen (es handelt sich um die Münchener Exportmalzfabrik) protestirt und verlangt, man solle den Münchenern verbieten, das in Pilsen fabrizirte Malz „Pilsener Malz" zu nennen. Zur Rechtfertigung solchen Vorgehens wurde an den bekannten Prozeß wegen der Schutzmarke „Salvator-Malz" erinnert. Die Sache ist ohne wesentliche Bedeutung und das österreichische Ministerium hätte die Erlaubniß gewiß verweigert, wenn es gewußt hätte, daß die Malzfrage Anlaß zu solchem Zwist geben würde.

Ist trotzdem oder gerade deshalb ein deutsch-österreichisches Wirthschaftbündniß jetzt möglich? Ungarn, das mit Oesterreich politisch nur die Person des Monarchen gemeinsam haben will, möchte die durch den Ausgleich von 1867 geschaffene Zolleinheit bis zum Jahr 1917 verlängert sehen, stößt dabei aber auf den Widerstand Cisleithaniens. Die Oesterreicher sagen: Wollt Ihr Ungarn keine staatsrechtliche Gemeinschaft mehr mit uns, so braucht Ihr auch keine wirthschaftliche und könnt ehen, wem Ihr künftig Euer Getreide und Euer Vieh verkauft. Schon die Thatsache, daß Ungarn den gemeinschaftlichen neuen Zolltarif als autonomen Tarif behandelt und publizirt hat, erregte in Oesterreich Entrüstung; unter diesen Umständen, hieß es, können wir das Reziprozitätverhältniß nicht bis 1917 erneuen. Den braven Magyaren darf nicht erlaubt werden, fortan nach Belieben Handelsverträge abzuschließen. Wie weit die Wirrniß gediehen ist, ergiebt sich daraus, daß die kaiserliche Verordnung vom Dezember 1899 und das zur selben Zeit erlassene ungarische Gesetz die Zollgemeinschaft nur bis Ende 1907 befristet hat, die Handelsverträge aber im Namen beider Reiche bis 1917 abgeschlossen wurden. Ungarn braucht also die Zollgemeinschaft nur bis 1907 gelten zu lassen. Bleibt es nach der politischen Trennung wirthschaftlich bei dem status quo, dann haben alle Länder, zu denen Oesterreich und Ungarn im Verhältniß der Meistbegünstigung stehen, Anspruch auf alle Vortheile, die der eine Habsburgerstaat dem anderen gewährt. Der status quo ist aber Zollfreiheit: und völlig freie Einfuhr könnte natürlich weder Oesterreich noch Ungarn den meistbegünstigten Nationen zuerkennen. Ganz einfach wären die Verhältnisse also nicht, wenn die wirthschaftliche die politische Gemeinschaft überdauerte. Auch die Oesterreichisch-Ungarische Bank, das Centralnoteninstitut der Monarchie, wäre in ihrem Bestand gefährdet. Das Privilegium der Bank beruht (echt österreichisch) auf einer Nothverordnung; am letzten Dezembertag des Jahres 1907 hört es zu gelten auf, wenn bis dahin nicht die Zollgemeinschaft durch Gesetz verlängert ist. Für diesen Fall ist vorgesehen: Liquidation, Umwandlung in eine Privatbank oder

Digitized by Google

Ablösung des Bankgeschäftes durch die Staaten. Nun sagt Wekerle freilich, bis 1917 solle Alles beim Alten bleiben. Wer aber bürgt den Oesterreichern für diesen Bürgen?

Bis jetzt haben die „ritterlichen Söhne Arpads" den Rahm von der Milch geschöpft. Oesterreich ist ihr bester Kunde; ungefähr 75 Prozent der gesammten Ausfuhr nimmt es ihnen ab. Das zweitbeste Absatzgebiet Ungarns ist Deutschland. Mit Ungarns Monopol wäre es nach der Zolltrennung auf den österreichischen Märkten aus. Und Deutschland muß, schon aus politischen Gründen, mehr Werth auf gute Beziehungen zu Oesterreich als auf solche zu Ungarn legen. Die Agrarprodukte, die wir aus Ungarn beziehen, kann uns auch Oesterreich liefern, das, wenn wir seiner Landwirthschaft mehr abkaufen, auch unserer Industrie seinen Markt weiter als bisher öffnen wird. Die von den Agrariern beider Reiche diktirten Zollsätze des neuen Vertrages haben alle Annäherungversuche einstweilen vereitelt; und so ist es bei privaten Beziehungen (Berliner Handelsgesellschaft-Wittgensteingruppe, Harpener Bergbau-Niederösterreichische Escomptegesellschaft) geblieben. Ein Wirthschaftbündniß mit Oesterreich böte unserer Industrie gute Aussichten. Unsere Regirung sollte keinen Zweifel darüber lassen, daß sie den Handelsvertrag in dem Augenblick als gelöst betrachten werde, wo drüben die Zollgemeinschaft aufhört und an die Stelle des einen Kontrahenten, der Doppelmonarchie, zwei treten: Oesterreich und Ungarn.. Durch solche Offenheit würden uns all die Scherereien erspart, die von der großen Umwandlung in den Donaureichen zu fürchten sind. Ob man sich bei uns freilich entschließen wird, auch dem Ausland, nicht nur deutschen Bürgern, sich einmal rücksichtlos zu zeigen? Die Herren müssen bedenken, was auf dem Spiel steht. Nicht nur das österreichische Geschäft. Unsere Industrie braucht bekanntlich Rußland als Kunden. Rußland aber verhandelt seit Monaten mit Oesterreich über die Möglichkeit intimerer Gestaltung des Wirthschaftverkehres. Die Initiative ist von Oesterreich ausgegangen, das offenbar zeigen wollte, daß es auf unsere Kundschaft nicht angewiesen ist. Ein deutsch-österreichisches Wirthschaftbündniß würde diesem Flirt ein Ende machen. Und die Russen brauchten sich darüber nicht zu ärgern; sie müssen uns einstweilen ja Maschinen, wir ihnen auch sicher noch lange Getreide abkaufen.

Den Oesterreichern könnten wir sagen: Ihr steht mit Serbien und Bulgarien schlecht, wir stehen gut mit ihnen und werden dafür sorgen, daß auch Ihr wieder mit ihnen ins Reine kommt; überhaupt können wir gemeinsam versuchen, die Union auf die Gebiete der uns Beiden wirthschaftlich wichtigsten Staaten auszudehnen. Solches Bündniß, das Oesterreich manchen Vortheil brächte, liegt jedenfalls in greifbarerer Wirklichkeit als die vielberedete mitteleuropäischer Zollunion, die wohl schon an der antideutschen Stimmung der Schweiz und an der Furcht, Deutschland könne ein Zollbündniß mit Holland später zu einer politischen Annexion ausnutzen, scheitern würde. Wer so ungewöhnliche Alliancen verwirklicht sehen will, muß den richtigen Zeitpunkt abwarten; für das von Harden empfohlene deutsch-österreichische Wirthschaftbündniß scheint er mir gekommen. Da in all diesen Fragen das kapitalistische Interesse schließlich den Ausschlag zu geben pflegt, ist auch zu erwägen, daß dieses Bündniß Oesterreichs Kredit heben und seinen Anleihen einen weiteren Markt schaffen würde; verschärft sich der Konflikt mit Ungarn und der Tarifstreit mit Deutschland, so leiden natürlich auch die österreichischen Finanzen darunter. Ein Besinnen dürfte es, rebus sic stantibus, gar nicht geben. So, wie die Situation jetzt ist, mit den Einfuhrscheindrohungen, dem Spiel mit Rechts- und Vertrauensbrüchen, der österreichisch-ungarischen Reichskrisis, erscheint sie unhaltbar. Lodon.

Briefe.

I. Herr Hauptmann von Perbandt schreibt mir:

„Am fünfzehnten Juni war ein Jahr vergangen, seit ein blind waltendes Schicksal Deutschlands Kolonialhelden Hermann von Wissmann durch einen Jagdunfall enden ließ. Die geschäftige und skandalfrohe Fama hatte aus dem Unglücksfall bereits einen Selbstmord gemacht. Davon kann jetzt, nachdem selbst die an der Feststellung des Thatbestandes interessirte Versicherungsgesellschaft ihren Irrthum offen eingestanden hat, nicht mehr die Rede sein. Das thörichte und unvornehme Gerede mußte verstummen. Ich will heute versuchen, die Gestalt des Helden durch einen Brief, der nach seinem Tod geschrieben wurde, dem deutschen Volk ins Gedächtniß zurückzurufen. Diesen (bisher nicht veröffentlichten) Brief hat ein Mann geschrieben, der länger als ein Jahrzehnt in den deutschen Kolonien thätig ist und der mit großer persönlicher Tapferkeit wahre Frömmigkeit verbindet. Hier ist der Wortlaut: ‚Hochverehrte gnädige Frau! Der plötzliche Tod Ihres Gatten ist mir außerordentlich nah gegangen. Ich spreche Ihnen meine herzlichste Theilnahme aus und die Versicherung, daß ich Ihre tiefe Trauer ganz mitempfinde. Ich habe Ihren Gatten außerordentlich verehrt; ich trug mich immer mit der Hoffnung, daß er noch einmal wieder wesentlichen Einfluß auf unsere kolonialen Verhältnisse gewinnen würde, und freute mich der Stunde, da ich ihn wiederzusehen hoffte. Ich halte ihn für einen von Deutschlands großen Männern; ich habe immer auf das Lebhafteste mitempfunden, wie es ihn kränken mußte, daß auf seinen Rath und seine That verzichtet wurde, als seine Gesundheit nicht mehr die selbe war wie in der Zeit seiner großen Leistungen; aber ich hatte doch immer gehofft, daß sich das Verhältniß wieder ändern würde. Ich habe ihn näher kennen gelernt, als er 1898/99 in Südwestafrika jagte und reiste, ich begleitete ihn auf der Fahrt über Kapstadt, wo wir Lord Milner sprachen, nach Kimberley, Johannesburg und Pretoria, wo damals noch Paul Krüger residirte und uns in seiner einstöckigen Villa zum Kaffee empfing. Es hat mir nie eine Reise und Gesellschaft mehr Vergnügen und Wohlempfinden verursacht als die Ihres Gatten. Ich bewunderte immer wieder die Schärfe seines praktischen Verstandes, seine Lebhaftigkeit und die erstaunliche Raschheit und Sicherheit seines Urtheiles und seine unvergleichliche Macht über die Gemüther; und daneben diese Vornehmheit der Gesinnung! Wo wir hinkamen, überall riß er die Gesellschaft mit sich fort, mochte sie aus Deutschen oder Engländern bestehen. Ich verstand jetzt die Begeisterung, mit der seine Ostafrikaner an ihm hingen. Die Geschichte unserer Kolonien ist wohl noch zu jung, um voll gewürdigt zu werden; aber ich bin sicher: mit jedem Jahr weiter vorwärts wird das Verdienst Wissmanns und die Größe seines Wirkens mehr erkannt werden. Gott der Herr tröste Sie und Ihre Kinder! Er hat die Waisen in seiner Hut und wird auch der Mutter in ihrem namenlosen Schmerz zur Seite stehen.‘ Daß ein solcher Mann uns gelebt hat, ist ein wehmüthiger Trost. Alle, denen das Schicksal unserer Kolonien am Herzen liegt, haben Wissmanns auch vor der Wiederkehr seines Todestages trauernd gedacht: als sie lasen, der Reichstag habe wieder einmal Alles abgelehnt, was im Interesse unseres südwestafrikanischen Besitzes gefordert worden war.“

II. „Herr Professor Laban hat sich in einem Aufsatz über deutsche Kunst auf mein Menzelbuch eine Anspielung geleistet, die allzu — sagen wir — geschickt war, als daß sie nicht Erwähnung verdiente. Der Herr Autor würdigt den Aufsatz Tschudis über Menzels Jugend. Gern stimme ich in sein Lob ein. Tschudi verdiente es von berufenerer Seite. Dann sagt der Herr Professor: ‚Die selbe Bildergruppe (Menzels Jugendwerke) hat dann

Digitized by Google

ein Anderer des Langen und Breiten in einem Buche verarbeitet, wie um einen neuerlichen Beleg zu liefern zu der von Paul Heyse oft gerügten Unsitte in unserer literarischen Welt, eine Aufgabe, die soeben Jemand mit Geschick und Glück gelöst, auf der Stelle noch einmal zu unternehmen.' Auch ein Bibliothekar sollte wissen, daß zum Druck eines Buches von ein paar hundert Seiten immerhin etwas längere Zeit gehört als die paar Wochen, die zwischen Tschudis Aufsatz und dem Erscheinen meiner Arbeit liegen. Fertig war das Buch ein halbes Jahr vorher, wie die Quittung des Verlegers bestätigt, und die Disposition steht auf Seite 406 des zweiten Bandes meiner ‚Entwickelungsgeschichte', die im Frühling 1904 erschienen ist. Da Herr Professor Laban täglich mit Herrn von Tschudi zusammenkommt und sonst der Gewohnheit huldigt, sich mit rührender Ausführlichkeit über die Mikrokosmen seiner Interessensphäre zu dokumentiren, wundert mich, daß er diesmal so leichten Herzens zur Feder griff. Herr von Tschudi hätte ihm sicher nicht vorenthalten, welche keineswegs egoistischen Gründe mich bestimmt haben, das Buch sechs Monate lang beim Drucker liegen zu lassen. Ich wäre nie auf den koketten Einfall gekommen, die Literatur des Herrn Professors Laban in mich aufzunehmen, wenn mich nicht vor ein paar Tagen ein Bekannter auf die Geschicklichkeit dieses Herrn aufmerksam gemacht hätte.

Julius Meier-Graefe."

Herr Meier-Graefe möchte auch einen Druckfehler berichtigen, der in seinem (im ersten Juniheft veröffentlichten) Aufsatz über die Berliner Sezession stehen geblieben ist. Nicht von der flüchtigen, sondern von der tüchtigen Malerei auf einem im vorigen Jahr ausgestellten Bilde des Herrn von König wollte er sprechen.

III. „Nicht wahr, lieber Maximilian Harden, Sie kennen mich genug, um mir zu glauben, daß ich nicht empfindlich bin? Mag Jeder über mich schwatzen, wie viel er will! So sei denn auch Herrn Dr. Servaes gern gewährt, mich durchaus mißzuverstehen. Aber nun gefällt es ihm, Meinungen meiner Figuren für meine auszugeben und, was ich in meinen Dialogen den Meister, den Sammler, den Jüngling, um einen Jeden zu charakterisiren, sagen lasse, als meine eigenen Worte vorzubringen. Darf man Das? Darf man, wenn Plato den Gorgias Etwas sagen läßt, sagen, Plato habe Dies gesagt? Ich möchte doch nicht, daß einer Ihrer Leser am Ende glaubt, ich hätte wirklich die Meinungen, die mich Herr Servaes aussprechen läßt. Hermann Bahr." Dieser Brief bezieht sich auf den Artikel, den Herr Dr. Servaes hier über Bahrs ungewöhnlich feinen und schönen „Dialog vom Marsyas" veröffentlicht hat. Mir schien (und scheint) dieser Artikel nicht so bös gemeint, wie Bahr ihn findet. Ein Unrecht hat der Kritiker freilich dem Kritisirten angethan. Das Wort „Dialog" kommt von διαλεγεσθαι (Sprechen vieler Personen), nicht etwa von δυο und λογος. Bahr konnte es also mit Fug für ein Gespräch brauchen, an dem mehr als zwei Personen theilnehmen.

IV. Aus Britisch-Afrika schreibt mir ein Deutscher:

„Die letzte Post brachte mir das Buch, das der Abgeordnete Dr. Semler über Togo und Kamerun (nach der Eilfahrt der deutschen Volksvertreter) herausgegeben hat. Auf manches Unzutreffende, das es enthält (die Herren haben nicht viel und das Wenige manchmal allzu flüchtig gesehen), will ich heute nicht eingehen. Muß Herrn Dr. Semler aber bestreiten, daß er das Recht hatte, auf den Umschlag drucken zu lassen: ‚Mit 37 Bildern nach Originalaufnahmen des Verfassers'. Das Bild, das hinter der zweiten Seite zu sehen ist, giebt eine im Verlag der Deutschen Togo-Gesellschaft erschienene Photographie wieder, die, als die Abgeordneten von Hamburg abfuhren, an Bord der ‚Eleonore Woermann' hing. Das Bild ‚Strafgefangene' ist nach der Aufnahme eines in Lagos ansässi-

Digitized by Google

gen Photographen reproduzirt, seit Jahren im Handel und sogar schon für Ansichtkarten benutzt worden. Der selbe Photograph hat das Bild gemacht, das auf die achtundachtzigste Seite folgt (und das übrigens kein Duala-, sondern ein Lagos-Mädchen darstellt). Das sind nur ein paar Beispiele. Die Engländer, die das Buch sehen, schütteln den Kopf und fragen, ob unsere membres of Parliament in ihren Angaben immer so zuverlässig sind und ob man wenigstens sicher sein könne, daß der Text des Buches made in Germany und von dem Verfasser ohne fremde Hilfe hergestellt sei. Ich glaubte, die Frage bejahen zu dürfen. Angenehm sind solche Sticheleien für uns hier draußen lebende Deutsche aber nicht; und ich muß deshalb Vorsicht empfehlen."

In dieser Woche sind Herausgeber und Redakteure deutscher Zeitungen und Zeitschriften in England die Gäste eines britischen Freundschaftkomitees. Auf einer gedruckten Liste, die versandt und im Anglo-German Courier veröffentlicht worden ist, fand ich unter Denen, die die Einladung angenommen haben, auch mich genannt. Die Angabe ist falsch. Ich habe die Einladung abgelehnt. Mit der Motivirung, daß ich die gute Absicht zwar nicht verkenne, von der Ausführung mir aber politischen Ertrag nicht verspreche und nicht gewöhnt sei, von Fremden, auch von sehr respektablen, persönlichen Vortheil anzunehmen. Der Vortheil ist diesmal beträchtlich. Die Herren haben freie Hin- und Rückfahrt, werden acht Tage lang umsonst geherbergt, gespeist und getränkt und können täglich mindestens zweimal an den Tischen der nobility und gentry schmausen. Nach meiner Ablehnung noch wurde ich mit Einladungen zu Lords und Herzoginnen überschüttet. Warum laden diese Lords und Gentlemen Leute ein, die sie nicht kennen? Warum ist ein Fonds gesammelt worden, der die Bewirthung dieser Leute ermöglichen soll? Warum öffnet der König ihnen die Prachträume seines Schlosses und läßt ihnen ein Frühstück anrichten? Weil Sehnsucht sie treibt, diese Leute kennen zu lernen? Ich glaube, der Lord Mayor von London, Herr Alfred von Rothschild und die Herzogin von Sutherland könnten weiterleben, auch ohne die Redakteure des Börsencouriers und des Lokalanzeigers kennen gelernt zu haben. Im Anglo-German Courier fand ich die Sätze: „Niemals sind Redakteure so vieler fremden Blätter in so fürstlicher Weise empfangen worden wie die deutschen Redakteure in England. Und das Wunder wird um so größer, wenn man bedenkt, daß diese geehrten Gäste die Männer sind, die Jahre lang ihre Federn mit unnachsichtigem und zuweilen fast wildem Grimm zur Kritik und Verurtheilung britischer Politik und britischer Staatsmänner verwendet haben." Ay, there's the rub. Wir wurden eingeladen, damit wir hinfüro freundlicher über England schreiben. Bei mir war der Versuch unnöthig; ich habe das politische Genie Britaniens stets anerkannt und seine Staatsmänner, auch wenn ihr Wirken mir, weil es Deutschland schädigte, mißfiel, niemals geschmäht. Daß auf den britischen Inseln artige und gescheite Männer, schöne und graziöse Frauen leben, weiß ich; kann mir auch denken, daß sie sich auf Gastfreundschaft größten Stils verstehen. Warum aber müssen die Vertreter der Presse, die Oeffentliche Meinung machen und der Nation, der Menschheit gar Magister sein wollen, immer auf anderer Leute Kosten reisen, essen und trinken? Wer über englisches Wesen schreibt, ohne England zu kennen, ist reichlich frivol. Wer durch erwiesene Freundlichkeit (in klar erkennbarer Absicht erwiesene) sein Urtheil färben läßt, ist ein Wicht oder ein Narr. Chacun à son goût. Ich glaube, ruhiger und unbefangener über britische Stimmung und Staatsmannskunst urtheilen zu können, wenn ich mir mein Vergnügen nicht von Engländern bezahlen lasse. M. H.

Digitized by Google

Herr von Holstein.*)

Am vierzehnten April 1873 schrieb Bismarck an Kaiser Wilhelm, bei dem Graf Harry Arnim-Suckow, Deutschlands Vertreter in Paris, sich wieder einmal über den Kanzler beklagt hatte, nur die volle Zuversicht auf das Vertrauen des Kaisers habe ihn ermuthigt, „mit einem Botschafter von so unsicherem und so wenig glaubwürdigem Charakter einen Versuch zu gemeinsamem politischen Wirken zu machen." „Ich habe Eurer Majestät meine unvorgreifliche Meinung über die Persönlichkeit des Grafen Harry Arnim seit Jahren niemals verhehlt. Ich hatte gehofft, daß die hohe und für das Vaterland so bedeutsame Stellung in Paris ihn über kleinliche Intriguen vielleicht erheben würde; sonst hätte ich Eure Majestät, in Anknüpfung an die römischen Erfahrungen, dringender bitten müssen, ihm trotz aller Befähigung den Posten nicht anzuvertrauen. Ich habe (und nicht ich allein) den Verdacht, daß er seine geschäftliche Thätigkeit gelegentlich seinen persönlichen Interessen unterordnet. Beweisen läßt sich Dergleichen nicht; aber es ist schwer, mit einem solchen Verdacht im Herzen für die Art verantwortlich zu bleiben, wie dieser hohe Be-

*) Im Pfingstblatte der Neuen Freien Presse habe ich, auf Wunsch der Herausgeber, über Herrn von Holstein, den seit den ersten Lenztagen verabschiedeten Wirklichen Geheimen Rath, einen Artikel veröffentlicht. Hier nicht; weil ich den freundlich formulirten Wunsch erfüllen wollte und nicht zweimal das selbe Thema behandeln konnte. Manche haben gefragt: Warum sagst Du uns nichts über Holstein? Andere: Warum druckst Du den Artikel, wenn Du ihn uns nicht zuerst geben wolltest, nicht wenigstens ab? Das thue ich nun. Weil, wenn ichs nicht thäte, hier eine immerhin beträchtliche Lücke bliebe; und weil in vielen deutschen und ausländischen Zeitungen Fragmente des Artikels veröffentlicht worden sind, die von der Absicht der Darstellung und vom Wesen des Dargestellten ein falsches Bild gaben. Daß ein Bübchen (das gute Wort Bube wäre für solches armsälige Lendenprodukt zu schade) an den Abdruck langer Perioden (einen Abdruck, der ihm die Leitartikelleistung spart) die Behauptung knüpft, mein „Material" sei aus Hinterstuben, von Kammerdienern bezogen, erwähne ich nur, um wieder mal zu zeigen, wie diese Sorte von Meinungmachern denkt; wie fern ihr die Vorstellung ist, Einer, der Artikel schreibt, könne mit den höchsten Würdenträgern de pair en pair verkehren und mit Kammerdienern eben so wenig zu thun haben wie mit Journalgesindel. Auch anständige Schreiber haben aber erzählt, ich hätte Herrn von Holstein „nur durch die bismärckische Brille gesehen." Das ist ein Irrthum. Bismarck hat sich (wenigstens an den vielen Tagen, die ich mit ihm verleben durfte) durchaus nicht so oft und so eifernd mit dem Geheimrath beschäftigt, wie die Zeitungweisheit träumt. Er pflegte sein Ziel höher zu wählen. Und kannte, zu meinem Erstaunen, nicht einmal all die alten Beziehungen, die Herr von Holstein zu Waldersee und zu den mächtigen Geschäftsfreunden des interessanten Feldmarschalls hatte. Beziehungen, über die noch Mancherlei zu sagen wäre... Der Scheidende hat vom Kaiser die Brillanten zum Rothen Adler bekommen; und hatte sie (redlich? „Nicht so redlich wäre redlicher", sagt Lessing) verdient. Das wichtige und traurige Kapitel deutscher Geschichte, das seinen Namen trägt, habe ich aber nicht zum letzten Mal aufgeblättert.

amte seine Instruktionen ausführt. Eure Majestät wollen sich huldreichst erinnern, daß ich von dem Versuch sprach, die Gefahren, die Arnims Charakter in Paris bedingt, durch seine Versetzung nach London abzuschwächen, daß aber von dort aus bei der ersten Anfühlung der heftigste Protest wegen der Neigung Arnims zur Intrigue und zur Unwahrheit eingelegt wurde; ‚man würde kein Wort glauben, was er sagen könnte'. Gegen die Anklagen eines Mannes von diesem Ruf geht meine ehrfurchtvolle Bitte zunächst nur dahin, daß Eure Majestät ihn allergnädigst anweisen wollen, seine dienstliche Beschwerde auf dienstlichem Wege einzureichen." Bismarck kannte den schönen moitzelfitzer Harry seit der Kindheit. Als einen skrupellosen Erfolgsucher und gewandten Kurmacher. („Diese Gewandtheit auszubilden, hatte er frühzeitig begonnen, indem er als Schüler des neustettiner Gymnasiums von den Damen einer wandernden Schauspielertruppe sich in die Lehre nehmen ließ und das mangelnde Orchester am Klavier ersetzte." Bismarck: „Gedanken und Erinnerungen.") Aber auch als einen der wenigen preußischen Junker, die das Zeug zum Diplomaten haben. Nach einem Frühstück sagte der Pommer eines Mittags zu dem Altmärker: „In jedem Vordermann sehe ich einen persönlichen Feind und behandle ihn Dem entsprechend. Nur darf ers nicht merken, so lange er mein Vorgesetzter ist." Bismarck wußte zwar, daß der Wein nur ausschwatzt, nicht erfindet, lachte aber über das Bekenntniß des bei Tisch stets Amusanten und bedauerte nur, daß der jüngere Kollege noch immer nicht mehr Alkohol vertrage. Im Juni 1861, als er sich von der petersburger Hoffron auf einem achtwöchigen Urlaub erholen wollte, bat er den Minister Freiherrn von Schleinitz, ihm Harry Arnim (der damals Erster Rath bei der preußischen Gesandtschaft in Wien war) als Vertreter zu geben. „Ein Vertreter mit althergebrachten Gesandtenansprüchen fällt schwerer auf den Beutel, ohne in den Geschäften mehr als Harry zu leisten." Er fürchtete den Vordermannmörder also nicht. Schickte ihn ruhig nach Lissabon, München, Rom; ließ ihn nach dem Vatikanischen Konzil in den Grafenstand erheben, in Brüssel und Frankfurt als Kommissar an den deutsch-französischen Friedensverhandlungen mitwirken und am dreiundzwanzigsten August 1871 zum Gesandten bei der Französischen Republik ernennen. Er hats bereut. Schon im Sommer 1872 fing Harry gegen den Kanzler, der ihn auf die Höhe gebracht hatte, zu konspiriren an, versuchte, mit dem Feldmarschall Manteuffel (ders später dem Staatssekretär Bernhard Ernst von Bülow, dem Vater des jetzt in Norderney regirenden Fürsten, erzählte) ein Bündniß zu schließen, und knüpfte seine Fädchen bis an den berliner Damenhof. Arnim, sagte Manteuffel, ist ein Mann, der bei jeder

Digitized by Google

Sache nur fragt: Was nützt oder schadet sie mir persönlich? Genau so urtheilte Lord Odo Russell, der den preußischen Gesandten in Rom, und Herr von Nothomb, der ihn in Brüssel kennen gelernt hatte. Thiers hatte über ihn gesagt: Cet homme m'a fait beaucoup de mal, beaucoup plus même que ne sait ni pense Monsieur de Bismarck. Trotzdem der Kanzler ihn verpflichtet hatte, nichts gegen die Republik und deren ersten Präsidenten zu unternehmen, hielt Arnim zu den Monarchisten, half Thiers stürzen und feierte den Erfolg dieser Wühlarbeit bei einem Mahl, zu dem die Geschäftsführer des Hauses Orleans sich ihm vereinten. Auf den Kaiser suchte er durch Privatbriefe zu wirken, in denen er ihn beschwor, als Doyen der Monarchen die Legitimität auch in Frankreich zu schützen. „Die Berührung dieser Saite im Gemüth des Kaisers", sagt Bismarck, „war psychologisch richtig berechnet; und wenn Arnim allein ihn zu berathen gehabt hätte, so wäre es ihm vielleicht gelungen, das klare und nüchterne Urtheil dieses Herrn durch ein künstlich gesteigertes Gefühl von angestammter Fürstenpflicht zu trüben. Aber er wußte nicht, daß Seine Majestät mir in seiner geraden und ehrlichen Weise die Briefe mittheilte und dadurch Gelegenheit gab, der politischen Einsicht (man könnte sagen: dem gesunden Verstande) des Herrn die Schäden und Gefahren der Rathschläge darzulegen, denen wir auf dem von Arnim empfohlenen Weg der Herstellung der Legitimität in Frankreich entgegengehen würden." Bei einer dieser Gelegenheiten sprach der Kanzler den Verdacht aus, daß Arnim „seine geschäftliche Thätigkeit seinen persönlichen Interessen unterordne". Einen Verdacht, der, wie Bismarck später erwähnt hat, im Auswärtigen Amt und in der Hofgesellschaft durch „pariser Korrespondenzen" entstanden war.

Der Botschafter, schrieb man nach Berlin, verwendet das Geld, das er zur Vertretung unserer Politik in der französischen Presse benutzen soll, um sich in berliner Blättern, namentlich in der hinsiechenden Spenerschen Zeitung, Raum zu Angriffen auf die Politik und die Person des Kanzlers zu erkaufen. Das könnte er wenigstens mit eigenem Gelde thun. Er verdient hier ja genug. Die Spatzen pfeifen von den Dächern, daß er die Ausführung amtlicher Aufträge verzögert hat, weil sich ihm die Möglichkeit bot, in der Zwischenzeit mit dem Baron Hirsch einträgliche Börsenspekulationen zu machen. Deshalb war er auch von der Aussicht, nach Konstantinopel versetzt zu werden, befriedigt, so lange er annahm, Hirsch werde den Schauplatz seiner Hauptthätigkeit wieder in die Türkei verlegen, und sträubt sich, seit diese Hoffnung vereitelt ist, gegen die Abberufung. Ob der Verdacht begründet war, läßt sich heute kaum noch feststellen. Geweckt und genährt hat ihn Herr von Holstein, der als Botschaft-

Digitized by Google

rath in Paris unter Harry arbeitete. Als dieser Beamte im ersten Prozeß Arnim vor dem berliner Stadtgericht als Zeuge vernommen wurde, sagte er aus, er habe „eine politische Korrespondenz mit Berlin unterhalten" und 1873 ausdrücklich gebeten, einen seiner Briefe dem Kanzler vorzulegen. Das sei aber nicht etwa in der Absicht geschehen, dem Botschafter zu schaden. „Ich kannte Thatsachen, die schwerlich ohne Einfluß auf seine Stellung gewesen wären; ich habe sie bis zu dem Moment zurückgehalten, wo ich gezwungen war, sie zur Darlegung meiner eigenen Stellung anzuführen." Herr von Holstein war nicht als Aufpasser bestellt und folgte nur natürlicher Neigung, wenn er Vigilantendienst leistete. Er war 1860 als Attaché nach Petersburg gekommen und trotz seiner grünen Jugend schnell so beliebt geworden, daß Keudell schon im März 1862 schrieb, Schloezer und Holstein seien fast täglich Bismarcks Mittagstischgäste. Diesen häuslichen Verkehr nahm er wieder auf, als er 1864 mit Wesdehlen, Limburg-Stirum und Heinrich Keyserling im berliner Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt wurde; und kam, als Legationssekretär, in Versailles dem Chef dann persönlich noch näher. Neben Lothar Bucher, Hatzfeldt, Keudell, Abeken konnte er da als Politiker zwar nicht glänzen, wußte oft aber eine nette, scharf pointirte Bemerkung, eine Glosse über das Gottähnlichkeitgefühl Moltkes und Blumenthals anzubringen, und zeigte die Miene des reuigen Sünders, wenn Bismarck ihm über den Mund fuhr und ihn, vor versammeltem Kriegsvolk, streng ermahnte, nicht allzu vorlaut zu sein. Auch Frau Johanna hatte ihn gern an ihrem Tisch gesehen. Kein Wunder, daß er in Korrespondenz mit dem Hause Bismarck blieb und von Paris aus seinem bekümmerten Herzen in Privatbriefen Luft machte. Arnim hat behauptet: „Holstein hat mir mehr als einmal gesagt, ich sei der einzig mögliche Nachfolger Bismarcks, und trotzdem hinter meinem Rücken ungünstige Berichte über mich an das Auswärtige Amt geschickt." Und aus Bismarcks Mund konnte man nach 1890 hören: „Den Arnim-Skandal hatte ich Holstein zu danken; wenn Der nicht von Anfang an den Brunnen vergiftet hätte, aus dem ich schöpfte, wäre ich ohne offenen Konflikt mit dem talentvollen Komoedianten fertig geworden." Der Beifall einer sittsamen Zuschauerschaar war mit Holsteins pariser Rolle nicht zu erreichen. Doch: à la guerre comme à la guerre! Wer konnte denn genau wissen, wie das geräuschlose Duell enden würde? Der kluge Mann baut vor. Siegt der Botschafter, dem die höchste Dame im Reich sekundirt, dann wird er gewiß den Mann nicht vergessen, der ihm als Erster einst zurief: „All hail, Harry, that shalt be king hereafter!" Streckt der Kanzler auch diesen Gegner ins Gras, dann kann der Botschaft-

Digitized by Google

rath darauf pochen, daß er als treuer Diener zu rechter Stunde vor dem Bösen gewarnt hat. So muß mans machen. Und so, arglofer Leſer, wirds hienieden alle Tage gemacht. In jeder Kanzlei iſt der Typus Holſtein zu finden.

Der Typus; nicht das beſondere Individuum. Dem kann ſelbſt der Todfeind den Seltenheitwerth nicht beſtreiten. Der Schüler Bismarcks und Arnims, der von beiden Magiſtern mit dem ſelben zähen Eifer gelernt hatte, kam von Paris ins berliner Auswärtige Amt; wurde ein Günſtling des Vaters und bald auch ein Intimus des Sohnes. („Mehr als befreundet, weniger als Freund.“ Herbert hat mit ſeinem Vertrauen nie kargen gelernt und ſein Herz in manche Pfütze geworfen.) Faſt jeder Andere wäre nun dem Lockruf des Ehrgeizes oder der Eitelkeit gefolgt. Hinauf! Unterſtaatsſekretär, Staatsſekretär: allen Wünſchen ſchien der Weg offen. Vielleicht hat auch Herr von Holſtein einſt von ſolchem Aufſtieg geträumt. Doch nicht lange. Als Herbert, nach Hatzfeldts nicht ganz freiwilligem Rücktritt, im Auswärtigen Amt ſeines Vaters erſter Gehilfe wurde, wollte er Holſtein als Unterſtaatsſekretär haben. Der Fürſt widerſprach. Er kannte die Vorzüge und die Mängel des Mannes, von dem in Petersburg Graf Reſſelrode geſagt hatte: „Dieſer junge Herr weiß Allerlei, iſt aber nicht im Stande, eine Sache allein zu führen.“ So war er geblieben. Ein ſehr brauchbares Werkzeug; doch ein Werkzeug nur. Ungeeignet fürs Parlament und zu perſönlichem Verkehr mit den fremden Diplomaten. Ein Mann, der hinter die Couliſſen gehört, nicht an die Rampe. Seit dieſem Tag, der ihm den Rang wies, hat Holſtein nie mehr um ein höheres Amt geworben. Er wußte, daß Bismarck es ihm nicht geben würde, und war klug genug, einzuſehen, daß der Chef ihn richtig ſchätze. Klug genug auch zu der Erkentniß, daß Botſchafter und Staatsſekretäre all in ihrem Glanz ohnmächtige Würdenträger ſind, ſo lange der Kanzler Bismarck heißt, und daß für den Politiker, dem das Metier das Leben ausfüllt, nur die Macht, nicht der Schein des Strebens werth iſt. Macht erlangen: Das war immer ſein Ziel. Macht über Bismarck? Der hatte ihn gern, benutzte ihn ungefähr aber wie Fieſko den Mohren und fand ihn gerade da (und nur da) unerſetzlich, wo nicht ganz ſaubere Arbeit zu leiſten war. Macht über den Sohn? Der horchte gläubig auf ihn. Damit mußte man ſich einrichten, ſo gut es ging. Vor allen Dingen dafür ſorgen, daß kein neuer Mann ſich ſich ins Vertrauen ſchmuggle; keiner, mit dem man ſich nicht verſtändigen konnte. Holſtein war wachſam und ſuchte Jeden, der in die Nähe des Großen kam, früh für ſich zu gewinnen. Schlug ſogar dem bayeriſchen Arzt, der des Kanzlers zweiten Sohn behandeln ſollte, ſofort ein Bündniß vor. Niſtete ſich im Haus des Mächtigen ein, ließ ſich, als Hageſtolz, von der Fürſtin

Digitized by Google

bemuttern und schrieb später sogar der Schwiegertochter politische Briefe. Wer im Großen nichts vernichten kann, muß es im Kleinen anfangen. Aus Petersburg hatte der junge Diplomat einen tiefen Groll gegen das Zarenreich heimgebracht. (Böse Zungen behaupteten freilich, er sei nur wüthend, weil die Russen ihm einen Orden gegeben hätten, den er zu gering für sein Verdienst und seine Stellung fand.) Die Russophilie der beiden Bismarck war die crux seines amtlichen Lebens. Früh und spät hieß es: „Mit Rußland müssen wir uns vertragen, sonst verbündet es sich den Franzosen und wir sitzen allein in der Kälte oder müssen den Engländern nachlaufen." Nichts dagegen zu machen. Wenn man Bill nach Berlin schmeicheln könnte! Der ist selbständig und scheut sich nicht, dem Bruder, dem Vater selbst offen zu widersprechen. Und hat man erst die Frau, hat man bald auch wohl den Mann. Das ist ein Pröbchen holsteinischer Taktik. Immer mindestens ein Dutzend Eisen im Feuer; und Niemand durfte doch ahnen, daß der Herr Geheimrath auch nur ein Zündholz bei sich trage. Unermüdlich. Jedem Wink erreichbar. Vor keinem Auftrag von prüden Bedenken gehemmt. Der Treuste der Treuen. Des Kanzlerhauses Fridolin. „Und meinte, seiner Pflicht zu fehlen, durft' er sich nicht im Dienste quälen."

Das wurde anerkannt. Fleiß und Klugheit. Von Herbert enthusiastischer als vom Vater. Der lobte, daß Holstein sich von persönlicher Eitelkeit frei halte, tadelte aber seine Unverträglichkeit, den Mangel an Wohlwollen in seinem Wesen. In Petersburg hatte er Kurt von Schloezer verklatscht, den Bismarck dann aber schnell schätzen lernte. Von Paris aus gings über Arnim her. Und nun gabs täglich den widrigen Hundejungenärger; kleine und große Konflikte mit Hatzfeldt, Bucher, Keudell, Busch. Schließlich wollte Keiner mehr mit dem Unbequemen arbeiten. Schloezer bekam, wenn er ihn nur sah, eine weiße Zunge, Bucher klagte über Gallenaffektion, wollte aus dem Dienst und sagte der Fürstin, die ihn ihr Büchlein nannte, rund heraus, er komme abends nicht mehr zu Tisch, wenn er stets fürchten müsse, Holstein zu finden. Der erdreistete sich, Buchers Noten- und Briefentwürfe zu korrigiren, und hatte ihm für eine Weile sogar Herbert verfeindet. Ein schwieriger Passagier. Wenn man ihn aber zwingt, aus dem Wagen zu steigen, riskirt man, daß er, vielleicht im Ausland, zu plaudern anfängt. Ist auch schwer zu entbehren. Wo hat man denn gleich wieder Einen, der mit der schmutzigen Wäsche so Bescheid weiß? Ein Gentz ist er nicht; und dem Chef fiel nie ein, ihn auf eine Stufe mit Bucher zu stellen. Als Herbert ihn allzu laut rühmte, hörte er das Citat: „Dein Vater braucht einen Alba; daß er Diesen braucht, Das ist es nicht, warum ich ihn beneide". Im Interesse des Dienstes mußte Jeder rücken, damit Alle Platz hatten. Der em-

Digitized by Google

pfindliche Geheimrath, der jedes Zufallswörtchen übel aufnahm, würde sich ja nicht mehr ändern. War also mit seinen Schönheitfehlern zu verbrauchen. Für jeden Fall hatte man in ihm einen zuverlässigen Knecht. Als Zeuge vor dem berliner Stadtgericht hatte er, unter seinem Eid, gesagt: „Für mich machte es einen sehr wesentlichen Unterschied, ob der Reichskanzler aus freiem Willen oder durch ein Naturereigniß gezwungen vom Schauplatz abtrat oder ob er durch eine politische Aktion beseitigt wurde. Nach meinen Gesinnungen (ich bin vor vierzehn Jahren als Attaché bei Herrn von Bismarck eingetreten und habe stets in näheren Beziehungen zu ihm gestanden) waren meine Sympathien im zweiten Fall gänzlich für den Fürsten Bismarck."

Daran zweifelte auch im März 1890 noch Niemand. Hat der Schüler damals den Meister verrathen? Das kann nicht bewiesen, darf also auch nicht behauptet werden. Schloezer schwor drauf. Bucher hob die Achseln und meinte, er habe ja immer gesagt, daß der Mann höchstens zum Gesandtschaftgalopin tauge. Sicher ist nur, daß dem Kaiser heftige Worte, die Herbert vor den Vertrauten gesprochen hatte, damals merkwürdig rasch hinterbracht worden waren und daß Caprivi der selben Frau von Lebbin befreundet war, auf deren politische Weisheit Herr von Holstein wie auf delphischen Spruch lauschte. (Der Wilhelmstraßenwitz hat die umworbene Dame drum „Reichsrieke" getauft.) Mit Herberts Rücktritt wurde nicht gerechnet. Der, dachte man, bleibt wenigstens noch ein Weilchen; und Der läßt nicht von seinem Holstein. Als der Staatssekretär dann der Versuchung widerstand, glaubte man, die Leitung des Auswärtigen Amtes, die unter der Kanzlerschaft eines der internationalen Politik völlig fremden Generals erhöhte Bedeutung gewann, werde dem Unterstaatssekretär Grafen Berchem anvertraut werden, der die Verhältnisse kannte und als bayerischer Katholik werthvolle Beziehungen zum Centrum hatte. Kein Mann nach dem Herzen Holsteins. Bayern ward denn auch von Baden verdrängt. Freiherr Marschall von Bieberstein, der in Mannheim Staatsanwalt gewesen war, wurde Herberts Nachfolger; und Graf Berchem ging bald, obwohl ihm noch vor der Anciennetätgrenze Titel und Rang eines Wirklichen Geheimen Rathes verliehen worden war. Die in Berlin beglaubigten Diplomaten spotteten über den neuen ministre étranger aux affaires, und ein schlimmer Schreiber (der schon damals die „Zukunft" herausgab) verglich das Haus Wilhelmstraße 76 den Marschall-Inseln, auf denen nur Kopra wächst. Um dem gesunkenen Prestige wieder aufzuhelfen, wollte man einen Gesandten zum Unterstaatssekretär machen. Herr von Alvensleben fand das brüsseler Klima behaglicher als das berliner. Herrn von Rotenhan, der das Deutsche

Digitized by Google

Reich in den La Plata-Staaten vertrat, konnte die Wahl nicht schwer werden: im Bezirk des Gelben Fiebers und des argentinischen Krachs war nicht gut hausen. Er kam; und in der Wilhelmstraße regirten nun drei Herren, die in Hannover, Mannheim und Buenos-Aires die Wetterbildungen internationaler Politik beobachtet hatten. Doch Holstein war ja geblieben. Der kannte jedes Rädchen in der Maschine. Dreißig Jahre unter Bismarck gearbeitet. Den listenreichen Harry überlistet. Wer Den hat, braucht nicht zu zagen. Braucht sich bei den Scheidenden nicht einmal nach dem Stande der Geschäfte zu erkundigen. That es auch wirklich nicht. Die Geheimräthe Kayser und Kiderlen-Waechter waren als Träger der Tradition nützlich. Als die Perle des Amtes aber und als Retter aus jeder Noth wurde Herr von Holstein gepriesen.

*

Endlich... Oft genug hatte er vorher gestöhnt: „Nur einmal die Macht zum Wirken haben, einmal nur mit Menschenarm das Rad des Weltverhängnisses drehen oder hemmen!" Jahre lang; Jahrzehnte. Nun wars erreicht. Leporello durfte den Herrn spielen. Zwar: Bismarck war durch eine „politische Aktion" beseitigt; aber wer konnte denn beweisen, daß Holsteins Sympathien nicht, wie 1874, „gänzlich" für den Fürsten waren? Daß sein Streben nicht nur der Aufgabe galt, das Werk des Großen zu wahren? Einerlei. Holstein triumphans. Keiner ringsum, der Bescheid wußte, die Personalien kannte, eine Depesche zu schreiben vermochte. Im kühnsten Traum war ihm so stolze Hoffnung nicht genaht. Endlich die Möglichkeit, de donner sa mesure und Buchers Urtheil zu widerlegen. Er blieb im Dunkel. War nicht auf Hofbällen, nicht an Galatafeln noch je im Reichstag zu sehen. Draußen sollte Niemand wissen, welche Hand das Gesträhn deutscher Politik knüpfe und löse; mochte Jeder ihn für einen Dutzendgeheimrath halten. Gern gönnte er den Anderen den Schein der Herrschaft: Caprivi, Hohenlohe, Bülow, Marschall, Richthofen. Die durften den Applaus einheimsen und ihr Lob in der Zeitung lesen; wenn sie nur seine Kreise nicht störten. Er wollte nicht sichtbar sein, nicht genannt werden. War unglücklich, vom Aerger krank, wenn sein Name einmal in die Presse kam. Ihm genügte die Wirkensmöglichkeit und das Bewußtsein der Macht. Die hatte er. Von dem Tag an, da er Caprivi überredete, den Assekuranzvertrag mit Rußland nicht zu erneuern, bis ins Jahr 1906. Drei Lustren lang hat er der internationalen Politik des Deutschen Reiches die Richtung gewiesen. Das ist (mit hitzigem Eifer besonders von den Herren, die für die Firma zeichneten) bestritten worden; ist aber wahr. Diplomaten, die lange in

Digitized by Google

Berlin waren, trugen ihre Wünsche und Fragen der zuständigen Durchlaucht oder Excellenz vor, wußten aber, daß die Antwort von Holstein diktirt war.

Nie hatte ein Beamter in einem modernen Staat solche Stellung gehabt. Bis ins ancien régime muß man zurückgehen, um Aehnliches zu schauen. François le Clerc du Tremblay, den die Geschichte als Pater Josef kennt, hat im Dunkeln fünfzehn Jahre lang Frankreichs internationale Politik geleitet. Doch der Kapuziner, dem Richelieu blind vertraute, trat immerhin manchmal hervor; ging nach Regensburg auf den Reichstag, verhandelte selbst mit Bernhard von Weimar und hätte gern den Kardinalshut aufs Haupt gesetzt. Daß er bis zu seinem Tode die Graue Eminenz blieb, war nicht sein Verdienst, sondern Urbans des Achten, der dem skrupellosen Politiker den Purpur weigerte. Holstein hat nie in hellem Licht, nie vor einer Hörermenge eine Verhandlung geführt. Er war noch weniger eitel als der Provinzial der Touraine und fühlte sich eigentlich nur in seinem Winkel wohl. Da spann er still sein Netz; und pries den guten Tag, wenn eine arme Fliege sich drin gefangen hatte. Solche Tage waren nicht selten; denn das Netz war von Jahr zu Jahr größer geworden. Polyphemos (so nannten ihn Manche, weil er mit einem Auge kaum noch sah und, wie der Sohn Poseidons, Menschen verschlang), der unheimliche Kyklop, hieß es, weiß Alles; nie bleibt ihm verborgen, wer die Räume eines Reichsamtes betritt und was dort dann geredet wird. Er hat, wie weiland der spanische Karl, die Hand über den ganzen Erdboden und ist Euch Allen in Allem. Ueberwacht die Diplomatie, hat in jeder Hauptstadt seine Agenten und Spione und liefert Geheimberichte, aus denen der Kaiser erfährt, wie seine Botschafter, Gesandten, Räthe und Sekretäre arbeiten und sich die Zeit vertreiben. Vorsicht! Einer, dem Der nicht traut, ist verloren. Den Kaiser sieht er fast nie (Das würde ja auffallen), kann sich dennoch mit besserem Recht aber als jeder Minister rühmen, das Ohr des Monarchen zu haben. Er hat Schloezer aus Rom, Radowitz aus Konstantinopel, den Zarengünstling Werder aus Petersburg, den Prinzen Reuß aus Wien weggebracht und Alle durch Leute ersetzt, auf die er sich verlassen konnte ... So mächtig war, als so mächtig galt dieser Mann, dessen Name öffentlich nie genannt werden durfte.

Einmal nur wurde er, genau zwanzig Jahre nach dem Prozeß Arnim, genannt: als der „Kladderadatsch" den lustigen Krieg gegen den Grafen Troubadour (Philipp Eulenburg), Herr von Spätzle (Kiderlen) und den Austernfreund (Holstein) begann. Die Drei, die oft in Borchardts berühmter Weinstube beisammen saßen, wurden verdächtigt, tüchtige Diplomaten weggebissen, unfähigen Freunden Stellungen verschafft, die Kluft zwischen Berlin und Frie-

Digitized by Google

drichsruh künstlich vertieft und dem Kaiser Zeitungartikel, die sie selbst lancirt hatten, als Produkt bismärckischen Grolles vorgelegt zu haben. Stoff genug zu einem Strafprozeß. Den wollten aber weder die Angegriffenen noch die ihnen vorgesetzten Excellenzen. Say from whence you owe this strange intelligence? Das nur war hier die Frage. Doch die Redakteure des Witzblattes waren nicht redseliger als Macbeths Hexen. Herr von Kiderlen-Waechter forderte einen (den tapferen Poeten Polstorff, der in diesem Lenz gestorben ist) vor die Pistole. Graf Eulenburg dichtete und komponirte in Wien ruhig weiter. Und Holstein? Ueberall las ich, er habe sich nicht gerührt. Das ist ein Irrthum. Er sandte sogar zwei Kartellträger aus; suchte den Gegner aber in höherer Region. Zuerst ließ er den Grafen Herbert Bismarck koramiren. Der erklärte, nicht allzu artig, er wisse von der Geschichte nichts. (Und sprach die Wahrheit. Im Hause Bismarck hat Keiner je erfahren oder auch nur geahnt, von wannen dem „Kladderadatsch" die Wissenschaft kam.) Dann sollte Graf Guido Henckel, der jetzt Fürst Donnersmarck heißt, die Ordalienprobe bestehen. Den kannte der Geheimrath noch aus der pariser Paiva-Zeit sehr genau. Alte Freunde. Nun aber entzweit; und merkwürdig: seit dem Zerwürfniß war über Henckels Haus die Hofacht verhängt. Sicher hatte der schlaue Guido dem Witzblatte die Munition geliefert. Doch vom Pariser Platz kam die selbe Antwort wie aus Schönhausen; denn auch Henckel kannte den Schützen nicht, hatte Polstorffs Feuerrohr nicht geladen. Hier aber gabs eine Ueberraschung. Henckels Sekundant war Graf Waldersee. Klang es nicht unglaublich? Waldersee, der im Bund einst der Dritte gewesen war und mit dem Holstein so manchen feinen Plan ausgeheckt hatte? Der als Generalstabschef immer wußte, was in der Wilhelmstraße vorging und die sekretesten Berichte kannte? Der providentielle Mann, der die Russen eines Tages mores Germanorum lehren sollte? „Nebel dampft auf dunstgen Höhn, schön ist häßlich, häßlich schön!" Zu dem Greisenduell kam es nicht. Als dann aber Waldersees Agent Normann-Schumann und Waldersees Vertrauensmann Tausch von der Wilhelmstraße aus verfolgt und von ihren Weideplätzen vertrieben wurden, wußte der in Altona kommandirende General genau, wem er die Angstmonde zu danken habe.

Zur Freundschaft hatte Holstein eben so wenig Talent wie Harry Arnim. Wenn die Sache, der persönliche Vortheil es wollte, opferte der Geheimrath ohne Zaudern den liebsten Kumpan. Henckel, Waldersee, Herbert, Kiderlen, Eulenburg: Keinem hat er die Treue gehalten. Und fast immer wandelte die Intimität sich in Haß. Caprivi klagte bitterlich über die Pein, die Holstein ihm bereitet habe. Die Leute sogar, denen er ans Licht geholfen hatte und die

Digitized by Google

ihm dafür dankbar waren, kamen auf die Länge nicht mit ihm aus. Er hatte, damals noch in trauter Gemeinschaft mit Philipp Eulenburg, Herrn von Bülow für das Staatssekretariat erkürt, dem ins Kanzleramt Beförderten in Richthofen einen gutmüthigen und fleißigen, doch subalternen Nachfolger gegeben und Herrn von Mühlberg, der in der handelspolitischen Abtheilung sehr nützlich gewesen, der eigentlichen Politik aber fremd geblieben war, auf den Platz des Unterstaatssekretärs gelootst. Keiner der Drei schied in Frieden von ihm. Im Lauf der Jahre war seine Herrschsucht ins Unerträgliche gestiegen. Hatte er nicht das Ohr des Kaisers? Waren die Entlassungsgesuche, die er prompt einreichte, wenn er seinen Willen nicht sofort durchsetzen konnte, nicht stets mit schmeichelnder Beschwichtigung abgelehnt worden? Kannte er die Mysterien der Höfe, Kanzleien und Redaktionen nicht wie den Inhalt seiner Hosentasche? Und auf seine alten Tage sollte er sich nun nach diesen Herren richten, die sich an seinem Leitseil auf die Höhe getastet hatten? Ihm wurde vor der Gottähnlichkeit nicht bang. Marokko sollte sein Meisterstück werden. Rußland gelähmt, Frankreich vereinsamt: jetzt oder nie war die Vogesengefahr aus der deutschen Welt zu schaffen. Wenn wir den Franzosen die Zähne zeigen, kriechen sie ins Mausloch. Nur nicht nachgeben: dann bekommen wir jede Konzession nnd jeden Bündnißvertrag, die wir wollen. Diesmal war der Kluge wider Vermuthen aber klug genug, nicht klug zu sein. Er kannte seinen Kaiser nicht, den er doch schon als jungen Prinzen durchaus studirt zu haben wähnte. Der Plan, Frankreich vor die Frage zu stellen, ob es Deutschlands Freund sein oder die Kosten eines britisch-deutschen Krieges bezahlen wolle, kam aus einem politischen Kopf, war nach dem ersten lauten Wort aber unausführbar. Und nun wurde die graue Excellenz (der Titel des Wirklichen Geheimen Rathes war ihm längst verliehen) nervös; schimpfte auf Gott und die Welt, stand Keinem mehr Rede, weigerte sich, die Akten aus der Hand zu geben, und merkte gar nicht, daß just er ausersehen sei, als Sühnbock alle Missethat in die Wüste zu tragen. Zuerst hieß es: „Niemand wagt sich mehr in Holsteins Zimmer." Dann: „Mit Holstein geht es nicht weiter." Endlich: „Holstein hat uns die ganze Suppe eingebrockt." Radowitz, den er für tot hielt, kam aus der Eskorialprovinz nach Algesiras. Das war das Ende. Nach solcher Schlappe, als sein eigener Schatten, durchs Amt huschen? Jeder Hilfsarbeiter hätte dem Tyrannen von gestern ins Antlitz gelächelt. Nein. Höchste Zeit, den Abschied zu fordern; diesmal im Ernst. Schon wisperts aus den Ecken: „Er hat Richthofen in den Tod und Bülow aufs Krankenbett geärgert! Auch der Kaiser will von ihm nichts mehr wissen!" Allerhöchste Zeit. Sonst verlernten die Kreaturen völlig das Zittern.

Digitized by Google

Immer hatte er gehofft, in den Sielen sterben zu können. Vorbei. Er durfte noch die Brillanten zum Rothen Adler-Orden mitnehmen. Schlechter Trost. Und Radowitz trug endlich nun doch den schwarzen Preußenaar auf der Brust.

...Bene qui latuit bene vixit. War dieses Leben, das sich dem Blick so scheu immer barg, glücklich zu preisen? Herr von Holstein ist ans Ziel seines Wunsches gelangt: er hat geherrscht, in seinem Winkel alle Wonnen der Macht ausgeschlürft und sich manchmal als den Mann des Schicksals gefühlt. Ringsum aber wohl auch den lauernden Haß; und nah dem Herzen brannte es oft wie eine hautlose Stelle. Den Willen zur Macht bediente kein Schöpfergeist; nur der listige Geschäftssinn eines erfahrenen Geheimraths. Unter Blinden war dieser Einäugige König. Wenn er heute aber zurückschaut: wo liegen seine Reiche? Deutschlands internationale Politik war nie schlechter, ihr Ertrag nie dürftiger als in den drei Lustren holsteinischer Herrschaft. Die Männer seiner Wahl blieben unfruchtbar; und die Berichte der Agenten, auf die er so stolz war, meldeten meist nur Gesindestubenklatsch. Das Wichtigste erfuhr er nie. Er ahnte nicht, daß Rudini sich mit Giers verständigt habe, daß den Briten der Sieg im Transvaal sicher sei, daß Japan um jeden Preis den Krieg gegen Rußland wagen wolle. Ahnte nicht, daß er selbst in thörichtem Wüthen den neuen Bund der Westmächte schließen half. Als Bismarck ging, war Frankreich, als Holstein ging, Deutschland vereinsamt. Kein Reich also erobert, keine nützlich fortwirkende politische Tradition geschaffen; und kein warmes Heim in Menschenherzen gefunden. Groß und Klein athmete auf, als Herr von Holstein entlassen war; und er wäre rasch vergessen worden, wenn die Hinterbliebenen nicht seine Rache gefürchtet hätten, irgend eine „Enthüllung", ein Bombardement mit Papierkugeln. Ohne Frucht, ohne Liebe schied er und ließ keine Sehnsucht zurück. „Er möchte wohl," sagte Bismarck (der ihn gewiß niemals, wie Geschichtenträger verbreitet haben, den „Kerl mit den Hyänenaugen" genannt hat), „kann aber nicht. Er hatte Ehrgeiz großen Stils, doch zu wenig Augenmaß; und war eigentlich mehr Arnims Schüler als meiner. Nur im Souterrain zu brauchen. Daß er nach meiner Entlassung im Amt blieb, verstand sich von selbst, und daß er sich unter den kleinen Leuten dann sehr groß vorkam, war begreiflich; dumm nur der Uebereifer, der ihn trieb, mir und meinem Sohn seine ungeschickten Spione auf den Hals zu hetzen. Ein Bischen Vornehmheit konnte er in meinem Haus doch in dreißig Jahren lernen. Aber er hielt Jeden für einen Kujon und dachte: Wenn ich ihm kein Bein stelle, stellt er mir eins. Jetzt soll er ja den Grauen Staar haben. Ja ... Auf der inneren Iris hatte er immer schon Flecke."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.
Digitized by Google

Berlin, den 30. Juni 1906.

Ultimo.

Vor elf Jahren wurde der Nord-Ostsee-Kanal dem Verkehr eröffnet. Feierlich, wie die große Sache es wollte. Daß der Kanal nicht fertig war, durfte kein Grund sein, die Eröffnung zu verschieben. Fertig war weder das berliner Hofschauspielhaus noch der Teltow-Kanal, als sie eingeweiht wurden; noch lange nicht fertig. Geduld ist nun einmal nicht mehr unsere starke Seite. Will die Frucht nicht rasch reifen, so hält man die Lampe darunter. Sputet der Baumeister sich nicht nach Gebühr, so muß er uns für ein paar Tage wenigstens ein Gipsstuckvergnügen bereiten. Das kostet Geld? Ja, liebe Leute, selbst der Tod ist nicht umsonst. Und im Juni 1895 wollten wir ein Weltfriedensfest feiern. Nach dem Muster Ismails, der 1869 den Suez-Kanal mit einer Protzenfeier im üppigsten Orientalenstil eingeweiht hatte. Damals, nachdem der preußische Kronprinz von der Kaiserin Eugenie in Kairo ungemein huldvoll behandelt worden war, schien der Friede so sicher, daß der Abgeordnete Virchow den Antrag stellte, die Militärausgaben des Norddeutschen Bundes zu verringern. Acht Monate danach mußte Graf Bismarck dem Parlament verkünden, der französische Geschäftsträger habe ihm die Kriegserklärung überreicht. Vestigia terrent? Unsinn; Aesop und Horaz waren nie Politiker und Holtenau ist nicht die Höhle des Löwen. Wir laden die Völker der Erde zum Fest; und wenn alle Einzelheiten des Programmes geordnet und die Einladungen angenommen sind, kann uns der Reichstag das zur Kostendeckung nöthige Sümmchen (1 700000 Mark) nicht weigern. That es auch nicht. Zwar hatte Pasteur den Orden Pour Le Mérite abgelehnt, hatten die Russen zur

Digitized by Google

Bedingung gemacht, daß Deutschland die Anfänge ihrer Aktion gegen Japan unterstütze. Doch die Einladung war überall angenommen worden. Der Kaiser rief: und Alle, Alle kamen. Nicht Alle gern. Im Senat der Französischen Republik sagte der Minister Hanotaux: „Wir gehen nach Kiel, weil wir hingehen müssen, nicht Nein sagen können, bleiben aber die Alten.“ Im Figaro sprach Herr Saint-Geneſt, die französischen Seeleute machten, la mort dans l'âme, wider Wunsch und Willen das Fest mit. Einerlei. Die Hamburger wandten etliche Hunderttausende dran, aus Gips, Cement, Drahtgeflecht, bepinselter Leinwand und Pfählen im inneren Alsterbassin eine Insel zu schaffen, unter deren Leuchtthurm, zwischen Treibhausgewächsen und buntem Glühlicht, die fürstlichen Gäste Kaffee trinken könnten. Sie täuschten, mit Pappe, Leinwand und Opernregiekünsten, den Gästen auch ein fertiges Rathhaus vor. Und als man den künstlich hergestellten Kommunalpalast und das künstlich gethürmte Inselwunder bestaunt hatte, gings auf ein für den Festtag gekünsteltes Schiff. Großfürst Alexej hielt sich mit finsterer Miene im Sternenchor des Kaisers und war froh, wenn er mit dem Admiral Ménard intim plaudern konnte. Admiral Skrydlow (der in Wladiwostok seitdem so traurigen Ruhm erwarb) lud die Vertreter der nation alliée et amie an Bord seines Schiffes und sprach in einer Tischrede die Hoffnung aus, den Tag zu erleben, an dem die Kieler Föhrde russische und französische Geschwader zu anderem Zweck vereint sehen werde. Von Alledem erfuhren wir nichts. Der Presse war ein Salondampfer kostenlos überlassen worden. Fahrt, Herberge, Verpflegung: Alles gratis. Am Fallreep empfing jeder Journalist eine mit Importen gefüllte Cigarrentasche und ein Checkbuch, das ihm den Anspruch auf fünfzig Flaschen guten Weines, stillen und schäumenden, gab. Nach zwei Stunden, lasen wir, war der beträchtliche Sektvorrath bis auf den letzten Tropfen vertilgt. Nur natürlich, daß dem Weltfriedensfest kein rauher Kritiker erstand und daß die so reichlich geatzte und getränkte Volksbildnerzunft in Toasten sogar den Herrn von Köller feierte, den sie auf dem Festland kurz vorher wie den Todfeind der Freiheit und der Kultur behandelt hatte. Das Deutsche Reich ist der Liebling aller Nationen, das Fest ein weltgeschichtliches Ereigniß, der Kanal, der den Umweg um Kattegat und Skagerak spart, ein miraculum mundi, ein herrlich vollendetes Werk. So sprach die Oeffentliche Meinung.

Der Kaiser hatte bei einer Regatta in der Sandownbai gesagt: „Deutschland besitzt eine seinen Bedürfnissen entsprechende Armee; wenn die britische Nation eine ihren Bedürfnissen entsprechende Flotte hat, so wird Dies von Europa im Allgemeinen als ein höchst wichtiger Faktor für die Aufrechterhaltung des Friedens betrachtet werden.“ Beim Kanalfest sprach er: „Meere

trennen nicht. Meere verbinden. Die verbindenden Meere werden verbunden durch dieses neue Glied zum Segen und Frieden der Völker. Die Theilnahme an unserer Feier seitens der Mächte, deren Vertreter wir unter uns sehen und deren herrliche Schiffe wir heute bewundert haben, begrüße ich um so lebhafter, je mehr ich darin die volle Würdigung unserer auf Aufrechterhaltung des Friedens gerichteten Bestrebungen zu erblicken das Recht habe." Und an Bord des britischen Admiralschiffes: „Sobald die Nachricht einlief, daß die Königin beschlossen habe, die Kanalflotte zur Eröffnungfeier zu entsenden, sandte ich diese Depesche durch den Telegraphen an meine Offiziere; und überall wurde die Nachricht mit herzlicher Freude aufgenommen. So lange unsere Flotte existirt, haben wir uns stets bemüht, unsere Ideen nach den Ihrigen zu formen und in jeder Weise von Ihnen zu lernen. Einer der schönsten Tage meines Lebens, die ich nicht vergessen werde, so lange ich lebe, war jener Tag, als ich die Mittelmeerflotte inspizirte, an Bord des Dreadnought stieg und meine Flagge zum ersten Mal aufgehißt wurde. Ich bin aber nicht nur der Admiral, sondern auch der Enkel der mächtigen Königin von England." Diese Worte wurden am sechsundzwanzigsten Juni 1895 gesprochen. Im August war der Kaiser in Cowes und wurde von der britischen Presse sehr unfreundlich begrüßt. Fünf Monate danach telegraphirte er an den Präsidenten der Südafrikanischen Republik: „Ich spreche Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appelliren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Thatkraft gegenüber den bewaffneten Schaaren, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren." In der „Zukunft" wurde damals gefragt: „Warum ist das Telegramm nicht vom Kanzler abgeschickt worden, der politische Entschlüsse zu verantworten hat und im Reich der kaiserliche Minister ist? Dann könnte man es ohne ängstliche Rücksicht kritisiren, dann träfen die Vorwürfe und Schmähungen nur den Kanzler und dem Deutschen bliebe der widrige Anblick erspart, daß die Person des Kaisers, der nach außen die Volkheit zu repräsentiren hat, jetzt von den unanständigsten Vermuthungen umsponnen wird."

Ueber den Kanal selbst, das opus stupendum, ward damals hier gesagt, er werde nach menschlicher Voraussicht keine Rente, sondern Zinsverlust bringen; und an Moltkes Wort erinnert: „Wir bauen diesen Kanal vor Allem für Schweden, Rußland, Amerika, Frankreich und andere Mächte". Die Regirenden dachten nicht so. Sie hatten eine erträgliche Rentabilität errechnet und festgestellt, daß der Kanal allen berechtigten Ansprüchen genüge. „Unliebsame Unterbrechung" des Verkehres, sagte Herr von Boetticher im Reichstag, sei

nicht zu fürchten; „auch unsere größten Schlachtschiffe kommen bequem durch.“ Bald danach blieben zwei deutsche Schiffe, „Kaiser Wilhelm II“ und „Augusta Victoria“, im Kanal stecken. Er ist eben noch nicht fertig, hieß es; man hat ihn, wie das Reichstagshaus und das Tuberkulin, zu früh dem Verkehr übergeben. Das spricht nicht gegen die Ertragsfähigkeit der neuen Wasserstraße. Amtlich wurde der Kanalverkehr auf elf, nach der ersten Enttäuschung noch immer auf sechs Millionen Registertonnen geschätzt. Im dritten Jahr warens 2 805 094, im siebenten 4 285 301 Registertonnen. Die Einnahmen blieben noch 1898 um sechsunddreißig Prozent unter der Vorausschätzung, trotzdem im Herbst 1896 die Kanalgebühr ermäßigt und die Frequenz dadurch gesteigert worden war. Jetzt wird offiziös gemeldet: „Eine Kommission von dreißig höheren Beamten hat die Kanalstrecke bereist, um den neuen Verbreiterungsplan auf seine Durchführbarkeit zu prüfen. Die Kosten der Ausführung werden auf ungefähr zweihundert Millionen Mark zu beziffern sein. Obwohl die Einrichtungen tadellos funktioniren, kostet die Kanaldurchfahrt jetzt oft mehr Zeit, also auch mehr Geld als die Umfahrt um Skagen. Nicht mit siebenzig Prozent, wie angenommen wurde, sondern nur mit dreiunddreißig ist der Kanal bisher an dem Gesammtverkehr zwischen Nord- und Ostsee betheiligt. Für große Schiffe ist die Benutzung des Kanals jetzt kaum ein Gewinn; für die größten ist sie ganz ausgeschlossen: diese Schiffe können weder die Kurven nehmen noch die Schleußen passiren. Der Kanal genügt schon heute dem Verkehrsbedürfniß nicht mehr und wird ihm von Jahr zu Jahr weniger genügen. Die Verbreiterung ist im Interesse der Kriegsmarine und der Handelsschiffahrt unbedingt nöthig.“ Seit der Eröffnung sind elf Jahre verstrichen. Die Hoffnungen sind enttäuscht worden. Und jetzt wird das Wunderwerk werthlos, wenn der Reichstag nicht für die Verbreiterung zweihundert Millionen bewilligt. Da die Gebühren, Schlepplöhne, Abgaben im Rechnungjahr 1901/02 nur 2 113 526 Mark brachten, schwindet jede Aussicht auf Rentabilität. Als neulich aber der Teltow-Kanal (ehe er fahrbar war, versteht sich) mit dem üblichen Pomp geweiht wurde, nannte Herr von Boetticher sich einen Kanal-Sachverständigen und brachte sich als den „Erbauer“ des opus stupendum in Erinnerung. Der Herr (der endlich nun aus dem Staatsamt in die Domherrnpfründe schlüpft) sollte froh sein, wenn Keiner dran denkt, Keiner ihn für das Mißlingen des Werkes verantwortlich macht. Fast all seine Berechnungen und Angaben sind als falsch erwiesen; und heute hört man, jeder halbwegs fähige Polytechniker habe längst gewußt, daß der Kanal die Aufgabe, die ihm zugedacht ward, nicht bewältigen könne. Doch das Weihefest war ein weltgeschichtliches Ereigniß.

Eine andere Erinnerung. Vor acht Jahren reiste der Kaiser, um die

dem Christen heiligsten Stätten zu sehen, ins Osmanenreich. In Bethlehem sprach er: „Unter allen möglichen Vorspiegelungen reißt man ein Stück nach dem anderen von den Mohammedanern los, wozu man gar keine Berechtigung hat.“ In Damaskus, am Grab des Christenverfolgers Salah ed Din: „Bewegt von dem Gedanken, an der Stelle zu stehen, wo einer der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, der große Sultan Saladin, geweilt hat, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der oft seine Gegner die rechte Art des Ritterthumes lehren mußte, ergreife ich mit Freude die Gelegenheit, vor allen Dingen dem Sultan Abd ul Hamid für seine Gastfreundschaft zu danken. Möge der Sultan und mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, welche, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren, versichert sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird.“ Beim Einzug in die festlich geschmückte Haupt- und Residenzstadt Berlin: „Ueberall, wohin wir kamen, auf allen Meeren, in allen Ländern und in allen Städten hat der deutsche Name jetzt einen Klang, wie er ihn noch niemals vorher hatte. Ueberall ist er geachtet und geschätzt wie nie zuvor.“ Auf dem schlanken Seraskerthurm hatte neben der Halbmondflagge zum ersten Mal wieder die schwarz-weiß-rothe Fahne geweht. Feierlich war der Kaiser in Jerusalem eingezogen. Am Grabmal des Salah ed Din, der Lusignan schlug und Richard Löwenherz sogar die palästinische Wohnung des Friedens verrammelte, hatte er einen Kranz niedergelegt. Jeder Türke, der diese Vorgänge sah, jeder Araber, in dessen Ohr Wilhelms Wort drang, war seitdem sicher: Hinter dem Padischah steht der mächtige Imperator el Alemania. Mußte sicher sein. Wenn er von der „innigen Freundschaft“ hörte, die den Kaiser dem Sultan verbinden solle, senkte er freilich nur die Lider und hielt den schwatzenden Giaur für einen Narren. Der Orientale ist kein Ideologe, kein sentimentalischer Schwärmer. Innige Freundschaft! Um eine Tischdecke, einen Teppich wird einen halben Tag lang gefeilscht. „Billig hat der blonde Imperator seine Freundschaft gewiß nicht gegeben; noch um hohen Preis aber ist sie uns nicht zu theuer. England, Frankreich, Rußland, Oesterreich, die Magyaren selbst mit dem Plan ihres Balkanbundes können uns nichts mehr anhaben. Deutschland hilft uns aus jeder Noth.“ Glaubten es nicht auch Deutsche? Die Intimität mit dem Osmanenreich, dachten sie, ist nicht ungefährlich; sie kann uns in Konflikt mit Rußland und den Westmächten bringen. Dafür aber bekommen wir im Herrschaftgebiete des Sultans Handelsprivilegien von höchstem Werth und sind in der islamischen Welt wirklich vornan; und bleibens auf unabsehbare Zeit.

So sprach, nach dem Festrausch der Kaiserreise, die Hoffnung. Nicht lange danach sagte, in einer Stunde nüchterner Selbsterkenntniß, Freiherr

Marschall von Bieberstein, Deutschlands Botschafter am Goldenen Horn, bei einem Patriotenfest im Deutschen Handwerkerverein: „Was wir hier im Orient erreicht haben, verdanken wir nicht großen, geheimen diplomatischen Künsten und Schachzügen, sondern der Tüchtigkeit und Arbeit deutscher Handwerker, Techniker und Kaufleute." Er hat nie wahrer gesprochen. Nur hinzuzufügen vergessen, daß wir überhaupt nichts Beträchtliches erreicht haben. Kein Privileg. Unter den blödsinnigen Scherereien, die fast das einzige Lebenszeichen türkischer „Verwaltung" sind, leidet der deutsche Kaufmann genau so wie jeder andere. Nicht einmal ein nützliches Prestige. Die Orientalen, die ihre Kraftwörter gern aus dem Bezirk physiologischer Vorgänge holen, haben oft, hohe Würdenträger sogar, vor dem Ohr deutscher Rechtsucher erklärt, daß sie auf den Botschafter und die Konsuln des Deutschen Reiches... pfeifen; in solemniter gewährten Audienzen. Das klingt dem Europäer schlimmer, als es gemeint ist; verräth aber nichts von besonderer Hochachtung. In dem Botschafter sehen die Muslimin im Grunde nur einen mit tönendem Titel geputzten Vertreter der Firma Krupp, der mit allen Mitteln Profite machen will; und da er den Auftrag hat, unter allen Umständen doucement vorzugehen, bleiben seine Reklamationen noch länger unerledigt als die anderer Missionschefs. Der Deutsche erlangt, was man seiner Tüchtigkeit schließlich nicht weigern kann. Vornan sind wir nur, wo es sich um Ordensverleihungen handelt; und diesen Vorsprung gönnt uns die Konkurrenz. Bleibt die Bagdadbahn. Unbestreitbar ein Produkt der Kaiserreise. Am ersten Dezember 1898 kehrte Wilhelm nach Berlin zurück. Am Tag vor der Weihnacht des Jahres 1899 unterzeichneten in Konstantinopel Zihni-Pascha und Georg von Siemens den Präliminarvertrag, durch den die Société du chemin de fer ottoman d'Anatolie das Recht erhielt, die Eisenbahn von Konia nach Bagdad und Basra zu bauen. Seitdem ist dieser Bahnbau der Pivot deutscher Orientpolitik. Der gescheite und erfahrene Generalkonsul Stemrich hatte nach fünfzehnmonatiger Inspektion der Strecke erklärt, die Bahn werde nicht rentiren. Der Kaiser aber dem bedenklichen Sultan erklärt: Ich baue sie Dir. Hundert Schreiber priesen, wie vorher den Nord-Ostsee-Kanal, das neue „unvergleichliche Kulturwerk". Wird es besser rentiren als der Kanal? Sicher; wenn für ausreichende Bewässerung gesorgt, das jetzt von kurdischen Räuberhorden durchstreifte Land einst von arbeitsamen und wehrfähigen Bauern besiedelt und der Bahn aus türkischen (noch nicht verpfändeten) Reichseinnahmen eine genügende Kilometergarantie gewährt wird. Leicht sind diese drei Bedingungen nicht zu erfüllen; sinds wahrscheinlich nur, wenn die unfähige Osmanenregirung mit ihrer Bakschischmoral in diesem Gebiet völlig abdankt. Doch vielleicht erleben wir noch, daß die indische

Post über Konstantinopel befördert wird und daß fürs Vaterland mehr als für Dividenden begeisterte Aktionäre sich mit einem Papier zufrieden erklären, das ihren Enkeln Zins tragen kann. Und vielleicht bringt der flinke Geheimrath Helfferich, der zu rechter Zeit noch, vor dem lauten Skandal, der Kolonialabtheilung in ein milderes Klima entfloh, die Sache in Ordnung und läßt uns vergessen, was er durch seine ostafrikanische Münzreform gesündigt hat.

Vielleicht. Wahrscheinlich ists nicht. Der Bau und Betrieb der Bagdadbahn, die am Persischen Meerbusen enden soll, ist eine leise, doch leidenschaftlich umstrittene Frage der Weltpolitik. Dieser Eisenstrang würde nicht nur die Verbindung mit Shantung (Kiautschou) sichern, die durch den anglo-franko-japanischen Dreibund jetzt bedroht ist, sondern auch einen trockenen Weg nach Indien öffnen. Er gefährdet das Interesse Rußlands, das ein eisfreies Meer braucht und, seit es auf Südostasien verzichten mußte, den Blick sehnsüchtig auf den Persischen Meerbusen richtet. Das politische und das wirthschaftliche Interesse; denn Mesopotamien wäre, schon mit Korn und Naphtha, den russischen Exportwünschen ein furchtbarer Konkurrent. Auch Oesterreich und Ungarn (man muß sich gewöhnen, den Bindestrich wegzulassen) würden die Folgen spüren, wenn das Land zwischen Euphrat und Tigris intensiv bewirthschaftet und dem Weltverkehr erschlossen würde. Und daß weder Frankreich noch England dieser Entwickelung müßig zuschauen kann, braucht nicht bewiesen zu werden. Frankreich hat das Händchen im Syndikat und stellt einstweilen der Anatolischen Bahn den Generaldirektor. England hat während des Burenkrieges, als wir die Gelegenheit, die Mähne des Leun zu stutzen, versäumten, zugesagt, es werde uns auf dem Weg nach Bagdad keine Schwierigkeit machen. Long ago; und Bagdad ist noch nicht Basra. Baut nur, dachte der Brite: wenn Euch, ein gutes Stück vor dem Persischen Meerbusen, der Athem ausgeht, kommt meine Zeit. Wir bliebenſorglos. Hatten ja Abd ul Hamid für uns.

Haben wir ihn noch? Am zwölften Mai sagte ich hier: „Großbritanien ärgert in Persien und mehr noch in Egypten jetzt die Türkei. Der Hauptzweck ist zunächst wohl, dem mißtrauischen Abd ul Hamid ad oculos zu demonstriren, daß er in Nothlagen auf Deutschland nicht rechnen kann. Diese Absicht war sofort erkennbar und deshalb mußten wir uns ruhig halten und durften nicht loskreischen: ‚Wir werden Englands Kreise nicht stören!' Welcher Kadett war denn wieder für dieses falsche Manöver verantwortlich? Nach Abd ul Aziz nun Abd ul Hamid. Und der Islam sollte doch unsere große Hoffnung sein. Schöne Worte haben die Mohammedaner gehört, in Konstantinopel und in Tanger, aber nachgerade wohl auch gemerkt, was drauf zu geben ist. Sobald sie einsehen, daß sie ohne England nichts erreichen, hat die Freundschaft mit

den deutschen Giauren ein bitteres Ende." Seitdem wurde mir aus dem Moayad, dem größten panislamischen Blatte des Osmanenreiches, die folgende Artigkeit übersetzt: „Deutschland treibt seine alte Politik ruhig weiter: in guten Tagen ist es der Türkei und den Mohammedanern ein treuer Freund; in schwerer Zeit zieht es sich zurück und überläßt uns rücksichtlos unserem Schicksal." Aus einem Artikel, den Mustafa Pascha Kamel, ein vorher als Freund Deutschlands bekannter Politiker, in El Liwa, der nationalen Zeitung Egyptens, veröffentlicht hat: „Deutschland hat sich, trotz den klangvollen Worten seines Kaisers, muthlos von uns zurückgezogen. Daß es Akabas wegen nach dem Schwert greife, war vielleicht nicht zu verlangen. Doch der Deutsche Kaiser telegraphirt ja sonst bei jeder Gelegenheit in die Welt hinaus. Diesmal fand er kein Wort, als Rußland und Frankreich dem Handeln Englands zugestimmt hatten. Das Deutsche Reich bringt seinen Freunden mehr Schaden als Nutzen. Vermag es nichts gegen England? Dann müssen wir uns eben an den Stärkeren halten." Und aus einem Blatte der Jungtürken: „Freundschaft mit Deutschland? Wir danken. An einem Sultan haben wir gerade genug." Aehnliche Stimmen könnte ich noch eine halbe Stunde lang citiren. Meine Vermuthung war leider also richtig. Jedem Wachen mußte sie kommen. Was hat der Sultan, was haben „die dreihundert Millionen Mohammedaner, welche, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren", von uns denn gesehen? Zuerst, daß wir, statt schon für das vortheilhafte Angebot unserer Freundschaft reichlichen Lohn zu erzwingen, uns mit einem Almosen abspeisen ließen. Dann, daß wir das antitürkische, von Lobanow und Aehrenthal vorbereitete, von Lamsdorff und Goluchowski in Mürzsteg besiegelte Programm schweigend hinnehmen mußten; die Flottendemonstration der Großmächte nicht hindern konnten; in Tanger und Algesiras vor Aller Augen vereinsamt waren; und jetzt, als der Brite in Akaba und Tabah den Turban zauste, ängstlich aufkreischten: Wir werden Englands Kreise nicht stören! Vor dem Gebein ihres Salah ed Din war ihnen gesagt worden: „Zu allen Zeiten wird der Deutsche Kaiser Euer Freund sein." Dürfen wir sie tadeln, weil nach achtjähriger Erfahrung diese Freundschaft sie nicht mehr so werthvoll dünkt wie am Tag von Damaskus?

Abd ul Hamid mag Wilhelms Freund geblieben sein. Auch mit dieser Möglichkeit haben die londoner Staatsmänner, denen unsere Orientpolitik die Richtung vorschrieb, gerechnet. Der Sultan (dem kein Verständiger über den Weg traut und der am Ende doch hundertmal mehr Menschen gemordet hat als der schwärzeste Hintertreppentrepow) ist noch immer eine Macht; ists als Khalif, als geistliches Oberhaupt aller Muslimin. Ists aber nur, so lange er über Mekka und Medina, die Heiligen Stätten islamischen Glaubens, herrscht.

Digitized by Google

Sitzt da ein von Englands Gnaden regirender Scheich, dann ist der Mann im Yildiz Kiosk nur noch der Herr über die Osmanen des inneren anatolischen Gebietes, der (von den Jungtürken bedrohte) Khan eines an Leib und Seele entarteten Volkes, das Unfruchtbarkeit und endemische Syphilis sicherem Untergang weihen. Dann mag er dem Deutschen Kaiser der treuste Busenfreund sein: Britanien hat gegen solche Intimität nichts einzuwenden. Um den Sultan zu schwächen, hat es ihm an drei Stellen die Flanke verwundet. Die Eisenbahn nach dem Golf von Akaba, dem nordöstlichen Theil des Rothen Meeres, sollte gehindert werden: also schufen die Briten, die seit den Tagen der entente cordiale und des Scherifenlärms in Egypten nichts mehr zu fürchten haben, bei dem türkischen Hafenstädtchen Akaba Befestigungen und wehrten (im Mai) den Gegenstoß der Osmanen ab. In Aden sollte der Aufruhr gefährlicher dräuen: also wurden, wie Bantuneger und Hottentoten, auch dort die Rebellen mit Geld und Waffen versorgt. Im Wilajet Basra, nah beim Persischen Meerbusen, sollte verdächtiger Rauch sichtbar werden: also wurde in Korein el Koweyt ein Feuerchen angezündet und der für die Bagdadbahn brauchbarste Hafen besetzt. Wie lange wirds dauern, bis Abd ul Hamid auf Mekka und Medina verzichten muß? Schon liest man in englischen Blättern, Deutschland wolle sich in Persien schnell eine Interessenzone schaffen, habe aber eingesehen, daß es ohne die Zustimmung und die finanzielle Hilfe Britaniens die Bagdadbahn nicht bis nach Basra fortführen könne, und sei deshalb bereit, gegen ausreichende Konzessionen den Engländern in Arabien freie Hand zu lassen, den türkischen Widerstand gegen die Mekkabahn nicht zu unterstützen und sogar in Makedonien mit den anderen Großmächten gemeinsam zu handeln. Lockt wieder zu neuen Ufern ein neuer Kahn? Soll in Makedonien endlich ernsthafte Reformarbeit geleistet werden, dann kann die Türkei ihre erhöhten Zolleinnahmen nicht für die Kilometergarantie der Bagdadbahn verwenden. Warten wirs ab. Daß John Bull den lieben Vetter Michel wieder mal zur Dupe machen will, kann nicht zweifelhaft sein. Deshalb die Freundschaftbetheuerungen, die Papierguirlanden, die Fütterung deutscher Zeitungschreiber; deshalb selbst in den beim Jingo beliebten Häusern the cups, that cheer, but not inebriate. Graf Wolff-Metternich, der noch immer in London den Botschafter spielen darf, fühlt sich schon im siebenten Himmel, aus dem im Rhamadan der Koran herabgetragen ward, und schickt täglich ein Oelblättlein über den Aermelkanal. Politiker können nur vor der Antwort auf die Frage zaudern, ob uns im Haag eine funkelnagelneue Neutralitätpflicht oder gar die Begrenzung der Wehrmacht zugemuthet werden soll oder ob der Leu die Zeit schon gekommen glaubt, wo er die Tatze nach der Bagdadbahn recken darf. Glaubt ers, dann

ist die britisch-russische Verständigung über den ganzen Komplex der asiatischen Streitfragen auf Deutschlands Kosten inzwischen Ereigniß geworden.

Zu Staunen und Trauer wäre kein Grund, wenn Deutschlands Politik (so muß der höfliche Patriot das Huckezeckspiel ja wohl nennen) die Türkei ihrem Verhängniß überließe. Auf den Islam dürfen wir nicht mehr hoffen. Der hat gesehen, daß wir weder dem Sultan des Ostens noch dem des Westens helfen, und hat seit der großen Retirade aus dem Scherifenreich den Glauben an die blonden Retter verloren. Schon mußte man lesen, in Konstantinopel sei die deutsche Flagge zerfetzt und mit Füßen getreten worden; und war die Meldung falsch, wurde sie uns nicht nur, wie alles Unangenehme, verschwiegen, so stand sie doch in weithin verbreiteten Orientalenblättern: war mindestens als Symptom also wichtig. Statt ohne vorbedachten Plan nach Marokko zu laufen und den Muslimin zu zeigen, daß all unser Gerede den „souverainen" Sultan nicht vor Kuratel und Polizeiaufsicht schützen kann, mußten wir uns mit Frankreich über Kleinasien verständigen und dafür sorgen, daß den Schlauköpfen von Albion nicht der Gedanke kommen könne: Jetzt sind sie drüben schlecht genug behandelt worden, sind mürb und werden uns für ein freundliches Lächeln keinen irgend erfüllbaren Wunsch weigern. Wir mußten, wenn wir uns in der Welt Mohammeds als Vormacht behaupten wollten, auch ungefähr wenigstens die Psyche des Orientalen kennen. Der hat, wenn er am Wort eines Franken erst zu zweifeln anfing, auch schon zu zweifeln aufgehört; und hier schien das Wort eines Kaisers verpfändet. Den gewinnt man nicht mit schönen Redensarten von Freundschaft und Bruderliebe. Der haßt den Christen inbrünstig, handelt, wo ein lohnender Profit winkt, aber gern mit ihm und scheut sich eben so wenig wie der berliner Antisemit, der zu Wertheim, Tietz oder Jandorf rennt, dem billig verkaufenden Todfeinde die Tasche zu füllen. Krupp wäre, so lange er auf der Höhe blieb und Schneider nicht zu fürchten hatte, seine Kanonen auch ohne excellenten Agentendienst losgeworden. Wir haben uns kein der Macht des Reiches entsprechendes Aequivalent gesichert, sondern kleine, manchmal beinahe unwürdige Geschäftchen gemacht und mit unserem Geschrei ganz falsche Vorstellungen von der Bedeutung der Türkei als eines für Absatz und Expansion geeigneten Landes geweckt. Das Osmanenreich ist arm, seine Wirthschaft rückständig, seine Verwaltung ein Kinderspott, noch der beste seiner Märkte unsicher. Die deutschen Kaufleute, die dort leben, schinden sich ums liebe Brot. Die Deutsche Levante-Linie giebt, trotzdem sie gut geleitet und von der Regirung mit allen amtlichen Kräften gefördert wird, noch heute keine Dividende. Was wir in dieses arme Reich importiren, hat prozentual in unserer Handelsbilanz keine nennenswerthe Be-

deutung. Diesen Import gönnt uns Jeder, wird Keiner uns rauben. Die Eisenbahnpläne aber hat die unkluge berliner Politik gefährdet. Während wir hingingen, winzigen Vortheil einzusäckeln, schufen wir den Schein der Absicht, von diesem Punkt aus die Welt zu bewegen. Lärmten und jubilirten, trösteten und verhießen, bis, wie am Tag der Pfingsten einst nach der Apostelgeschichte, Alle sich entsetzten und Einer den Anderen fragte: Was will Das werden? Bis England das Trachten begriffen und das letzte Glied in seine Bündnißkette gefügt hatte. Jetzt sind wir dem Islam ein Gräuel; haben alle Großmächte gegen uns und höchstens noch den Sultan als Hort. Der aber wird sich entweder bei Eduard einschmeicheln oder nicht mehr lange Khalif sein. Und ein Mann, der Elektrizitätanlagen verbietet, weil er wähnt, Dynamo sei ungefähr das Selbe wie Dynamit, ist immerhin ein nicht ganz zeitgemäßer Freund.

Doch wir hatten Feste, Reden, spectacula jeder Art, ganz wie beim Kanal; und können ohne solche Sensation nun einmal nicht leben. Ist kein Triumphgesang anzustimmen, so doch ein Klagelied. Der Erdkreis liebt uns zärtlich und huldigt dem deutschen Namen; oder: Wir sind höchst schmählich verkannt und von wühlendem Haß umlauert. Nur nicht schweigen, nicht, wie andere Nationen, mal für ein Veilchen vergessen sein. Das wäre fürchterlich. Lieber soll man, wie Paulus zu den Korinthern, zu uns sprechen: Euer Ruhm ist nicht fein; drum feget den alten Sauerteig aus, auf daß Ihr ein neuer Teig werdet! Eben erst ward es wieder erreicht. Ein paar Kolonialgeheimnisse sind ans Licht gekommen. „Pflichtvergessene Beamte!" „Gegen ein solches inneres Uebel einer deutschen Behörde muß mit aller Schärfe vorgegangen werden." Also rasch: „Verfolgung durch die Staatsanwaltschaft oder, wenn dieser Weg nicht ans Ziel führt, Erneuerung des Beamtenkörpers der Kolonialabtheilung." So wetterts von Nordeney her. Die Erneuerung des Beamtenkörpers könnten wir uns gefallen lassen, wenn sie nicht auf die unteren Organe beschränkt bliebe. Nicht gefallen lassen dürften wir uns den thörichten Nandalirton, der in keinem Verhältniß zur Ursache steht. Wer denkt daran? Deutschland ist wieder in Aller Mund, hat wieder seinen Staatsskandal, der den Schreibern aller Zonen im Nothfall über die Hundstage hinweghilft. Neustes, Allerneustes! ... Die Rechnung kommt, la douloureuse, die kein Auge gern sieht. Kommt, wie sie nach der Geschäftsregulirung noch immer kam; am letzten Tag des Quartals stets so pünktlich wie am ersten die sechstausend Mark, die der Erbprinz zu Hohenlohe aus dem eigentlich für Witwen und Waisen bestimmten, vom Kaiser aber nach freiem Ermessen verwendbaren Dispositionfonds als Vierteljahrszulage zum Gehalt des Kolonialdirektors bezieht.

Digitized by Google

Doktor Besserwisser.*)

Aus Schweningers Aerzteschule.

Die Aufgabe des Arztes ist, den kranken Menschen so zu behandeln, daß er gesund wird. Nun trägt aber der ärztliche Beruf eine Gefahr in sich. Der Arzt ist dem Kranken gegenüber der Stärkere. Je eifriger der Arzt sich seiner Arbeit widmet, um so seltener findet er Menschen, die ihm überlegen sind. Aus diesem Verkehr mit der Schwäche entwickelt sich der Hochmuth, das Kennzeichen der Aerzte. An und für sich ist dieser Mangel an Selbsterkenntniß eine persönliche Unart, die dem Träger selbst in den Momenten besserer Einsicht eben so widerwärtig ist wie seiner Umgebung. Wenn wir die Taxe für unsere Leistungen und für unsere Kräfte verlieren, wenn wir im Haus Tyrannen, im Verkehr mit Berufsgenossen Neider, in der Gesellschaft anmaßende Narren werden, so kann man darüber lachen oder weinen. Es hat nicht viel zu sagen. Doch giebt es Zustände, in denen der Hochmuth der Aerzte eine Gefahr für Volk und Geschichte wird; und eine solche Epoche ist da.

Wie die Sachen jetzt liegen, betrachtet der Arzt als sein Recht, für das Wohl aller Menschen, gesunder und kranker, zu sorgen; ja, er hält es sogar für seine Pflicht. Er soll die Gesundheit erhalten, Krankheiten verhüten, sich

*) In Lachstadt, hart an der Grenze von Seldwyla, tagte vor ein paar Wochen ein Kongreß der Antihygieniker. Wüstes Volk war versammelt; Leute, vor dessen Nähe es den Reinen (in diesem Fall also den zünftlerisch geschulten Mediziner) schaudert. Nur natürlich und billig also, daß der Kongreß totgeschwiegen wurde. Viribus unitis von der Fachpresse und den großen Zeitungen. In Schweningers Aerzteschule aber (die von Großlichterfelde inzwischen nach Schwaneck bei München verlegt worden ist) nahm man sich der Sache an. Die da vereinten jungen und alten Ketzer haben nämlich, neben anderem rückständigen Aberglauben, auch noch die Sucht, zu erfahren, was draußen, jenseits von der friedlich eingehegten Gemarkung offizieller Wissenschaft, gedacht und erstrebt, gewollt und ersonnen wird. Ein völlig zweckloses Treiben, versteht sich; was er zu glauben, zu wollen, zu thun hat, erfährt Jeder ja aus den Lehrbüchern der Autoritäten und den Demonstrationen berühmter Kliniker. Doch so ist diese Sippe nun einmal. Soll man die ihr Angehörigen (die Zahl ist in skandalöser Weise angewachsen) nicht, trotz Doktorgrad und Staatsdiplom, kurzweg Pfuscher nennen? Item, eines schönen Sommerabends kam auch der Kongreß der Antihygieniker dran. Schweningers Schüler Dr. Grodbeck, der in Baden-Baden wirkt, hatte dem Kongreß beigewohnt und die wichtigsten Reden aus dem Stenogramm übertragen. Hier ist zunächst eine davon; für die Richtigkeit des Wortlautes trägt Herr Dr. Grodbeck die Verantwortung. Unglaubliches Zeug! Und so Etwas wird von Männern, die sich Aerzte zu nennen wagen, auch noch ernsthaft diskutirt, als handle sichs um einen Bericht über die Segen stiftende Wirkung der Tuberkulose-Heilstätten oder um die Frage, ob man nicht unmittelbar nach der Geburt den Wurmfortsatz beseitigen müsse, um den erwachsenden Menschen vor der Appendizitis zu schützen. Lest; und vernehmt, vor der Badereise, was im Jahrhundert der Theerhygieneindustrie noch möglich ist.

Digitized by Google

selbst entbehrlich machen. Das fordert er von sich. Das verlangt die Stimme der Zeit. Dazu geben ihm Volk und Staat die Macht. Die Hygiene ist uns anvertraut worden; wir sollen nicht nur berathen und prüfen: wir halten auch die ausübende Gewalt fast ganz in unseren Händen. Für mich ergeben sich daraus zwei Schlüsse. Wer dem Arzt eine solche Aufgabe stellt, ist von der Angst zerrüttet; er hat den ruhigen Verstand verloren. Daß wir aber dieses Amt uns aufdrängen ließen, gierig nach der Macht faßten und sie gebrauchen, beweist: unser Hochmuth wurde Selbstüberhebung; wir nahmen eine Pflicht auf uns, die wir nicht erfüllen können.

Wir stehen jetzt in dem Jahrhundert der Angst. Jede Lebenserscheinung erhält von dieser Herrscherin das Gepräge. Je mehr die Scheu vor Hölle und Teufel verschwunden ist, um so tiefer hat sich die zeitliche Furcht in Aller Wesen eingefressen. Angst in jeder Gestalt erfüllt das Dasein; namentlich Angst vor Krankheit. Es ist beschämend, zu sehen, welche Breite der Gedanke an Wohlsein und Gebrechen in Dichtung und Presse, im täglichen Leben und in der Gesetzgebung, in Verkehr und Unterhaltung, in Familie und Oeffentlichkeit einnimmt; beschämend, zu erkennen, welche Masse von Kraft für die Erhaltung der Gesundheit verschwendet wird, während man doch wissen müßte, daß auch dieses Gut, wie jedes andere, täglich von Neuem in tausend Gefahren erobert werden muß, wenn es nicht ein hohler Besitz werden soll; ist beschämend, zu hören, wie man diese klägliche Gemüthsverfassung, die an das habgierige Verscharren eines Schatzes erinnert, als etwas Herrliches preist. Lächerlich aber ist es, wenn man den Arzt zum Richter über die Volksgesundheit macht. Niemand ist dazu weniger befähigt als gerade er. Das halte man nicht etwa für ein Paradoxon. Wer überhaupt erst wagt, die Befähigung des Arztes zum Schützer des Volkswohls in Frage zu ziehen, hat auch schon die Antwort. Sie lautet: Der Beruf des Arztes erschwert, ja, verhindert das richtige Urtheil und das richtige Handeln in der Stellung des Hygienikers.

Stellen wir uns einmal auf den Standpunkt, daß die Gesundheit das höchste Gut sei. Dann müßte der Volksgeist dem Ziel zusteuern, nur die körperlich und geistig wirklich Gesunden am Leben zu erhalten, die Kranken und Schwachen aber zu beseitigen. Daß es geht, ist keine Frage. Das Experiment ist in geschichtlicher Zeit gemacht worden. Wo aber könnte man einen Menschen finden, der dazu weniger geeignet wäre als der Arzt, dessen ganzes Wesen strebt, dem Kranken zu helfen, ihn möglichst lange vor dem Tod zu schützen? Daß man gerade ihm die Sorge für das Wohl, für die Gesundheit des Volkes anvertraut, ist eine von den großen Dummheiten unseres Zeitalters; daß er sich für berechtigt hält, diese Sorge auf sich zu nehmen, ist ein Zeichen, wie sehr er das Verständniß für sich selbst verloren hat.

Ich wähle ein Beispiel. Ein Mensch, der wirklich davon durchdrungen

Digitized by Google

ist, daß auf der Gesundheit die Zukunft der Welt beruhe, muß das Kind eines Geisteskranken, eines Trunkenboldes, eines Epileptikers verabscheuen; muß es beseitigen, wenn er kann. Der Arzt aber? Der muß es hegen und pflegen, es aufziehen, so schwach es ist, muß seiner Schwäche durch das Leben helfen, muß es lieben. Er thut genau das Gegentheil Dessen, was ihm sein hygienischer Verstand gebietet; seiner Anlage, seinem Beruf nach kann er gar nicht anders. Den Tuberkulösen, den Syphilitiker, den Idioten, den Krüppel, den Mißgestalteten: sie Alle wird er am Leben erhalten. Und diesem Manne vertraut man die Zukunft der Rasse an, von der doch Jedermann heutzutage annimmt, sie beruhe auf der Gesundheit? Diese Annahme ist falsch; aber sie gilt doch jetzt im Leben, in jeder Regung des Volksgeistes. Ist Das nicht Narrheit? Ist es nicht Hochmuth, wenn der Arzt eine Pflicht übernimmt, die er nicht erfüllen kann, gar nicht darf? Ist Das nicht schlimmer? Ists nicht Betrug?

Wie fadenscheinig ist das Gewand, mit dem man den Betrug verhüllt! Da ist die Tuberkulose. So lange haben wir von der Vererbung tuberkulöser Anlagen gesprochen, daß jetzt jedes Kind darum weiß und daran glaubt. Wenn dieser Kinderglaube nun wahr ist: was thun die Aerzte, um die Gefahr für die Rasse, die Gefahr, die sie so anschaulich zu schildern wissen, zu beseitigen? Sie schreiben und sprechen gegen die Ehe Tuberkulöser; und gleich danach laufen sie zum Vater Staat und beschwatzen ihn, Lungenheilstätten zu bauen. Als ob jemals ein Tuberkulöser ein Weib, das ihm gefiel, unberührt ließ, blos weil es der Arzt so gebot! Welcher Selbstbetrug von Menschen, deren beste Kenntniß Menschenkenntniß ist! Wenn ein Arzt seine Kranken nicht anders herstellen zu können glaubt als in einem Sanatorium, so soll er sich eins verschaffen, wie und wo er mag. Daß aber der Staat, der die Kraft des Volkes erhalten will, Lungenheilstätten baut, während er glaubt, die Tuberkulose sei der Feind der Menschheit: Das ist gewissenlos. Ein Staat, der dieses Märchen glaubt, muß jeden Tuberkulösen henken lassen.

Ein Feind der Menschheit ist die Tuberkulose? Wie kann man Das sagen! Wer die Leistungen der Tuberkulösen auf die eine Wagschale und die der gesunden Menschen auf die andere legte, würde wohl anders sprechen. Kommt es denn immer nur auf die Zahl der Menschen an und nie auf ihren Werth? Mir klingt es rauh in den Ohren, wenn ich den Arzt von dem grausamen Menschenfeind Tuberkulose sprechen höre. Sah dieser Mann denn nie einen Schwindsüchtigen sterben, frage ich mich. Hat er denn nie zu Häupten des Kranken die große Hoffnung erblickt, mit der die Schwindsucht den Tod besiegt? Wie leichtfertig gehen die Menschen mit Worten um!

Der Arzt, von Staat und Publikum zum Hüter des öffentlichen Wohls berufen, hält die Nachkommenschaft Tuberkulöser für eine Rassengefahr, ist aber trotzdem bemüht, dafür zu sorgen, daß die Tuberkulösen möglichst lange fähig

Digitized by Google

bleiben, solche gefährdende Nachkommenschaft in die Welt zu setzen. Das ist ein Widerspruch im Handeln. Er kommt daher, daß der Arzt zwei unvereinbare, einander aufhebende Pflichten übernommen hat: die Sorge für die Kranken und die für die Gesunden schließen einander aus. Genau so wie bei den Tuberkulösen ists bei den Geisteskranken, den Syphilitikern, den Schwachen und Kranken jeder Art. Der Arzt braucht ein weiches, ganz den Mitmenschen gewidmetes Herz. Wer die Kraft eines Volkes stählen will, muß ein hartes Herz und einen mitleidlosen Willen haben, der unbedenklich den Mitmenschen opfert, wenn er die Zukunft schädigt. Diese Verquickung zweier Pflichten, der gegen die Mitwelt und der gegen die Nachwelt, bewirkt in dem ruhig denkenden Arzt einen Zwiespalt, der mit Cynismus oder Entsagung enden muß.

Es ist nicht anders: ein Arzt, der die Doppelpflicht der Sorge für den einzelnen Kranken und für das Wohl der Menschheit auf sich nimmt, vergeht sich gegen alle Vernunft. Es ist, als ob er ein Rad mit dem linken Arm vorwärts, mit dem rechten zugleich rückwärts rollen wollte. Im günstigsten Fall treibt ers unter ganz unnöthigen Anstrengungen, die höchstens seiner Muskelkraft nützen, vorwärts; vielleicht bleibt es unbeweglich stehen; vielleicht aber rollt es auch zurück. Dieser dritte Fall wird bei den hygienischen Gesetzen der Aerzte Ereigniß. Der ursprüngliche Beruf des Arztes, Schwachen zu helfen, macht sich immer wieder geltend. Erfüllt der Arzt den tiefsten Sinn seiner Aufgabe, Bedürftigen Heil zu gewähren, so, sagen wir, sündigt er gegen das öffentliche Wohl gemäß der allgemeinen Annahme, daß es für die Kinder wünschenswerther sei, von gesunden Eltern abzustammen als von kranken. Er schädigt die Zukunft. Und schon sein Streben, möglichst viele Menschen gesund zu erhalten, führt, wie auch der Erfolg sein mag, zu dem selben Ende, zum Sinken der Volkskraft. Das Ziel der ärztlichen Hygiene ist, die Gefahr des Lebens so zu vermindern, daß auch der anfällige Mensch sicher ist. Mit der Verringerung der Gefahr wird jedoch auch die Anforderung an die Volkskraft und deshalb natürlich auch die Volkskraft selbst vermindert, genau so wie ein starker Mensch langsam an Muskelkraft einbüßt, wenn er der Uebung entbehrt. Je sicherer das Leben wird, um so tiefer sinkt die Leistungfähigkeit der Lebenden, wenigstens Derer, die für die Welt Etwas bedeuten. Wenn sie nicht in dem allgemeinen Frieden verfaulen wollen, müssen sie sich selbst Gefahren schaffen: und bei dieser Arbeit allein schon, bei diesem Mühen, Gefahr zu bestehen, geht ihnen der beste Theil des Lebens verloren.

Allerdings verbreitet sich ja die Meinung immer weiter, daß alles Geschehen, Kultur und Kunst, Krieg, Fortschritt und Rückschritt, von den Massen abhänge, nicht von den Einzelnen. Glaube es, wers glauben mag. Für mich ist dieser Glaube an die Massen allein schon ein Zeichen, daß das Uebergewicht der Großen über die Kleinen abnimmt. Und diese Bevorzugung der

Digitized by Google

Menge entspricht wiederum dem ärztlichen Wesen. Hier ist der Hebel, mit dessen Hilfe der ärztliche Beruf zu seiner unnatürlichen Machtstellung erhöht worden ist. Der Arzt kann die Qualität der Menschen nicht richtig schätzen; dem Grunde seiner Seele steht die schlechte Qualität ja viel näher als die gute. Ists ein Wunder, daß er all seine Vorschläge dieser schlechteren Qualität anpaßt?

Von dem Bestreben, die Menge der Menschen zu mehren, verleitet, sehen die Aerzte die geringere Sterblichkeit, die Einschränkung der Seuchen und die Eingriffe des Staates in die persönliche Freiheit, ja, in die besten Rechte der Familie als große Kulturfortschritte an. All diese Dinge lassen sich aber auch von einer anderen Seite betrachten. Daß der Staat Polizeimaßregeln trifft, die, wie die Anzeigepflicht, dem Seelenleben des Einzelnen Gewalt anthun, ist ein Zeichen seiner Macht. Mag ers thun, wenn er ein Volk findet, das so schwach geartet ist, sichs gefallen zu lassen. Man weiß es ja längst: dieser überbildete Europäer, der frei zu sein glaubt, ist unselbständig wie ein Kind, ein Sklave der Angst, der wie ein Hund sich einem neuen Herren anschließt, wenn er den alten verloren hat. Daß aber Aerzte ihre Wissenschaft zu fördern glauben, wenn sie Seuchengesetze ausarbeiten und Schutzimpfungen empfehlen, ist eine sonderbare Idee. Sie graben damit der Wissenschaft den Boden ab. Gelingt es wirklich, mit Hilfe einer Impfung eine Seuche zu bannen, so geht damit das Wissen von dieser Seuche zum Teufel. Die Pockenimpfung, dieses Kleinod aller wissenschaftlich Gebildeten, hat ja angeblich die Pocken zum Verschwinden gebracht. Für die Wissenschaft ist die einzige Folge, daß wir nichts mehr über die Blattern wissen, nicht einmal, ob unsere Generation dafür noch empfänglich ist. Man verwechselt so oft Wissenschaft und Praxis, Wissenschaft und Technik. Die Einschränkung der Seuchen ist eine Frage der Technik, hat mit der Wissenschaft ganz und gar nichts zu thun, ja, schadet ihr nur. Ob diese Technik, die sich fälschlich Wissenschaft nennt, irgend einen Erfolg hat, muß noch bewiesen werden. Daß Scharlach, Masern, Diphtherie, deren Gifte wir längst gewohnt sind, sich nicht über enge Bezirke hinaus verbreiten, wird doch Niemand im Ernst auf die dünnwandige Isolirung, die heute Mode geworden ist, zurückführen wollen. Diese Seuchen sind zur Zeit gar nicht zu weiterer Ausbreitung fähig, eben so wenig wie die Cholera oder der Typhus. Epidemien, die noch mit frischen Giften daherziehen, kümmern sich weder um den Arzt noch um den Staat. Die Influenza that es nicht und (wir sehen es an den frischen Gräbern und werden es zum Heil menschlicher Vernunft noch deutlicher sehen) die Genickstarre thut es noch weniger. Man wird allmählich erkennen (was man übrigens früher schon genau wußte), daß Seuchen Jugend, Alter und Tod haben, daß alle Seuchen Zeiten der Wuth und der Schwäche durchleben, die Syphilis eben so wie die Tuberkulose, wie die Pest, der Schwarze Tod und die Cholera. Die Geschichte erweist es längst.

Digitized by Google

Wie aber, wenn nun gar die Bekämpfung der Seuchen vom kulturellen Standpunkte aus ein Fehler wäre, wenn der gute Staat, der sich so leichtgläubig von den Aerzten führen läßt, seinen eigenen Wohlstand damit untergrübe? Schließlich ruht doch die Bedeutung eines Staates, eines Volkes, einer Rasse in den Leistungen. Und nun achte man einmal darauf, wie sich die Leistungen der Völker stellen, wenn Seuche oder Krieg, der ja auch eine Seuche, eine rabies epidemica ist, darüber hinweggebraust sind, wenn das große Sterben kam. Das wäre eine Aufgabe für die Wissenschaft. Hier und da hat sie auch Einer ihrer Jünger begriffen. Das Ergebniß wäre vielleicht sehr ungünstig für die wohlweise Vormundschaft des Arztes; würde vielleicht sogar zahlenmäßig beweisen, daß die Qualität der Menschen höhere Berechtigung hat als ihre Menge; würde beweisen, daß der Arzt, der berufene Vertreter der Schwachen, wohl ein Freund des einzelnen Menschen, aber ein geborener Feind der Menschheit ist. Denn er opfert die Begabung der Zahl.

Aber lassen wir Leistung, Kultur und alles Hohe bei Seite; halten wir uns einfach an Das, was dem modernen Menschen imponirt, was er zu verstehen glaubt: an die Zahl. Wohin führt das ständige Wachsen der Bevölkerung? Zum Malthusianismus, zum Zweikindersystem, zu kaltblütigem, wohlüberlegtem Mord der Zukunft zu Gunsten einer feigen Gegenwart, zum Untergang der Rasse. Der Staat, getrieben von der Angst der Zeit, berathen von den Aerzten, den schlechtesten Anwälten der Zukunft, zerstört methodisch die Ehrfurcht vor der Zukunft, den tiefsten Sinn des menschlichen Lebens, Kinder zu zeugen über die Eltern hinaus, und erreicht dafür, sicherer als jede Seuche, ja, mit unfehlbarer Sicherheit, die Verminderung der Volkszahl. Er vernichtet den Adel der Gesinnung, den Adel der Art und schließlich die Art selbst.

Ein sonderbares Schauspiel. Da ist ein Publikum, schlotternd bis auf die Knochen vor Angst, das liebe Leben, dieses meist so erbärmliche Leben könne verloren gehen. Das kreischt empor zu dem Staat: Hilf mir, daß ich keine Schmerzen habe, daß ich nicht erkranke, vor Allem hilf mir, daß ich nicht sterbe! Und dieser Staat wieder zittert vor dem feigen Gesindel, und weil er nirgends Menschen mehr findet, die Muth haben, wendet er sich an die Einzigen, denen er sich nicht anvertrauen sollte, an die ganz Unbefugten, an die Aerzte. Sie allein fürchten ja nicht Krankheit und Tod; können sie nicht fürchten: ihr Beruf gewöhnt sie an Krankheit und Tod. Der Dümmste unter ihnen, der Feigste unter ihnen verachtet diese verächtlichen Gespenster. Man sieht den Arzt gleichgiltig von Scharlachhaus zu Scharlachhaus gehen, als sei er gegen jede Gefahr gefeit. Unser helles Jahrhundert aber, statt aus dieser sicheren Ruhe des Arztes den richtigen Schluß zu ziehen, daß der Schrecken der Seuche nur ein Wahngebilde ist, unser helles Jahrhundert, in den tiefsten Tiefen voll des wüstesten Aberglaubens, betet an. Auf einmal wird es von dem alten

Digitized by Google

Wunder- und Zauberglauben übermannt; es sieht plötzlich eine Kraft, die dem Gift und dem Grabe gebietet, und betet an. Wie sollte der Arzt ob dieser Anbetung nicht den Verstand verlieren? Er, der wie ein Handwerker sein Tagewerk thut, ohne je daran zu denken, daß es gefährlich sei, der an der Todes- und Krankheitfurcht seiner Kranken die unausrodbare Menschenverachtung erlernt, dieser einfache Mensch sieht vor sich die Fürsten und Hohen der Welt, bittend und sorgend: Meister, sage mir, wie soll ich leben, daß ich den Tod nicht schaue? Er hört das klägliche Schreien der Massen: Heilender, Heiliger, errette uns von allem Uebel! Da verdreht sich ihm das Gehirn. Er vergißt, daß er eben noch harmlos an dem Cholerakranken arztete, wie ein Tischler an einem Schrank arbeitet; ein betäubender Rausch der eigenen Größe umnebelt ihn und er dünkt sich einen Gott. Aber er ist kein Gott. „Fürchtet Euch nicht": dieses hohe Wort spricht er nicht aus. Er lächelt nicht mild über die Kleingläubigen, sondern fängt, bethört vom Hochmuth, zu schreien an; laut und immer lauter schreit er sein Wehe über die Menschheit, verdreht in fanatischer Wuth die Augen und zeigt der lebenden Menge den Götzen der Krankheit, furchtbar bemalt und ausstaffirt; er verkündet die neue Hölle, die irdische Hölle, die diese gebildete, feige, abergläubige und ganz entmannte Menschheit verdient. Schließlich redet ihm der Teufel sein Wort ins Ohr und er verkündet laut und sicher: Thut Buße, folget mir nach, ich kann Euch erlösen! Haltet meine Gebote, so werdet Ihr die Krankheit nicht schauen. Und dieser selbe Mensch, der Hohepriester der Angst, geht nach wenigen Augenblicken wieder eben so gleichgiltig ins nächste Seuchenhaus und ahnt nicht einmal, daß er sich selbst Lügen straft: so hat ihn die Anbetung der Menge genarrt.

Wie also steht es mit der ärztlichen Hygiene, die so hoch gepriesen wird? Sie vermindert die Sterblichkeit, rühmt man ihr nach. Mag sein. Aber sie vermindert auch die Geburten, sie untergräbt die Geschlechtsmoral, sie zertritt die Elternfreude, die höchste der Erde. Sie thut Alles, was ihrem eigenen Wahrspruch nach die Rasse verschlechtert, sie lähmt die Arbeit mit Versicherung und Krankenkassen, sie bricht die Kraft der Heere, sie hemmt die muthige That und vergiftet den muthigen Sinn. Sie beschränkt der eigenen Forschung das Feld. Sie verletzt mit ihren Gesetzen die Freiheit, sie verbietet im Namen der Angst die Pflichten der Liebe und Freundschaft, sie lehrt die Kinder ihre kranken Eltern verachten und hassen, sie heftet den Fluch an unzählige Geburten. Anathema sit! Und das Alles um den Wahn, sie könne Krankheiten verhüten. Wer wagt, zu behaupten, die Krankheiten seien seltener geworden? Wer weiß Etwas darüber? Selbst wenn man der Statistik glauben wollte: sie gilt ja nur für ein paar Jahrzehnte, für einen Zeitraum, in dem sich Sitte und Gewohnheiten viel zu wenig geändert haben, um irgend einen Schluß auf vergangene Zeiten zu erlauben. Mit diesen Zahlen läßt sich nichts

Digitized by Google

beweisen, gar nichts. Was sich aber beweisen läßt, ist, daß wir Aerzte mit unserer vielgerühmten Prophylaxe nicht eine Seuche aufhalten können; ganz zu schweigen davon, daß wir je im Stande wären, einen Herzfehler, einen Nierenstein zu verhüten. Wir müßten allmächtig sein; und selbst dann würden wirs nicht können, ohne die ganze Welt, die ganze Menschheit zu zerstören.

Denn die Krankheit ist eine Naturnothwendigkeit, eben so berechtigt zur Existenz wie die Gesundheit, eben so Leben gebend, Leben begründend wie die Gesundheit. Im Grunde ist Krankheit und Gesundheit gar kein Faktum, sondern eine Fiktion, ein Begriff, in rohen Zeiten erfunden, um Unverstandenes mit bloßen Worten zu erklären.

Unsere medizinische Wissenschaft, wie unser Sprachgebrauch, arbeitet, wenn sie die Worte Krankheit und Gesundheit anwendet, mit einem Mißverständniß; und die Wissenschaft ist noch nicht einmal so weit gelangt, zu erkennen, daß es ein Mißverständniß ist. Wie in die Physik die Worte Kälte und Wärme als Begriffe aus dem subjektiven Gefühlsleben des Menschen herübergenommen wurden, so hat man aus dem Gefühlsleben die Worte Gesundheit und Krankheit für die Medizin entlehnt. Denn Beides sind Gefühlsbegriffe: Warm und Kalt, Gesund und Krank. Aber während die Physik den Sinn der Worte längst methodisch und bewußt willkürlich für ihre wissenschaftlichen Zwecke durch Bestimmung des Gefrierpunktes umgestaltet hat, giebt sich die Medizin, die doch auch Naturwissenschaft sein, auch forschen will, mit dem Irrthum der eisgrauen Vergangenheit ab, als ob darin eine Wahrheit verborgen sei. Ehe unsere Wissenschaft nicht kraft ihrer herrischen Gewalt, wie es die Physik that, bestimmt hat: „Hier ist ein Punkt; den messe ich mit dem Instrument; Alles, was oberhalb dieses Punktes liegt, ist gesund, Alles, was darunter liegt, ist krank, einerlei, ob der einzelne Mensch sich auf diesen Punkten gesund oder krank fühlt; und ich thue Das zu ganz bestimmten, nur mir eigenen Zwecken", — ehe sie Das nicht bestimmt, hat sie noch nicht den ersten Schritt auf dem Wege des Forschens gethan, hat sie noch nicht einmal die Methode erkannt, mit der man einzig forschen kann, die Methode der bewußten Verdrehung der Thatsachen zum Zweck des Erfahrens. So wie sie jetzt ist, lebt diese Wissenschaft von dem Aberglauben, dessen sich Jeder mehr schämen sollte als des Glaubens an Wunder, Himmel und Hölle.

Doch zurück zu den Seuchen! Da haben wir etwas Greifbares, eine Thatsache, nicht etwa einen wissenschaftlichen Begriff, sondern einen Lebensvorgang, ein Geschehniß, das Jeder packen kann. Und gerade an diesen Seuchen läßt sich beweisen, daß sie nicht durch die Aerzte gehemmt werden. Wir können vermuthen, daß die größere Reinlichkeit die Seuchen eindämmt. Aber wer wagt, zu behaupten, diese Reinlichkeit sei das Verdienst der Aerzte? Sie kam, weil die Europäer ganz allmählich aus Barbaren und wilden Thieren

Digitized by Google

Menschen wurden. Vornehme Kulturen wie die der Griechen und Römer besaßen sie in viel höherem Grade als wir (Das weiß jedes Kind) und gegen die Japaner stehen wir noch immer weit zurück. Aber Niemand wird annehmen, daß diese Völker ihre Reinlichkeit den Aerzten zu danken hatten. Ein edler Menschenschlag kann gar nicht anders existiren als reinlich; so wenig wie ein edles Pferd es kann. Und wenn sich die Aerzte gar rühmen, sie hätten unserer Generation das Wasser gegeben, so ist Das eine Fälschung der Thatsachen. Es wäre ja sehr schön, wenn wir wirklich solche Prometheusnaturen wären. Aber leider beweist die Geschichte der Medizin, daß die Aerzte und die Pfaffen es waren, die die Reinlichkeit hinderten. Was sage ich? Die tägliche Erfahrung beweist, daß der Arzt noch immer der Feind der Reinlichkeit ist: er, der die Frau in dem Schmutz ihres Menstruationblutes sitzen läßt, der den Scharlachkranken wie einen Papierkragen vor jedem Tropfen Wasser behütet. Daß es auch Aerzte gegeben hat, die nicht wasserscheu waren, ist wahr. Aber eben so wahr ist, daß die Reinlichkeit den Aerzten abgetrotzt werden mußte. Warum? Weil sie im Aberglauben leben, im finstersten Mittelalter jetzt noch herumtappen, weil sie, statt zu forschen, noch nicht einmal versucht haben, dem Wesen der Forschung nachzudenken.

Und wie mit dem Wasser, so ist es mit der Wohnung, mit der Nahrung, so ist es mit Allem und Jedem. Die Aerzte haben sich nur ein hygienisches Verdienst erworben; ihr Ruhmestitel ist die Isolirung der Kranken und die Seuchengesetzgebung. Ueber Beides muß man lachen. Wie? Ihr wollt die Infektion durch einen Scharlachkranken verhüten, von dem Ihr erst am zweiten, dritten Fiebertag erkennt, daß er Scharlach hat? Nachdem er in der langen Inkubationzeit, in den Tagen, ehe das Exanthem, Euer geliebtes Exanthem ausbricht, Alles durchseucht haben müßte? Ihr wollt die Epidemie aufhalten, wo doch täglich Bäcker und Fleischer und Briefträger und vor Allen die Aerzte die Keime weiter tragen müssen, wenn das offizielle Märchen von der furchtbaren Uebertragbarkeit des Giftes wahr ist? Wißt Ihr auch, was Ihr thun müßtet, um sicher zu sein? Ihr müßtet dem Kranken den Darm mit einem Keil verschließen, die Harnröhre zuschnüren, die Haut müßtet Ihr ihm absengen, den Mund zunähen, dem Kranken und Euch selbst dazu. Und dann wäret Ihr auch noch nicht sicher. Oder wißt Ihr etwa nicht, wollt Ihr nicht wissen, daß bei jeder Anlage eines Kanals, bei jedem Wühlen in den Eingeweiden der Erde all Eure schlimmen Feinde, die Ihr besiegt hattet, von Neuem aufstehen und von Neuem morden? Man soll nur warten, wie die Nachwelt über unsere Lungenheilstätten richten wird, über diese künstlichen Brutstätten der Schwindsucht, befürwortet und gepriesen vom wahnsinnig gewordenen Pfaffen der Angst. Aus der Erde wird ein Gespenst erstehen, so sicher wie der Tod. Meran, Davos, die ganze Riviera, Egypten, Madeira: so viele Namen, so

Digitized by Google

viele von Aerzten in Pesthöhlen verwandelte Paradiese. Ein Schrecken ist diese Hygiene; schlimmer noch: ein Verbrechen.

Die ärztliche Hygiene hat nur Eins erreicht: das Wachsen der Angst; und damit hat sie sich eines Vergehens an den Geboten der Menschenliebe und an der Kultur schuldig gemacht. Denn wer einen von der Angst Besessenen noch mehr verängstigt, ist grausam; und die Kultur eines Volkes ist gefährdet, sobald ihm der moralische Muth genommen wird.

Ich erwarte nicht, daß man meine Meinungen theilt; ich halte Das bei dem Geisteszustand unserer Zeit für unmöglich. Selbst wenn jedoch irgend Jemand eben so wie ich denken sollte, daß die Hygiene in der Hand des Arztes ein Widerspruch in sich selbst ist, könnte er immer noch das Ziel dieser Hygiene, die Gesundheit, für erstrebenswerth halten. Er könnte glauben, daß Gesundheit wirklich der beste Boden für das Gedeihen aller göttlichen Früchte sei. Aber selbst Das wäre nach meiner Ueberzeugung ein Irrthum.

Ich erinnerte schon vorhin daran, daß die Worte Gesundheit und Krankheit leere Laute sind, die nicht etwa irgend ein Verhältniß erklären, sondern es sogar jeder Forschung entziehen. Halten wir uns aber an das nebelhafte Gebilde des Sprachgebrauches, das doch immerhin einst einen Sinn gehabt hat und noch jetzt sich im konkreten Fall auf bestimmte Thatsachen anwenden läßt, so frage ich: Wann ist jemals bewiesen worden, daß Gesundheit überhaupt ein Gut, noch gar, daß sie das höchste sei? Das läßt sich nicht beweisen. Das ist eben nur Geschwätz. Jeder, der sich besinnt, wird sich eines solchen Wortes schämen, genau so wie er sich des Lobes der Faulheit oder des sinnlosen Luxus schämen würde. An sich ist die Gesundheit nicht mehr werth als der Reichthum oder das Wohlbehagen oder die hohe Stellung. Sie könnte höchstens Mittel zum Zweck sein, die Bedingung zu größeren Leistungen. Das ist sie aber ganz und gar nicht. Wir betreten hier ein Gebiet, auf dem der Arzt die Antwort geben müßte und könnte.

Ich berufe mich auf die Erfahrungen aller Aerzte. Jeder einzelne muß bestätigen, daß er täglich Leistungen von Kranken sieht, die denen eines Gesunden nichts nachgeben, ja, daß Menschen, die nichts leisteten, erst durch das Krankseln zur Entfaltung ihrer Gaben kommen, daß die Kraft in dem Bewußtsein der Krankheit zu Höhen wächst, die der Gesunde nie erreicht. Ich meine nicht nur den großen Heroismus, die stolze Seelenstärke, die so oft bei kurzen und langen Leiden hervorbricht und die die Herrlichkeit des Menschengeistes erst offenbart, sondern ich spreche von reinen Leistungen und Thaten, die sich in Ziffern feststellen lassen, von den höchsten Werken der Wissenschaft, der Kunst, der Staaten- und Heeresleitung an bis zu dem ganz gewöhnlichen Geldgeschäft. Und zwar sind Das nicht etwa Ergebnisse der Verzweiflung, der Anspannung letzter Kräfte, sondern es ist das Erwachen aller guten Gaben

Digitized by Google

im Kampf; das Ringen des Menschen mit sich selbst, der immer, Stunde vor Stunde, neu erfochtene Sieg über die Schwäche, über das Leiden, das Hochgefühl, ein Herr der Natur zu sein, hebt den Menschen. Für den ehrlichen Arzt ist der Satz, Gesundheit sei die Grundlage der Kultur, eine Lüge. Er weiß, daß die Krankheit oft eine treibende Kraft ist, vielleicht sogar die höchste, die es giebt; und wenn er Das, wie es jetzt geschieht, leugnet, so beweist er damit nur, daß sein Hochmuth sogar seine Wahrheitliebe zerfressen hat. Möglich, daß Krankheit des Menschen Kraft zerstört. Das aber kann auch die Gesundheit und thut es vor unserem sehenden Auge oft genug. Ein Blick auf die von Gesundheit strotzenden Lungerer zeigt es.

Und weiter: es ist nicht wahr, daß die Abkunft von gesunden Eltern eine Bürgschaft für die Tüchtigkeit der Kinder giebt. Ich rufe wieder die Aerzte zu Zeugen an. Sie wissen und sehen täglich mit Augen, daß von kranken Eltern nicht etwa gesunde (Das ist ganz gleichgiltig), aber tüchtige, thätige, Nützliches leistende Menschen abstammen. Die Güte der Rasse hängt an sich gar nicht von der Gesundheit ab; sie kann von der Krankheit beeinflußt werden, wird von ihr sicher aber eben so oft gehoben wie geschädigt.

Man muß noch weiter gehen. Sieht man das tägliche Leben an oder blickt man in die weiten Hallen der Geschichte, prüft man den Menschen der Stunde oder den Helden, stets tritt Einem die Frage entgegen: Was ist wichtiger für die Kultur, Krankheit oder Gesundheit? Und ist die Krankheit nicht eben so fruchtbar für alle Thaten wie die Gesundheit, ist die Gesundheit nicht eben so hinderlich wie die Krankheit? Hier ist ein wissenschaftliches Problem; eins, das überhaupt noch nicht angerührt worden ist. Lombrosos Theorie von Genie und Wahnsinn ist viel zu eng; er hat die Fragestellung nur gestört. Das Problem ist: Steht die Kultur in irgend einem Verhältniß zu körperlicher und geistiger Gesundheit der Menschen? Und weiter: Ist es richtig, die Erzeugung einer gesunden Rasse zu erstreben? Die erste Frage ist noch ganz ohne Antwort; die zweite aber beantworte ich ruhig und kalt mit einem Nein. Nein, die Gesundheit der Rasse ist nicht erstrebenswerth und die Ausrodung der Krankheit, wenn sie überhaupt möglich wäre, ja, schon ihre Einschränkung über einen bis jetzt allerdings nicht bestimmten Grad hinaus ist ein Fehler, eine Sünde am Menschen.

Was also soll der Arzt thun?

Wenn im täglichen Leben ein Mensch an ihn herantritt und ihn fragt: „Was thue ich, auf daß ich gesund bleibe?“, so laute die Antwort: Freund, Du bist nicht krank, also lebe, wie es sich ziemt. Aber Du bist aufgeregt. Thörichte Ammen erzählten Dir Gespenstergeschichten. Besinne Dich! Ein Mann fragt nie: Wie bleibe ich gesund? Er ist gesund; und wenn er im Sterben liegt.

Was aber bedeutet es, daß unsere Zeit in der Erhaltung der Gesund-

Digitized by Google

heit ein so herrlich hohes Ziel sieht, daß Volk und Staat unabläſſig die Frage ausſprechen und zu beantworten ſuchen: Was thue ich, auf daß ich geſund bleibe? Das bedeutet, daß dieſe Zeit, dieſes Volk, dieſer Staat des beſten Arztes bedarf, der Noth bedarf, die ſie mit Feuer und Schwert, mit Hunger und Peſt, mit Krieg und Tod züchtigend endlich wieder edle Ziele erkennen lehrt.

Der Page.

Ein Page irrt mit langſam müden Schritten
Im Mittagsſchatten ragender Alleen;
Barrett und Schleifen von der Achſel glitten
Und von den Locken Roſenblätter wehn.

Aus weiter Ferne halb verlorne Klänge —
Ein Strahl blitzt auf vom bunten Hochzeitzug,
Karoſſen ſchimmern und im Feſtgepränge
Sieht er die Braut, die eine Krone trug.

Auf ſeinen Lippen brennt es noch von Küſſen
Und immer hört er, wie ſie leis gelacht,
Als ſie ihn heiß tief in den Arm gebiſſen
Zum Zeichen dieſer letzten ſüßen Nacht.

Nun hebt es ſich wie Rauſchen in den Bäumen
Und Glockentöne trägt heran der Wind . . .
Er horcht . . . Und wo die Schatten eine Bank umträumen,
Da bricht er nieder, — ein verlornes Kind.

Und wieder ging ein Sommer übers Land;
Im Park die Wege ſchweigend und verlaſſen,
Im Marmorweiher grün das Waſſer ſtand
Und langſam fällt das Laub auf die Terraſſen.

Nur ſelten klirrt das hohe Eiſenthor;
Im Schloß ſtreift kühl der Tag die ſeidnen Wände.
Zwei Lippen athmen ungeküßt empor
Und leere Luft umfaſſen heiße Hände.

Und durch die ſtummen Spiegelgalerien
Geht ruhelos das Rauſchen einer Schleppe;
Fern in der Halle flackert der Kamin
Und flüſternd harrt der Hofſtaat auf der Treppe

Von ſchmalen Füßchen zeigt der Taxusgang
In weichem Sand die Spuren leicht und loſe —
Und tief im Schatten auf der ſtillen Bank
Welkt jeden Abend eine blaſſe Roſe . . .

Hamburg. Theodor Suſe.

Digitized by Google

Ibsen und Nietzsche.

Ibsen. Mit unveröffentlichten Briefen an eine Freundin. Bard, Marquardt & Co.

Ibsen hat von Nietzsche nichts, Nietzsche von Ibsen nur ein einziges, schwächeres Stück, „Die Stützen der Gesellschaft", gelesen. Nietzsche war wie Ibsen ein streitbarer Geist und hielt sich, wie er, ganz zurück vom politischen und praktischen Leben.

Eine erste Uebereinstimmung zwischen ihnen ist die, daß Beide darauf Gewicht legten, nicht kleinen Leuten entsprossen zu sein. Ibsen machte einst in einem Brief an mich geltend, daß seine Eltern, Vater wie Mutter, den angesehensten Familien der damaligen Zeit in Skien angehörten und allen Patrizierfamilien des Ortes und der Gegend verwandt waren. Skien ist keine Weltstadt und die Honoratioren von Skien sind recht unbekannt außerhalb des Bezirkes; aber Ibsen wollte feststellen, daß seine Bitterkeit gegen die höheren Stände in Norwegen nicht durch den Groll des Ausgesperrten erzeugt war.

Nietzsche ließ gern seine Umgebung wissen, daß er einem polnischen Adelsgeschlecht entstamme; er besaß aber keine Ahnentafel. Man hat Dies für eine aristokratische Grille halten können, auch deshalb, weil der von ihm angegebene Adelsname Niëzky sich schon durch die Schreibweise als nicht polnisch verrieth; aber Dem ist nicht so. Die richtige Schreibweise ist Nicki; und einem jungen polnischen Nietzsche-Verehrer, Herrn Bernhard Scharlitt, ist gelungen, unwiderleglich die Abstammung Nietzsches von dem Geschlecht der Nicki zu beweisen. Er hat das adelige Wappen dieses Geschlechtes auf einem Petschaft gefunden, das in der Familie Nietzsche ein Erbstück gewesen ist. Nicht mit Unrecht sieht Scharlitt in der Herrenmoral Nietzsches und in seiner ganzen Aristokratisirung des Weltbildes einen Ausdruck des von den polnischen Vorfahren geerbten Schlachzizengeistes.

Ibsen und Nietzsche haben (von einander unabhängig, aber wie Renan) den Gedanken erörtert, Adelsmenschen zu züchten. Es ist die Lieblingvorstellung Rosmers; es wird die Stockmanns. So spricht Nietzsche von dem höheren Menschen als vorläufigem Ziel des Geschlechtes, noch bevor Zarathustra den Uebermenschen predigt. Beider Radikalismus ist gründlich aristokratisch. Sie begegnen einander ab und zu auf psychologischem Gebiet. Nietzsche liebt so sehr das Leben und die Essenz des Lebens (in seiner Sprache: den Willen zur Macht), daß sogar die Wahrheit ihm nur dann ein Werth ist, wenn sie lebenfördernd, lebenerhaltend, willenerhaltend wirkt. Die Lüge ist ihm nur insofern eine schädliche und zerstörende Macht, als sie lebenhemmend ist. Sie ist nicht zu verwerfen, wo sie dem Leben nothwendig ist. Sonderbar, daß ein Denker, der den Jesuitismus wie Nietzsche verabscheut, auf diesen Standpunkt gelangen konnte, der dem Jesuitismus so nah ist.

Ibsen, der in seinem ganzen Streben als Wahrheitverehrer auftritt, wird, wie Prozor zuerst gezeigt hat, im nothwendigen Gang seiner Entwickelung auf den selben Standpunkt geführt. Es ist kein Scherz, wenn Ibsen in der „Wildente" durch Dr. Rellings Mund von den nothwendigen Lebenslügen spricht. Zwar wird die Unwahrheit hier nur als für Durchschnittsmenschen nothwendig erklärt. Aber Ibsen geht später viel weiter; die Nothwendigkeit der Lebenslüge auch für die höheren Menschen wird dargestellt. Frau Alving in „Gespenster" kann und will nicht dem Sohn die Wahrheit vom Vater mittheilen; sie schaudert davor zurück, ihm seine Ideale zu rauben. Die Ideale werden also hier der Wahrheit entgegengestellt. Erst da sie

Digitized by Google

eine bedeutsame Umschreibung, fast Umdichtung der Wahrheit findet, wagt sie, gegen den Schluß des Stückes, sie zu offenbaren. Und in Ibsens „Solneß", seinem „Borkman", seinem Epilog, in denen so viel von seinem eigenen Wesen verborgen und offenbart ist, geschieht es, daß, wenn die Hauptpersonen irgend eine ungewisse oder zweifelhafte Sache behaupten, sie deren Unwahrheit von sich weisen mit einem: „Ich will, daß Dies wahr sein soll." Solneß glaubt, daß seine klaren Wünsche wirksame Kraft, fast magische Macht haben; Hilde bestätigt ihre Behauptung zu Ragnar, daß Solneß sich gar nicht um Kaja kümmert, gegenüber der Frage: „Hat er es Ihnen gesagt?" mit dem Ausbruch: „Nein, aber es ist so! Es muß so sein! (wild) Ich will, — ich will, daß es so sein soll!"

Frau Borkman lebt in der Lebenslüge, daß Erhart, der Sohn, ein Mann werden wird, der eine große Mission ausführt und die Ehre des Hauses wiederherstellt. Die Schwester antwortet: „Das ist nur Etwas, wovon Du immer träumst, denn hättest Du nicht Das, um Dich anzuklammern, so würdest Du wohl ganz verzweifeln." Borkmann lebt in der Lebenslüge, daß eine Deputation kommen werde, ihn anzuflehen, die Direktion der Bank wieder zu übernehmen: „Glaubst Du vielleicht nicht, daß sie kommen? Daß sie zu mir einmal kommen müssen, müssen? Ich glaube es so fest. Weiß es so unerschütterlich sicher. Hätte ich nicht die Gewißheit gehabt, so hätte ich mir vor langer Zeit eine Kugel vor den Kopf geschossen."

Im Epilog behauptet Rubeck mit folgenden Worten die Bedeutung seiner Arbeit: „Da ich dies mein Meisterwerk geschaffen hatte . . . Der Tag der Auferstehung ist ein Meisterwerk! Oder war es von allem Anfang an (er fühlt, daß er es verdorben hat). Nein: es ists noch. Soll, soll, soll ein Meisterwerk sein!"

Das unbewußte Verlangen liegt bei Ibsen wie bei Nietzsche hinter dem bewußten Seelenleben. Die Größe des Mannes beruht bei Beiden auf seinem Instinkt. Doch ist es bei Ibsen besonders das Weib, das des Mannes Verlangen nach berechtigter Macht frei von erniedrigenden Uebereinkünften zu erhalten vermag; was er in „Brand" mit einem häßlichen Fremdwort „den Geist des Akkords" nannte. Es ist eine von dem Helden tief beeinflußte Frau (die sein Wesen, reiner und unberührter, als es im täglichen Leben ist, in sich aufgenommen hat), die ihn zu seiner eigenen Höhe erhebt, wie Hilde Solneß, Irene Rubeck in die Höhe treibt.

Gegen Herkommen und gesellschaftliche Lüge kennt Ibsen keine wirksamere Kraft als die Frau; sie erweckt und stärkt in seinen Dramen die Energie. Hier ist der Punkt, wo er sich am Schärfsten von Nietzsche und dessen Weiberverachtung scheidet. Bei Nietzsche zieht immer das Weib den Mann hinunter; sie ist die Naturmacht, die überwunden werden muß.

Einsam war und wirkte Ibsen wie Nietzsche, obwohl Beide durchaus nicht unbekümmert waren um das Schicksal ihrer Werke. Der stärkste Mann, sagt Dr. Stockmann, ist der Mann, der allein steht. Wer stand wohl einsamer, hat Prozor gefragt, Ibsen oder Nietzsche? Ibsen, der sich von jedem Bündniß mit Anderen zurückhielt, aber seine Arbeiten dem Massenpublikum der Theater vorführte, oder Nietzsche, der sich zwar als Denker isolirte, aber als Mensch immer, ob auch in der Regel vergeblich, nach Gleichgesinnten und Herolden spähte und dessen Werke zu seinen Lebzeiten von dem großen Publikum ungelesen, jedenfalls unverstanden blieben? Mir fällt die Antwort nicht leicht, da eine Laune des Schicksals gewollt hat, daß ich von Beiden als eine Art Bundesgenosse betrachtet wurde. Noch schwieriger ist die Entscheidung, wer von ihnen tiefer und nachdrücklicher auf die Gemüther gewirkt habe und wer von Beiden seinen Ruhm länger bewahren werde.

Kopenhagen. Georg Brandes.

Rußland in Noth.

Seit zwei Monaten ist das Zarenreich eine konstitutionelle Monarchie. Dem Absolutismus hat (so glaubte man wenigstens) der Reichstag, die Gossudarstwennaja Duma, ein Ende gemacht. Inzwischen ist auf die blutigen Tage von Kischenew, Homel und Odessa das bialystoker Gemetzel gefolgt; und die russischen Anleihen stehen schlechter als je. Die Wirkungen der auch von Unbetheiligten so sehnsüchtig herbeigewünschten Umwandlung könnten selbst den Liberalsten einigermaßen stutzig machen. Gut Ding will Weile haben; aber wer weiß denn, ob der Parlamentarismus wirklich für Rußland ein „gut Ding" war? Die Börsen scheinen zu dem „erfolgreichen" Widerstande des russischen Reichstages gegen Regirung und Reaktion kein rechtes Vertrauen zu haben und den Mauserungprozeß weniger freundlich zu beurtheilen als das Gros der Zeitungschreiber. Ein Vergleich der an den wichtigsten Tagen der letzten drei Jahre notirten Russenkurse lehrt, daß weder der Beginn des Krieges noch der Fall von Port Arthur, weder der Blutige Sonntag in Petersburg noch der Tag von Mukden die Staatsfonds so heruntergedrückt hat, wie die neusten Vorgänge gethan haben. Die vierprozentige Anleihe von 1880, die beim Beginn des Krieges auf 92 stand, ist bis auf 75½ zurückgegangen; die vierprozentige Rente von 1902 fiel von 92,90 auf 76; und die 4½ prozentige Anleihe von 1905, die, als das Verfassungmanifest des Zaren ins Land ging, noch auf 97 stand, hat seitdem 8 Prozent eingebüßt. Das Vertrauen der Finanzleute, das weder durch die mandschurischen Niederlagen noch durch die ersten Zeichen der revolutionären Propaganda zu erschüttern war, scheint jetzt ins Wanken gerathen. Dafür könnte fast lauter noch als die Kurseinbußen der alten Anleihen der Rückgang der neuen, erst vor zwei Monaten emittirten fünfprozentigen Anleihe sprechen, die zu 88 herauskam und nun noch unter diesem Kurs steht. Ein fünfprozentiges Anlagepapier zu 86 kaufen zu können, wäre unter normalen Verhältnissen angenehm; jetzt erregt das Mißverhältniß zwischen Preis und Verzinsung nur Mißtrauen und Angst. Und was fürchtet man? Mehr als alles Andere eine neue Anleihe. Judenhetzen, Arbeiterunruhen, Bombenattentate: Das ist nichts gegen die Möglichkeit, Rußland könne, nachdem es eben erst die größte Staatsanleihe, die der Erdkreis in letzter Zeit sah, aufgenommen hat, wieder Geld vom Weltmarkt fordern. Der riesige Betrag von 2¼ Milliarden Francs, der Rußland Ende April 1906 mit einem Abzug von 12 Prozent zugesagt wurde ist, trotz der zwanzigfachen Ueberzeichnung der in Paris aufgelegten Summe, auch heute natürlich noch lange nicht untergebracht. In Oesterreich, zum Beispiel, haben die Banken den Vorzug, zum ersten Mal an einem großen internationalen Finanzgeschäft betheiligt zu sein, theuer zu bezahlen gehabt: ihre Effektenporteseuilles sind mit russischen Papieren überlastet. Die Placirung eines so ungeheuren Betrages wäre schon in ruhigen Tagen nicht leicht gewesen; und nun brachte jeder Morgen die Kunde von neuem Aufruhr, neuen Attentaten und Meutereien. Gleich nach dem Abschluß der Milliardenanleihe aber hieß es, das dem Zarenreich von Frankreich, England, Oesterreich und Holland vorgestreckte Kapital werde kaum zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse reichen. Bald danach kam aus Petersburg das verdächtige Dementi, die Regirung habe sich keineswegs verpflichtet, innerhalb der nächsten zwei Jahre keine neue Anleihe im Ausland aufzunehmen. Diese Ableugnung ließ deutlich genug erkennen, daß Rußland mit seiner

Digitized by Google

Zweimilliardenanleihe noch lange nicht befriedigt sei. Was Witte und Kokowzew in Paris ausgemacht haben, ist ja nur den Begnadeten mitgetheilt worden; nach den Symptomen muß man aber annehmen, daß zu den Anleihebedingungen auch das Versprechen gehörte, Rußland sofort ein Parlament zu bescheren. Nur so ist zu erklären, daß der russischen Regirung heute in Paris von den Radikalen der Vorwurf gemacht wird, sie habe die Duma einfach als Köder benutzt und sei von vorn herein entschlossen gewesen, sobald sie das Geld habe, den jungen Parlamentarismus wieder abzuschaffen. Was daran wahr ist, wird man wohl erst nach geraumer Zeit unzweideutig erfahren. Jedenfalls sind im Tauriſchen Palast der petersburger Regirung in zwei Monaten mehr und derbere Wahrheiten gesagt worden, als in Jahrzehnten deutsche Reichsboten auszusprechen gewagt haben; allerdings war in Rußland auch mehr zu moniren. Die russischen Machthaber sind immerhin nicht gar so intolerant, wie man behauptet hatte. Die Judenhetzen sind schlimm; konnte man aber hoffen, in zwei Monaten werde zu beseitigen sein, was in Jahrhunderten des Aberglaubens aufgehäuft war?

Die russische Regirung hat die Absicht, eine neue Anleihe aufzunehmen, mit allem amtlichen Nachdruck bestritten; nicht minder nachdrücklich das Gerücht, das Bankenkonsortium, das die fünfprozentige Anleihe übernommen hat, weigere sich, die festgesetzten Einzahlungen zu leisten. All diese Nachrichten, hieß es offiziös, würden nur lancirt, um den russischen Kredit zu erschüttern. Ist solche Erschütterung aber überhaupt noch möglich? Die Oeffentliche Meinung scheint mit dem russischen Staatsbankerot ja schon wie mit einer unabwendbaren Nothwendigkeit zu rechnen. Auch sind die Dementis der offiziösen Russischen Telegraphenagentur mit Vorsicht zu genießen; was sie bestreiten, muß man zunächst eigentlich für wahr halten. Trotzdem: so verblendet kann die schlechteste Regirung nicht sein, daß sie glauben könnte, jetzt, in dieser Zeit allgemeinen Entsetzens über die russischen Zustände, werde das Ausland ihr abermals große Summen leihen. Und wie würde die Duma sich zu einer neuen Anleihe stellen? Sie, die erklärt hat, alle nach dem fünfzehnten Dezember 1905 aufgenommenen neuen Anleihen als rechtswidrig abgeschlossen betrachten zu wollen, ist bei der letzten großen Anleihe gar nicht erst gefragt worden. Das Geschäft wurde hastig erledigt, bevor noch das Parlament sich konstituirt hatte. Das ist nicht nur von Radikalen hart getadelt worden. Ein Boykott französischer Waaren sollte die Republik dafür strafen, daß sie die Autokratie unterstützt und, ohne die Zustimmung der Gossudarstwennaja Duma zu fordern, dem Zarenreich neue Milliarden verschafft habe. Weder die pariser Regirung, der Radikale und Sozialisten angehören, noch die Haute Banque wird Lust haben, eine neue Russenanleihe ohne parlamentarische Sanktion abzuschließen. Ich glaube also nicht an den nahen Versuch einer neuen Anleihe. Und will nur hoffen, daß die Geldmächte nicht eines Tages sagen werden, das autokratische Rußland sei ein besserer Zahler gewesen als das parlamentarische. Der Absolutismus hat die Reichsgläubiger vor Zinsverkürzung und Einstellung der Couponzahlung bewahrt; wirds auch der Parlamentarismus thun? Rußlands Schuldenlast ist seit dem Krieg um ungefähr 2¼ Milliarden; die für den Zinsendienst nöthige Aufwendung um mehr als 100 Millionen Rubel gewachsen: und der allergrößte Theil dieses Geldes wird nicht zu produktiven Zwecken verwandt. An den Ersatz der vielen durch den Krieg zerstörten Werthe wird kaum noch gedacht. Dazu kommt die stete Gefährdung der Valuta; trotz allen Verschleierungen sieht man ja, in welchem Maß die Staatsbank von der Regirung in Anspruch genommen wird.

Digitized by Google

Und noch in letzter Zeit haben wir wieder erfahren, welche Täuschungen bei der undurchsichtigen Bilanzirung des russischen Centralnoteninstitutes möglich sind und wie wenig man sich auf die Ziffern verlassen darf, die den Status der Bank anzeigen sollen. Wird die Duma stark, geduldig und nüchtern genug sein, um all diese Mißstände zu beseitigen? Oder wird sie in blinder Wuth die von der verhaßten Regirung übernommenen Verpflichtungen für unverbindlich erklären und sich dadurch populär zu machen suchen, daß sie die vom Staat zu tragende Zinslast vermindert? Dieser Weg wäre kürzer als der, auf dem die wirthschaftlichen Kräfte des Reiches zu produktiver Arbeit zu sammeln sind; kürzer, aber lebensgefährlich.

Von heute auf morgen kann die russische Wirthschaft natürlich nicht in normale Verhältnisse gebracht werden. Was ist denn überhaupt für Rußland das Normale: die eiserne Faust eines Peter oder das liberale Regiment einer Volksvertretung? An der Spitze des Programmes steht die Agrarreform. Um die Kräftigung des Bauernstandes hat man sich seit den Tagen Katharinas ohne nennenswerthen Erfolg bemüht. Jetzt soll, nach sozialdemokratischem Rezept, der Latifundienbesitz unter die Bauern vertheilt werden. Auch bei uns hat man ja schon vorgeschlagen, die ostelbischen Großgrundbesitzer zu expropriiren. In Rußland ist die Lösung des Problemes dringlicher als bei uns; denn dort harren achtzig Millionen Menschen auf die Vergrößerung ihrer Landantheile, auf die Möglichkeit, ihr Leben zu fristen. Der Großgrundbesitzer sieht den Dingen gelassen zu. Der Staat müßte ihn schließlich für Etwas entschädigen, das mehr Last als Vergnügen bringt. Ein großer Theil der ausgedehnten Ländereien liegt brach oder wird von schlecht bezahlten Taglöhnern unrationell bewirthschaftet. Die Herrschaft kennt ihren Besitz kaum; sie haust höchstens ein paar Wochen auf dem Gut und zieht für den größten Theil des Jahres den vergnüglicheren Aufenthalt in Petersburg, Paris oder Cannes vor. Wie Lew Tolstoi, der Herr von Jasnaja Poljana, leben nur wenige Gutsbesitzer. Wird, wie Tolstoi, als Schüler von Henry George, will, der Boden nationalisirt, das Land den Bauern gegeben, dann droht dem Großgundbesitz die Gefahr, die Arbeiter und damit die letzte Existenzmöglichkeit zu verlieren. Das wäre das Ende der Adelsherrschaft, der Beginn wirklicher Demokratie, die gerade im Zarenreich leicht in Ochlokratie ausarten könnte. Und doch kann Rußland nur gedeihen, wenn für die Bauern Wirksames gethan wird. Der Mushik, der irgend einen Demagogen ins Parlament gewählt hat, glaubt jetzt, zu wissen, was allein ihm helfen kann. Man merkts an der Ungeduld, die sich in der ländlichen Bevölkerung zeigt: will die Regirung das Land nicht morgen auftheilen, so wird man sichs eben selbst nehmen; mit Gewalt natürlich. Das Reich kann einen Bauernkrieg von nie erschautem Umfang erleben. Und da in den Ostseeprovinzen Deutsche die beneidetsten Großgrundbesitzer sind, kann auch dort die Mordlust lettischer und esthnischer Bauernhorden wieder aufflackern. Rußland liegt eben nicht in Westeuropa und ist nicht mit dem Maßstab, an den wir uns gewöhnt haben, zu messen. Wer russische Papiere liegen hat, muß, wenn er sie nicht mit beträchtlichem Verlust verkaufen will, geduldig abwarten, bis die ersten Stürme der neuen Zeit verbraust sind und sich gezeigt hat, welche Kräfte jetzt in Rußland zur Herrschaft, zur Modernisirung des Staatsgebäudes berufen sind.

Von Paris aus werden jetzt besondere Sicherheiten für französische Depots in russischen Banken und für das in Rußland angelegte französische Kapital verlangt. Ist man auch an der Seine nachgerade ängstlich geworden? Oder wehrt man sich

Digitized by Google

nur gegen den Wunsch der russischen Regirung, das Tempo der Einzahlungen auf die fünfprozentige Anleihe beschleunigt zu sehen? Nach dem Vertrag waren am fünfzehnten Mai 12 Prozent einzuzahlen. Die nächste Rate ist am sechsten Juli mit 6 Prozent fällig; am sechsten September sind wieder 12 Prozent, die übrigen 30 Prozent in Monatsraten vom November 1906 bis zum Juni 1907 zu zahlen. Rußland hat von der neuen Milliardenanleihe bisher also nur einen kleinen Betrag erhalten; die Zeit bis zu den nächsten Einzahlungterminen wird der Regirung nun zu lang und sie möchte die Juli- und Septemberraten bei den französischen Banken schon jetzt escomptiren. Daß diese Eile keinen guten Eindruck macht, ist klar; eben so begreiflich, daß die französischen Banken für die den Russen vorzuschießenden Beträge außergewöhnlich hohe Zinsen verlangen. Das ist die Ausbeutung einer Nothlage; dagegen mußten die petersburger Herren sich aber von vorn herein sichern. Noch war Rußland nicht genöthigt, auf Pfänder zu borgen. Da nun aber der beste Freund ihm Wucherzinsen abfordert, kann der Tag nah sein, wo das Zarenreich sich gezwungen sieht, die jetzt noch verpönte „Spezialgarantie" zu bieten und, wie ein verdächtiger Asiatenstaat, einen Theil der Staatseinnahmen zu verpfänden.

Unsere Regirung ist von den ewig Begeisterten laut gelobt worden, weil sie die deutschen Großbanken gehindert habe, sich an der letzten russischen Anleihe zu betheiligen. Sie thats nicht, um die Seelenruhe der Herren Bankdirektoren und der Rentenkäufer zu wahren, sondern, weil sie sich über Rußlands Haltung in Algesiras geärgert hatte. Auch darf man die Wirksamkeit dieses gouvernementalen Eingriffes nicht überschätzen. In Paris, London, Amsterdam, Wien konnte der kauflustige Deutsche so viel zeichnen, wie ihm beliebte. Freilich scheut Mancher den Ankauf eines Papieres, das in Berlin nicht amtlich notirt wird. Immerhin ist auch nach Deutschland ein Theil der neuen Anleihetitres gekommen; und von den alten haben wir noch genug. Kein Wunder also, daß auch im Deutschen Reich die Zahl Derer groß ist, die angstvoll die Antwort auf die Frage erwarten, wie die russische Noth enden wird. Ladon.

Notizbuch.

Als Eduard von Hartmann gestorben war, las ich wieder, er sei Schopenhauerianer gewesen, Pessimist dunkelster Farbe und habe den vom großen Danziger begonnenen Feldzug fortgeführt. Hatte es ungemein oft gelesen; und erinnerte mich eines Briefes, den Hartmann (im Mai 1893) mir schrieb, als Bennigsen ihn im Reichstag unter den schädlichen Vertretern des Pessimismus genannt hatte. „Ich bin nachgerade abgebrüht", schrieb er mir. „Bennigsen, der seinen Namen unter den überschwänglichen, vom verstorbenen Noiré verfaßten Aufruf zur Sammlung fürs Schopenhauerdenkmal gesetzt hatte, hat offenbar von mir gar nichts oder höchstens die erste Auflage der ‚Philosophie des Unbewußten' gelesen, nach welcher ich von dem oberflächlichen Leserpublikum als Schopenhauerianer klassifizirt wurde. Seitdem habe ich fünfundzwanzig Jahre daran gearbeitet, diesen Irrthum aufzuklären; aber für Diejenigen, die nur Stichworte im Ohr behalten, vergeblich. Nun bin ich es längst müde und habe die Hoffnung aufgegeben, noch zu erleben, daß man meinen Pessimismus in seinem Gegensatze zum schopenhauerischen versteht. Ich bin Optimist der politischen, sozialen, religiösen, wissenschaftlichen u. s. w.

Digitized by Google

Entwickelung, aber Pessimist in Bezug auf den landläufigen Glauben, daß diese ganze Kulturentwickelung der menschlichen Glückseligkeit diene, und meine, daß dieser Glaube eine teleologische Illusion sei, um die Menschen für den Dienst der Entwickelung williger zu machen. Wenn Bennigsen auch nur mein Sammelwerk ‚Zwei Jahrzehnte deutscher Politik' kennte oder auch blos dessen Vorwort gelesen hätte, so hätte er meinen Namen in diesem Zusammenhang nicht anführen können. Jeder Aufsatz in ‚Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus' widerlegt diesen Mißbrauch meines Namens; eben so das Vorwort zur zehnten Auflage der ‚Philosophie des Unbewußten' oder der Aufsatz ‚Mein Verhältniß zu Schopenhauer' und zahllose andere Aufsätze. Alles vergebens! Hartmann bleibt Schopenhauerianer und Pessimist im schopenhauerischen Sinn für das große Publikum, während die philosophischen Fachkreise allerdings im letzten Jahrzehnt etwas anderer Ansicht über mich geworden sind. Wie ich zu Nietzsche stehe, habe ich in meinem Aufsatz ‚Nietzsches neue Moral' dargelegt; wie der nietzschische Standpunkt in seiner früheren Ausgestaltung durch Max Stirner in meiner Jünglingszeit auf mich gewirkt hat, habe ich auch, im Vorwort zur zehnten Auflage der ‚Philosophie des Unbewußten', angedeutet. Ich bin es, der den völlig vergessenen Stirner wieder zu Ehren gebracht und durch den Hinweis auf Stirner selbst die Nietzscheaner veranlaßt hat, ihre vergleichende Aufmerksamkeit auf Stirner hinzulenken und ihn als den Bedeutenderen anzuerkennen. Nietzsche hat bereits 1874, im Zweiten Stück der ‚Unzeitgemäßen Betrachtungen', gezeigt, daß er die ‚Philosophie des Unbewußten' gelesen hatte. Sollte er da nicht durch meinen Hinweis veranlaßt worden sein, Stirner als Geistesverwandten zu erkennen und zu lesen? Ist es Absicht, daß er ihn nirgends erwähnt und als Vorgänger anführt?" Diese Fragen werden einst vielleicht von den Nietzsche-Philologen beantwortet. Ich wollte nur zeigen, wie bitter der Philosoph (über den Professor Drews das Zärtlichste, Mauthner in den „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache" das Härteste gesagt hat) das Vorurtheil empfand, das ihn zum Appendix Schopenhauers erniedrigte, und wie fruchtlos sein Mühen blieb, es zu beseitigen. Er hat wirklich nicht erlebt, daß man seinen Pessimismus „in seinem Gegensatze zum schopenhauerischen versteht". Ueber den Toten war das Selbe zu lesen wie dreißig Jahre lang über den Lebenden. Aus der etiquettirten Schachtel, in die ihn die Registratoren der Oeffentlichen Meinung einmal gesteckt haben, kommt Keiner je wieder heraus. Im selben Jahr 1893 spottete Hartmann einmal darüber, daß ich Caprivi so oft tadelte; er schrieb: „Hat er sich denn als Perfekte Köchin vermiethet? Hat er die tägliche Hausmannskost öfter versalzen und anbrennen lassen, als es bei dem besten Mädchen für Alles vorkommt? Wissen Sie Einen, der sich unter den gegebenen Verhältnissen geschickter balancirend bewegt, und vor Allem Einen, der es so lange ausgehalten hätte? Wenn er einmal geht, werden wir vielleicht jährlich einen oder zwei Kanzler verbrauchen; und dann werden Sie sich vielleicht nach Caprivi zurücksehnen." War Hartmann Prophet? Der Kanzlerkonsum ist nicht gestiegen; nach Caprivi aber sehnt man sich in diesem Sommer der Kanzlerohnmacht wirklich manchmal schon zurück.

* * *

Sues Geheimnisse von Paris sind überboten. Durch die Geheimnisse von Packingtown, die der Roman The Jungle enthüllt hat. Wirklich enthüllt? Wußte man bis zum Erscheinen des Romans nicht, wie in Chicago die beefpackers ihr Geschäft machen? Kannte man nur Bourgets Schilderung, in der Porkopolis einem Paradies ähnelt? Ich schlage die „Zukunft" vom vierundzwanzigsten März 1900 auf. Da steht ein von dem (freilich als Agrarier verrufenen) Herrn Edmund Klapper geschriebenen Artikel, der über

Digitized by Google

die chicagoer Wirthschaft zuverlässigeres Material giebt als der neue Roman. Herr Klapper citirte nicht nur Sätze aus der Rezeptensammlung des Herrn Winter, der Jahre lang in den größten Fleischversandhäusern (Armour, Swift) Geschäftsführer gewesen war, sondern auch aus den amtlichen Berichten über die Verhandlungen des amerikanischen Senates. Zwei Beispiele. Senator Mason sagte: „Nirgends in der Welt giebt es ein civilisirtes Land, in dem die Regirung so wenig thut, um den Konsumenten vor Fälschung der Nahrungmittel zu schützen wie in Amerika. Sogar der Zwieback, den die Regirung der Vereinigten Staaten den Soldaten zu essen giebt, ist aus Mehlgemacht, das mit Schwefelsäure, Kunstmehl und weißem Thon verfälscht ist." Und Herr Alexander M. Winter erzählte ausführlich, wie man aus verreckten Schweinen, aus verseuchten Kadavern „gutes" Schmalz gewinnt. „Bei der Behandlung solcher Thiere muß man aber sehr vorsichtig sein. Ich sah manche, die bis zur doppelten Größe ihres natürlichen Umfanges angeschwollen und aufgeplatzt waren. Die Thiere dürfen stets nur mit Haken oder Handschuhen angefaßt werden. Sobald sie eine bloße Hand berührt, die auch nur die kleinste Kratzwunde oder offene Stelle hat, ist beinahe sicher eine Blutvergiftung zu erwarten." Appetitlich, nicht wahr? Ob Herr Roosevelt seiner Heimath einen Dienst erwies, als er, statt leise einzugreifen, die Schande von Chicago in die Welt posaunte und die Produkte von Packingtown auf Jahre hinaus um ihre Absatzfähigkeit brachte: diese Frage braucht uns nicht zu bekümmern. Eher schon die andere: ob wir den bösen Agrariern nicht dankbar sein müssen, daß sie durch das Fleischbeschaugesetz, das jedem wahrhaft Freisinnigen ein Gräuel und ein Dokument frevlen Junkerübermuthes war, die Vergiftungsgefahr für Deutschland wenigstens ein Bischen gemindert haben. Wäre es nach den Liberalsten gegangen, dann müßte die deutsche Viehzucht, das deutsche Fleischergewerbe noch heute schrankenlos mit den amerikanischen beefpackers und Kadaverschmalzfabrikanten konkurriren. Und doch war alles Wesentliche aus den Gebieten der Schweinerei damals schon bekannt und erwiesen. Warum hörte man nicht darauf? Weil man den Agrariern nicht den Ruhm lassen durfte, das Volk vor ruppigster Fälscherkunst geschützt zu haben. Die neuen Details brauchen nicht sämmtlich wahr zu sein. Das Erwiesene genügt. Wahrscheinlich klingt die Behauptung, die Schlacht- und Packhäuser, aus denen alljährlich unzählige Konservenbüchsen mit Hühnerfleisch versandt werden, habe noch nie der Fuß eines Huhnes betreten. Warum denn auch? Ungeborene Kälbchen, mit denen sonst nichts anzufangen wäre, liefern vorzügliches Hühnerfleisch. Business is business. Und die Hauptsache, daß man Europen unterbieten und doch Milliardär werden kann. Lest nur, welche Ehren die Armours jetzt wieder in Kiel einheimsen.

* * *

Ein Konfektionär schreibt mir:

„Der in Ihrer Zeitschrift vom zweiten Juni erschienene Artikel ‚Heimarbeiterschutz' reizt mich, als Kaufmann, zu einer Erwiderung. Fräulein Simon sagt in ihrem Aufsatz Manches, was nicht richtig ist. Daß die sogenanten ‚besseren Kreise' in die Heimarbeitausstellung strömten, finde ich durchaus nicht auffällig; diese Kreise haben eben Zeit und glauben, ohne persönliche Unbequemlichkeit an der sozialen Gesetzgebung mitarbeiten zu können. Daß sie sich dann entrüsten, wenn sie von dem ‚Arbeiterelend' hören, ist wohl auch natürlich; sie nehmen, ohne lange Prüfung, eben Alles, was sie dort sehen, für bare Münze. Sobald man ihnen etwas Anderes erzählt (und Das geschieht in den ihnen zugängigen Zeitschriften ja manchmal), glauben sie wieder Dies oder beruhigen sich wenigstens, in der angenehmen Hoffnung, ‚es werde nicht so schlimm sein.' Ich will gleich sagen, daß uns Kaufleuten die in der Hausindustrie herrschenden Zustände durchaus nicht etwa

Digitized by Google

vollkommen erscheinen. Der Laie, dem ein paar Auswüchse gezeigt werden, kann sich von diesen Zuständen aber kein richtiges Bild machen. Fräulein Simon sagt, der Ausstellung sei Einseitigkeit und tendenziöse Mache vorgeworfen worden. Beide Ausdrücke mögen gefallen sein; aber der Satz: ‚Gegenbeweise werden natürlich nicht erbracht' ist zweifellos falsch. Ich selbst bin Mitglied des Handelskammer-Fachausschusses meiner Branche gewesen. Wochen lang ist da von den ersten Firmen Berlins aus allen Geschäftszweigen Material beigebracht und rückhaltlos sind die Schäden besprochen worden. Auch wurden Listen eingereicht, aus denen der Jahresverdienst der Heimarbeiter zu erkennen war. Auf Wunsch eines Vorsitzenden wurden diese Zusammenstellungen nach dem Alphabet gemacht, damit man sie nicht willkürlich arrangirt nennen könne. Daß es an Bemühungen, eine Gegenausstellung zu veranstalten, nicht gefehlt hat, möge man mir glauben; die Thatsache wäre auch schnell zu erweisen. Die Vorsitzenden haben aber energisch davon abgerathen und gesagt, durch eine Gegenausstellung würde man nur wieder unnöthige Polemik heraufbeschwören, ohne die Sache, der man helfen will, zu fördern. Als unbestreitbar ist festgestellt worden, daß die für in der Werkstatt geleistete Arbeit bezahlten Löhne fast überall genau die selben sind wie die Akkordlöhne für Heimarbeit. Dabei ist zu bedenken, daß der Heimarbeiter den täglichen Gang ins Geschäft spart, also Zeit und Kleidung, daß er arbeiten kann, wie es ihm paßt, und, da zu Haus bekanntlich mehr geleistet wird, auch mehr verdient als der Fabrik- und Werkstättenarbeiter. Daß Damen aus den schon erwähnten ‚besseren Kreisen' die Berufsarbeit unterbieten, ist zuzugeben; diese Fälle sind immerhin aber selten. Das von der Handelskammer gesammelte Material wird der Regirung übergeben, die eine Enquete veranstalten wird. Ich fühle nicht den geringsten Beruf in mir, dieser Enquete vorzugreifen. Sie wird nach meiner Ueberzeugung lehren, daß die von Fräulein Simon geforderten, durch Einigungämter festzusetzenden Mindestlöhne einstweilen unmöglich sind; sie wären höchstens für bestimmte Stapelartikel festzusetzen, nicht aber für Phantasieartikel. Da Fräulein Simon den Professor Sombart lobend erwähnt, wird sie mir gern bestätigen, daß dieser Nationalökonom den deutschen Kaufmann rühmt. Nun: diesem Kaufmannsstand darf man ruhig auch die Beseitigung von Mißständen überlassen; er hat oft bewiesen, daß die Gewinnsucht ihn nicht blind macht und daß er sozialen Nothwendigkeiten Opfer zu bringen vermag. Fräulein Simon wünscht die Heimarbeiterinnen in die Krankenkasse aufgenommen zu sehen. Das braucht sie nicht mehr zu wünschen. Seit Jahren gewährt die Krankenkasse den Heimarbeiterinnen Unterstützung, Aufnahme in Erholungstätten, Alles, was sie den Fabrikarbeiterinnen zu bieten hat. Ich bitte, den deutschen Kaufmann so zu achten, wie ers verdient, und nicht anzunehmen, daß er kein Herz für seine Arbeiter habe. Man sollte doch auch berücksichtigen, daß das Angebot viel geringer ist als die Nachfrage und daß sich daher die Preise von selbst reguliren."

* * *

Der Kaiser ist von Hannover neulich im Automobil nach Hamburg gefahren. In Celle hielt er sich drei Viertelstunden auf, um das Welfenschloß und die Schloßkirche zu besichtigen. In Lüneburg blieb er eine halbe Stunde, um die Johanniskirche anzusehen. In Hamburg war er zwei Tage lang; hatte für das neue Bismarckdenkmal (über dessen „intime" Enthüllung ich vor ein paar Wochen hier sprach und dessen Gestalter, Plastiker und Architekt, ganz gegen die Kleiderordnung keinerlei „Auszeichnung" erhalten haben) aber keine Zeit oder kein Interesse. „Als der Kaiser, auf der Fahrt zu Herrn von Grumme, an dem Bismarckdenkmal vorbei kam, konnte man sehen, daß er das gewaltige Monument scharf beobachtete und sich noch einmal nach ihm umwandte." Das war Alles, was

Digitized by Google

ich in hamburger Zeitungen fand. Also keine „Besichtigung“. Und die Hamburger sind doch so gutmüthige Leute. Um weder beim berliner Hof noch bei der hanſiſchen Bürgerſchaft Aergerniß zu erregen, haben ſie ihr (gräßlich langweiliges) Kaiſerdenkmal vor dem Rathhaus ohne Inſchrift gelaſſen. „Wilhelm der Erſte“: Das wollte man in Berlin nicht. „Wilhelm der Große“: Das war einſtweilen in Hamburg noch nicht möglich. Obs lange unmöglich bleiben wird? Als in Cuxhaven, beim Feſtmahl des Norddeutſchen Regattavereins, der hamburgiſche Bürgermeiſter Mönckeberg den anweſenden Kaiſer in einem Trinkſpruch begrüßte, erinnerte er an die Thatſache, daß vor zehn Jahren auf dem Kyffhäuſer ein Kaiſerdenkmal enthüllt worden ſei. Die doch wohl nicht ferner liegende Thatſache, daß vor zehn Tagen Hamburg das erſte würdige Bismarckdenkmal enthüllt habe, verſchwieg der höfiſch geſchulte Republikaner. Das Denkmal ragt über die Stadt hin. Der Kaiſer mußte es ſehen. War, wenn er an Bord des Ballienſchiffes ging, das ihm für die Sommerreiſe „zur Verfügung geſtellt iſt“, jedesmal dicht daran. Sah es aber nicht genau; trotzdem er Zeit hatte, dem horner Pferderennen beizuwohnen und im Haus eines Packetfahrtdirektors die Taufpathenrolle zu übernehmen. Und die höchſte Obrigkeit der Freien Hanſeſtadt hatte nicht den Muth, ihren Gaſt zur Beſichtigung des Denkmals einzuladen. Hat auch Studenten, die in feierlichem Zug hinpilgern und einen Kranz niederlegen wollten, die Ausführung dieſer Abſicht unterſagt, weil der Zug den Straßenverkehr ſtören könne. Wird dieſen Stützen der Republik nicht endlich wenigſtens die kleine Hofjagduniform verliehen? Sie haben ſolche Auszeichnung redlich verdient. Dank, lieber Burchard und Mönckeberg, Dank, lieber Mönckeberg und Burchard für die herrlich gelungene Sekretirung des Bismarckdenkmals!

* * *

Hofbericht. „Der Kaiſer begab ſich geſtern nachmittags um fünf Uhr vom Neuen Palais aus im Automobil nach Berlin, um dem Reichkanzler einen Beſuch abzuſtatten. Der Monarch hatte mit dem Fürſten von Bülow in deſſen Palais eine anderthalbſtündige Unterredung und ging im Anſchluß hieran mit dem Fürſten etwa eine Stunde im Garten des Reichskanzlers ſpaziren. Später nahm der Monarch bei der Fürſtin von Bülow den Thee ein und begab ſich mit Automobil nach Potsdam zurück. Dort fand abends um acht Uhr im Neuen Palais beim Kaiſerpaar eine Familientafel ſtatt.“ Abfahrt: fünf, Ankunft: halb ſechs Uhr. Anderthalbſtündige Unterredung: jetzt iſts Sieben. Einſtündiger Spaziergang: Acht. Thee bei der Fürſtin Bülow, Rückfahrt, Umzug; und „um Acht fand bei dem Kaiſerpaar im Neuen Palais eine Familientafel ſtatt.“ Ein einziges Mal habe ich die offiziellen Zeitangaben nachgerechnet: und gerade da wollte es nicht ſtimmen.

* * *

I. Ein von der Kaiſerin unterzeichnetes Schreiben ſchließt mit den Worten: „Ich weiſe dabei noch beſonders auf das Gebiet der Heimarbeit hin, wo die Hilfe im weiteſten Umfange geboten iſt und wo die Frauenhilfe, den höchſten und ſchönſten Beruf der Frau erfüllend, durch perſönliches, wahrhaft opferwilliges Eintreten mannichfache Noth lindern, umfaſſende Hilfe bringen, wahrhaften Troſt und reiche Hilfe ſpenden kann.“ Die Abſicht ſo gut; und der Ausdruck ſo übel. Frauenhilfe bringt Hilfe und ſpendet Hilfe: welcher hilfloſe Zufallsmirbach ſtiliſirt denn dieſe Briefe, die doch an Deutſche gerichtet ſind? II. Aus der Rede, die der Kaiſer in der mit pfiffigſter Gſchnaskunſt reſtaurirten Ruine Kreuzenſtein hielt: „Sie wollen demjetzigen Geſchlecht vorführen, wie unſere ſchwertgewaltigen Ahnen die ritterliche Tugend der Tapferkeit hochgehalten und ihre ritterliche Verehrung den Frauen bewieſen haben. Mögen dieſe Ihre Beſtrebungen, denen ich mich

Digitized by Google

aus ganzem Herzen anschließe, noch so verkleinert oder angegriffen werden: immerhin wird Jeder davon überzeugt sein, daß Ihrem Werk Ehre gebührt, daß Ihr Werk eine Kulturthat ist. Erneuern wir die Ideale, welche frühere Geschlechter erfüllt haben! Bauen wir Altes wieder auf! Setzen wir Altgebautes fort!" III. Aus der Rede, die der Kaiser in Diedenhofen gehalten hat: „Wie es dem Lieben Gott gefallen hat, im vorigen Jahr uns den Frieden zu erhalten, so bin ich fest überzeugt, daß es auch fernerhin mir gelingen wird, gestützt auf unsere Wehrkraft, dem Deutschen Reich den Frieden zu erhalten und zu verbürgen, daß die Lothringer ungestört ihrer Arbeit nachgehen können." IV. Aus der cuxhavener Rede des Kaisers: „Der deutsche Manneswerth wird am Besten ausgebildet, am Hellsten und Klarsten wird unseren Deutschen das Auge gemacht, wenn sie auf das Salzwasser kommen." Goethe: „Welche Erziehungart ist für die beste zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiff und lassen sie im Dienst herankrabbeln. Wie sie Etwas leisten, haben sie Theil am Gewinn; und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute; und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegensten Piraten. Aus einer solchen Masse können denn freilich Helden hervortreten, die den verderblichen Brander mit eigener Hand an das Admiralschiff der feindlichen Flotte festklammern."

* * *

The Byzantine Empire. Der Byzantinismus ist eine Krankheit, die nicht immer nur im Verkehr mit Majestäten und Hoheiten sichtbar wird. Sie wirkt auch in Denen, die sich nicht schämen, Frau Alice Longworth, geborene Roosevelt, in Kiel mit Jubelrufen zu empfangen und uns ausführlich zu erzählen, was diese gleichgiltige Tochter eines applausgierigen Papas anhat, thut und plappert. Vor ein paar Wochen hat Fräulein Bertha Krupp sich verlobt. Die privateste aller Privatsachen, nicht wahr? Man mag sie verzeichnen wie eine andere „interessante Familiennachricht"; dann aber den Mund halten. Die Zöglinge der Byzantinerschule können's nicht. Ein paar Proben von Dem, was wir lesen mußten. „Die reichste Erbin Deutschlands hat sich verlobt. Die Betriebe der Firma Krupp wurden 1903 auf 159 Millionen eingeschätzt. Fräulein Bertha Krupp ist Hauptaktionärin. Ihr Vater hatte 15 bis 19 Millionen Jahreseinnahme. Der glückliche Bräutigam, Legationrath Gustav von Bohlen und Halbach, ist, da er im sechsunddreißigsten Lebensjahr steht, kein Jüngling mehr, aber eine außerordentlich sympathische, frische Erscheinung. Sein Vater ist einer der besten Rennreiter gewesen und hat dabei großartige Triumphe errungen. Diese Liebe zum Sport soll auch der glückliche Bräutigam besitzen. Er hat sich auch als vorzüglichen Diplomaten bewährt und der Kaiser hat den liebenswürdigen Mann wiederholt ausgezeichnet. Bertha Krupp ist gerade keine Schönheit, aber in ihrem ganzen Wesen liegt etwas ungemein Sympathisches, Bescheidenes und Freundliches." Keine Schönheit? Alii aliud. „Fräulein Krupp ist eine blühende, madonnenhafte Erscheinung von frischem Aussehen und guter Körperbildung. Dazu kommt ein außerordentlich feines und liebenswürdiges Wesen. Die Braut ist mit all den Vorzügen ausgestattet, die ein ungetrübtes Eheglück zu verbürgen im Stande sind. Krupp liebte eine Erziehung zum Optimismus und begründete seine Vorliebe damit, daß er sagte, das Leben bringe an und für sich schon genug Trauriges und Häßliches und deshalb müsse man junge Menschen und namentlich Mädchen hauptsächlich mit den Lichtseiten des irdischen Daseins bekannt machen, nicht mit den Mängeln, die sich im praktischen Leben von selbst aufdrängen und nicht erst ausdrücklich hervorgehoben und geschildert zu werden brauchten. Der Bund, den das Brautpaar schließen will, entspringt einer

Digitized by Google

wahren Herzensneigung. Herr von Bohlen und Halbach wird nach der Hochzeit den Dienst quittiren und die Leitung der Firma Krupp übernehmen". Sind dazu Vorkenntnisse nicht nöthig? Oder kann man sie als Sportfreund und Diplomatenlehrling so nebenbei erwerben? Und wirkt das ganze Gebahren nicht sicherer noch als Brechweinstein und Ipekakuanha? Die liebe Oeffentlichkeit hat nicht das geringste Recht an das Paar; und sollte es drum in Ruhe lassen. Zweiter Streich; Ort der Handlung ist die Beletage des Reiches. Hört! „In nicht zu verkennender Weise hat ein biederer Schuhmachermeister seiner Verehrung für den Reichskanzler Ausdruck verliehen. Dieser Meister hatte Kenntniß von dem Ohnmachtanfall des Fürsten von Bülow erhalten; und da er sich schon wiederholt als Poet versucht hatte, setzte er sich hin und schrieb an ‚Seine Durchlaucht den Herrn Reichskanzler Fürsten von Bülow' folgende Verse:

Hier dieser Meister täglich denkt
Von früh bis abends späte,
Daß Gott recht langes Leben schenkt
Dem Mann, der an der Tete.
Ders Ruder führt mit fester Hand
Nur stets zum Wohl fürs deutsche Land.
Daß ihm der Kurort Norderney
Für immer eine Stärkung sei:
Dies hofft man jetzt mit Gottvertraun
In allen deutschen Landesgaun,
Sowie auch da in sein'm Revier
Der Meister in der Werkstatt hier,
Der Gott vertraut mit frohem Muth,
Als echtes deutsches Handwerksblut.

Diese Verse schickte er, mit seiner Photographie, an den Reichskanzler; und war höchst überrascht, als er jetzt vom Kanzler einen eingeschriebenen Brief erhielt. Auf der einen Seite des Briefes war der Kanzler abgebildet, auf einem Spazirgang begriffen, auf die andere Seite hatte Fürst Bülow eigenhändig Folgendes geschrieben: ‚Herzlichen Dank dem wackeren Meister für die in hübsche Verse gekleideten guten Wünsche. Reichskanzler Fürst Bülow'". Ungefähr sagt Das der Kaiser auch; sagt auch, daß Alldeutschland für Bülows Genesung bete; nur mit ein Bischen anderen Worten. Daß mans aber auch druckt, wenns in kümmerlichstem Schusterdeutsch ausgesprochen wird: Das gehört zum Ganzen. Weiter. Ein wahres Fressen für die Byzantiner war die Herkomer-Konkurrenz genannte Automobilwettfahrt. Prinz Heinrich fuhr mit. Wie jeder Automobilbesitzer, dems Spaß macht. Wurde nicht Sieger. Hatte nicht mal einen der besten Wagen. Thut nichts; wohin das Auge blickte: überall fand es den Namen des Prinzen. „Gossensaß. Prinz Heinrich fuhr um 2 Uhr 11 Minuten unter stürmischen Huldigungen der Kurgäste und Ortsbewohner durch den Kurort." „Brennerbad. Prinz Heinrich passirte den Ort um 2 Uhr 25 Minuten". „Belten. Die Gemeinde bereitete dem Prinzen Heinrich, der heute früh bei herrlichem Wetter ankam, in dem festlich geschmückten Ort einen feierlichen Empfang. Bürgermeister Unding und Schriftsteller Krobath hielten Begrüßungansprachen. Der Prinz nahm ein Ehrenbuch Beltens und ein prächtiges Bouquet für seine Gemahlin entgegen und sprach mit freundlichen Worten seinen Dank aus. Der Aufenthalt des Prinzen dauerte etwa fünf Minuten." „Innsbruck. Prinz Heinrich besuchte heute den Zirlerberg. Er traf um 3 Uhr 41 Minuten ein und begrüßte den Erzherzog Eugen herzlich,

Digitized by Google

der seine Inspizirungreise unterbrochen hatte, um den Prinzen zu sehen." „Wien. Prinz Heinrich nahm die schwierigen Kurven des Berggeländes meisterhaft." Und so weiter. Spalten lang. Das wird telegraphirt und redigirt, gesetzt und gedruckt. Als gelte es, über den Siegeslauf eines Helden zu berichten. Ahnen die Leute, die solches Zeug ans Licht bringen, denn nicht, daß der Sport jeden vernünftigen Sinn verliert, wenn die ihn Uebenden nach Geblüt und Rang unterschieden werden? Schließlich vernahmen wir noch, Prinz Heinrich habe in München einen „ganz einfachen Jacketanzug", die Erbprinzessin von Meiningen, die auch mitgefahren war, ein „schlichtes graues Kleid" getragen. Unbegreiflich, daß solche Hoheit nicht selbst in der Garage sich in Gold und Purpur hüllt. Alles aber Kinderspiel, wenn mans dem täglich über Leben und Leistung des Kaisers Geschwatzten und Gedruckten vergleicht. Lokalanzeiger: „Oberprimaner des Königlichen Gymnasiums in Danzig haben sich einen patriotischen Scherz erlaubt. Sie telegraphirten, nachdem ihnen vom Direktor eine abschlägige Antwort ertheilt worden war, direkt an den Kaiser nach Prökelwitz, ob die Schüler zum Stapellauf des Linienschiffes ‚Schlesien' frei haben könnten. Umgehend traf eine bejahende Antwort ein." Der Gymnasialdirektor war vor den Schülern blamirt. Ich wartete auf die Nachricht, er, die Mitglieder des Provinzialschulkollegiums, vielleicht auch der Minister für Unterricht hätten ihre Entlassung erbeten; warte noch immer drauf. Berliner Morgenpost: „Bei seiner Landung in Neapel nahm der Kaiser noch einmal Gelegenheit, den an Bord befindlichen Beamten der Hamburg-Amerika-Linie volle Zufriedenheit mit den mustergiltigen Einrichtungen des von ihm benutzten ‚schwimmenden Hotels' auszusprechen. Er fragte den Kapitän, ob die von ihm bisher bewohnten Staatskabinen der ‚Hamburg' nun in dem selben Zustand erhalten bleiben würden. Als die Antwort hierauf verneinend ausfiel, meinte er: „Das ist aber schade für den Geldbeutel Ihrer Gesellschaft. Ich bin überzeugt, daß mehr als ein Amerikaner wer weiß was bieten würde, könnte er eine Weile in den Kabinen leben, die ich bewohnt habe, und in dem Bett schlafen, in dem der Kaiser geschlafen hat.'" Leipziger Neueste Nachrichten: „Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, Gelegenheit hatte, einen Gang des Kaisers durch eine Gemäldegalerie zu beobachten und hingeworfene Urtheile über dieses oder jenes Produkt des Pinsels aufzufangen, Der weiß, wie schnell, bestimmt und scharf der Kaiser seine Ansicht über den Werth oder Unwerth einer Arbeit abzugeben pflegt. Oberflächlichkeit ist ihm zuwider. Personen mit gründlichem Wissen begegnet er mit Hochachtung, während ihm das Schwätzerthum verhaßt ist. Wo er es haben kann, geht er bei einem Fachmann in die Schule; und das lebendige Wort im direkten Verkehr, verbunden mit einer genauen Veranschaulichung des Wissensstoffes, ist ihm zehnmal lieber als alle Theorie der Bücher." In hundert Blättern ist die folgende Notiz erschienen: „Kaiser Wilhelm bekleidet im Ganzen sechsunddreißig militärische Ehrenstellen. Da jede eine besondere Uniform erheischt, die in zwei oder drei Exemplaren vorräthig gehalten wird, so ergiebt sich, wenn man Helme, Degen, Schärpen und Aehnliches hinzurechnet, eine ganz ansehnliche Summe kaiserlicher Uniformstücke. Die Verwaltung dieser Uniformen untersteht einem Offizier, der auch bei Reisen des Monarchen für richtige und vollständige Packung der Uniformstücke verantwortlich ist." Alles wiederholt sich nur im Leben. Am Bourbonenhof gab es zwei Herren, die jeden Morgen den Nachtstuhl der französischen Louis inspizirten und von denen Taine erzählt, daß sie, den Degen an der Seite, en habit de velours, venaient vérifier et vider, s'il y avait lieu, l'objet de leurs fonctions. Ihnen voran (weit voran) schritt der porte-coton und hielt sich bereit, de présenter, humble et respectueux, la serviette au moment voulu. Die Revolution beseitigte

Digitized by Google

diese anmuthigen Hofchargen, Ludwig XVIII. führte sie wieder ein und Karl X mochte, wie es scheint, auf sie nicht verzichten. Alles wiederholt sich nur im Leben. Lokalanzeiger: „Nach Berichten aus Burg Kreuzenstein stehen alle Mitglieder der Familie des Grafen Wilczek unter dem Eindruck der sieghaften Persönlichkeit des Kaisers, die einem Tag, welchen die unerhörten Wetterunbilden vollständig zu verderben drohten, eine Weihe zu verleihen wußte und die Stunde des Verweilens in der alterthümlichen Burg zu einer Bedeutung erhob, welche nicht so bald vergessen sein wird, vielleicht mit der Zeit noch an Werth gewinnt." Stil und Gesinnung lassen keinen Zweifel darüber, daß der Bericht nur von einem Untertertianer, einem unbrauchbaren Kindermädchen oder einem deutschen Staatssekretär stammen kann. Tägliche Rundschau: „Wenn das Erstarken freundlicher Gesinnung für Deutschland in den Vereinigten Staaten unleugbar wahrgenommen werden kann, so ist Das besonders einem Umstand zuzuschreiben: der großen Popularität unseres Kaisers. Dem Amerikaner macht es Freude, unseren Kaiser in mehr als einer Beziehung in Parallele mit dem Präsidenten Roosevelt bringen zu können. In Beiden erkennt er die dem amerikanischen Charakter so kongeniale Mischung kräftigster realer Bethätigung eines auf ideale Ziele gerichteten Strebens. Sollten, vielleicht in noch ferner Zukunft, die Verhältnisse dazu führen, einem durch die Diplomatie angebahnten engeren Anschluß Deutschlands an die Vereinigten Staaten einen prägnanten Ausdruck zu geben, so brauchte der Kaiser nur der schon oft geäußerten Anregung zu folgen und diesem Land einen Besuch abzustatten. Der ihm hier bereitete Empfang würde alles Dagewesene im Schatten lassen und ein weltgeschichtliches Ereigniß werden." Bürgermeister Burchard in Hamburg: „Wir gedenken stolz und dankbar unseres großen alten Kaisers, seines ritterlichen Sohnes und seines erhabenen Enkels. Glänzend verkörpert uns die Majestät Kaiser Wilhelms des Zweiten den Reichsgedanken." Oberbürgermeister Körte in Königsberg: „Ich bitte Sie, ein Hoch auszubringen dem zielbewußten Herrscher, der in allen das Vaterland vorwärtsbringenden Fragen uns ein Vorbild ist, dem von unendlicher Liebe seines Volkes umflossenen Heros, der uns immer vor Augen steht, dem Mann, der uns der Inbegriff des Vaterlandes ist, unserem allgeliebten Kaiser Wilhelm dem Zweiten!" Ein Industrieller bei einer Bismarckfeier in Westfalen: „Unser Kaiser muß am Besten wissen, was uns nothut, und er bürgt uns dafür, daß wir im bismärckischen Geist weitergeführt werden." Dresdener Nachrichten: „Als der Kaiser vor zwei Jahren im Saupark bei Springe weilte, ereignete es sich, daß bei einem eingestellten Jagen auf Grobe Sauen das Wild sehr schlecht lief und daß wiederholt längere Pausen eintraten. Ungeduldig stand Oberjägermeister Freiherr von Heintze neben dem Kaiser. Doch Dieser faßte die Sache humoristisch auf, scherzte über die Keiler, die nicht zur Stelle kamen, und schoß inzwischen nach fernstehenden Gegenständen. Auf etwa hundertzwanzig Meter Entfernung saß an einem Baumstamm ein Wegebezeichnungschild mit der Aufschrift: ‚Nach dem Drakenberg.' Der Kaiser sah durch sein Jagdglas; eben so der Oberjägermeister. ‚Welchen Buchstaben soll ich treffen?' fragte der Kaiser. ‚Das große D', antwortete Freiherr von Heintze. Da fiel der Schuß. ‚Und nun?' fragte der Kaiser. ‚Das k', antwortete Herr von Heintze. Wieder knallte die Büchse. Da lief ein Keiler über das Schußfeld. ‚In welches Auge soll ich ihn treffen?' fragte der Kaiser. ‚Ins linke', antwortete der Oberjägermeister. Der Schuß fiel. Der Keiler ruckte zusammen, drehte um und brach nieder. Die Kugel hatte das linke Auge getroffen. Als die Jagd abgeblasen war, schritt der Kaiser mit seinem Oberjägermeister über das Schußfeld nach dem Wegeschild; auch die Jagdgesellschaft kam heran. Die beiden Kugeln hatten die Buchstaben D und k in der Mitte durchschlagen.

Digitized by Google

Jeder Buchstabe war kaum vier Centimeter hoch." Der Botschafter Freiherr Speck von Sternburg: „Kaiser Wilhelm der Zweite ist ein überlegener Geist, der die Wissenschaft in den Dienst der Industrie spannen will. Er ist bekanntlich einer der hervorragendsten technischen Fachmänner und Meister auf dem Felde der Mechanik in Deutschland." Professor Peabody (der zweimal, vielleicht sogar dreimal im berliner Schloß frühstücken durfte): „Der Deutsche Kaiser erregt die Aufmerksamkeit der Welt, weil er die geistig bedeutendste Erscheinung unserer Zeit ist. Niemand von Allen, die mit ihm in Berührung kommen, kann sich diesem Eindruck entziehen. Seine Vielseitigkeit, die außerordentliche Weite seines Wissens und die Leichtigkeit seiner Auffassung sind ein Quell immer neuen Staunens. Ein Professor der Physik hat mir gesagt, der Kaiser wisse über Physik und Elektrizität mehr als irgend ein anderer Mensch, den er kenne. Eben so groß sind, nach der Versicherung eines Professors der Anatomie, des Kaisers physiologische Kenntnisse. Und gar erst in der Theologie und Philosophie! Ein berliner Hofprediger erzählte mir, daß der Kaiser eines Morgens beim Frühstück, als die Rede auf Assyrien kam, die ganze Liste der assyrischen Könige, ohne zu stocken, hersagte. Wir haben also einen wunderbar ausgebildeten Geist vor uns, der zugleich den höchsten sittlichen Idealen zugewandt ist."

* * *

„Wenn nur ein Quentchen von Dem wahr ist, was das unbeholfene und rührend naive, dabei aber marktschreierisch geschwätzige Programm über ihn erzählt, dann ist er ein Mann, der keine Beleidigung erträgt, dessen weiches Herz jedoch keinem Kinde eine Bitte abschlagen kann, ein Mann mit ungeheurem Selbstbewußtsein, dabei bescheiden und einfach, ein bedeutender Astronom, Geologe, Botaniker und Zoologe, ein unübertrefflicher Schütze, der kühnste Reiter der Welt, ein Späher, Kundschafter und Depeschenträger, der die besten Spürhunde in Erstaunen setzt, ein verblüffender Künstler auf der Jagd nach Wild und Indianern, der bewunderte Freund vieler Generale, der gefürchtetste Feind seiner Feinde, ein Soldat, der keine Müdigkeit kennt und den kein Hinderniß schreckt." Diese Sätze standen in der Neuen Freien Presse über den großen Buffalo Bill.

* * *

Oberst von Deimling hat im Reichstag erzählt, der Hottentotenführer Abraham Morris sei der aus Posen gebürtige Sohn eines Rabbiners. Das klang wie ein Märchen; scheint aber wahr zu sein. Ein englischer Agent, der auf den Namen Lehmann Cohn hört, hat berichtet: „Ich kenne Morris persönlich, war oft, auch in London, mit ihm zusammen und kenne auch seinen Vater. Der war Rabbiner in der Provinz Posen und kam von dort nach London, wo ihm dann dieser Sohn geboren wurde. Abraham lief als vierzehnjähriger Junge von Hause fort, nahm zuerst auf einem Kauffahrteischiff Dienst, brannte nach drei Jahren durch und tauchte später in Südafrika auf. Er diente in britischen Regimentern und hatte es 1900 bis zum Wachtmeister gebracht. Im Burenkrieg focht er denn auch auf englischer Seite, zeichnete sich durch verwegene Patrouillenritte aus und leistete besonders während der Belagerung von Mafeking unter Baden-Powell gute Dienste. Dafür wurde er reichlich belohnt. Seitdem lebte er in Südafrika, trieb einen für seine Verhältnisse großen Aufwand und war als hitziger Kartenspieler bekannt." Wie er dann unter die Hottentotenkrieger gerieth, ist noch nicht festgestellt. Interessant aber, daß einer der Hauptführer der schwarzen Orlogleute, die uns in Südwestafrika nun schon so lange zu schaffen machen, aus Preußen stammt und früher in englischem Kriegsdienst stand.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

HW 28A3 D

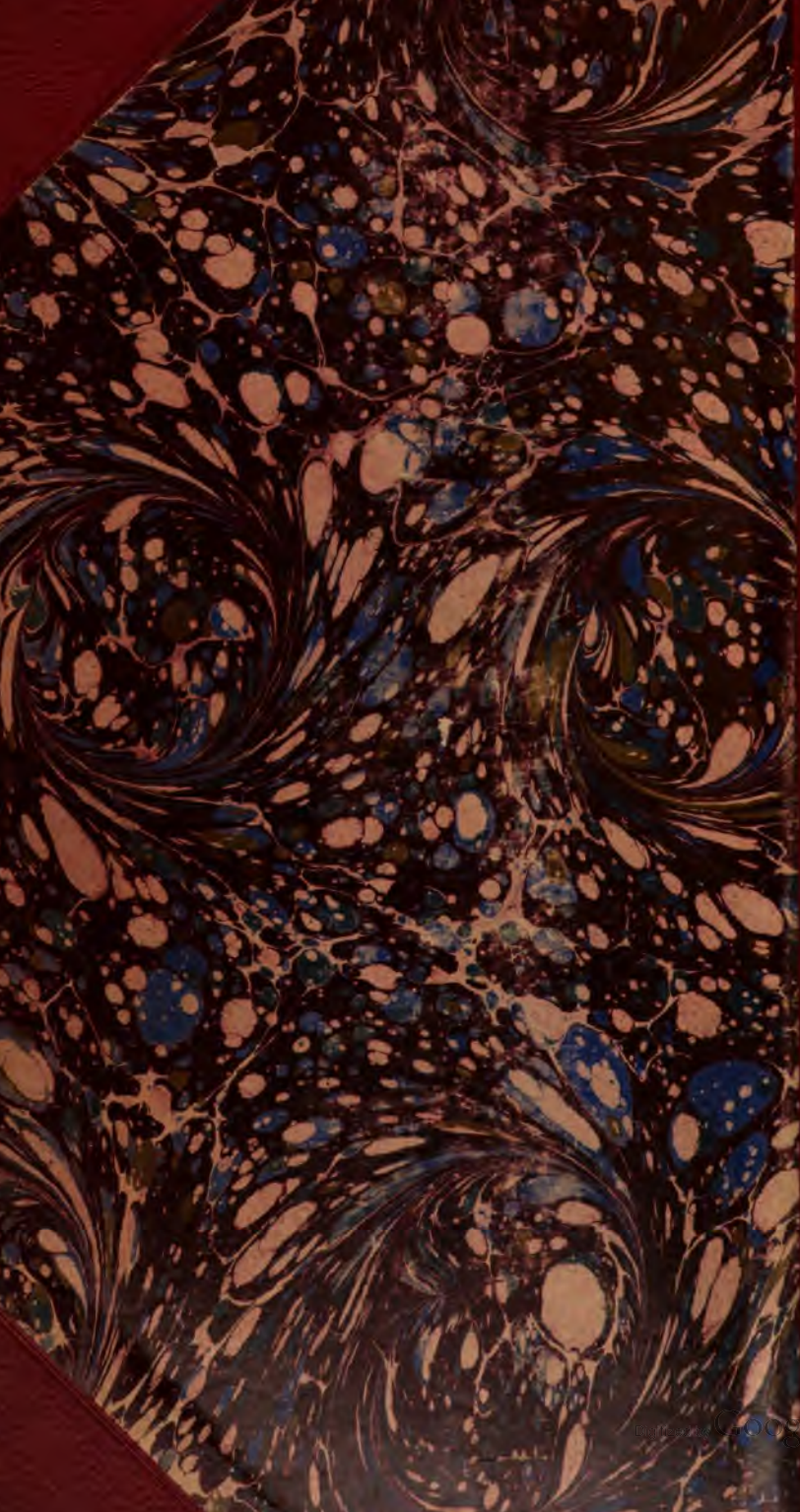
DUE MAY 10 '44

DUE MAY 10 '44

CANCELLED

SEP 70 H

MAR '70

Canceled

Digitized by Google